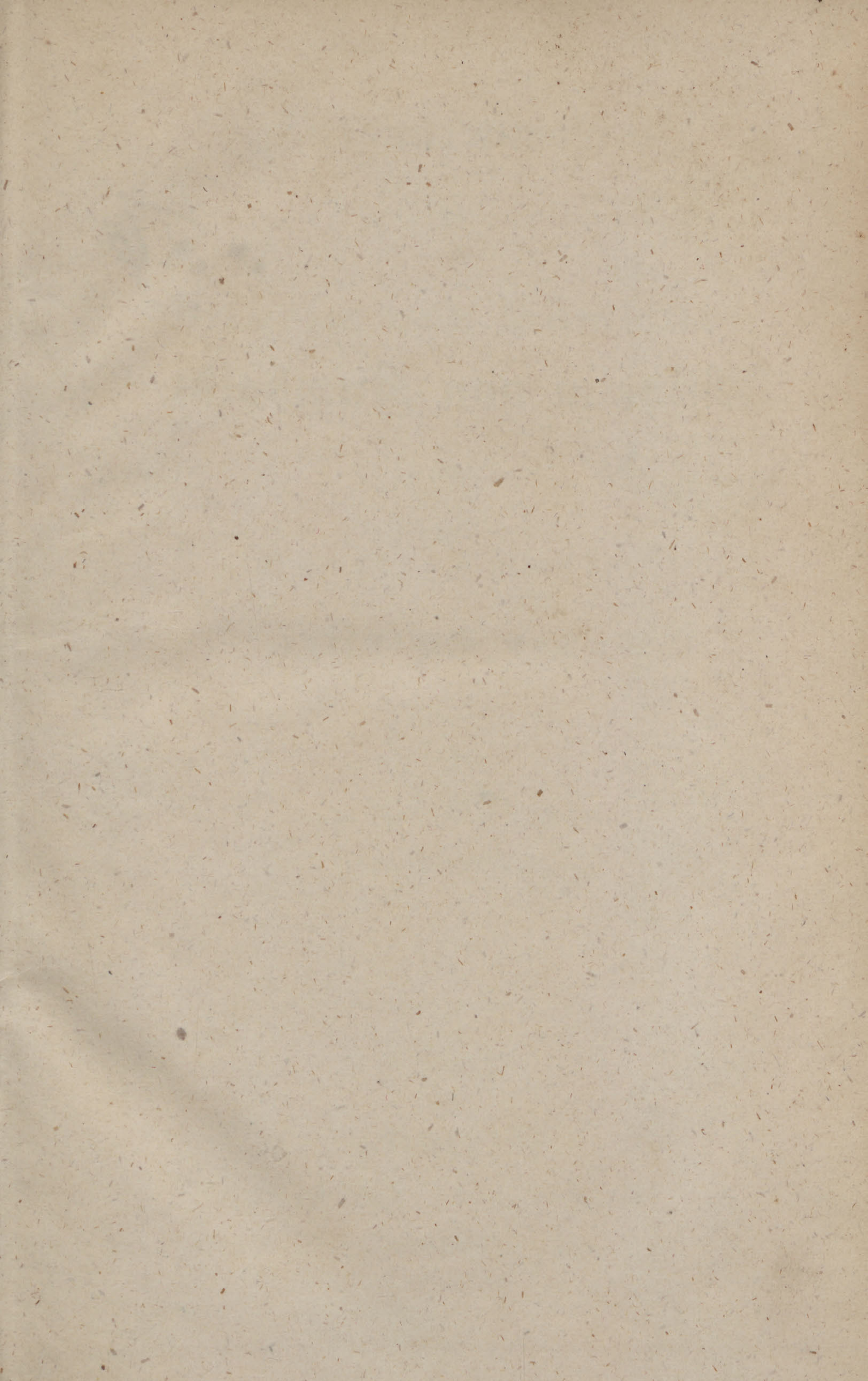
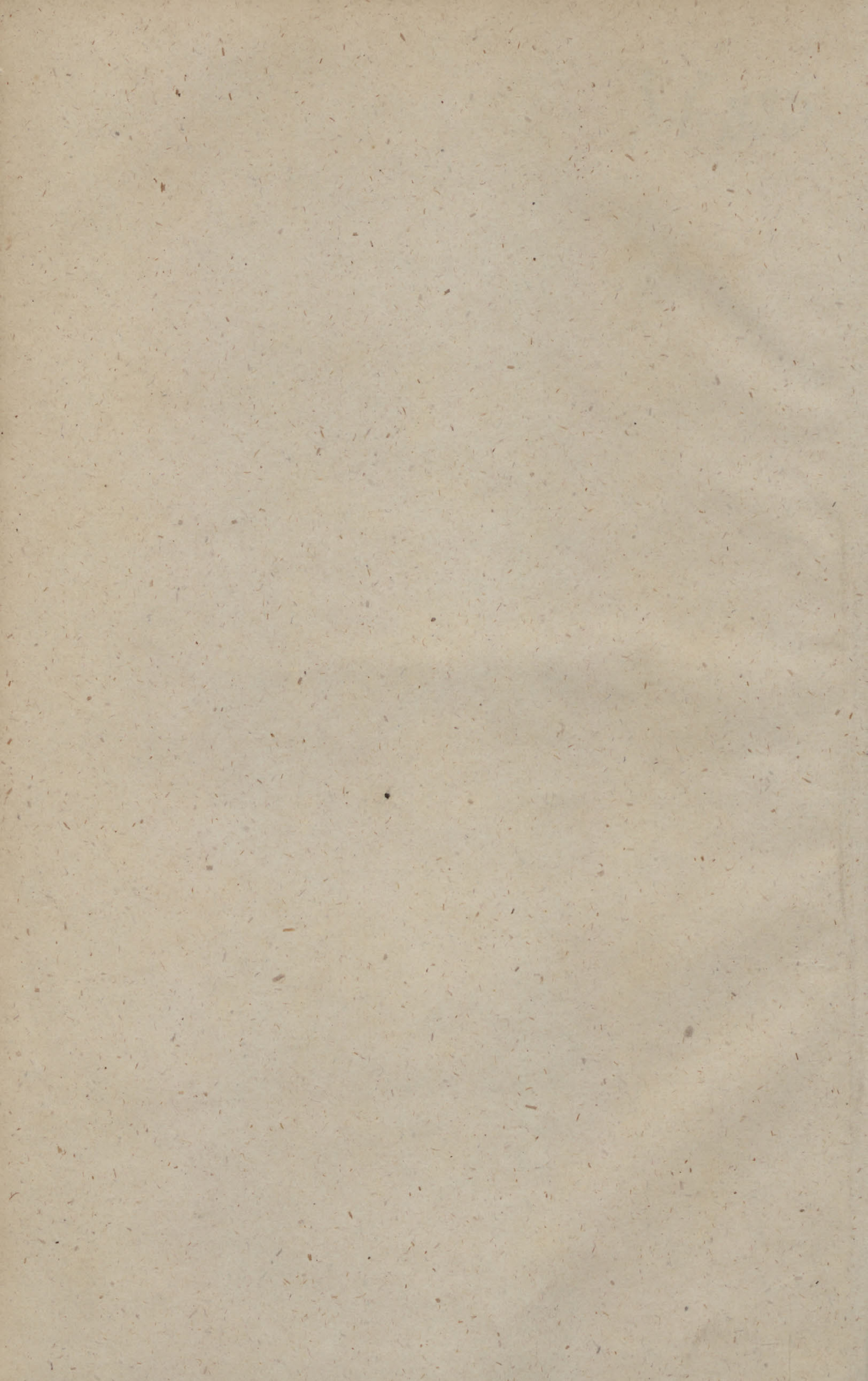


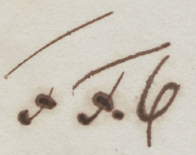


Erinnerungen

an

Wilhelm von Humboldt.





Von

Gustav Schlesier.

Zweiter Theil.

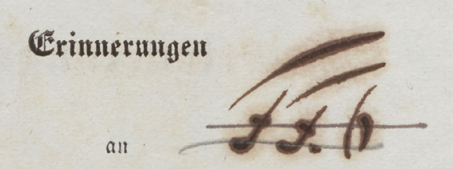
Stuttgart.

Franz Heinrich Köhler.

1845.

Erinnerungen

an



Wilhelm von Humboldt.



Von

Gustav Schlesier.

Zweiter Theil. Erste Abtheilung.

Von 1798 bis 1819.

Stuttgart.

Franz Heinrich Köhler.

1845.




BIBLIOTEKA ELBLĄSKA


BIBLIOTEKA
W TORUNIU
UNIWERSYTECKA

Viertes Buch.

Reisen und Aufenthalt im Ausland.

Leben in Paris. Spanische Reisen. Wiedereintritt in den Staatsdienst. Römische Gesandtschaft.

1798 bis 1808.

Als unser Humboldt den Entschluß faßte, die nächsten Jahre seiner Zurückgezogenheit von den öffentlichen Angelegenheiten größeren Reisen und längerem Aufenthalte im Ausland zu widmen, hatten sich die Verhältnisse in seiner Heimath noch in nichts Wesentlichem, die der europäischen Welt nur scheinbar verändert. In Preußen waltete noch die schwache Regierung Friedrich Wilhelm des Zweiten. Alle Hoffnungen richteten sich auf seinen Sohn und Nachfolger, der unter dem Namen Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg (16. Nov. 1797), kurz nachdem Humboldt seine Reise angetreten hatte. Daß es unter dem neuen Herrscher besser aussehen würde, als unter dem vorangegangenen, ließ sich erwarten; ob es ihm aber gelingen werde, den schlechten Geist zu bannen und Preußens Stellung in Europa zu erhalten, war bei den schwierigen Constellationen der Zeit nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Dem ruhigen Beobachter mußte mancher Zweifel darüber aufsteigen.

Der Gang der französischen Staatsveränderung und des dadurch veranlaßten Krieges war allerdings von der Art, daß man einige Zeit wähnen konnte, es werde nun zu einer beständigen Verfassung im Innern Frankreichs und zur gründlichen Wiederherstellung des allgemeinen Friedens kommen. Dies beruhte aber auf großer Täuschung. Ordnung in Frankreich und Friede konnten noch nicht bestehen. Die Gesinnung einiger Gewalthaber zur Zeit des Direktoriums verbürgte so wenig als der Baseler Separatfriede

die Hoffnung allgemeiner Versöhnung, und die Lorbeern, die Erzherzog Carl in Deutschland gewonnen, wurden doch weit von den Siegen des jungen Bonaparte in Italien verdunkelt, ja mit dem Auftreten dieses kühnen Helden ward in der französischen Nation jene Richtung, deren Verschwinden man hoffte, erst recht entfesselt. Der Friede von Campo Formio war eigentlich mehr ein Waffenstillstand, und fast von eben so kurzer Dauer als ein solcher.

Wie aber die Ereignisse auch kommen wollten, für Deutschland war selbst im besten Fall wenig Gutes zu hoffen. Regierungen und Völker erschlafft; von Nationalgeist kaum eine Spur; der politische Sinn des Volkes seit Jahrhunderten von elenden Gewalthabern so gut wie von einzelnen edlen erdrückt — einige Lichtpunkte rein geistiger Art nur in paar kleinen Fürstenthümern, die, vor der Entwicklung der größern Staaten, dem Vaterlande einen unvergeßlichen Dienst leisten sollten; von diesen Punkten aus allerdings ein Geistesleben, das im Moment über die politische und nationale Verwesung täuschte und auch deren Ende vorbereitete. An diesem bessern Sein des deutschen Volkes, an seiner Kunst und Wissenschaft hatte Humboldt, wie wir sahen, nach Kräften Theil genommen; von dem politischen Leben aber konnte der Edle nur sein Antlitz abwenden. Denn was war von dieser zerrissenen Nation, deren kraftlose Splitter zwei Monarchien, die sich tödtlich haßten, an ihrer Spitze hatten, zu gewärtigen, als Schmach und Niederlage? Was war vorauszusehen, als ein gräßlicher Umsturz, dessen Ausgang sich in keiner Art berechnen ließ? Was zu wünschen endlich, als eine gründliche Wiedergeburt im Innern und Aeußern unseres Nationallebens so wie des in seiner Isolirung ohnmächtigen, verderblichen Preußens.

Wer würde, wenn er unabhängig ist, ein Land, das so trostlose Aussichten hat, nicht lieber für längere Zeit ver-

lassen und seine Dienste für Zeiten sparen, wo er hoffen kann, etwas Nachhaltigeres zu wirken? Und wie hätte ein Mann, von so großartigem intellektuellem Streben und einer weit über das Zeitalter gehobenen Denkart, wie Humboldt war, seine Muse besser anwenden können, als indem er erst an allen Eroberungen deutscher Innerlichkeit, der Grundlegung einer bessern Zukunft, Theil nahm, alsdann aber in die Ferne ging, um vieler Länder Menschen und Sitten zu sehen und seine Kenntniß und Erfahrung nach so vielen Seiten, sonders aber nach denen, die ihn am meisten fesselten, zu vermehren. In der That, diese Wanderungen und Lebensjahre im Ausland waren für Humboldt von großer Bedeutung. In dem Anschaun südeuropäischer Völker und der Ueberreste des classischen Alterthums vervollständigte er seine Ansicht von dieser Vergangenheit und von der Menschheit überhaupt. Dann entwickelte sich sein angeborener Sinn für den Geist der Sprache, nicht allein im Verkehr mit den verschiedenen Nationen, sondern vielleicht noch mehr an den, zumal in Paris und Rom, angehäuften linguistischen Schätzen. Endlich vollendete sich während dieser Jahre der praktische Mensch: ein Staatsmann, der durch Weltkenntniß, Uebung und Gewandtheit einst so hervorleuchten sollte. Was überdies für Humboldt als genießenden Geist ein so langer Aufenthalt, wie er ihm vor allen in Rom und römischen Umgebungen vergönnt war, sein mußte, das würden wir auch ohne die unzweideutigsten Belege, die uns vorliegen, errathen.

Wir sahen, daß sein nächster Plan, mit der ganzen Familie nach Italien zu gehen, durch die kriegerischen Begebenheiten vernichtet wurde. Er wandte sich daher mit den Seinigen in das so eben auch von Süddeutschland aus geöffnete Frankreich und ging nach Paris. Wir sahen schon, wie er mitten in dieser fremden Umgebung im Anfang fast nur dem Interesse deutscher Kunst und Wissenschaft oblag

und seine Genossen an der Ilm und Saale mit einem umfassenden Beitrag zur Kunstphilosophie überraschte. Nunmehr haben wir nach den sonstigen Interessen seines Pariser Aufenthalts zu fragen, und Menschen und Verhältnisse vorzuführen, die ihn näher berührten.

Humboldt kam im Spätjahr 1797 zum zweiten Male nach Paris. Für ihn, der die französische Nation in der Zeit der ersten Freiheitsbegeisterung gesehn hatte, mochte der Ort, trotz der Umwälzungen, die er erlebt hatte, jezt in dem Moment der Abspannung nicht mehr den frühern Reiz haben, wenn schon das Interesse auch jetzt nicht ausgehen konnte. Da uns aber aus der Zeit des zweiten Aufenthalts überhaupt wenig Mittheilungen vorliegen, müssen wir uns um so mehr an den Widerschein halten, den einige auch für sie selbst sehr charakteristische Briefe der Frau von Humboldt auch auf ihn werfen. „Paris“ — schreibt sie 25. Mai 1798 an ihre Freundin Rahel nach Berlin — „Paris wäre der eigentliche Ort, an dem Sie leben müßten, an dem Sie, besonders wenn Sie auch einige Deutsche um sich hätten, sich gefallen würden, wie an keinem andern. Paris ist sehr schön, es giebt vielleicht kaum noch eine Stadt, die einen Anblick wie den darbietet, den man genießt, wenn man auf dem Pont-Royal steht, zur Rechten den Pont-Neuf, zur Linken den Pont de la Révolution, unten den schönen breiten Strom, zu beiden Seiten die breiten Quai's mit einer Reihe prächtiger Gebäude, das Schloß der Tuilerien, den Garten, und weiter die Champs-Elysees.“ Nachdem sie dann der Freundin ihren damaligen innern Zustand ausgelegt, ihr Bedürfniß, alles klar zu wissen und sollte es das Leben kosten, da es doch für den, welchen die Natur einmal so gemacht habe, kein andres Dasein gebe, und das Geständniß

hinzugefügt hat, daß sie nicht ohne die tiefsten Schmerzen und den bittersten Verlust zu dem Besitz dieser Klarheit gekommen sei, daß sie sich aber nun frei und ruhig fühle, und offenen Sinns für alles Menschliche und für alles Göttliche im Menschen, und zuletzt zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß der Punkt des innern Zusammenhalts die Liebe bleibe — „die allein unser Wesen gestalte und selbst wenn jede ihrer Täuschungen zerronnen, es noch sei, die den Takt des Lebens harmonisch erhalte" — nach solchen Ergießungen fährt sie fort: „Ich muß Ihnen ein Wort von meinen Kindern sagen. — In den Kindern lebt meine Seele, das fühlen sie wohl, und ich führe hier mit ihnen eine ganz häusliche Existenz. Die Vormittage dauern hier bis 4 Uhr, früher ißt kein Mensch, das giebt mir das Mittel, viel mit ihnen zu sein. Abends bin ich häufig in Gesellschaften oder im Theater, oft auch an meinem Theetisch, mit dem kleinen Zirkel meiner Bekannten zu Hause. Es sind viele Deutsche hier, denen mein Haus ein point de ralliement ist, ich sehe aber auch viel Franzosen und sehe sie gern. Das Theater ist unendlich interessant, die Komödie vortrefflich. Alle Feinheit, Höflichkeit, alle Oberflächlichkeit des französischen Wesens, ihrer Sitten wie ihrer Empfindungen, offenbart sich unendlich in ihren Stücken und in der Art, wie sie gespielt werden. Bei der Tragödie ist das vielleicht noch merkbarer. Ich kann mir nicht denken, wie man jemals gerührt werden könnte, aber interessirt ist man aufs äußerste, weil das Spiel der vorzüglichen Schauspieler ein vollendetes Kunstwerk ist." [1]) Das häusliche Glück schildert ein zweiter Brief der Frau von Humboldt näher. „Meine Kleinen," sagt sie, „werden dich sehr freuen. Li [Karoline] entwickelt sich sehr liebenswürdig, sie ist sehr zart und hat

---

1) Mitgetheilt von Varnhagen von Ense, Bildniß-Gallerie aus Rahels Umgang, I. 143—45.

einen seltnen Grad von Sentimentalität, von ganz natürlicher, wie du leicht denken kannst. Der Bruder [Wilhelm] ist schön, viel derber, sehr unartig, eigenwillig, und doch unendlich gutmüthig. Theodor ist das liebenswürdigste Kind, was ich je sah — er ist ganz dick und recht eigentlich fett, und sieht doch schlank aus, sein Gesichtchen hat einen Ausdruck von Fröhlichkeit, und doch deutet der Blick in seinem Auge auf etwas Tieferes. Sein Auge ist, als schaute man in den Himmel. Das Weiße darin ist ganz blau, und der Augapfel braun. Seine Haare sind blond, sein Mund einer der reizendsten, den ich je an einem Kinde sah. Wenn du den Jungen sehen könntest, er würde dich zum Narren machen, wie mich." [2])

Schon im Frühjahr 1798 ward H. die Freude, auch seinen Bruder noch einige Zeit in der Nähe zu haben. Er kam nach Paris, um sich der Entdeckungsreise anzuschließen, welche Kapitain Baudin ins Südmeer unternehmen sollte. Denn ganz aus eigenen Mitteln so umfassende Reisen durchzusetzen, schien ja kaum möglich. Doch zu bald machte der drohende Wiederausbruch des Kriegs in Deutschland und Italien die Ausführung dieses Planes scheitern. Nun wurden zwar die Reisevorbereitungen emsig fortgesetzt; Alexander lernte z. B. noch arabisch, und ohne Zweifel begann jetzt auch Wilhelm sein Augenmerk zuerst auf die amerikanischen Sprachen zu wenden, zu deren Ergründung er hoffen durfte, durch des Bruders Reise völlig neue Materialien zu erlangen. Alexander aber hatte nun keine Ruhe mehr. Schon wollte er mit seinem Freunde Bonpland auf einer schwedischen Fregatte nach Nordafrika und Aegypten gehen, um nachher jede sich bietende Gelegenheit zur größeren Reise zu nutzen. Gegen Ende Oktober 1798 verließ er Paris und

---

2) Ebendas., I. 147.

ging nach Marseille. Dies war ein schwerer Abschied. „Ich trennte mich", sagt er nachmals in der Schilderung seiner großen Reise, „von einem Bruder, der durch seinen Rath und durch sein Beispiel einen großen Einfluß auf die Richtung meiner Gedanken ausgeübt hatte. Er billigte die Gründe, die mich bestimmten, Europa zu verlassen; eine geheime Stimme sagte uns, daß wir uns wiedersehen würden. Diese Hoffnung, die nicht getäuscht wurde, versüßte den Schmerz einer langen Trennung. Ich verließ Paris in der Absicht, mich nach Algier und Aegypten einzuschiffen und durch den Wechsel der Begebenheiten, der über alle menschlichen Dinge herrscht, sehe ich meinen Bruder bei meiner Rückkehr vom Amazonenstrom und von Peru wieder, ohne das feste Land von Afrika berührt zu haben." 3)

Die schwedische Fregatte blieb aus; Unruhen in Tunis machten es auch nicht rathsam, dorthin zu gehen. Alexander beschloß nun den Winter in Spanien zuzubringen. Er kam nach Madrid, und hier nahmen seine Angelegenheiten eine über Erwarten günstige Wendung. Er erhielt vom Madrider Hof nicht nur die Erlaubniß, das Innere des spanischen Amerika zu bereisen, sondern auch die wünschenswertheste Förderung zu diesem Zweck. Den 5. Juni 1799 ging er mit seinem jungen Freunde zu Corunna nach dem neuen Continent unter Segel. Indem wir den Verlauf dieser für die Wissenschaft so außerordentlich ergiebigen Reise als bekannt voraussetzen, wenden wir uns zu den Begegnissen des älteren Bruders und zunächst zu dessen Aufenthalt in Paris zurück.

Schon zu Paris war das Humboldt'sche Haus ein Anhaltspunkt für jeden Deutschen, der nur einigermaßen

---

3) A. v. Humboldt's und Bonpland's Reise in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Continents in den Jahren 1799 — 1804. Thl. I. Stuttg. u. Tüb. 1815. S. 52 — 53.

verdiente, dessen Gast zu sein. Wenn auch Humboldt selbst seine Vielseitigkeit nicht so ausdehnen durfte, daß er nicht den bessern Theil der Zeit seinen Studien und Lieblingsrichtungen wie dem Umgang mit Männern, die ihm hier begegneten, zugewendet hätte, so war die Gattin um so gewisser der Punkt, um den sich das Verschiedenartigste sammeln konnte, und vor allen waren es deutsche Künstler, die sich ihrer Aufmerksamkeit zu erfreuen hatten. Der französische Maler David zog eine ziemliche Zahl junger Künstler nach Paris, unter den Deutschen z. B. den Maler Schick, den Bildhauer Tieck u. A. Diese jungen Männer erfreuten sich schon damals der Gunst dieses gastfreundlichen Hauses. Humboldt selbst faßte im Interesse der Weimarischen Kunstfreunde die Leistungen dortiger Künstler ins Auge. So finden wir Mittheilungen von ihm in Göthe's Propyläen, z. B. über Forestier's neue Methode die Malerei zu lehren, über ein großes Gemälde von David: die Versöhnung der Römer und Sabiner, und über ein andres des damals erst auftretenden Malers Gerard: der hülflose Blinde. Göthe und H. Meyer fügten dann ihrerseits diesen Berichten Urtheile oder Notizen hinzu. [4])

Von den interessanten Männern, die damals zu Paris lebten, haben wir schon Gustav von Brinckmann genannt. [5]) Er war als Legationssekretair dem schwedischen Gesandten, Baron von Staël, beigegeben und blieb nach dessen Abreise im Jahr 1798 als Geschäftsträger zurück. Mit Humboldt, Frau v. Staël rc. lebte er auf sehr vertrautem

---

4) Diese Artikel aus Paris stehen im dritten Bande der Propyläen von Göthe, St. u. Tübingen, 1800. S. 110 — 24. Wir würden ohnedies Humboldt als Verfasser vermuthet haben; es wurde aber dessen Autorschaft jüngst auch durch bestimmte Aussage H. Meyer's bestätigt (Morgenblatt, 14. März 1842. Corresp. aus Weimar).

5) Siehe Thl. I. 452 — 53.

Fuße. Nach dem 18. Brumaire (Nov. 1799) wurde er vom ersten Consul mit mehreren andern Diplomaten aus Paris fortgeschickt. Der Aufenthalt an diesem Orte war überhaupt für Fremde noch nicht ohne Gefahr, besonders seit dem Wiederausbruch des Krieges mit Oesterreich. Schon im December 1798 schreibt Schiller einmal an Göthe: „Von den abwesenden Freunden hab' ich wieder lange nichts gehört. Humboldt wird, hoffe ich, nicht unter den Fremden sich befunden haben, die man in Paris arretirt hat." [6])

Unter den seit längerer Zeit in Paris einheimischen Deutschen hatte für Humboldt schwerlich irgend Jemand größeres Interesse, als der bekannte Einsiedler Graf von Schlabrendorf, überdies gleichfalls ein Preuße — ein Mann von reichumfassendem Geist, in den neuern französischen Verhältnissen kundig und erfahren, wie nicht ein Anderer, übrigens zu emsigem Studium der Menschen- und Völkerverhältnisse, der politischen Bedingungen und selbst der Sprachen aufgelegt; Humboldten überdies in Geistesfreiheit eben so sehr als im Sprechertalent verwandt. Kein Wunder, daß dieser ihn außerordentlich hochschätzte. Varnhagen, dem wir eine sehr geistreiche Schilderung des sonderbaren Mannes verdanken, berichtet unter anderm [7]), wie derselbe, gewohnt vier, ja mehr Stunden lang ununterbrochen, im schönsten Gedankenzusammenhange, mit beweglichster Einbildungskraft und mit steigendem Reiz zu sprechen, sich einst mit Wilhelm von Humboldt dergestalt in die Diskussion vertieft habe, daß er mit diesem, den er am frühen Abend mit dem Lichte in der Hand zur Treppe geleitet hatte, an hellem Tage im Gespräch begriffen noch an derselben Stelle gefunden wurde. Wie hätte Humboldt, der schon in den Jünglingsjahren sich an einen Geist wie Forster gehalten hatte,

---

6) Briefw. zw. Schiller und Göthe, IV. 391.
7) Denkwürdigkeiten und verm. Schriften, 2. Aufl., IV. 432.

nicht auch an diesem wunderbaren Mann hohes Interesse finden sollen! Für uns hat er dies am schönsten bei Gelegenheit der ebenerwähnten Varnhagen'schen Denkschrift geäußert, in einem Briefe an den Verfasser vom 5. März 1832. „Ich habe", schrieb er diesem, „den Aufsatz über unsern ewig denkwürdigen Freund mit großem Vergnügen gelesen. Er hat mich lebendig in die Zeit meines Umgangs mit ihm zurückversetzt und es ist Ihnen, wie es mir scheint, sehr gut gelungen, aus den Charakterzügen und der Handlungsweise des Mannes gerade so viel auszuheben, als dem großen Publikum ein anschauliches Bild zu geben vermochte; und ihn doch auch wieder so zu schildern, daß auch die tiefer Eingeweihten ihn gern in der Schilderung wieder erkennen. Daß darum doch nicht ganz der Eindruck entsteht, den wir gerade bei diesen uns theuer und ehrwürdig Gewesenen wünschten, muß Sie nicht irren. Es giebt mittelmäßige und große Menschen, welchen man ihre Verdienste und Vorzüge gleich baarer Münze auf den Tisch zählen kann. Zu diesen gehörte Schlabrendorf nicht; er wollte tiefer gekannt, er wollte mehr als gekannt, wirklich empfunden sein. Wer nicht in den ersten Tagen seines Umgangs von ihm hingerissen war, nicht gleich bewies, daß er Sinn für ihn besaß, mit dem war jeder Streit über ihn vergebens, wie ich sehr oft mich selbst davon überzeugt habe. Es kann daher auch wohl keine Schilderung hinter ihm zurückbleiben, die sein wahres inneres Wesen, eins der merkwürdigsten und seltensten, das sich je auf Erden gefunden hat, zusammengesetzt aus der wehmüthigsten Weichheit und dem unerschütterlichsten Muthe wiedergäbe." [8]) — Es sei uns hier erlaubt eine Anecdote einzuflechten, die Schlabrendorf von seinem Freunde

---

8) Mitgetheilt in (Dorow's) Denkschriften u. Briefen zur Charakteristik der Welt und Litteratur, B. III. Berlin, 1839. S. 4 — 12.

erzählte. „In Paris," sagte er, „lebt ein Graf K....n, ein, wie ich glaube, ganz guter Mann, aber — ein schwacher. Einst, als er eben aus meinem Zimmer gegangen war, sagte mir der ältere Humboldt: „K....n ist eine herzgute Seele, aber ich möchte doch lieber sein Vater als sein Sohn sein. Ich mußte über den Einfall lachen; aber tief gedacht war er. Ich forderte Humboldten im Scherz auf, einmal aus seiner Bekanntschaft die Person hervorzusuchen, deren Sohn er aus Wahl sein möchte, und der er mit reiner Dankbarkeit anhängen würde." [9]) Im Jahr 1798 würde Humboldt gewiß keinen Andern, als Schillern, erwählt haben. — Demselben Jochmann, der uns diesen Einfall bewahrt hat, theilte Schlabrendorf einst auch ein Buch mit, in welchem er viele Stellen angestrichen und mit Bemerkungen begleitet hatte, nämlich William Godwin's Memoirs of the Autor of a Vindication ꝛc. (2. Aufl. London, 1798). Die Verfasserin der Vertheidigung der Rechte der Frauen, Mary Wollstonkrofft, ist die Heldin des Buches. Schlabrendorf theilte es wegen der Noten nur Wenigen mit! Humboldt, sagt Jochmann, hat es auch in Händen gehabt. [10]) — Das innige Verhältniß zwischen ihm und Schlabrendorf setzte sich auch bei des Ersteren späterer Anwesenheit in Paris fort. 1814 und 15 leistete der Graf auch dem Vaterlande werthvolle Dienste, und die ersten preußischen Staatsmänner, Humboldt natürlich voran, erfreuten den edlen Greis mit ihren Besuchen. Der Freiherr von Stein rief ihm zum Abschied zu: Nun, als Präsidenten unseres Parlaments hoffe ich Sie wiederzusehen. Gewiß eine schmeichelhafte Begrüßung, die den Werth nicht verliert,

---

9) C. G. Jochmann's Reliquien, gesammelt von Zschokke, B. I. Hechingen, 1836. S. 189.

10) Ebendas. I. 194.

weil die Prophezeihung sich nicht erfüllte. Denn um wirklich Präsident zu werden, fehlte vielleicht nur eine Kleinigkeit — das Parlament.

An den Grafen Schlabrendorf reihen wir zwei andere Deutsche, die ihm theils in ihren Lebensschicksalen, theils in dem Abentheuerlichen ihres Wesens verwandt scheinen, Oelsner nämlich, in ersterer Hinsicht, in letzterer Leuchsenring. Mit Beiden wurde Humboldt während dieses zweiten Pariser Aufenthalts näher bekannt. Oelsner war ihm schon in Göttingen begegnet. Nachmals hatte dieser, wie Schlabrendorf, alle Stürme der Revolution mit durchlebt und sich zu dem feinen Beobachter und Publicisten herangebildet, der sich uns in einzelnen Aufsätzen und in den jüngst erschienenen Briefen (an Stägemann) beurkundet. Nach kurzer Abwesenheit kam er im Jahr 1799 wieder nach Paris, nachdem man ihn, einen gebornen Preußen, kurz zuvor in Schlesien festgenommen, auf französische Requisition aber alsbald entlassen hatte. Wir werden ihn später noch in H.s Nähe finden, so wie wir in seinen Briefen noch das Bekenntniß lesen, der Minister Humboldt habe ihm „theure Merkmale von Freundschaft gegeben.“ [11]) — Leuchsenring, der bekannte Jesuitenriecher aus der Zeit Nicolai's — von Göthe als Pater Brey verewigt — war allerdings ein Abentheurer, aber ein solcher, dem es nicht an Scharfblick und weitumfassenden Ideen gebrach. Nach lange unstetem Leben wandte er, von der Richtung der französischen Revolution in eigenthümlicher Weise ergriffen, sich nach Paris, begleitet von einer Gattin, mit der er in Noth und Unfrieden lebte. In diesem Zustande verschmähte er noch die Hülfe, die ihm von angesehenen Landsleuten mehrfach geboten wurde, und nur von Männern, zu deren Gesinnungen er besonderes Vertrauen

---

11) Oelsner's Briefe an von Stägemann. Leipzig 1843. S. 170.

hegte, wie z. B. Schlabrendorf oder Humboldt, soll er sich solche Verpflichtungen haben auflegen lassen. Besonders sorgte Frau von Humboldt, vor ihrer Abreise nach Deutschland (1801), noch für die unglückliche Frau und wollte sie nicht verlassen, ohne eine ordentliche Wohnung für sie gefunden zu haben. [12])

Indem ich unbedeutendere Namen übergehe, für die, wenn sie einmal genannt werden, es allerdings von Gewicht sein mag, daß man erinnere, ein Humboldt habe sie seines Umgangs gewürdigt — sei es doch erwähnt, daß auch Burgsdorf den Humboldt'schen Lebenskreis in Paris wieder aufsuchte. Auch in fürstliche und diplomatische Bekanntschaften legen wir in der Regel nicht mehr Bedeutung, als Humboldt selbst ihnen geben konnte. Für einen Geist seiner Art war oft der unscheinbarste Gelehrte ein hoher Anziehungspunkt, während er Vornehme und Große kaum eines Wortes werth hielt. Auch wir gewinnen nichts, wenn wir vernehmen, daß im Jahr 1800 der Marquis von Lucchesini, einer der Hauptagitatoren in der Unheilsperiode, als preußischer Gesandter nach Paris kam. Mit einer Menge solcher Leute verkehrte H., wenn sie ihn sonst nicht näher berührten, wie mit Dingen, die man nicht meiden kann. Lucchesini zeichnete sich allerdings durch Geist und Talente aus, die freilich den tüchtigen Charakter vermissen ließen.

Reich und bewegt war die französische Welt, in die Humboldt jetzt zum zweiten Male eingetreten. Mit der politischen Abspannung unter dem Direktorium ging ein erneutes geistig geselliges Leben Hand in Hand, das auch den Sturz dieser Gewalthaber überlebte. Bonaparte trat (November 1799) an die Spitze, er bändigte die Revolution und warf

---

12) Varnhagen von Ense in seinem Aufsatze: Leuchsenring (Denkw. u. Verm. Schr. 2. Aufl. IV. 525—26.)

die ehrgeizigen Elemente in die Bahn des kriegerischen Lorbeers.[13]) Sitte, Gesetze und geistiger Trieb befestigten sich mehr, und, trotz griechischer Moden und römischer Phrasen, begann alles schon die Physignomie anzunehmen, die das neuere Frankreich bezeichnet. Auch der geistige Gesichtskreis der Nation ward zusehends durchbrochen, und es zeigte sich ein Kreis genialerer Naturen, die den Eintritt einer neuen Litteraturepoche verkündeten. Der eigentlichste Repräsentant dieses Durchbruchs war eine weitherzige Frau, Tochter des Revolutions-Ministers Necker, jüngst noch Gemahlin des schwedischen Gesandten Baron von Staël. Nächst Chateaubriand die größte schriftstellerische Capacität dieser Jahre, war sie es, die das Ausland, welches Bonaparte mit den Waffen bezwingen wollte, geistig für Frankreich auszubeuten strebte. Diese Eroberung war gewinnreicher und von besserer Dauer. Humboldt entging eine so wichtige Erscheinung nicht; er hielt Frau von Staël sehr hoch, stand im lebhaftesten Verkehr mit ihr, und hat ihr, als Schriftstellerin, noch in einem seiner letzten Aufsätze besonders nachgerühmt, daß ihren Worten sich immer etwas „Seelenvolles" beimische.[14]) Frau von Staël ihrerseits war von Humboldt ganz enthusiastisch eingenommen, und wir glauben gern, was man uns erzählt: sie habe ihn jederzeit „la plus grande capacité de l'Europe" genannt.[15]) Mit Frau von Humboldt war sie nicht weniger vertraut; lebte mit Beiden längere Zeit in Rom und sah auch ihn nach dem großen Umschwung der Dinge, an welchem sie, Gegenstand Bonapartischer Verfol-

---

13) Wir schließen hier in den Ueberblick der geistigen Verhältnisse auch den Zustand mit ein, den Humboldt nach der spanischen Reise vorfand.

14) Gesammelte Werke, II. 236.

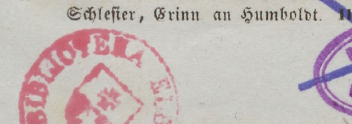
15) Nach der Aussage einer Zeitgenossin von H. Laube mitgetheilt, in den schon angeführten „Modernen Charakteristiken" I. S. 366–70.

gung, mit Eifer Theil genommen hatte, endlich auch in Paris wieder. Sie correspondirten auch mit einander, wozu der Stoff für sie, die eigentlich unsre Litteratur in Frankreich einführte, wie für ihn, den Genossen unsrer größten Geister, unerschöpflich vorhanden war. Humboldten selbst hat sie in ihrer „Corinna" einen Denkstein gesetzt. Indem sie eine Stelle über Rom aus einem seiner Briefen anführte, fügt sie hinzu, „es sei schwer, einen Mann zu finden, dessen Unterhaltung und Schriften mehr Wissen und Geist enthielten." (B. I. Cap. 5.)

Dem Staël'schen Kreise gesellte sich fast alles zu, was mächtig und zukunftvoll in das französische Geistes- und Nationalleben einzuwirken berufen war — darunter nachher auch die Häupter der unter der Restauration so einflußreichen Doktrinäre, in jener Zeit aber besonders der edle Benjamin Constant, der gleichfalls uns Deutschen ein aufrichtiges Interesse zuwendete.

Von litterarischen Fähigkeiten, für welche unseres Wissens H. sich interessirte, ist auch der geist- und giftvolle Sittenschilderer Retif de la Bretonne zu nennen. Humboldt, so meldet Schiller einmal Göthen (21. Sept. 98), „schreibt auch ein paar Worte von Retif, den er persönlich kennt, aber nichts von seinen Schriften. Er vergleicht sein Benehmen und Wesen mit unsrem W., die Nationaldifferenz abgerechnet." Also, ohne Zweifel, mit Wieland — eine Vergleichung, die Schillern wunderlich vorkam.

Auch unter den Anhängern der classisch französischen Schule zeichnete sich ein Mann durch Neigung und Vorliebe zu unsrer Litteratur aus — Bitaubé nämlich, der unter anderm Göthe's Hermann und Dorothea, freilich nur in prosaischer Uebersetzung (1800), in Frankreich einführte. Schon ein Versuch solcher Art mußte Humboldt's Interesse erregen. Wenn jedoch in einer später in Paris erschienenen



Biographie der Zeitgenossen noch überdies gesagt wird: [16]) „M. de Humboldt écrit le Français avec pureté et élégance. On a de lui en cette langue une traduction du poëme de Goethe, Hermann et Dorothée, — so ist diese letztere Angabe gewiß völlig unbegründet. Mochte vielleicht H. auch den Uebersetzer aufgemuntert haben, an Bitaubé's Arbeit hatte er sicherlich keinen Theil; ein anderer Versuch dieser Art aber ist, wenigstens in jenen Jahren, nicht erschienen. [17])

Unter den wissenschaftlichen Bestrebungen der Franzosen leuchteten damals schon Natur- und Sprachstudien am meisten hervor. Namen wie Lalande, Geoffroy Saint-Hilaire, Cuvier, Delambre u. A. strahlten im Gebiete der ersten; im andern waren es theils Alterthumsforscher, theils Linguisten, die sich hervorthaten. Der Geschmack für das Griechische war seit langer Zeit in Frankreich gesunken; doch eben um diese Zeit bildete sich, großentheils unter deutschen Anregungen, ein Kreis von Männern, der es emsiger anzubauen bestrebte. Auch hier erschien Humboldt wie ein Repräsentant deutschen Geistes. Wir besitzen aus diesen Jahren einen Brief von Caillard, einem gelehrten Diplomaten, der einige Zeit vorher als Geschäftsträger der französischen Republik in Berlin residirt und wahrscheinlich schon damals unseres Humboldt's Bekanntschaft gemacht hatte. Dieser Brief ist an Schütz in Jena gerichtet (26. Juni 1801) und läßt uns Mehreres aus diesem Kreise hören. „Vous connaissez, au moins de réputation, une partie de la société dans la-

---

16) Biographie Nouvelle des Contemporains. Par MM. Arnault, Jay, Jouy, J. Norvins etc. T. IX. A. Paris, 1823. S. 283—86. Sollte der Artikel vielleicht von Oelsner herrühren? Oder lieferte er den Herausgebern nur Materialien dazu? Letzteres ist eher zu glauben, und erklärte uns einerseits solche Irrthümer, andrerseits manche genaue Angabe, die sich darin findet. Wir werden diesen Artikel noch einigemal benutzen.

17) Vergl. auch Göthe's Werke letzter Hand, B. 46. S. 180.

quelle je vis habituellement, et lorsque enfin M. de Humboldt sera de retour en Allemagne, il Vous en parlera amplement. Il Vous dira combien nous nous entretenons des savans d'Allemagne et particulièrement de M. Schütz . . . . Notre société n'est pas fort étendue, mais Vous y verriez quelques personnes dignes de Votre attention. Outre les du Theil, Chardon de la Rochette, Coraï, Saint Croix etc., que Vous connaissez déjà, Vous trouveriez encore un jeune Magistrat, mon grand ami et celui de M. de Humboldt, qui sûrement fera parler de lui; c'est M. Clavier, sorti de l'école de Coraï, qui exerce la critique avec succès, dont on aura bientôt une traduction de Pausanias avec des notes critiques et historiques très intéressantes [18])." In dieser Region ward auch der hellenistische Geist P. L. Courier's genährt, dem wir später zu Rom in Humboldt's Nähe begegnen werden. Auch Boissonade und unsre deutschen Landsleute Hase und Bast gesellten sich zu diesen Männern. — Außerdem genoß noch Villoison, der schon seit Jahren hier lebte, so wie der Antiquar Millin verdientes Ansehen. Letzterer versammelte jede Woche einmal eine gelehrte Gesellschaft bei sich. „Es ist da," schreibt ein jüngerer deutscher Gelehrter [18]) im Frühjahr 1798 aus Paris, „der Vereinigungsplatz der ausländischen Gelehrten, und man findet da die neuesten litterarischen Produkte, vorzüglich deutsche. Diese Umstände machen sie mir natürlich sehr wichtig, ich hoffe da den ältern von Humboldt zu treffen, der diese Gesellschaft fleißig besucht." [19])

Von den Franzosen, die damals ihr Augenmerk auf

---

18) Mitgetheilt in Schütz's Briefwechsel, her. von K. J. Schütz, I. 46—47.

19) Dr. Burckhardt an Zach, in den Allg. Geogr. Ephemeriden, 1. B. 1798, Juni, S. 686.

allgemeines und vergleichendes Sprachstudium richteten, ist hauptsächlich Silvestre de Sacy zu nennen, der überdies zu den wenigen Pariser Gelehrten zählte, die, vor der Restauration, der deutschen Sprache mächtig waren. Humboldt selbst begann um diese Zeit mehr und mehr sein Interesse auf die allgemeinen Sprachstudien zu wenden. Schon im Besitz einer ausgebreiteten Kenntniß, nicht blos der alten, sondern auch der vornehmsten neuern Sprachen, lenkte er, in Einklang mit den großen Plänen seines Bruders, sein Auge nun auch nach Amerika und dem Bau der amerikanischen Sprachen. Die orientalischen Studien wurden ohnedies in Paris eifrig gepflegt, die Forschungen der Engländer fanden hier rasche Nachfolge, und es waren an diesem Orte schon Hülfsmittel vorhanden, die den deutschen Gelehrten noch fast gänzlich mangelten. — Daß Humboldt schon in jenen Jahren sein Auge auch auf das Sanskrit geworfen, möchte ich doch bezweifeln. Er selbst rühmt wenigstens Friedrich Schlegeln nach, daß er der erste Deutsche gewesen sei, der uns auf die merkwürdige Erscheinung dieser Sprache aufmerksam gemacht habe, und daß er schon in einer Zeit bedeutende Fortschritte darin gethan hätte, wo man von allen jetzigen zahlreichen Hülfsmitteln zur Erlernung derselben entblößt gewesen. [20]) Aus dieser Stelle und einigen andern Andeutungen möchte ich schließen, daß H. sich allerdings schon in Rom (1802—8) um das Sanskrit bekümmert, aber erst nach Schlegel's Vorgang (1808) tiefer damit eingelassen habe.

Bedauern muß man, daß uns von Humboldt's Verkehr mit den politischen Notabilitäten Frankreichs nichts bewahrt ist. Sieyes war gerade auf dem Gesandtschaftsposten in Berlin; Reinhard, der Erdeutsche, unter dem Direktorium

---

20) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. XLIV.

eine Zeit lang Minister des Auswärtigen, auf welchen Posten ihm nach dem 18. Brümaire Talleyrand folgte, der Günstling des Staël'schen Kreises, in welchem auch H. ihm zuerst begegnet sein mag.

Der Sturz des Direktoriums und Bonaparte's Erhebung begab sich erst während seiner Reise in Spanien. Die Folgen dieses Ereignisses lagen daher noch außer seinem Ermessen; allein es war ihm schon völlig klar geworden, daß der große Gedanke der Freiheit auch da, wo er aufgetaucht, ein schwaches Geschlecht angetroffen habe. Diesen Eindruck nahm er von Paris mit. „Glücklich," rief er in der merkwürdigen Elegie, womit er Anfang 1800 einen neugeborenen Sprößling begrüßte, aus, „glücklich noch, wenn der Vorzeit Muth und rüstige Stärke in den Männern den Arm, und in dem Busen das Herz stählte."

„Aber es sinket den Feigen die Kraft beim halben Beginnen;
„Muthlos geben sie auf, was sie mit Blut sich erkauft;
„Und nach Ruhe sich sehnend, vergessen sie thörichten Sinnes,
„Daß nur des Tapfern Muth bricht das erzürnte Geschick.
„So auch haben sie dir die göttliche Freiheit entweihet,
„Pflanzend mit Unbedacht, wo sie der Boden nicht trug.
„Nicht so verschwendet die Frucht, die goldne, die Tochter des Himmels,
„Nur ein starkes Geschlecht pflückt sie mit würdiger Hand." 21)

Ehe wir Humboldt auf seine Reise nach Spanien begleiten, wollen wir in Kürze eines Aufsatzes oder Briefes gedenken, den er noch von Paris seinen Freunden an der Saale, und wie ich glaube, zunächst Schillern gewidmet hatte. Es ist dies der Aufsatz: Ueber die gegenwärtige

21) Ges. Werke, II. 380.

französische tragische Bühne, der mit dem Beisatz: „Aus Briefen, Paris im August 1799" anonym in Göthe's Propyläen erschien (B. 3. St. 1. Tübingen, 1800. S. 66—109), und jetzt in Humboldt's gesammelten Werken, B. III. S. 142—72 zu finden ist. Vermuthlich rührt die Mittheilung schon vom Anfang des Jahres 1798 her; Göthe und Schiller aber datirten sie später, weil sie den Lesern des Journals etwas vom neuesten Datum bieten mußten. Im August 1799 war Humboldt, ohne Zweifel, schon von Paris abgegangen, auf der Reise nach Spanien aber fand er schwerlich Zeit, sich mit den Pariser Erinnerungen zu beschäftigen. Es ist daher leicht möglich, daß schon die Worte Göthe's und Schiller's, die ich B. I. S. 452 citirt, auf den hier zu besprechenden Brief zu beziehen sind, und ich glaube, nicht blos aus dem etwas ungenirteren, an den Dramatiker im eigentlichsten Sinne gerichteten Tone des Briefes, sondern auch aus den angedeuteten Worten Göthe's abnehmen zu können, daß das Schreiben an Schiller und nicht an Göthe gerichtet war.

Der erste Theil des Aufsatzes giebt uns eine feine Charakteristik von der Eigenthümlichkeit der französischen tragischen Bühne. Wir bekommen darin beigehend sehr schätzbare Winke über französische Schauspielkunst, einzelne Schauspieler und vor allem über Talma, den Humboldt persönlich kannte, und in welchem er eine neue Phase französischer Bühnenkunst erblickte, eine Phase, die zwar auch nicht frei von der Manier der französischen Tragik, den großartigen und malerischen Ausdruck der Leidenschaft jedoch, der ihr immer eigen war, mit einer Würde und einem Adel verknüpfe, der so vielleicht noch nie dagewesen sei. Auch Talma war weit entfernt von einer Charakterdarstellung, wie sie der deutsche Schauspieler giebt: indem er aber, wie durchweg der französische, mehr Leidenschaft und das Ungeheure ihrer Naturkraft darstellte, mäßigte und milderte er doch diesen Zug, der

immer viel Unnatur und Uebertreibung mit sich führt, durch sein natürliches Gefühl und seinen ästhetischen Sinn. Freilich vermisse man immer das Höhere, Innerliche das der Deutsche biete; aber der Franzose, zumal in solcher Vollkommenheit wie bei Talma, erwecke doch mehr den Begriff der Kunst. Die Art der Recitation, das Gebärdenspiel, das Streben nach malerischen Bewegungen, die zögernde Ruhe, die man von allen ästhetischen Stellungen fordert — alles dies bringe einen Totaleffekt hervor, der uns bis zu einem gewissen Grade die Manierirtheit dieser Tragik vergessen mache, und diese Wirkung deute auf einen äußern Vorsprung in der Kunst.

Der deutsche Schauspieler, sagt er weiter, setzt mehr nur die Arbeit des Dichters fort, die Sache, die Empfindung, der Ausdruck sind ihm das erste, oft das Einzige, worauf er sieht. Der französische dagegen verbindet mit dem Werke des Dichters das Talent des Musikers und des Malers. Er ist auf einem freieren Wege, also der Kunst näher. Wenn er dennoch weniger tief wirkt und Manier zeigt, so ist im Grunde der Dichter Schuld daran. Das Ideal des Schauspielers aber müsse beide Vorzüge mit einander verbinden.

Uns Deutschen könne man, glaube er, den Vorwurf machen, daß wir auf diesen eigentlichen Kunstglanz zu wenig Gewicht legen. Wir seien nicht sinnlich ausgebildet genug, unser Ohr nicht musikalisch, unser Auge nicht malerisch genug. Wir kennen weniger die Nothwendigkeit der Zeiten und streben immer unabhängig von denselben gleich auf die Sache zu gehen. Der Franzose hat für jeden Gedanken einen fertigen Ausdruck, der Deutsche sucht diesen mühsam; jener zählt nur sein Geld, dieser prägt sich seine Münze selbst. Dies zeigt sich sogleich in der Bildung beider Sprachen. Der Franzose bleibt auch überall beim Ausdruck zuerst stehen und krittelt und klaubt daran, während wir immer gleich

nach dem Sinn haschen, Dunkelheit und selbst Uncorrektheit verzeihen, wenn nur unser Herz und unser Geist Befriedigung findet. So glaubt, setzt er hinzu, die französische Metaphysik, wenn es eine solche giebt, fast einzig in dem Einfluß der Zeichen auf die Begriffe das ganze Geheimniß der Philosophie vergraben und will alles auf Wortstreit zurückführen — ein Wahn, den bei uns nur die Popularphilosophie gehegt, unter unsern eigentlichen Philosophen aber nur Mendelssohn, in seinen letzten Zeiten, begünstigt habe.

„Der Deutsche, sagt H. weiter, „möchte unmittelbar mit seinem Geist und seiner Empfindung vernehmen, er möchte die Kluft überspringen, die Seyn von Seyn und Kraft von Kraft so trennt, daß sie sich nur durch vermittelnde Zeichen verständlich machen können. Was er fühlt und denkt, stellt sich nicht sogleich in Ausdruck dar, dem Sprechenden nicht in bestimmten Worten, dem Dichter nicht immer in Harmonie und Rhythmus, dem Maler und Bildner nicht sogleich in Gestalt und vor allem dem Schauspieler, weil wir wirklich eine sehr gebärdenlose Nation sind, nicht sogleich in Miene und Gebärde. Er hat in der That weniger Sprache als andere Nationen, und doch, ich sage es frei, weil ich es einmal nicht anders empfinden kann, hätte er sich so viel mehr und bessers zu sagen.

„Der Kunst kann diese Stimmung ohne Zweifel nachtheilig werden. Sie macht, daß unsere Dichter z. B. meistentheils in dem Reichthum und der Schönheit des Rhythmus, in der sinnlichen Pracht der Diktion, nicht nur den Alten, sondern oft auch den Neuern nachstehen und dadurch, wenn nicht geringere Kraft, doch wenigstens geringern poetischen Schwung besitzen."

Wunderbar sei es, daß ein so ächt deutscher Geist wie Voß darin eine Ausnahme mache. Wenn man dereinst so

weit gekommen sein werde, wovon man aber noch weit entfernt sei, allgemein zu verstehen, was er fordere und leiste, so müsse in diesem Punkt eine Revolution entstehen, die um so wohlthätiger sein werde, als sie blos uns selbst angehöre, und, wenigstens unmittelbar, nicht auf Nachahmung der Neueren abziele.

Am auffallendsten zeige sich unser Mangel in der Tragödie. Es geschehe nicht genug für das Auge, nicht genug in ästhetischer und noch weniger in sinnlicher Hinsicht. Auch die rhythmischen Verhältnisse unserer Perioden, bei Dichtern sowohl als Prosaikern, befriedigten noch lange nicht genug das blos ästhetische Bedürfniß. Selbst den blos sinnlichen Theil der Kunst sollte man, nach seiner Meinung, weniger hintansetzen. „Freilich," fügt er hinzu, „müßten auch unsere Tragödien um eine Stufe höher steigen und sich in ein Gewand kleiden, das auch auf den bloßen Sinn einen größern Eindruck machte. Ein Schritt geschieht schon dadurch, daß die Versifikation zu einem wesentlichen Erforderniß gemacht wird; auf diesen können die andern leicht folgen."

Wie unsere Bühne und besonders wie unsere dramatischen Dichter auf der einen Seite den sinnlichen Schwung und Glanz, auf der andern die rein ästhetische Freiheit, die uns im Ganzen noch fehlen, erlangen können, glaube er deutlich einzusehen. Es sei dazu blos ein Fortschritt nöthig. Wie dagegen die französische Tragödie zur Kraft und Wahrheit der Natur, zu einer seelenvollen und idealischen Darstellung der Menschheit kommen solle, sehe er nicht ab. Er glaube, sie müßten erst zum Drama zurück, und von da zur bürgerlichen Tragödie, ehe sie wieder an eine herorische denken sollten. Ein solches Umkehren aber sei ein saurer Schritt; indeß glaube er doch in ihren neuen Stücken eine Tendenz dahin zu bemerken.

Auch diesmal verleugnet sich Humboldt's Lieblingsrich-

tung nicht. Wunderbar sei es, sagt er, daß die sonst so verschiedenen Griechen einen ähnlichen Weg gingen. Gleichsam als wäre in dem gebundnen Gange und der Darstellung der furchtbaren Macht des Schicksals wie der Größe menschlicher Leidenschaften nichts mehr zu erholen gewesen, wende sich — worin er gleicher Ansicht mit dem Empfänger dieses Briefes sei — Euripides schon zum Drama hin, suche mehr das Rührende, und zeichne schon mehr das Einzelne und Individuelle. In ihm sei schon nicht mehr die Größe und Kraft seiner Vorgänger, und es sei sehr zu bedauern, daß Agathon und Andere für uns verloren seien und wir kein Stück besitzen, dessen Stoff selbst dem Dichter angehörte, deren doch auch die Griechen besessen hätten.

Indem wir alles übergehen, was sich sonst von treffenden Aussprüchen in diesem Aufsatze findet, z. B. namentlich über die Grundfehler der französischen Bühne überhaupt, ferner alles was im Vorbeigehen über einzelne Stücke, wie über den Cid von Corneille, über Abufar von Dücis, über den Agamemnon von Lemercier bemerkt wird, fassen wir nur den Grundgedanken des Briefes noch ins Auge, die Absicht, die ihm beim Niederschreiben desselben hauptsächlich vorschwebte, und den Erfolg endlich, den er davon geerndtet.

Der Grundgedanke des Ganzen ist der: die Wahrheit der Natur und den eigentlichen innern poetischen Gehalt werden die Franzosen vielleicht nie erreichen, dagegen haben sie gewisse Außenseiten der Kunst instinktmäßig erobert, die den Deutschen im Durchschnitt abgehen, und wodurch wir unsre Leistungen erst der Vollkommenheit und Wirkung zuführen würden, die sie, namentlich auf der Bühne, noch immer wünschen lassen. Daß der Briefsteller vollkommen richtig sah, wird Niemand verkennen, der den Werth unsrer dramatischen Dichtungen überhaupt, und namentlich auch die Göthe'schen Werke richtig zu schätzen weiß.

Augenfällig hatte Humboldt zugleich den Zweck im Auge, aus den Erfahrungen, die er sich gesammelt, den Genossen an der Ilm und Saale und vorzüglich Schillern, der eben den Wallenstein beendete, einen Wink zu geben und hier abermals den Beruf eines Freundes und Rathgebers zu erfüllen.

Diesen Zweck hat er auch, ohne Zweifel, nicht verfehlt. Den Freunden waren diese Bemerkungen hochwillkommen, ja zum Theil recht aus dem Herzen geschrieben. Göthe drückte seinen Beifall schon durch die Aufnahme derselben in sein Kunstjournal aus, und wie er immer durch Uebung und Aneignung zu lernen suchte, ließ er sich jetzt, in einer Zeit, wo er schon nicht mehr so schöpferisch war, sogar zu Uebertragung einiger Stücke von Voltaire verlocken, eine Arbeit, die wir unserem großen Dichter gern erlassen hätten. In demselben Stücke der Propyläen, der Humboldt's Aufsatz enthält, gab er die ersten Proben seiner Uebersetzung des Mahomet, mit ausdrücklicher Hinweisung auf den vorher mitgetheilten Brief. Er übersetzte später auch Voltaire's Tancred und bekannte sogar bei Gelegenheit, daß, seit ihm Humboldt's Brief und die Bearbeituug des Mahomet ein neues Licht über die französische Bühne aufgesteckt hätten, er auch die Stücke der letztern viel lieber lese.[1])

Von tieferer Bedeutung mußte die Wirkung sein, die Humboldt's Brief auf Schiller hatte. Dieser, ohnehin zum Tragöden geboren, und im Begriff, auf seiner jetzigen Bildungsstufe ein bühnegerechtes deutsches Drama, das uns noch fehlte, zu schaffen, vereinigte in sich eine Menge Eigenschaften, die uns auch in Besitz der von Humboldt nachgewiesenen Vorzüge des französischen Dramas setzen konnten. Dieser Glanz der Diktion, das Malerische des Colorits, das

---

1) Briefw. mit Schiller, 23. Okt. 1799.

Pathetische, Feierliche der Dichtung, umkleidet mit allen Hülfsmitteln der Ueberredung — wem wäre dies unter den Deutschen so zu Gebote gewesen als ihm? Und gewann er nicht zum Theil gerade mit diesen Mitteln seine mächtigste Wirkung? Wenn er im Wallenstein den Wettkampf mit Göthe um Wahrheit und Wirklichkeit wagte, gab er dabei doch diese ihm eigene Richtung auf Glanz und sinnlichen Effekt nicht auf, und bald darnach, in der Johanna von Orleans und der Braut von Messina, lenkte er ganz entschieden in die Bahn, welche Humboldt angedeutet hatte, hinüber. Auch diese für die Dichternatur Schiller's vielleicht charakteristischen Dramen tragen eine unleugbar deutsche und ganz nationale Färbung an sich, aber unverkennbar ist doch auch, daß sie neben der Aneignung theils brittischer, theils griechischer Formen, auch etwas vom französischem Wesen repräsentiren. Das hohe, zuweilen pomphafte Pathos, die Pracht und der Schwung und dem Gehalt wie der Form nach diese, glücklich geahnte, aber gewaltthätige Verknüpfung classischer und romantischer Elemente — erinnert sie nicht mannigfach an die französische Tragik? Nehmen wir alle dramatischen Leistungen Schillers seit dem Wallenstein zusammen, so finden wir im Ganzen neben jenem nationalsten Element, der Ineinsbildung des Gedankens und der Poesie, einen anscheinend ganz entgegengesetzten, zwar mehr die Form angehenden, darin aber so zu sagen, römisch modernen Charakter. Von dieser Seite besehen erscheint Schiller dem Tacitus oder selbst dem Pseudo-Seneca verwandter als dem Homer und Sophocles; einem Corneille und Racine näher als dem Dichter des Julius Cäsar, obwohl der Deutsche weder die Verwandtschaft mit den Griechen, noch insonders die mit den Britten verleugnen kann. Ja, es ließe sich wohl mit Glück behaupten, daß Schiller in mancher Hinsicht durchgesetzt habe, was die Franzosen, selbst Voltaire

in Stücken wie Mahomet, Tancred erstrebten; ja daß er gerade durch dieses Element der bühnengemäßen deutschen Tragödie zum großen Theil den Typus gegeben; weshalb es auch kein Wunder ist, wenn nach dem Tode dieses mächtigen Genius von ärmern Nachfolgern nur dies wirksame Element ergriffen wurde und das deutsche Drama längere Zeit in seelenlose Versabglättung verfiel. Dessenungeachtet wird das Gepräge, das Schiller unsrer Tragödie einmal gegeben, nie ganz verschwinden; denn durch dasselbe sind wir für immer, wenn auch auf anfänglich gewaltsamem Wege, der höhern dramatischen Kunst näher gerückt, als Britten und Deutsche zu sein pflegten. Jener Prolog, welchen Schiller (im Jan. 1800) dichtete, als Göthe den Mahomet auf die Bühne brachte, kann in dieser Hinsicht zugleich als sein innerstes Glaubens- und Strebensbekenntniß betrachtet werden, wie er auf der anderen Seite als ein poetisches Gegenstück zu den vorangegangenen Mittheilungen unseres Humboldt's erscheint.

Es ist gewiß, daß Humboldt diese spätern Dramen des großen Dichters mit einer Bewunderung aufnahm, in die der beste Theil kunstgebildeter Deutschen nur so bedingt einstimmt, als in die Schätzung Vossischer Formen. In diesen Deutschen lebt ja ein zu unbestechlicher Sinn für die Wahrheit der Natur und das einfach Schöne der Kunst. Daher finden sie bei Voß, wie bei Schiller, trotz aller Größe, namentlich des Letzteren, etwas, das sie Manier nennen, und das sie verwerfen, obschon sie das Wahre und Aechte im Princip oder in der Richtung Beider vollgültig erkennen.

Man könnte auch hier die Frage aufwerfen, ob Schiller nicht besser gethan hätte, seine Natur, die von selbst auf das Prunkvolle und Pathetische ging, noch mehr zu zügeln, und ob Humboldt sich ein Verdienst erworben, indem er ihm noch die Vorzüge der Franzosen bemerkbar machte. Was

Letzteres betrifft, so käme auch das auf die Vorwürfe hinaus, die wir im vorigen Buche abgethan. Humboldt ergriff hier abermals die innerste Eigenthümlichkeit des Freundes, und wie er ihn früher auf die große Tragödie gewiesen, so führte er ihm jetzt gleichsam seine eigensten Gaben auf ihrem Gebiete zum Bewußtsein. Damit begegnete er nur dem innersten Drange des Dichters. Freilich wurden diese Eigenschaften auch manchmal die Klippe, an der dieser scheitern sollte. Aber verdanken wir ihnen nicht zugleich viele der größten Schönheiten eines Wallenstein und Tell, und hat er nicht zu nicht geringem Theile gerade mit diesen Elementen der deutschen tragischen Bühne seinen Stempel aufgedrückt?

Ueberhaupt wird man die Vergleichung, die wir zwischen unserm Dichter und den Franzosen gezogen, nicht etwa so verstehen dürfen, als wenn nicht auch der Abstand zwischen beiden noch immer ein ungeheurer bliebe. Mit der Unnatur und Uebertreibung, mit der rednerischen Nüchternheit französischer Tragiker verglichen, ist Schiller wieder ein Gott der Wahrheit und Natur, so wie er ein Dichter ist, der den Griechen und Britten unendlich näher steht, als alles, was die französische Dichtkunst erzeugte.

Vermuthlich hatten die Briefe seines Bruders von der spanischen Halbinsel den Entschluß unseres Humboldt's selbst eine größere Reise dahin anzutreten, entschieden. Der Gang der politischen Ereignisse machten den Aufenthalt in der französischen Hauptstadt für Fremde täglich unbequemer, während Spanien damals wieder einer gänzlichen Ruhe genoß. Schon im Februar des Jahres 1799 schrieb Frau von Humboldt in die Heimath: „Mein spätestes Zurückkommen nach Berlin ist in anderthalb Jahren. Unsere Pläne sind so. Mit dem Ende künftigen Monats gehen wir von hier weg. Ich werde

den Sommer mit den Kindern in den Pyrenäen bleiben. Humboldt wird indessen allein nach Madrid und vielleicht bis Lissabon reisen. Im Herbst, wo er wieder zu mir kommt, entscheiden wir uns dann, ob wir hierher [nach Paris] für den Winter zurückkommen und über England nach Hause reisen, oder ob wir vom südlichen Frankreich aus nach Italien gehen können, und dann durch die Schweiz nach Deutschland zurückkommen. Bei beiden Planen sind wir in achtzehn Monaten ungefähr wieder zu Hause." [1])

Die spanische Reise kam wirklich zur Ausführung, nur etwas später, als dieser Brief glauben läßt, und zwar machte Frau von Humboldt mitsammt den Kindern die Wanderung durch die ganze spanische Halbinsel mit. Im Juli oder August 1799 scheint die Familie Paris verlassen zu haben und dem südlichen Frankreich zugeeilt zu sein. Von den Ufern der Garonne, deren üppige Vegetation Humboldt bewunderte, gelangte man an den Nordabhang der Pyrenäen. Wie lange ihr Aufenthalt daselbst dauerte, ist nicht bekannt. Wir wissen nur, daß unsre Reisenden sich über St. Jean de Luz nach der Bidassoa wandten und hier die spanische Grenze überschritten.

Wir werden die Zwecke, die Humboldt auf allen seinen Reisen, und bei der spanischen insbesondere vor Augen hatte demnächst und zwar zum Theil mit seinen eigenen Worten hervorheben. Vorerst möge ein Wort über die Quellen, die glücklicherweise für diese Wanderung uns zu Gebote stehen, seine Stelle finden.

Diese Quellen liegen in Humboldt's eigenen Schriften zu Tage und sind von dreierlei Art: I Reiseblätter. Deren besitzen wir bis jetzt zwei, nämlich 1. Reiseskizzen aus Biscaya [2]) 2. eine Beschreibung des Mont-

---

1) Varnhagen von Ense, Gallerie von Bildnissen, I. 146—47.

2) Ges. Werke, III. 213—40. Aus Humboldt's Nachlaß mitgetheilt.

serrat bei Barcelona.[3]) II. Ein Gedicht von ihm: In der Sierra Morena, Anfang Januars 1800, zu Begrüßung eines Sohnes verfaßt, mit dem Frau von Humboldt mitten auf der Halbinsel ihn beschenkte.[4]) III. Aufsätze und Schriften über die von ihm zum Gegenstand besondrer Forschung erkornen Vaskischen Sprache und Nation: 1. Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitt des zweiten Bandes des Mithridates über die Cantabrische oder Vaskische Sprache, 1810—11 verfaßt.[5]) 2. Ankündigung einer Schrift über die Vaskische Sprache und Nation nebst Angabe des Gesichtspunktes und Inhalts derselben (1812);[6]) 3. Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Vaskischen Sprache.[7])

Die „Reiseskizzen in Biscaya" verbreiten sich gleich über den Anfang der ersten spanischen Reise und wurden vermuthlich zu Paris, unmittelbar nach der Rückkehr aus Spanien, wo H. mit der Redaktion seiner Reisenotizen sich zu beschäftigen begann, niedergeschrieben. Aus diesem Bruchstück sowohl als aus der Darstellung seines Ausflugs auf den Montserrat erkennen wir das glänzende Talent, womit auch der ältere Humboldt für Natur- und Lebensschilderungen begabt war, und bedauern um so mehr, daß es dem Ver-

---

3) Ebend. III. 173—212. Vorher in den allgemeinen geographischen Ephemeriden von Gaspari und Bertuch, B. XI. St. 3. März 1803. S. 205—313.

4) Aus Humboldt's Nachlaß mitgetheilt in den ges. Werken, I. 379—83.

5) Zuerst in Adelung's Mithridates mit wichtigen Beiträgen zweier großen Sprachforscher fortges. von Vater, Th. IV. Berlin 1817. S. 275—360. Auch besonders abgedruckt, Berlin, 1817. Findet sich noch nicht in Humboldt's ges. Werken.

6) Mitgetheilt in Friedrich Schlegels deutschem Museum, B. 2. Dez. 1812, S. 485—502. Fehlt noch in der Sammlung von Humboldt's Werken.

7) Berlin, 1821. 4. Jetzt in den ges. Werken, B. II. S. 1—214.

fasser nicht gefallen wollte, den ganzen Cyclus seiner Reisen in solcher Darstellung zu verewigen. In der That, die innere Verwandtschaft des merkwürdigen Brüderpaares stellt sich uns in den Reiseblättern des Aeltern am auffallendsten dar. Wenn wir schon an vielen Stellen der großen Reisewerke und Forschungen Alexander's auch solche weitumfassende ethnographische, linguistische und geschichtlich-philosophische Ueberblicke antreffen, deren wunderbare Bewältigung doch besonders Wilhelm eigenthümlich war, so erstaunen wir nicht weniger von der Feder dieses Letzteren, der sonst vorzugsweis in den innerlichen und idealistischen Regionen seine Heimath hatte, auch so herrlichen Darstellungen der äußern Natur und der realen Welt zu begegnen. Allerdings sind diese Schilderungen vergeistigt, wie die seines Bruders; ja dieses intellektuelle Element waltet bei ihm noch durchgreifender, da er seiner Individualität gemäß die Menschheit und ihre Anlagen mehr noch als das Reich der Natur im Auge hat. Dabei bewundern wir nur, was unser Humboldt in bloßer Naturschilderung leistet, wie originell seine Eigenthümlichkeit sich auch da bekundet, namentlich wenn man seine Weise weniger mit der verwandteren Alexander's, sondern etwa mit der anscheinend trocknen und kühlern eines Göthe vergleicht, dessen Schilderungen doch gleichfalls, wie man weiß, wieder so eigen von Geistesmacht und Dichtung durchdrungen sind. Augenscheinlich zeigt sich bei beiden Humboldt's im Durchschnitt mehr Schwung und Färbung, bei Göthe größere Durchsichtigkeit der Umrisse und vielleicht auch größere Hingebung an das einzelne Objekt, während der Blick des einen Humboldt gleich über den ganzen Erdball hinschweift, der Geist des andern aber bei dem geringsten Anlaß, gleich einer Rakete, in die heimathliche Welt der Ideen aufsteigt. —

Ueber die Bidassoa gelangte Wilhelm von Humboldt mit seiner Caravane nach Biscaya. Es wäre möglich, daß ihn der Aufenthalt in dem französischen Basquenlande zu dem Eintritt in Spanien von dieser Seite veranlaßt hätte. [8]) Biscaya und das Vaskische Volk machte den günstigsten Eindruck auf ihn, und erweckten alsbald ein dauerndes Interesse. Dieses zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzene Volk, das einst fast durch die ganze Halbinsel ausgebreitet war und dessen Sprache sich, wie wohl keine andere Europas, von den ältesten Zeiten her fast unverändert erhalten hat, gewährte ihm den Reiz, den alles Urvolkliche und Alterthümliche für ihn hatte, in hohem Grade, und bot zugleich den erwünschtesten Anhalt, um zu einer tiefern Kenntniß der Urbewohner Spaniens zu gelangen. Die Sprache der Vasken selbst reizte ihn durch ihren wundersamen Bau, das Volk erfreute ihn durch seine Biederkeit und Gemüthlichkeit, durch die Anhänglichkeit an seine Thäler, endlich durch die eifersüchtige Liebe zu eignen Freiheiten und Gesetzen. Besonders die spanischen Vasken gewannen seinen Antheil. Zeigen die französischen mehr französische Leichtigkeit, so

---

8) Eine Stelle in dem Artikel „Humboldt" der oben S. 18 citirten Biographie Nouvelle des Contemporains würde zu diesem Schlusse berechtigen, wenn anders die Angabe nicht, wie ich glaube auf mehrfacher Verwechslung des Orts und der Zeit beruht und eigentlich auf die zweite Reise zu beziehen ist. Es heißt nämlich daselbst: M. de Humboldt a même fait une étude approfondie de la langue basque, idiome original, presque inconnu, et qui ne ressemble à aucun autre. On raconte à ce sujet que pendant un voyage à travers les provinces méridionales de la France, M. de Humboldt se trouva par hasard logé chez un curé de la Biscaye. Celui entretint longtemps son hôte, avec ce vif enthousiasme des hommes du Midi, de la beauté et de la perfection de sa langue, le basque. Avide de toutes les connaissances utiles et nouvelles, l'illustre voyageur change aussitôt son itinéraire et prend la résolution de s'arrêter dans un misérable village au pied des Pyrénées, où il séjourna plusieurs mois. Il acheta tous les ouvrages basques inprimés et manuscrits qu'il put se procurer, et ne quitta ce lieu qu'après avoir acquis une connaissance parfaite de la langue du pays.

haben die spanischen den spanischen Ernst, aber nicht den düstern des Castiliers, mit dessen Trägheit der Fleiß der Vasken eben so wie seine gutmüthige Fröhlichkeit den angenehmsten Contrast bildet. Bei aller Verschiedenheit stellen sich vielmehr zwischen Biscaya und Catalonien auffallende Aehnlichkeiten dar — die Natur noch mehr nordisch, aber auch weniger einförmig, die Bewohner thätig und industriös, mit großer Freiheitsliebe und Energie begabt — Tugenden, die neuerer Zeit bei mancher Verirrung die Augen Europas auf sich gezogen haben. Rechnen wir nun dazu das urvolkliche und sprachliche Interesse, so kann uns die Theilnahme, die Humboldt den Vasken zuwendete, nicht befremden.

Bei der Grenzveste Fuenterrabia trat H. auf biscayischen Boden und zwar in den Theil des Landes, der den Namen Guipuzcoa führt. Es war im Anfang des Herbstes, als er in diese lieblichen, im Vergleich zu Südfrankreich aber doch rauheren Gebirgsgegenden und Thäler gelangte. Die Reise ging über Tolosa nach V i t t o r i a, der Hauptstadt des Ländchens Alava. Hier, wie fast in allen Städten zogen ihn hauptsächlich die Gemälde an, die sich in Kirchen oder Privatsammlungen vorfanden. In Vittoria rühmt er besonders eine Titianische Magdalene im Hause des Marques de Alameda. Auch machte er die Bekanntschaft eines angesehenen Vaskischen Litteraturfreundes, des Geistlichen Dr. L o r e n z o T r e s t u m e r o. Dieser war mit dem physischen und politischen Zustand so wie mit der Geschichte von Alava innig vertraut und bereitete schon ein Werk darüber vor. Den freundschaftlichen Bemühungen dieses Gelehrten verdankte unser H. auch nach seiner Rückkunft aus Spanien viele interessante Nachrichten, besonders über biscayische Sprache. Mit dem Eintritt in Castilien schließen Humboldt's Reiseskizzen, ohne den Rückblick auf die ganze Provinz, welchen sie ankündigen, noch zu gewähren.

Bald gelangten unsre Reisenden an die Ufer des Ebro und durch die dürren Fluren Castiliens nach Madrid. Wie lange sie sich daselbst aufgehalten, geht aus unsern Quellen nicht hervor. Nächst Land und Volk zogen auch jetzt die Kunstschätze und namentlich die Gemälde der Hauptstadt und der königlichen Lustschlösser sein besondres Interesse auf sich, und er versprach wiederholt, von diesen wie von den merkwürdigen Gemälden des mittäglichen Spaniens, seinem Freunde Göthe ausführliche Beschreibung zu liefern. Diese Blätter sowie die Beschreibung der Ueberbleibsel des Theaters von Murviedro, die er ebenfalls Göthe'n versprach, werden, in so weit sie sich vorfinden, gewiß bald, mit dem Briefwechsel dieser Männer, veröffentlicht werden.

Der weitere Verlauf dieser Reise ist uns nur nach wenigen Hauptpunkten bekannt, die sie berührte. Wie sehr vermissen wir eine Schilderung der ihn in diesen reichen und doch zum Theil noch so unbekannten Gegenden gewordenen Eindrücke! Welches Gefühl mußte ihn ergreifen, da er die königlichen Gärten von Aranjuez betrat und an den ihm so befreundeten Dichter des Carlos zurückdachte! Von dem Aufenthalt in Lissabon wissen wir nichts, dagegen von allem, was das südliche und westliche Spanien anlangt, wenigstens so viel, daß wir doch ahnen, was ihn dort am meisten beschäftigte. Als er im Jan. 1800 mitten in der Sierra Morena die Elegie an seinen neugebornen Knaben dichtete, war er schon in Cadix gewesen und hatte die Majestät des südlichen Meer und die schönen Bay bewundert, ferner in Niederandalusien, in Sevilla und bei den klagenden Trümmern des alten Italica's, hatte endlich auch die gewaltigen Reste des zweimal zerstörten Sagunt, des jetzigen Murviedro, und die beglückten Fluren Valencia's durchwandelt. Man sieht aus den hier zusammengestellten Winken,

daß ihn nächst der Schönheit der Natur nichts so fesselte als die Spuren der classischen Welt in diesen Gegenden.

Unsere Reisenden mußten sich wohl schon etwas an die Ausdauer der Spanier gewöhnt haben. Die Familie begleitete Humboldt durch alle diese Lande; die älteste, etwa achtjährige Tochter, immer in Knabenkleidern;[9]) Frau von Humboldt selbst einer Niederkunft sehr nahe, die auch im Anfang Januars (1800) in der Sierra Morena, wo bekanntlich einige Dörfer deutscher Colonisten sich angesiedelt, gleichsam im Vaterlande eintraf. In diesem patriotischen Sinne begrüßte er auch den neugebornen durch die schon mehrmals erwähnte Elegie.[10]) Es ist das erste poetische Erzeugniß von Humboldt, das uns vorliegt. Die schöne südliche Welt, die ihn umgab, rief auch diese schlummernde Kraft ins Leben. Es ist ein sehr bemerkenswerthes Gedicht, viel bedeutender noch durch die Energie und den Gehalt, als durch den wirklich höchst poetischen Hauch. Er ermahnt den zarten Sprößling des Südens sich bei Zeiten auf die Stürme des Nordens zu waffnen.

„Schwer, o Kind, ist die Zeit und mühvoll, wo du den Tag siehst,
„Arbeit heischend und Muth in dem ermüdenden Kampf.
„Niemals forderte mehr der Genius, strenger es niemals,
„Welcher, sinnenden Geists, lenket der Menschen Geschick;
„Und auf die Stimme des Gotts, des ernstgebietenden Richters,
„Merke mit achtsamem Sinn, wo in der Brust sie dir tönt!
„Denn nicht in luftigen Wolken, noch hoch in der Wüste des Aethers
„Thront er, ihn zeuget des Manns tiefer Gedanke sich selbst.
„Los von der Hand der Natur und der still beschränkenden Sitte,
„Die ihn in kreisendem Lauf sorgsam und sicher geführt,
„Riß sich, im Ungestüm der plötzlich erwachenden Kräfte,
„Ungeduldig der Mensch, zeichnend sich selber den Pfad;

9) Friederike Brun, Römisches Leben, I. 173.

10) „An den lallenden Knaben" überschrieb sie einst Alexander von Humboldt in einem Album, in welches er einige Verse daraus eintrug.

„Und nun gilts in der Nacht des tiefaufwogenden Meeres
„Vom umnebelten Pol kühn zu entreißen den Stern,
„Welcher den schweifenden Nachen, nicht mehr am nahen Gestade,
„Sicher und unversehrt führ' in den Hafen hinein."

* * *

„Willst du ihn finden den Punkt, auf dem du mit Sicherheit tretend,
„Leicht dich, wohin du nur willst, rechtshin und linkshin bewegst,
„Wo dein forschender Geist, stets schweifend weiter und weiter,
„Endlich die Räume sie all', all die unendlichen mißt,
„Wo du dich selbst umschaffst nach des All's unendlichem Urbild,
„Ringst versammelnd in dir, was zu erfassen du magst; —
„Sieh! er ruhet in dir! In dich versenke die Kräfte,
„Welche, göttlich und frei, reichlich dein Busen bewahrt!
„Siehst du die rollenden Welten dort oben im luftigen Aether?
„Sicher durch eignes Gewicht hält sich der schwebende Ball;
„Niemals schmettern sie wild mit krausem Gekrach an einander,
„Stets harmonischen Flugs schwingt sich die goldene Bahn.
„So auch du! in der gleich gemessenen Kräfte Bewegung
„Folge muthig den Weg, den sie sich selber erspähn.
„Nie gedeiht, was nicht frei aus eignem Busen hervorsprießt,
„Nicht der verlangende Sinn reines Gefühls sich erwählt."

* * *

„So nun schreite, mein Kind, mit fröhlichem Muth in das Leben,
„Stark zu jeglicher That, offen für jeden Genuß.
„Suche nicht ängstlich die Bahn, sie hiehin zu lenken und dorthin;
„Lieblicher krümmt sich des Bachs wellengeschlengelter Pfad.
„Aber mit spähendem Fleiß benutze, was günstig das Schicksal,
„Was der Zufall dir reicht, keine der Blüthen verschmäh'!
„Denn wer die meisten Gestalten der vielfach umwohneten Erde,
„Die er vergleichend ersah, trägt im bewegenden Sinn,
„Wem sie die glühende Brust mit der fruchtbarsten Fülle durchwirken,
„Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geschöpft.

* * *

„Das nur können die Eltern, nur das allein dir gewähren,
„Daß sie mit deutschem Sinn sorgsam dich nähren und früh;

„Was sie besaßen der Kraft, und was sie sich mühsam erstrebten,
„Haben sie innig und treu dir in die Seele gehaucht;
„Geh nun, selbst es vollendend, und zeige dem kommenden Enkel,
„Daß dich zum Weichling nicht zeugt' ein entartet Geschlecht.
„Aber sind sie dir einst von der liebenden Seite gewichen,
„Klage, Lieber, dann nicht, weine nicht Thränen des Wehs.
„Siehe! sie welken ja alle, die sprossenden Kinder der Erde,
„Und ein neues Geschlecht trägt der verdrängende Raum.
„Aber gedenke des Vaters, gedenke der liebenden Mutter,
„Blumen streue dem Grab, segnend die bergende Gruft.

Der Sohn starb bald nach seiner Geburt; die Elegie war aber auch nicht blos an ihn, sondern stillschweigend an das ganze aufwachsende Deutschland gerichtet. Dieses aber wird, wie wir hoffen, nicht versiegen, sondern die Mahnung des großen Geistes, die es vernimmt, achten und verehren. Nehmen wir zu den hier ausgehobenen Bruchstücken noch die Stellen, die wir früher (Th. I. S. 254 und II. S. 21) mitgetheilt haben, so spricht uns aus dem Ganzen gleichsam das Glaubenskenntniß, das Humboldt am Eingang eines inhaltschweren Jahrhunderts auszusprechen sich gedrungen fühlte, in poetischem Gewande an, und ergreift uns noch heute mit den ernstesten Gedanken.

Sind wir damit aber nicht plötzlich ganz aus der glücklichen Zone gerissen, in der wir Humboldt geleiteten? Oder zeigt sich nicht vielmehr sein eigenster Genius, der, nicht berückt von den ihn umringenden Herrlichkeiten, auch hier seines unglücklichen, zertretenen und doch so gehalt- und zukunftreichen Vaterlandes gedenken und ihm den Weg zu seiner Zukunft deuten muß! Die Luft des Südens hat diesen edlen Geist nicht verweichlicht, vielmehr gestärkt, und wie nur ein Jahrzehend später von den Wellen Saragossa's ein Zeichen der Befreiung über Europa ging, so ist uns mitten unter diesem südlichen Naturvolk ein Charakter durchgebildet worden,

der mächtig und zukunftvoll für die Erneuerung Deutschlands und Preußens wirkte, ein Held, der wie seine Kinder die entmuthigten Landsleute zu großen Thaten anspornt. —

Von diesem Blick in die Zukunft wenden wir uns auf einen einzelnen kleinen Punkt, der Humboldt's Aufmerksamkeit fesselte, und der in seiner merkwürdigen Isolirtheit Gedanken anregte, mit denen wir ihn seltner beschäftigt finden. Dieser Punkt war der Montserrat bei Barcelona, wohin er in den letzten Tagen des Märzes (1800) einen Ausflug machte. Von dieser Wanderung so wie von dem Eindruck, welchen der Gegenstand hervorbrachte, hat Humboldt in einem ausführlichen Schreiben an Göthe Bericht abgelegt. Dieser Brief ward im Sommer desselben Jahres von Paris aus geschrieben, vermuthlich zugleich in der Absicht, noch einen Beitrag für die Propyläen zu liefern. Zu diesem Zweck langte, wie es scheint, der Brief schon zu spät an; dessenungeachtet wurde er, in soweit wenigstens als er diese Schilderung giebt, doch noch zu Weimar, in den von Gaspari und Bertuch herausgegebenen geographischen Ephemeriden, März 1803, zum Druck befördert. [11])

Wenn Humboldt, wie wir sahen, das Drama der Franzosen mehr darum ins Auge faßt, um Schillern eine neue Seite seiner Kunstansicht zu entwickeln, so richtet er dagegen eigentliche Reisemittheilungen lieber an den Geist und Dichter, dem die Anschauung so viel gilt. Schon im Anfang der spanischen Reise hatte er Göthe damit erfreut; jetzt griff er einen einzelnen wunderbaren Gegenstand heraus, der überdies auch mit einem Erzeugniß Göthe'scher Muse in auffallender Wahlverwandtschaft steht. [12]) Der Schilderung

11) Jetzt in den gesammelten Werken, III. 173—212.

12) Göthe deutet selbst, in der Erklärung, welche er später zu diesem Gedicht geliefert, überall auf die uns gewordne Bekanntschaft mit diesem Berge hin und spricht es ausdrücklich aus, daß der Leser des Gedichts „durch eine Art von ideellem Montserrat geführt werde." (Werke, B. 45. S. 329). Es scheint aber, daß er diese Beziehung erst von Humboldt adoptirt habe.

selbst geht eine kurze Einleitung voran, die für den Verfasser so wie für die von ihm in diesen Wanderjahren verfolgten Absichten so charakteristisch ist, daß wir nicht umhin können, sie hier wörtlich zu wiederholen.

„Sie wünschen, lieber Freund," so redete er Göthe an, „daß ich fortfahre, Ihnen etwas Ausführlicheres über meine spanische Wanderung zu sagen, so wie ich es im Anfange derselben, bis Madrid hin, that; und ich erfülle Ihren Wunsch um so lieber, als ich ohnehin jetzt [zu Paris] damit beschäftigt bin, meine auf der Reise gesammelten Materialien noch einmal durchzugehen, und mit spanischen und ausländischen Schriften zu vergleichen."

„Mir von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anschaulichen Begriff zu verschaffen, war, was ich vorzüglich bei meinen Reisen beabsichtigte. Um das Ausland wissenschaftlich zu kennen, ist es nur selten nöthig, es selbst zu besuchen; Bücher und Briefwechsel sind dazu weit sichrere Hülfsmittel, als eignes Einholen immer unvollständiger und selten zuverlässiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation zu begreifen, um den Schlüssel zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeit in jeder Gattung zu erhalten, ja selbst nur um viele ihrer Schriftsteller vollkommen zu verstehen, ist es schlechterdings nothwendig, sie mit eigenen Augen gesehen zu haben."

„Auch die treuesten und lebendigsten Schilderungen ersetzen diesen Mangel nicht. Wer nie einen spanischen Eseltreiber mit seinem Schlauch auf einem Esel sah, wird sich immer nur ein unvollständiges Bild Sancho Pansa's machen; und Don Quixote (gewiß ein unübertreffliches Muster wahrer Naturbeschreibung) wird doch nur immer demjenigen ganz verständlich sein, der selbst in Spanien war, und sich selbst unter Personen und Classen befand, welche ihm Cervantes schildert. Der andere wird oft, statt der wahren Gestalten,

nur Carikaturen sehen, und da er blos die Züge verbinden kann, welche der Dichter abgesondert heraushob, so werden ihm die meisten ergänzenden und mildernden Nebenzüge mangeln.

„Denn darauf gerade kommt es an, jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenstand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beschränken.

„Wie sichtbar ist dies nicht sogar bei der leblosen Natur! Was ist eine Pflanze, die, ihrem vaterländischen Boden entrissen, auf fremden verpflanzt ist? was ein Orangenbaum oder eine Dattelpalme in unsern Treibhäusern und künstlichen Gärten, und was in den beglückten Fluren Valencias und in den Palmenhainen von Elche?

„Es giebt eine große Menge von Verrichtungen im Leben, zu welchen der blos durch Ueberlieferung erhaltne Begriff hinreicht; aber wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden sollen, so wird immer mehr und etwas Lebendigeres erfordert. Ueberhaupt begnügen sich wohl alle untergeordneten Kräfte des Menschen, der sammelnde Fleiß, das aufbewahrende Gedächtniß, der ordnende Verstand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchsten und besten in ihm, diejenigen, welche seine eigentliche Persönlichkeit bilden, die Phantasie, die Empfindung, der tiefere Wahrheits- und Schönheitssinn bedürfen zu ihrer kräftigeren Nahrung auch der Sache, der Anschauung und der lebendigen Gegenwart.

„Wenn nur wenige Reisende eigentlich diesen Gesichtspunkt, sich von jedem Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit an sich zieht, ein vollkommen individuelles Bild zu verschaffen, sein Dasein und seine Natur aus den Dingen, die ihn umgeben und auf ihn einwirken, zu begreifen, und diesen anschaulichen Begriff wiederum andern gleich voll-

ständig und lebendig zu überliefern — wenn, sag' ich, nur Wenige diesen Gesichtspunkt gefaßt haben, oder doch nur die Beschreibungen Weniger in dieser Rücksicht großen Nutzen gewähren, so scheint mir dies nicht sowohl daher zu rühren, daß es ihnen an Empfänglichkeit mangelte, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, sondern daher, daß sie sich dieser Empfänglichkeit nicht genug überließen. Bei dem Eintritte in ein fremdes Land fallen dem Reisenden immer eine Menge von Fragen ein, die er sich künftig einmal vorlegen könnte; auf alle sucht er die genügende Antwort, und eigne Erfahrung hat mich gelehrt, daß man darüber oft dasjenige versäumt, was man hernach nie wieder einholen kann. Man vergißt zu leicht, daß man auf einer (nicht zu einer einzelnen Untersuchung bestimmten) Reise, die immer ein Abschnitt im thätigen Leben, und allein dem beschauenden gewidmet ist, blos herumstreifen, Menschen sehen und sprechen, leben und genießen, jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangnen bewahren soll.

„Dies habe ich auch zu thun versucht, aber wenn ich mich freilich meistentheils nur an das hielt, was ich selbst sah, so bin ich doch auch oft daneben von dem gegenwärtigen Zustand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da das Bild des Menschen immer erst in einer Folge von Zeiten vollständig ist. Auch habe ich die Schriftsteller der Nation sorgfältig verglichen, um wo möglich auch in ihnen nichts vorbeizulassen, was vorzüglich charakteristisch scheinen konnte.

„Wir umfassen mit unserer unmittelbaren Erfahrung nur eine so kleine Spanne des Raums und der Zeit und doch können wir es uns nicht verleugnen, daß wir nur dann das Leben vollkommen genießen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menschen in seiner größesten Mannigfaltigkeit, und in dieser lebendig und wahr zu sehen.

„Sollte es daher nicht der Mühe werth sein, mehr als bisher geschehen ist, Gestalten der Natur und der Menschheit aufzufassen und zu zeichnen? zu sehen, was die ersteren wirken, und wozu sich die letzteren ausbilden können? [13])

„Freilich giebt es nicht gerade ein einzelnes Fach weder der Wissenschaften, noch der Beschäftigungen, in welches diese Bemühung unmittelbar eingreifen könnte. Für die Menschenkenntniß, welche das geschäftige Leben fordert, dürfte sogar diese allgemeine den Sinn nur verwirren und abstumpfen.

„Aber dem Künstler und dem Menschen überhaupt, jenem um sein Werk, diesem um sich selbst zu bilden, müßte, dünkt mich, ein solcher Versuch höchst erwünscht sein, und ich darf daher hoffen, daß Ihnen meine Schilderungen gerade darum willkommen sein werden, weil sie von diesem Gesichtspunkte ausgehn.

„Für heute wünsche ich Sie in eine Gegend zu führen, mit der wohl nur ein Paar andre in Europa verglichen werden können, wo die Natur und ihre Bewohner in wunderbarer Harmonie mit einander stehen, und wo selbst der Fremde, sich auf einige Augenblicke abgesondert wähnend von der Welt und den Menschen, mit sonderbaren Gefühlen auf die Dörfer und die Städte hinabblickt, die in einer unabsehlichen Strecke zu seinen Füßen liegen — in die Einsiedlerwohnungen des M o n t s e r r a t s bei B a r c e l o n a.

„Ich habe zwei unvergeßlich schöne Tage dort zugebracht, in denen ich unendlich oft Ihrer gedachte. Ihre G e h e i m n i s s e schwebten mir lebhaft vor dem Gedächtniß. Ich habe diese schöne Dichtung, in der eine so wunderbar hohe und

---

13) Sollte man in all diesem nicht eher Alexander von Humboldt reden zu hören glauben? Oder erscheint es nicht von Wilhelm v. H. wie in Vorahnung dessen gesagt, was sein Bruder dereinst, nach Vollendung der großen Reise, auf diesem Felde leisten würde?
G. S.

menschliche Stimmung herrscht, immer außerordentlich geliebt, aber erst, seitdem ich diese Gegend besuchte, hat sie sich an etwas in meiner Erfahrung angeknüpft; sie ist mir nicht werther, aber sie ist mir näher und eigner geworden.

„Wie ich den Pfad zum Kloster hinaufstieg, der sich am Abhang des Felsens langsam herumwindet, und noch ehe ich es wahrnahm, die Glocken desselben ertönten, glaubte ich Ihren frommen Pilgrim vor mir zu sehen; und wenn ich aus den tiefen grünbewachsenen Klüften emporblickte, und Kreuze sah, welche heilig kühne Hände in schwindelnden Höhen auf nackten Felsspitzen aufgerichtet haben, zu denen dem Menschen jeder Zugang versagt scheint, so glitt mein Auge nicht, wie sonst, mit Gleichgültigkeit an diesem durch ganz Spanien unaufhörlich wiederkehrenden Zeichen ab. Es schien mir in der That das,

> zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
> zu dem viel tausend Herzen warm gefleht.

„Und wie sollt' es auch anders sein? Die Größe der Natur und die Tiefe der Einsamkeit erfüllen das Herz mit Gefühlen, die selbst der leersten Hieroglyphe bedeutenden Inhalt zu geben vermöchten, und wie wir auch über eine Meinung oder einen Glauben denken mögen, so steht immer, als Vermittler, zwischen uns und ihm der Mensch, aus dessen Empfindungen er entsprang. In dem Getümmel der Welt vergessen wir das oft, und urtheilen rasch und hart darüber ab; aber, milder gestimmt in der Stille der Einsamkeit, ist uns alles, was menschlich ist, auch näher verwandt.

„Lange hab' ich mich nicht losreißen können von dem Gipfel dieses wunderbaren Bergs, lange hab' ich wechselsweis meine Blicke auf die weite Gegend vor mir, die hier von dem Meere und einer schneebedeckten Gebirgskette umgrenzt ist, dort sich ins Unabsehliche hin verliert, bald auf

die waldigen Gründe unter mir geworfen, deren tiefe Stille nur von Zeit zu Zeit der Ton einer Einsiedlerglocke unterbricht. Ich habe mich nicht erwehren können, diesen Platz als den Zufluchtsort stiller Abgeschiedenheit von der Welt anzusehen, wo die gewiß nur Wenigen ganz fremde Sehnsucht, mit sich und der Natur allein zu leben, volle und ungestörte Befriedigung genösse; und sollte nicht billigerweise jeder rein menschlichen Empfindung auf Erden ein von der Natur besonders für sie begünstigter Ort geheiligt sein, zu welchen der Mensch, wenn nicht sich selbst, doch wenigstens seine Einbildungskraft und seine Gedanken retten könnte?" [14])

Wer würde sich, nach der Lektüre dieser Zeilen nicht gereizt fühlen, auch sogleich die Schilderung unseres Humboldt's zu lesen. Indem ich daher auf diese ausgezeichnete Arbeit hinweise, begnüge ich mich dem Summarium ihres Inhalts nur eine einzige hervorstechende Bemerkung des Verfassers hinzuzufügen.

In der schönsten Zeit des dort aufbrechenden Frühlings ward die Reise von Barcelona aus, durch das Thal des Llobregat, auf Maulthieren unternommen. Der Montserrat steht bekanntlich inselartig allein, sich wie aus freier Ebene emporhebend. Gleichsam im Berge drinn, umringt von vielen nach der Spitze sich aufthürmenden Kegeln, auf deren Gipfel und Spalten „fromme Schwärmerei" jene kühnen Einsiedlerwohnungen hingepflanzt hat, steht das berühmte Benediktiner-Kloster des Berges. Humboldt wurde mit der gewohnten Gastfreundschaft darin aufgenommen, und genoß außerdem, mit seiner Begleitung, noch der besondern freundschaftlichen Sorgfalt eines Paters S c h i l l i n g aus Erfurt, der nach seltsamen Fügungen in dieses Kloster gekommen war. Der Verfasser giebt nicht nur die ausführlichste Be-

---

14) Ges. Werke, III. 173–78.

schreibung des Berges, sondern schildert zugleich den Ursprung und die Geschichte des Klosters, die Einrichtung und Verfassung dieser wunderbaren Welt, endlich das Leben und den Charakter der in diese Einsamkeit geflüchteten Menschen. Von dem Kloster geleitet er uns durch die rings umher zerstreuten Einsiedeleien; läßt uns das außerordentliche Wolkenspiel zu seinen Füßen, endlich das Meer, die Berge von Roussillon und die schneebedeckte Kette der Pyrenäen dahinter erblicken, alles in gegenständlicher, individuellster Auffassung, ein Musterstück in der Art, die er selbst oben bezeichnet hat. Den Schluß macht ein Auszug aus einem Briefe Alexander's, der den Berg ungefähr ein Jahr vorher besucht und dessen mineralogische Beschaffenheit erforscht hatte.

Hervorheben will ich nur die Art, wie Humboldt dieses Einsiedlerleben auffaßt. Er erklärt es schlechtweg aus dem Charakter des Spaniers überhaupt. Häufiger als in andern Ländern, sagt er, finde man in Spanien Menschen, die bereit seien, Unabhängigkeit mit Einsamkeit zu erkaufen. Der Spanier sei sinnlicher, aber nicht so materiell als der Nordländer, und bei weitem reizbarer; es liege ihm also mehr daran ungestört zu leben. Bei geringerer Cultur, kenne er auch die unruhige Geschäftigkeit des Geistes nicht, die man z. B. an den Franzosen wahrnimmt: er geht immer mehr in die Tiefe als in die Weite; sein Charakter beschäftige ihn mehr als seine intellektuellen Kräfte. Bei Menschen dieser Art ist ein gewisser Hang zum Müßiggang, „was aber oft nur eine sehr edle Phantasiebeschäftigung mit ihren Gefühlen ist", bemerkbar. Durch ihren Charakter nur auf wenige Punkte, auf diese aber mit aller Energie gerichtet, können sie vom Nichtsthun nur zu einer auf diese Punkte Bezug habenden Thätigkeit übergehen, nur zu einer großen und wichtigen. Alles andre scheint ihnen leicht, blos mechanisch, und ihrer unwürdig. In dieser Gemüthsstimmung, „beson-

der bei unaufgeklärten Leuten," paßt nun ein Einsiedlerleben sehr gut. Die körperlichen Beschwerden schrecken den Spanier weniger ab, da er härter gewöhnt ist als die meisten Europäer. „Die geistliche Knechtschaft aber und die ewigen Andachtsübungen können dem einmal religiösen Menschen nicht schwer fallen. In der Einsamkeit des Einsiedlers sind die Andachtsübungen, einzelne Momente tieferen Gefühls abgerechnet, nichts als ein unbestimmtes Hinbrüten der Seele über einmal gewohnten Empfindungen wie es leicht jeder, nur an andern Gegenständen, an sich selbst erfahren wird, da es wohl nur wenige Menschen giebt, welche nicht einen großen Theil ihres Lebens hindurch gewisse Lieblingsempfindungen, Plane oder auch nur Träume begleitet hätten."[15]) Im Ganzen, glaubt er, sei es weit mehr Sehnsucht nach einem sorgenlosen sichern Leben, welche den Spanier in Einsiedeleien locke, als Religionsschwärmerei.[16])

Welchen Genuß Göthe'n eine solche Schilderung des Freundes gewähren mußte, begreift, wer seine eignen Werke in dieser Richtung kennt. Eben so gewiß ist, daß Göthe, gleich nach dem Empfang des Briefes, den betreffenden Abschnitt in die Propyläen rücken wollte, was auch gewiß geschehen sein würde, wenn diese Zeitschrift nicht bald nach ihrem Entstehen wieder zu Grunde gegangen wäre. Schon am 2. Sept. 1800 sendete er den Aufsatz an Schiller. „Der Humboldt'sche Aufsatz," antwortet ihm dieser, 5. Sept., „den ich Ihnen hier zurückschicke, wird recht gut zu brauchen sein. Der Inhalt muß interessiren, denn er betrifft einen abgeschlossenen menschlichen Zustand, der wie der Berg auf dem er seinen Sitz hat, vereinzelt und inselförmig ist, und mithin auch den Leser aus der Welt heraus und in sich

15) A. a. O., III. 207.

16) Vergl. damit das Sonett: „der Montserrat" von Humboldt, in dessen ges. Werken. III. 422.

selbst hineinführt. Es wäre zu wünschen, daß unmittelbar neben diesem Gemälde ein entgegengesetztes von dem bewegtesten Weltleben hätte angebracht werden können, so würden beide eine doppelte Wirkung thun. „(Briefw. zw. Sch. und G., V. 302. 303—4.)"

In den Ebenen und Bergen Cataloniens, deren Reiz noch in den Erinnerungen des Greises fortwirkte, [17]) und am West-Striche der Pyrenäen endete die große spanische Reise. Sie war von bleibendem Ergebniß für Humboldt. Abgesehen von dem, was er überhaupt auf Reisen suchte — darüber haben wir seine eigenen Worte gehört — mußte ihm gerade dieses Volk und dieses Land eine Fülle des Genusses und der Belehrung darbieten. Die Kenntniß dieses südlichen Naturvolkes erweiterte nicht nur seine Menschenkenntniß, [18]) sondern vernichtete auch viele Vorurtheile, die man im übrigen Europa über den Charakter dieser Nation hegte, deren Selbstgefühl den andern bald als Muster vorleuchten sollte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Humboldt unter den deutschen Staatsmännern einer der ersten war, welche auf die Wichtigkeit des spanischen Aufstandes den Blick lenkten. Auch bot ihm sonst die Eigenthümlichkeit dieses Volkes und der einzelnen Stämme vielfachen Stoff zu politischen Bemerkungen, und die Art, wie er sie äußert, ruft wieder in uns sehr gewichtige Vergleichungen hervor. Wer dächte nicht an Polen, wenn er H. die unglückliche, zerrissene Vaskische Nation beklagen hört, oder an Deutschland, wenn man von den, unter den Provinzen Spaniens gegenseitig einander zugeworfenen Gehässigkeiten liest. Den Aragoniern, sagt H., gereiche es nicht zur Unehre, daß in ihnen das fortwirkende Andenken ihrer ehemahligen Verfassung einen unab-

17) Noch in einem Sonette der letzten Jahre. Ges. Werke, III. 421.

18) Siehe oben I. 208.

hängigern Sinn, mehr Selbstständigkeit und einen wärmeren Nationalstolz erhalten habe. [19]) Unter allen Stämmen aber gefielen ihm die Catalanen, und die Vasken am meisten. Er findet die Liebe der Letztern zu ihren alten Freiheiten verehrungswürdig. Selbst die französischen Glieder dieser Nation hätten sich so in Respekt zu erhalten gewußt, daß die republikanische Regierung sogar, die sonst „alle Lokalverschiedenheiten zu einer allgemeinen Gleichheit herabsetzte," ihre Gewohnheiten selbst in militärischer Rücksicht schonen mußte. [20])

Nicht weniger in Kunst und Wissenschaft war die Ausbeute reich, die diese Reise trug. Wie mehrte sie seine Liebe und Einsicht in die schönen Künste, namentlich in die Malerei; wie die Kenntniß des Alterthums, vor allem der Baukunst der Alten! Die Vaskische Sprache hatte sein besonderes Interesse auf sich gezogen und leitete ihn zu Forschungen, welche seine Blicke noch nach Jahren auf die Halbinsel geheftet hielten. Endlich war die Reise auch für seine übrigen Sprachstudien ergiebig. In Spanien nämlich, wie nachher während des langen Aufenthalts in Rom, brachte er eine so reiche Sammlung amerikanischer Wörterbücher zusammen, wie es noch nirgends gegeben hat. [21])

Im Frühjahr 1800 kam Humboldt, mit seiner Familie wieder glücklich zu Paris an. Drohende und ausbrechende Kriegsereignisse machten abermals alle Reiseplane zu nichte, während man unbetheiligt in aller Ruhe zu Paris unter dem Schirm der jungen Consularherrschaft leben konnte. Die Abreise von dort ward daher vorläufig bis gegen den Winter verschoben.

---

19) Ges. W. III. 199.
20) Ebendas., III. 220.
21) A. v. Humboldt und Bonpland's Reise, I. 28.

Neben dem Studium des Vaskischen, in welches Humboldt sich jetzt vertiefte, und wovon nachher die Rede sein wird, beschäftigte ihn nun auch die Durchsicht der auf der Reise gesammelten Materialien. Wir haben schon gesehen, wie er auch einzelne Stücke derselben redigirte, namentlich den Anfang der Reise, und außerdem eine Beschreibung des Montserrat einem Briefe an Göthe einflocht.

Es fehlte der Humboldt'schen Familie auch jetzt nicht an Zusprache aus der Heimath. So gesellte sich im Spätsommer dieses Jahres auch Rahel Lewin, die längst bekannte[1]), zu ihrem Kreis. Schon im vorigen Jahre hatte ihr Frau v. H. geschrieben: „Humboldt liebt Sie, und fühlt, wer Sie sind, und gäbe viel darum, wenn er mir die Freude geben könnte, mit Ihnen zu leben." Jetzt ward sie ihr zu Theil und es scheint, als wenn damals ein besonders inniges Verhältniß zwischen diesen beiden geistvollen Frauen, wie zwischen Humboldt und Rahel statt gefunden habe. Aber nicht immer fühlten sie einander sich recht nahe; bei den Frauen trat vielleicht die persönliche Rivalität manchmal störend dazwischen, aber auch auf Humboldt wirkte die Gegenwart der tief gereizten, und schon im Aeußerlichen etwas excentrischen Landsmännin nicht immer gleich wohlthuend ein. Rahel beklagte sich dann, manchmal vielleicht nicht mit Unrecht, über die Erkaltung ihrer Freunde. Aber freilich war ihr Wesen auch ein sehr eigenthümliches. Während der männliche Geist eines Humboldt bei aller Empfänglichkeit doch frühzeitig in den Anschauungen und Formen der neuern Philosophie eine gewisse Ruhe und Sicherheit gefunden, wühlte sie, diese großartige Naturalistin, stets von neuem im Elementarreiche der Gedanken umher und, ganz unähnlich Humboldt, der sein Selbst nur immer tiefer zu entwickeln, nur immer in sich

---

1) Siehe oben Th. I. 122. 376 – 8. und 380 – 2.

aufzunehmen gestimmt war, kehrte sie unaufhörlich das große Deficit hervor, das ihr in ihren Schicksalen, wie in den Abgründen ihrer Gedanken, reichlich begegnet war. Wenn Humboldt oft auch an sie mit Scherz und Schein herantrat, so kränkte sie dies doppelt, denn sie fühlte sich werth, von ihm gekannt zu sein, und glaubte, ihn zu verstehen. Sie vertheidigte ihn stets, sagt ihr nachmaliger Gatte. Als man darüber stritt, welches Maß von Geist ihm wirklich zukomme, und sie um ihre Meinung gefragt wurde, antwortete sie: „Er hat so viel, als er nur will." Und ein andermal, da sie sagen sollte, wiefern er ein guter Mensch zu nennen sei, erwiederte sie: „Er ist soweit in seinen Ideen, daß nicht mehr die Rede davon sein kann, ob er gut oder nicht gut sei, das liegt fern unter ihm." Seine Paradoxien und Scherzreden, durch welche er zaghafte Hörer gar oft verschüchterte, erklärte Rahel geradezu für die Wirkung seiner Langweile, aus Ungeduld müsse er reden, meinte sie, und er habe zu viel Geist, um bloße Dummheiten zu sagen. Doch gab es Zeiten, wo auch ihr das Vertrauen oder die Ein sicht wankte, und Humboldt seine angenommene Rolle so weit trieb, daß es fast einerlei dünkte, ob er so scheinen wolle, oder so sei; sie sagte dann unmuthig: „Ich kann Ihnen Ihre Geistesfreiheit nicht mehr so hoch anrechnen, wenn Sie auch für Ihr Thun und Ausüben in Ihrem Innern weder Schranke noch Zügel haben." Dies berichtet Varnhagen.[2]) Aber auch in ihren Briefen finden sich Spuren davon genug. Einst, aber wohlgemerkt, während des Congresses zu Wien, schreibt sie an ihre Verwandten über ein Diné beim Staatskanzler Fürsten Hardenberg, wo die ganze Elite der Preußen versammelt gewesen war. „Humboldt", schreibt sie, „versicherte mich, wie Don Juan, nach Tische,

---

2) Denkw. und Vermischte Schriften, 2. Aufl. V. 127—28.

seiner Liebe. Er liebe mich immer: sehen könnte er mich nur nicht, weil ich immer alles thäte, was er nicht leiden könnte: er will mir ein Diné geben . . . Ich soll die Personen nennen; also als Königin. Ich sagte, er solle mich weniger lieben, und mich besuchen: dann wolle ich die Personen nennen. Ich mußte fort. So bliebs." [3]) Diese Stelle ist sehr charakteristisch. Humboldt war aufrichtiger, als die Freundin dachte, so wie sie ein andermal nicht geahnt zu haben scheint, was er mit einem Worte sagen wollte, das er schon während des Pariser Aufenthalts an sie gerichtet hatte, und das sie selbst anführt, dem Worte nämlich: „Ich will nicht mit lauter Verwundeten zu thun haben!" [4]) Wie sehr er trotzdem den Reichthum und die Lebendigkeit ihres Geistes zu schätzen wußte, zeigt vor allem das Urtheil, was er nach ihrem Tode über ihre im Drucke erschienenen Briefe aussprach, wovon jedoch später.

Im Mai 1800 kam Frau v. Humboldt mit Zwillingen nieder: einem Knaben und einem Mädchen. Die Geburt des erstern hab' ich schon S. 37 erwähnt, sie ereignete sich aber nicht in der Sierra Morena, sondern erst jetzt zu Paris. [5]) Auch gedacht' ich des frühen Todes desselben schon. Das Mädchen erhielt den Namen Adelheid. Die Abreise von Paris ward im Herbst abermals vertagt. Im Frühjahr endlich (1801) war alles dazu bereit. Den letzten Mai wollten sie nach Erfurt und Jena reisen und zum Winter in Tegel sein, [6]) als ein plötzlicher Entschluß die Rückkehr wieder um ein paar Monate verschob.

---

3) Rahel, II. 268 – 69.

4) Ebendas., I. 471.

5) Diese Angabe, welche zugleich die Aufschrift des früher besprochenen Humboldt'schen Gedichts berichtigt, kommt mir jetzt erst, während des Druckes, zu.

6) Rahel, I. 247.

Nach der spanischen Reise hatte, wie schon bemerkt wurde, H. sich tief in das Studium des Vaskischen geworfen. Paris bot ihm zur Erlernung desselben Hülfsmittel dar, die er sonst nirgends gefunden hätte. Er legte sich sogleich ein Vaskisch-Spanisches Wörterbuch an, gestützt eben auf die seltnen Werke oder Handschriften der großen königlichen Bibliothek. Viele der Letztern kopirte er wörtlich; auch von St. Croix, dem schon genannten französischen Gelehrten, erhielt er einige Blätter über die Sprache der Vasken.

Dies alles befriedigte jedoch seine Wißbegierde nicht. Schon im Begriff, nach Deutschland abzureisen, wendete er sich plötzlich wieder nach Süden.[1]) Er ließ diesmal die Seinigen in Paris zurück und unternahm eine zweite Reise in die spanisch- und französisch-vaskischen Provinzen, eigens in der Absicht, durch mündliche Mittheilung zu vervollständigen, was in gedruckten Schriften nur sehr mangelhaft angetroffen wird. Mehrere Wochen brachte er in den abgelegensten Gebirgsgegenden dieser Lande zu. Insonders suchte er die sprachkundigen Männer auf, vor allen D. Pablo Pedro de Astarloa, Pfarrer in Durango. Er sah die wichtigen handschriftlichen Schätze ein, die dieser gesammelt hatte und machte von dem großen noch ungedruckten Werke desselben Auszüge oder wörtliche Abschriften. Zu denjenigen, die H. aufsuchte, gehörte auch der Pfarrer Moquel in Marquina, ebenfalls einer der sprachkundigsten Männer in Biscaya, der aus Gefälligkeit für ihn den Anfang des Sallustischen Catilina übersetzte.

---

1) Caillard, in dem S. 17 schon citirten Brief, schreibt an Schütz (26. Juni 1801): „M. de Humboldt m'avait annoncé son prochain départ pour l'Alemagne et c'était lui qui devait Vous remettre ma lettre aux mains propres. Rien ne pouvait m'être plus agréable qu'un pareil commissionnaire. J'attends une huitaine de jours au bout desquels j'apprens que M. de Humboldt au lieu de partir pour Vos contrées, s'est décidé subitement à tourner ses pas de nouveau vers l'Espagne.“

Doch nicht in jeder Beziehung fiel die Reise so aus, wie H. erwartet hatte. „Es war," sagt er, „einer der hauptsächlichsten Zwecke meiner Reise durch Biscaya, die Spuren aufzusuchen, welche aus der ältesten Geschichte und dem ältesten Zustande des Volks etwa in alten Sagen oder Nationalgesängen übrig geblieben sein möchten. Ich fand mich aber bald gänzlich in der Hoffnung getäuscht, hiervon etwas Bedeutendes aufzufinden. In keinem Lande vielleicht ist es dem mißverstandenem Eifer der ersten christlichen Bewohner so sehr gelungen, alle Ueberreste des heidnischen Alterthums zu vernichten, als in diesem. Weder von der Verfassung, noch der Religion, noch den Sitten der alten Vasken kann man sich einen, nur irgend befriedigenden Begriff verschaffen, und kaum haben sich einige dürftige Spuren dieser älteren Zeit in der Sprache, den einheimischen Benennungen der Monate und Wochentage, einigen wenigen (da der größere Theil auch durch die Namen der Heiligen verdrängt ist) Eigennamen, Nationaltänzen, Volksmärchen u. s. f. erhalten." Von alten Liedern konnte er nur ein einziges, noch dazu höchst mangelhaftes Fragment auffinden, dessen Alter selbst noch aus vielen Gründen zweifelhaft scheinen konnte. Er traf dasselbe in einer Handschriftensammlung an, die damals sich im Hause eines Herrn Illugartegui in Marquina befand.

Humboldt versäumte nicht, seine Bemerkungen auch diesmal an Ort und Stelle niederzuschreiben, und eilte mit diesen Schätzen nach Paris zu seiner Familie zurück. Hatte der Gegenstand früher nur zufällig seine Aufmerksamkeit angezogen, so waren Volk und Land der Vasken ihm nun „im eigentlichsten Verstande theuer geworden," und obwohl er diese Studien nachher nur mit todten Hülfsmitteln fortsetzen konnte, zog ihn dennoch die Eigenthümlichkeit der Sprache, des Volkes und des Landes in ungeschwächtem Grade an. Der Wechsel aber des Aufenthaltes sowohl, als

der Beschäftigungen machte, daß die Ergebnisse seiner Forschung erst in viel späterer Zeit ans Licht treten konnten.[2])

Im Sommer 1801 kehrte die ganze Familie, vermuthlich über Erfurt und Weimar, in die Heimath zurück. Ueber ein Jahr verblieben sie daselbst, zu Berlin und Tegel. Während dieser Zeit wurde die jüngste Tochter, Gabriele, geboren. Frau von Humboldt hatte eine schwere Brustkrankheit auszustehen, von der sie sich erst zu Rom ganz erholte. Dieser Zwischenfall mag auch die italienische Reise, welche ihnen schon so viele Jahre im Sinn lag, mit verzögert haben.

Diese längere Rast in der Heimath belohnte sich schon in Betracht des geistigen Lebens, das eben damals in Berlin eine zum Theil unerwartete Stätte gefunden hatte. Denn nicht genug, daß, gewiß zur großen Freude Humboldt's, die neusten dramatischen Werke unseres Schiller's hier mit größter Pracht aufgeführt und mit höchstem Enthusiasmus aufgenommen wurden, auch die junge von den Gebrüdern Schlegel gestiftete Dichterschule fand hier, in der Region, wo kürzlich noch ein Nicolai den Ton angegeben hatte, bereite Aufnahme, ja ihren eigentlichen Sitz. Der Sprung von jener Nüchternheit zu dieser Ueberpoesie und Verfeinerung, solcher Wechsel konnte von dem Gesundheitszustand der preußischen Hauptstadt kein günstiges Zeugniß ablegen. Was aber bedeutungsvoller erscheinen mußte, war die Aussicht, welche der Erfolg, den die Romantik auf einem so wichtigen Punkt deutscher Entwickelung hatte, für den Fortgang unserer Dichtung und Litteratur überhaupt öffnete. Was Humboldt, der Augenzeuge und Theilnehmer einer jüngst vergangenen Glanzperiode,

2) Besonders für diesen Abschnitt dienten die S. 32 unter Nr. III. genannten Schriften und Aufsätze als Quelle.

von diesem schnellen Nachlaß wahrhaft produktiver Kraft, verbunden mit einer merkwürdigen Steigerung theoretischer Einsicht und kritischer Fähigkeit, aber auch großer Einseitigkeit, denken mochte, können wir uns zur Genüge vorstellen, wenn wir uns nur an die Manier erinnern, mit welcher dieses überkluge und so viel schwächere Geschlecht auf einen Schöpfergeist wie Schiller herabsah.

Mit diesem intelellektuellen Luxus Berlin's stand die politische Passivität, die Volk und Regierung Preußens zeigten, wenigstens in äußerlichem Contrast. Der schlechte Geist, der unter der vorangegangenen Regierung die Zügel ergriffen hatte, wußte seine Herrschaft auch unter der Aegide eines Fürsten zu behaupten, der, edel und wohlgesinnt im Innersten des Herzens, nur die Kraft nicht besaß, um jene Elemente auszuscheiden, und sich im rechten Moment von muthigen Entschlüssen leiten zu lassen. Daher unter diesem friedliebenden König der verletzendste Uebermuth in Worten, unter einem rechtlich Denkenden die rücksichtslose Habgier und Vergrößerungssucht, daher der Mangel alles nationalen Gemeinsinn's, die Zurückhaltung von der allgemeinen Sache, zu einer Zeit (1799), wo der Beitritt Preußens ohne Zweifel einen Umschwung veranlaßt haben würde, daher endlich gerade in den Jahren 1801 und 1802, das schnöde Handeln mit Russen und Franzosen um die Beute des unter den abscheulichsten Formen zertretenen heiligen römischen Reichs. So traurig diese Bemerkungen für den edlen und hellsehenden Beobachter, für den Preußen im bessern Sinne zumal, sein mußten, so belehrend waren sie doch zugleich, sowohl in Bezug auf die drohende Katastrophe, wie in Betreff der Mittel, die, auch in der äußersten Noth, Rettung versprachen.

Von besonderem Gewicht war es schon damals, die Männer ins Auge zu fassen, die einst diesen Fürsten und

eine hochherzige Königin umringen, die Wunden des Vaterlandes heilen könnten. Die auswärtigen Angelegenheiten leitete noch immer der berüchtigte Graf von Haugwitz, aber im Hintergrund stand schon ein Hardenberg als mehrversprechende Reserve, hinter den Braunschweig, Hohenlohe, und so vielen Ruinen aus der Zeit des großen Friedrich winkten schon Heldenseelen wie Blücher; hinter den Reck, Goldbeck, Hoym und wie die Gewalthaber sonst hießen, standen doch noch die Struensee und Schrötter; Stein näherte sich schon den höchsten Posten und eine neue, bessere Generation war theils schon herangewachsen, theils in der Bildung begriffen, so daß, wenn nur die Häupter geläutert und gewechselt waren, auf den Kern des Ganzen große Hoffnungen gesetzt werden konnten.

Doch in diesem Moment würde ein Humboldt nicht angelockt gewesen sein, seine Muße und Selbstständigkeit mit dem öffentlichen Dienst zu vertauschen. Mehr zufällig traf das Bedürfniß des Letzteren mit seinen eigenen Plänen zusammen. Wir wissen, welche Gesichtspunkte ihm über alles gingen, und kennen die Zwecke, die seinen bisherigen Reisen, wie dem italienischen Plan, zu Grund lagen. Er sagte sich selbst, daß er auch in der leichtesten Geschäftslage Einiges von seiner Lieblingsrichtung werde aufopfern müssen, und er überlegte sich dies wohl, bevor er irgend eine Verbindlichkeit einging. Der bisherige preußische Geschäftsträger in Rom nämlich hatte um seine Rückberufung gebeten: der Posten, der dadurch erledigt wurde, war Humboldt's Wünschen ganz entsprechend. Wie man mir versichert, war es Beyme, der geheime Cabinetsrath des Königs, ein etwas eitler, doch, wenn schon mehr in der altpreußischen Art, wirklich freigesinnter Mann, welcher Humboldt dem Könige zum Minister-Residenten in Rom vorschlug, was dieser auch auf der Stelle genehmigt habe. Diese Be-

stimmung war für diesen classisch gebildeten, kunstsinnigen Mann ganz geeignet; er entzog sich, indem er sie übernahm, dem öffentlichen Dienst nicht völlig, und hatte doch Muße genug und die schönste Gelegenheit, seinen intelektuellen Zwecken zu leben; er konnte seine staatsmännische Anlagen in der Stille ausbilden, und doch, bei der Entfernung von Berlin, sich frei von aller Mitwirkung an dem gegenwärtigen Laufe der Dinge in seinem Vaterlande halten. Von einem Aufenthalt zu Rom, verbunden mit einiger Geschäftsthätigkeit, erwartete er selbst nur Gutes. „Ich befand mich“, schreibt er nach einem Jahre an Schiller, „in keiner wünschenswürdigen Stimmung in Berlin, selbst in Paris fühlte ich mich gewissermaßen abgestumpft.“ In seiner höhern Richtung wurde er in dieser neuen Stellung nur gefördert. „Ich war“, sagte er in seiner bescheidenen Art zu Schillern, „einige Jahre vorher in einer nicht glücklichen Stimmung für die Produktion; ich wußte so vielerlei, ich kannte Manches besser, als viele Andere und doch schloß sich nichts fest zu einem Resultate zusammen, ich konnte mit dem thätigen Theile meiner Existenz unmöglich zufrieden sein. Es schien mir daher besser, meiner Thätigkeit einen bestimmten, wenn gleich gewöhnlichen Gang zu geben, und ich suchte nur die aus, die im Stande war, mich zugleich wieder an einen wichtigen Ort zu führen.“ [1]) Zugleich betheuerte er Schillern, daß ihn nichts von seinem höhern Berufe abbringen werde, und damals war es, wo er auf eine so merkwürdige Art erklärte, daß die Ideen ihm für alle Zeit das Höchste in der Welt sein und bleiben würden. [2]) Dagegen sei aber auch gewiß wahr, daß, „wenn alle Zeit nur Zeit der Muße

---

1) Briefw. zw. Sch. u. W. v. H, S. 464. 481—82.

2) Diese Stelle haben wir schon früher hervorgehoben; vergl. Th. I. S. 53.

sei, und gar kein Zwang eine bestimmte Zeitanwendung fordere, man doch auch manche Zeit verliere.

Unter solchen Auspicien betrat Humboldt seine diplomatische Laufbahn. Er wurde in die Reihe der Kammerherrn aufgenommen und zum geheimen Legationsrath und Minister-Residenten am päbstlichen Hofe ernannt. Im Herbst 1802 ging er, in Begleitung seiner Familie, nach diesem Bestimmungsorte ab.

Doch schied er nicht, ohne sich bei den Männern seines Herzens verabschiedet zu haben. In Halle besuchte er Wolf, in Weimar Göthe und Schiller. Auch nahm er einen jungen Philologen, den nachmals aus Göthe's Umgang bekannt genug gewordnen Dr. Riemer, zu Erziehung seiner Kinder mit nach Italien. [3])

Daß er Schillern nicht wieder sehen werde, ahnte Humboldt gewiß nicht; er stand ja auf dem Gipfelpunkt seiner Thätigkeit. Die Freunde unterhielten sich viel von Rom, und Schiller entwickelte ihm mit leidenschaftlicher Wärme den Plan einer Geschichte Roms, den er sich für höhere Jahre aufspare, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtung verlassen habe. [4])

Erfüllt von diesen Eindrücken und wohlverwandten Ideen eilte Humboldt, mit den Seinigen, über die Alpen.

---

3) Göthe's Werke, B. 31. S. 158.
4) Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., S. 59.

Römische Gesandtschaft und Leben in Rom.
1802 — 1808.

„Ihm dem Glücklichen", sagt Friedrich von Müller in seiner Skizze des Humboldt'schen Lebens, „war vergönnt die diplomatische Laufbahn sogleich auf jenem welthistorischen Centralpunkt, in der ewigen Roma zu beginnen. Was konnte wohl für alle seine Neigungen und Lieblingsstudien, für seine tiefe Beobachtungsgabe erwünschter und vortheilhafter sein? Auch genoß er seines Glückes im vollsten Umfang; unermüdliche Forschungen im Gebiet des Alterthums und der classischen Litteratur füllten die Stunden seiner Muße, führten ihn bald zu den scharfsinnigsten Combinationen über Ursprung und Verwandtschaft der Sprachen, bald zu den heitersten Kunstbetrachtungen, während der erquickende Anblick einer großartigen unerschöpflichen Natur den Kreis seiner Phantasie erweiterte und oft zu dem kühnsten Flug begeisterte. Im täglichen Umgang mit den bedeutendsten Künstlern und auserwählten Freunden, denen sein gastliches Haus willkommenen Vereinigungspunkt darbot, im fortwährenden und immer neuen Contakt mit den interessantesten Reisenden aller Nationen flossen sechs ungetrübte Jahre im heitersten Wechsel ihm vorüber; nur aus weiter Ferne hallten die Donner des Krieges, die von Zeit zu Zeit Deutschland und zuletzt sein geliebtes preußisches Vaterland erschütterten, über die Alpen zu ihm hinüber. Nach wiederhergestelltem Frieden zur thätigen Mitwirkung an dem Wiederaufbau

des zerrütteten Staatsgebäudes berufen, vertauscht er bereitwillig Italiens Reize und die Ruhe der Contemplation mit den schwierigsten Aufgaben praktischer Thätigkeit.“ [1])

Wir stellen mit Absicht diesen sinnigen Ueberblick gleichsam als Motto voran, um welches unsere ausführliche Darstellung sich schlinge. Wir treten an einen der schönsten Abschnitte in Humboldts Leben: er selbst sah, nächst den unvergeßlichen Tagen an der Ilm und Saale, auf keinen Theil seines Lebens mit solcher Vorliebe, ja Inbrunst hin, als auf den in Rom und römischen Umgebungen verbrachten.

Im Oktober 1802 langte er in Oberitalien und zu Mailand an. [2]) Vom nächsten Verlauf der Reise hören wir nichts; doch ist nicht zu zweifeln, daß er auch in Venedig und Florenz genugsam verweilte, denn erst am 25. November Abends traf er, mit den Seinen längst angekündigt und erwartet, in Rom ein und stieg in der für ihn bereiteten Wohnung, und zwar in der Villa di Malta ab. Diese Villa und ehemalige Sommerwohnung der Maltheserritter, einst auch von der Herzogin Amalie von Weimar und Herder bewohnt, jetzt das Eigenthum König Ludwig's von Bayern, liegt am Vorsprung des pincischen Hügels. Ein hoher Thurm, klosterähnliche Einrichtungen, viele Treppen durch wunderliche Ein- und Ausbauten, ein ganzer Häuserclubb, um kleine liebliche Gärten gruppirt und mit den herrlichsten Aussichten nach allen Seiten beglückt, das ist der Sitz, der schon so viele Künstler und Kunstfreunde, Menschen aller Nationen beherbergte und jetzt die Familie Humboldt empfing. Auf dem Flügel, den sie bezogen, genoß man des Blickes nach Südosten; die weite Aussicht über die Campagna und

---

1) Neue Jenaer Litteraturzeitung, 1843. 1–3. Jan.

2) Allg. Z., Okt. 1802.

auf die Höhen von Albano lag vor ihnen und gewährte schon im ersten Augenblick die unverwüstlichsten Eindrücke. [3])

Friederike Brun, die damals in Rom und noch dazu in derselben Villa wohnte, hat uns ein Bild von diesen Ankömmlingen entworfen. Nach langem Erwarten fuhr ein schwerbepackter Reisewagen langsam den steilen Hügel hinan. „Der Vater ist schon ausgestiegen; man reicht ein kleines Kind, welches geht, dann ein ganz kleines, sorgsam eingewickeltes den ausgestiegenen Wärterinnen hin. Nun springen ein, zwei, drei Knaben aus dem Wagen, dann steigt die reiseermüdete sorgsame Mutter aus." Die älteste Tochter hatte die Reise wieder in Knabenkleidern gemacht, Adelheid, die mittlere, war erst im dritten Jahre, und die jüngste etwa 6 Monate alt und fast dem Verlöschen nahe. Die Mutter hatte sich noch nicht von der schweren Krankheit erholt, die sie in Berlin ausgestanden. Bald jedoch erholte sich das jüngste Kind unter ihrer Pflege und „kaum", fährt die Berichterstatterin fort, „war unsre geliebte Nachbarin vierzehn Tage in Rom, als wir, trotz aller Tag- und Nachtmühe, das schöne Geist und Liebe blickende Auge sich beleben, die kastanienbraunen Haare das liebliche Köpfchen umwallen, die Wange wieder frisch geröthet und den so ausdrucksvollen feinen Mund von frohem, oft so reizend muthwilligem Lächeln umspielt sahen." [4])

Schnell war die Familie in Rom eingewohnt, so daß bald nur noch der Rauch der Kamine einigen Unmuth verursachte. Riemer nahm die Knaben in seine Obhut; ein junger deutscher Arzt, den sie wahrscheinlich auch mit nach Italien genommen, Dr. Kohlrausch, ein Hannoveraner, leistete dem Hause die treuesten, leider nicht immer glücklichen

3) Fried. Brun, Römisches Leben. Leipzig, 1833. I. 57—59. II. 81.

4) Ebendas. I. 171—6.

Dienste.[5]) Humboldt selbst traf seinen Vorgänger im Amte, den spätern Geh. Oberregierungsrath Uhden, der auch ein gelehrter Kenner des Alterthums war, noch in Rom an, von wo er erst im December nach Deutschland zurückkehrte. — Vom ersten Tage ihres Aufenthalts in Rom eröffneten Humboldt's ihr gastfreundliches Haus. Alle Freunde und Bekannte waren ein für allemal des Abends zum Thee geladen. Den ersten Winter brachten sie außer mit den schon in Rom anwesenden Künstlern, namentlich Thorwaldsen, Schick, Reinhard, Keller, Lund — besonders mit Zoëga, Fernow, Bonstetten und Friederike Brun ein trauliches Zusammenleben hin.

Nicht weniger schnell war Humboldt in dem ewigen Rom orientirt Ganz allein mit der Gattin, oder nur von den älteren Kindern begleitet, begab er sich auf seine Wanderungen, damit er des ungestörtesten und unmittelbarsten Eindrucks genösse. In einem der begeisterten Erinnerungs-Sonette gedenkt er dieses einstigen Glückes. Um Nähe anzudeuten, sagt er, rede man von zwei Schatten, die sich immerfort zusammenfügen; er aber und seine Begleiterin seien noch weit inniger verschwistert gewesen.

> „Denn wir von Früh bis zu der Sonne Neigen,
> Wenn einsam wir durch Roms Gefilde wandern,
> Mit einem Schatten beide uns begnügen." [6])

Kein Land erregte und befriedigte so viele Erwartungen [1]) unseres Humboldt, als Italien. Nicht blos der Boden und das Clima — auch das Volk, seine Sprache, seine

5) Humboldt zog ihn nachmals auch nach Berlin, wo er im J. 1826 als Geh. Ober-Medicinalrath starb.

6) Ges. Werke, IV. 368.

1) Siehe Th. I. S. 208 u. f.

Kunst und Litteratur labten und erquickten ihn. Dieser Zug ruhte aber auch auf dem Tiefsten seiner Weltanschauung. Mußte sich alle neuere Bildung an dem Geiste des Alterthums emporschlingen, [2]) um sich zu etwas allseitiger Vollendeten zusammenzuwölben, so konnte in dieser entscheidenden Umgestaltung wohl nur dieses in Himmel, Lage, Erzeugnissen, Schönheit und Anlagen der Menschennatur so begünstigte Land die erste und bedeutendste Rolle spielen. Fast in allen Zweigen bürgerlicher und politischer Thätigkeit schritt Italien dem übrigen Abendlande voran; in den Jahrhunderten, in welchen das Moderne sich zuerst in geistiger Würdigkeit dem Antiken gegenüberzustellen anfing, überstrahlt seine Geschichte die aller andern Völker. Auch kann sich, nach Humboldt's Ansicht, kein Land in der Zahl hervorstechend leuchtender Männer, die es hervorbrachte, mit Italien messen. Kunst- und Naturstudium, in schönem Verein, blühten früh bei dieser, wie bei keiner andern Nation. Schon die Sprache, ihr Ton, ihre gediegene Kraft, ihr reicher anmuthig poetischer Schwung erfüllt ihn mit Bewunderung Sie erscheint ihm unter allen Umbildungen, die das Lateinische erfahren, durchaus als die interessanteste, und er hat ihre merkwürdige Erscheinung in der Einleitung zu dem nachgelassenen großen Sprachwerk ganz besonderer Betrachtung unterworfen. [3]) In keiner romanischen Sprache hat der neue Geist, bei vollständiger Unabhängigkeit und in eigenthümlicherem Charakter, treuere Anhänglichkeit an das Antike bewahrt. Während man noch heute altrömischen Klang zu vernehmen meint, schließt sich uns doch darin eine neue, anders gestaltete Welt auf. — Nicht minder erkannte H. das Große und Schöne italienischer Kunst und Dichtung an. Ja diese Kunstbildung

---

2) Siehe oben I. 208—10.

3) Einl. zur Kawi-Sprache (1836), S. 306 u. f.

stand ihm innerlichst näher, als z. B. die streng nordische, Raphael näher als Shakespeare, Ariost näher als Ossians Nebelwelt. Nur wo die Tiefe des Gehalts und die Wahrheit der Charakteristik sich so mit classischer Schönheit schmückt, wie bei den neuern großen Deutschen, giebt er dem Germanischen den Vorzug. Freilich konnte er bei all dieser Anerkennung italischer Welt und Größe die jetzige Versunkenheit des Volkes nicht übersehen, aber er hielt sie ihm gleichsam zu gut im Betracht dessen, was es einst gewesen war, was es einst geleistet hatte. Und haben sich nicht bis auf den heutigen Tag noch Lebenselemente in diesem Volke erhalten, die ein glückliches Nationalleben nicht leicht entbehren kann, und die der Nordländer nur in geringem Grade, oft auch gar nicht besitzt?

War unserm Humboldt schon Italien überhaupt so viel werth, so erweckte Eine Oertlichkeit dieses reichen Landes, die ewige Roma, in ihm eine Begeisterung, die manchmal wirklich an das Schwärmerische gränzt, deren tiefgefühlter Ausdruck uns aber auch dann noch unwiderstehlich anzieht. Die Größe Roms ruht in seiner doppelten Vergangenheit: in den Ueberresten, die diese verkünden. Diese Reste erschienen Humboldt als ein so einziges Ganze, daß er dem Ort eine nochmalige historische Entwicklung nicht einmal gönnen mochte, aus Furcht, daß das schon Vorhandene nur dadurch beeinträchtigt werde. Er hat diese Begeisterung nicht blos in der Zeit, da ihn der Genuß des Moments fortriß, in sich getragen; der Gedanke an römische Herrlichkeit ließ ihn nie los, er ist als Mittelpunkt oder Staffage der Gegenstand einer ganzen Reihe von Sonetten, [4]) und als aus Göthe's italienischen Reiseblättern so wahlverwandte Klänge ihn berührten,

4) Ges. Werke, I. 394 („Rom I."), 395 („Rom II."), II. 370 („die getrennten Gräber"), IV. 338 („das Unwiederbringliche") und 368 („die Doppelwesen").

ergriff er diese Erscheinung als willkommenen Anlaß, seiner eigenen tiefen Anhänglichkeit an Rom und römische Zustände seelenvolle Worte zu leihen, die Sehnsucht seiner Brust in den wärmsten Tönen auszuhauchen. [5]) Sieht man die Wirkung, sagt er, die Rom auf Göthe gehabt, so kehrt die längst gehegte Ueberzeugung mit doppelter Stärke zurück, „daß an diesen Mauern etwas das Höchste und Tiefste im Menschen Berührende hafte, das sonst kein Ort, kein Denkmal des classischen Alterthums bewahrt.“ Finde auch vor allen andren Studien das der bildenden Kunst dort Nahrung, so bleibe es doch unverkennbar, daß die Wirkung nicht darauf beschränkt, sondern ganz allgemeiner Natur sei. Was in uns menschlich erklinge, durch welche Gattung der Thätigkeit, an welchem Faden des Menschen- und Weltschicksals es in uns wach werden möge, töne in dieser Umgebung reiner und stärker wieder. Während uns der Geist des Alterthums, mit unwiderstehlicher Macht, gleichsam persönlich anziehe, würden die tiefsten Blicke in die Weltgeschicke, in die Gesetze des Vergehens und Wiederauflebens vor uns eröffnet. Aber es muß auch so genossen werden, wie es der Künstler, der Dichter, der Denker, sinnend und träumend, genießt. „Kein Ort“, sagt er in eben diesem Aufsatze, „verträgt sich so wenig als Rom mit dem an sich lobenswerthen Eifer des Reisenden, der rastlos alles Einzelne zu sehen, die daraus geschöpfte Belehrung mit hinwegzunehmen strebt und fertig zu sein glaubt, wenn er die Reihe des Sehenswürdigen auf diese Weise durchgemacht hat. Rom verlangt Ruhe, und daß man die Erinnerung der Nothwendigkeit der Rückreise, wie fest sie bevorstehe, möglichst fern halte. Man muß

---

5) S. den Aufsatz: „über Göthe's zweiten Römischen Aufenthalt“ [vom J. 1830] in Humboldt's ges. Werken, II. 215 — 41. Schon die vorhergehenden Bemerkungen sind diesem Aufsatz enthoben.

sich erst selbst leben, ehe man ihm leben kann, sich dem Eindruck still und ungestört überlassen. In keiner anderen Umgebung geht aus der reinen und wahren Empfänglichkeit so unmittelbar auch die geeignete Thätigkeit hervor, es möge sich nun Neues durch neues Studium entwickeln, oder man möge forttreiben, was man zu treiben gewohnt war, den Gedanken, Gefühlen, Bildern nachhängen, welche zu Hause die Seele am lebendigsten bewegten. Auch so wird man sich auf gewisse Weise umgestaltet und wiedergeboren, wie in einem neuen und anregenderm Elemente befinden; vor der reinen Natur, in die man versetzt wird, der gediegenen Bestimmtheit, vor die man tritt, schwindet dann von selbst das Dunkle, Ungewisse, Form- und Wesenlose dahin." . . . . „Roms Größe liegt, neben unendlich vielem Einzelnen, in etwas, das unentreißbar an das Ganze, an das Gemisch antiker und moderner Pracht, die Trümmer, welche das Auge meilenweit verfolgt, die umgebende Ebene, die sie begränzenden Gebirge, die lange Reihenfolge historischer Erinnerungen und dunkler Ueberlieferungen geheftet ist. Dies zeigte sich deutlich in der Zeit, wo es seiner besten Kunstschätze, der merkwürdigsten Ueberreste des Alterthums, auf unwürdige und schmachvolle Weise beraubt war. Es bleibt ein ewiger Unterschied zwischen den Ländern und Städten, welche selbst der Schauplatz des classischen Alterthums waren, und denen, welche jener die Menschheit früh erwärmende Hauch nie berührte. Hier gleichen die antiken Kunstwerke, und dies geht zum Theil auch auf die ihnen so nahe verwandten modernen über, nur aus der Fremde zusammengetragenem Geräth. Dort ist gleichsam der Boden selbst mit ihrem Sinne geschwängert, und scheint sie unerschöpflich, wie Bäume und Früchte, zu tragen." Aber nur mit vollkommen gesammeltem Gemüth, nur wie ein großes Kunstwerk, nur indem man das Beste in seinem Innern in Bewegung setzt, könne diese

Größe ihrem ganzen Gehalt nach empfunden und gefaßt werden. Und nur mit Wenigen könne man den Genuß wahrhaft theilen. Die Römer erkennen ihre Stadt mehr aus dem Wiederscheine des Eindrucks, den sie auf die Fremden macht. Mit den eigentlichen Reisenden fühle man sich, wenn man selbst länger in Rom war, selten recht in Uebereinstimmung. Eigentlich seien es nur die dort lebenden ausländischen Künstler, zu denen man sich gesellen könne, d. h. diejenigen, welche vorzugsweise ihr inneres Leben, wie in eine neue, geistige Heimath, dahin versetzen, Studien beginnen, oder an längst begonnene anknüpfen, oder sich frei dem reinen Genusse, der sich so lieblich allen Sinnen erschließenden und doch eine so unergründliche Tiefe darbietenden Erscheinung überlassen.

Solche Stellen, worin Humboldt zugleich die Bedingungen dieses Genusses, wie man deutlich sieht, aus eigenster Erfahrung mittheilt, zeigen hinlänglich, daß ihn der Zauber Römischer Oertlichkeit nie los ließ. Will man aber sehen, in welchem Grade er ihn einst besessen, da er selbst noch in der ewigen Stadt weilte; wie er in diesem Genusse schwelgte, muß man auf jene Aeußerungen zurückgehn, die er an Ort und Stelle niedergeschrieben, auf den Enthusiasmus, welchen er damals in Prosa wie in Versen von sich gab, und mit dem er seine Freunde, einen nach dem andern, Göthe, [6]) Schiller, Wolf, Frau von Wolzogen, Frau von Staël zur Mitempfindung dieser Größe gleichsam nöthigte. Hören wir nur die Worte, die er an Göthe und an Wolf richtete, Geister, von deren Mitgefühl er hier am zuverlässigsten überzeugt sein konnte.

„Rom", schrieb er einst an Göthe, „Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins

---

6) Siehe Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., 463–64. 480–81. 482.

zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen. Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt, Römische Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiste von diesem Eindruck uns und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht blos der empfindelnde Gedanke, zu stehen, wo dieser oder jener große Mann stand, es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine von uns nun einmal, sei es auch durch eine nothwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit; eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man sich überglücklich fühlt, nur mit der Phantasie Theil zu nehmen, ja an der keine andere Theilnahme nur denkbar ist, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig ist, wie in noch südlichern Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium, und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt; so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Ueberall sonst reihen sich Ideen des Contrastes daran, und er wird elegisch oder satyrisch. Freilich indeß ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweis't sein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns

erscheinen. Es geht damit, wie wenigstens mir und einem Freunde [7]) mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halbversunkene ausgräbt; es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht.“ [8])

Fürwahr! hier geht die Begeisterung ins Ueberschwengliche, und aus manchem Munde würde sie sogar gefährlich scheinen; bei Humboldt, der nicht blos in dieser complativen Welt lebt, ist sie es weniger. Göthe fand die Worte so charateristisch, daß er, der selbst so viel Herrliches über den Gegenstand in seinen Reisetagebüchern bewahrte, dennoch seiner Skizze über Winkelmann (1805), als Beleg des großartigen Eindruckes, den Rom auf den Empfänglichen zu machen im Stand sei, diese merkwürdige Aeußerung des Freundes einzuverleiben vorzog, wo sie noch jetzt zu finden ist. [9])

---

7) Ohne Zweifel Zoëga.

8) Aehnlich ist zu verstehen, was Humboldt einst an Frau von Staël schrieb: daß in Rom alles fremd sei, selbst die Römer, die nicht wie Besitzer, sondern nur „wie Pilger, die bei den Ruinen ruhen“, dort zu wohnen schienen — ein Wort, welches die Empfängerin bald darnach in ihrer „Corinna“ citirte (B. 1. Cap. 5). Humboldt nahm diesen Gedanken selbst in seinem großen Gedicht: „Rom“ wieder auf, wo es heißt: „Stadt der Trümmer! Zufluchtsort der Frommen! Bild nur scheinst du der Vergangenheit; Pilger deine Bürger, nur gekommen, anzustaunen deine Herrlichkeit.“

9) Ausg. letzter Hand, B. 37. S. 34—36. „Wie uns ein Freund“, sagt Göthe, „die mächtige Wirkung, welche jener Zustand

Nicht minder bedeutende Aeußerungen legte H. in seinen Briefen an F. A. Wolf nieder. So schrieb er diesem von Rom, 20. Juli 1805: „Ich lese jetzt wieder sehr viel die Alten, und immer Römer, denn das Lokalinteresse überwiegt doch alles andere. Die Totalität der Römergeschichte und des Römerlebens im Kopf in Rom herumzugehen, ist eigentlich mein Leben. In die Museen und Gallerieen komme ich selten; um Basreliefs, Münzen oder Gemmen bekümmere ich mich wenig oder gar nicht. Ich liebe nicht in die Häuser eingeschlossene Götter. Aber die Kolossen, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen, und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüße ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genuß vollkommen sein soll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man muß noch einen Theil Latium mit überschauen, und das Lateinergebirge den Horizont schließen sehen. Dann wird man unwiderstehlich zu endlosen Betrachtungen über Geschichte und Menschenschicksal hingezogen, dann rundet sich auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemälde der Weltgeschichte. Denn auf mich übt Rom seine große Gewalt mehr als durch alles andre dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt ist. Denn selbst das Letzte wird ihm Niemand mit Recht streitig machen. Unsere neue Welt ist eigentlich gar keine; sie besteht blos in einer Sehnsucht nach der vormaligen, und in immer ungewissem

---

ausübt, geistvoll entwickelte, theilen wir unsern Lesern statt aller weitern Betrachtungen mit.“ Durch diese Einleitung eignete sich Göthe allerdings den Inhalt zu. Hätte jedoch unser verehrter Gervinus, der sie Göthe'n geradezu aufbürdet und ihn darum schilt (Neuere Geschichte der poet. National-Literatur der deutschen I. 509—10), gewußt, von wem sie eigentlich herrührt, er würde ihre Härte so stark nicht gerügt haben. Daß sie von Humboldt herrührt, ist neuerdings von Musculus, im Inhalts- und Namensverzeichniß der Götheschen Werke (s. d. Art.: Humboldt), ausdrücklich erklärt worden.

Tappen nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillosesten aller Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt, und finden ihn wiederum nur hier. Doch ich schweife ab, und will einlenken; aber ich rede von dem, deß das Herz voll ist, und zu dem, der es eben so wie ich fühlen würde, wenn er auf der gleichen Stelle stünde." [10])

Aber nicht genügte Humboldt diese Empfindungen und Gedanken in begeisterter Rede auszusprechen; er wurde von dem Gegenstand auch zur Dichtung begeistert. Eine großartige Elegie: Rom trat schon im Jahr 1806 in Berlin mit seinem Namen ans Licht. Sein Bruder Alexander hat sie zum Druck befördert. [11]) Es ist das einzige schon früher in weitern Kreisen von ihm bekannt gewordene Gedicht, und verdient seinem Gehalte nach und seines poetischen Schwunges wegen zu den bedeutenderen Ideendichtungen gezählt zu werden.

Der Ideengang ist etwa dieser. Nie werde dieser Name untergehn. Vor allen Städten habe die allgewaltige Zeit diese zu ihrem Thron genommen; sie sei der Spiegel des Weltenlaufes. Der Begriff des welthistorischen Ganges der Menschheit, das Gefühl des nothwendigen Sinkens alles Bestehenden in der Zeit sei hier, wie in einem ungeheuern Bilde verkörpert, für alle Zeiten hingestellt. Ihr Anblick erfüllte zwar die Brust mit unendlicher Wehmuth, aber diese Wehmuth paart sich mit den herrlichsten Erinnerungen, und stimmt zu den tiefsten Gedanken. Denn in dem Umkreis, den man von diesen Hügeln erblickt, liege der Umfang einer halben Welt. Vor dieser Größe mußte selbst Hellas weichen,

---

10) Mitgetheilt in den Auszügen aus Humboldt's Briefen an Wolf, bei Varnhagen von Ense, Denkw. und verm. Schriften, 2. Aufl., B. V. S. 155—6.

11) Im J. 1824 erschien zu Berlin ein unveränderter Abdruck des Gedichts, und jetzt ist es in Humboldt's ges. Werken, I. 343—58 zu finden.

obschon ihr ein höherer Gewinn ward, denn Sieg und Herrschaft. Doch nur flüchtge Trümmer ließ ihre edle Erscheinung zurück, und selbst von ihrer Kunst und Dichtung würde, ohne Roms Besitznahme, gar nichts auf unsere Zeiten gekommen sein. Wer ein nachhaltiges Gebäude gründen will, muß nicht scheuen, mit dem Staube sich zu gatten, und mit derber Hand in das Irdische zu greifen. Rom verstand sich darauf, es hatte nur Einen Sinn: Sieg und Herrschaft; es achtete nichts außer diesem, es opferte alles, wenn es nur der Welten Richter heißen, wenn es nur sein Recht als Schirm über Mächtige und Schwache verbreiten konnte. Mühsam, in heißen, unabläßigen Kämpfen ward dieses Ziel erreicht; dafür hat sich aber auch aller Thatenruhm um diesen stolzen Namen gelegt. Es ist die Stadt der Städte geworden, an die, wenn auch zuletzt nur im Reiche des Gedankens, die Idee der Weltherrschaft unauflöslich gekettet ist. Nach der einstmaligen Größe blühte eine neue Herrschaft empor, in der es schon nicht mehr durch Waffen, sondern kraft einer himmlischen Anziehung waltet. „Zwar auch dieses Glanzes Strahlen bleichen,“ wie ja jede Größe. Der Geist aber, der diese Hügel umschwebt, vergehe nicht. Es ist und wird immer mehr der Mittelpunkt der Beschauung aller Dinge, der Ort der Betrachtung der Weltgeschicke. Dahin muß aus dem Getümmel fliehen, wer sie ergründen will; hier concentrirt sich der sehnsuchtsvolle Schmerz um die verlorne Jugend der Welt, hier verliert sich der Geist in Ahnung über die Loose der Menschheit. Die geschichtlich philosophische Idee des nothwendigen Wechsels und Untergangs aller Dinge hat hier ihren Anhalt gefunden, und leitet den Blick selbst in das Leben der Gottheit hinüber — zu einer Religionsansicht, welche näher zu betrachten wir an andrer Stelle Veranlassung finden werden. Zuletzt führt das Gedicht zu der Betrachtung, daß alles

aus einem verborgenen Urquell herstamme und daß man diesem Urgrund im eignen Busen auf die Spur kommen könne, wenn aller Schöpfung reiches Leben ihn erfülle, und in dieser Fülle alles um Einen lichten Punkt schwebe."

Das Gedicht besitzt eine große Klarheit, es ist durchdrungen von Begeisterung, und einer Wärme der Empfindung, wie wir sie in intellektuellen Dichtungen selten antreffen. Nur da, wo sich der Dichter, ganz in ideelle Regionen vertieft, wie gegen den Schluß hin, sträubt sich der Gedanke eine leichte und ganz faßliche Form anzunehmen. Höchst eigenthümlich ist übrigens die Weise, wie sich in diesem Produkt der elegische Ton mit dem Styl der Ode und beide mit dem Charakter der Ideendichtung verbunden haben.

Das Gedicht war ursprünglich an Humboldt's Freundin, Frau von Wolzogen gerichtet, die es in dem letzten Verse selbst anredet. Es war keine geringe Auszeichnung, die der geistvollen Frau durch diese Widmung widerfuhr. —

Wie die Deutschen das Alterthum überhaupt am tiefsten aufzufassen gewußt haben, so war es ihnen auch gegeben, Rom am gründlichsten zu würdigen und am schönsten zu feiern. Unter den Deutschen aber stehen darin Winckelmann, Göthe und unser Humboldt Allen voran.

Schon im März des nächsten Jahres [1]) verließen Humboldts die Villa di Malta, wo es für sie zu beengt war, und bezogen eine geräumigere Wohnung in Strada Gregoriana auf Trinita del Monte, ganz in der Nähe des Mittelpunktes für alle Fremden, des spanischen Platzes. [2])

1) Brun, Römisches Leben II. 181. 316—17.

2) Eine große Seitentreppe des Pincischen Hügels hinan führte der nächste Weg vom spanischen Platz in die Strada Gregoriana. Frau von Staël, die diesen nähern Weg von ihrer Wohnung aus zu gehen pflegte, nannte ihn scherzhaft „l'escalier dérobé de Madame de Humboldt." Von diesem Platze führt eine schöne breite Treppe

Nun erst war es Humboldt vergönnt, sein Haus zu einem Tempel der Gastfreundschaft zu machen, der jedem irgend Würdigen zugänglich war.

In großen, sehr hohen Zimmern genoß man der herrlichsten Aussicht. Sehr hohe Fenster, schön decorirte Zimmer, die Fußböden von Stein — in allem ein recht römischer Aufenthalt. Und innen in diesen Räumen deutsche Geselligkeit und nordisches Leben. Jeden Abend versammelte sich die bunteste „Gesellschaft in den Zimmern des Hauses; jeden Abend trank man Thee, und fühlte sich in London oder Berlin. Höchstens ein Theaterabend störte diese Gewohnheit, wo man aber doch nicht unterließ, so viel Freunde als nur moglich zur Partie zu ziehen. Auserlesene Gesellschaft ward zur Mittagstafel geladen und nach Tisch führte man öfter Freunde und Bekannte in seinem Wagen durch die Stadt und ihre nächsten Bezirke. Einen Sammelpunkt, wie ihn damals das Humboldt'sche Haus bot, hat es, nach übereinstimmenden Berichten, in Rom nicht wieder gegeben.

Vornehm und Gering begegneten sich hier; der Strom von Fremden, der in Rom unaufhörlich ab- und zufließt, wogte durch diese Säle, alle geistige und künstlerische Notabilitäten waren vereinigt; die deutschen Künstler, die sich in Rom aufhielten, voran. Für den stillen Geist war die Fülle, die sich an den gewöhnlichen Abenden versammelte, fast zu zerstreuend. Hier gesellte ein Cardinal sich zu einem deutschen Gelehrten; dort mußte ein Maler in Sprachen, die er mühsam handhabte, sich Stunden lang mit einer Herzogin unterhalten; mehr im Hintergrunde vielleicht stand Humboldt in innigem Gespräch mit Freund Zoëga, während Lucian

---

zur Dreifaltigkeitskirche, wo man einer weiten Aussicht über die Stadt genießt. Ein hoher Obelisk, einst in den Gärten des Sallust aufgerichtet, steht vor der Fronte dieser Kirche. Die nahen Gärten der Villa Medici vollenden die Anmuth dieses Punktes.

Bonaparte bei der Dame des Hauses die gefälligste Unterhaltung genoß. Frau von Humboldt konnte, indem sie die Honneurs machte, hier wie nirgends den Reichthum ihrer geselligen Talente entwickeln. Nicht ihr Gemahl, der mehr seine Zwecke verfolgte, mehr Einzelne fesselte, sondern sie war die Seele dieses reichen Cirkels, den sie nach allen Seiten mit ihrem Geist und ihrer Liebenswürdigkeit erfüllte.

Diese Schilderung ist einer Menge fast gleichlautender Berichte entnommen. Mündliche und schriftliche Mittheilungen von Zeitgenossen bestätigten sie, und schwerlich wird man ein Buch über Rom und römisches Leben jener Zeit aufschlagen, in welchem dieses Haus nicht mit dankbarer und rühmender Verehrung gedacht würde

---

Nur im Spätsommer trat meist eine Pause ein, wenn Humboldt mit seiner Familie einige Zeit aufs Land zog. Kaum nach seiner Ankunft in Rom miethete er eine Sommerwohnung in Ariccia, wohin er sich auch schon im Juli des nächsten Jahres begab. Doch ein häuslicher Unglücksfall veranlaßte schnellen Aufbruch nach Rom und entleidete ihm diesen Ort für immer.

Im Spätherbst 1804 finden wir ihn in Albano. Hier und in dem benachbarten Marino machte er wohl jedes Jahr einen längeren oder kürzern Aufenthalt. Auch Excursionen in die weitere Umgegend wurden zum Theil von diesen Punkten aus unternommen. So schreibt Zoëga 1. Juni 1808 an den damaligen dänischen Residenten, Baron Schubart in Livorno: „Herr von Humboldt hat mehrere Excursionen in der Umgegend von Rom gemacht, wozu er mich auch eingeladen hatte; aber die Umstände erlaubten mir nicht, seine Einladung anzunehmen. Nur nach Gabi, das eine halbe Tagereise [von Rom] entfernt ist, habe ich ihn begleitet, die

Ueberreste eines der ältesten Tempel in Italien zu sehen, die eine interessante Ruine bilden mitten in einer großen Wüste."[1])

Die Gegend um Albano hatte für Humboldt einen unwiderstehlichen Reiz. Noch im hohen Alter waren ihm „die Tage von Albano" unvergeßlich,[2]) auch fehlt es uns nicht an Aeußerungen von dorther, die uns darthun, wie unbegränzt er in dieser Herrlichkeit schwelgte. Namentlich im Sommer 1804 genoß er dieses Glück; zwar fehlte ihm die Gattin, die ihrer Gesundheit wegen nach Deutschland gereist war, vielleicht aber erhöhte auch die Einsamkeit diesen Genuß. Damals war es, wo er in der besten Stimmung die Uebersetzung des Agamemnon ganz von neuem vornahm und in einem Wurf vollendete,[3]) wobei ihm jedoch noch Zeit genug zu anderer Lektüre, wie für Natur und Oertlichkeit, übrig blieb. Nur in einzelnen Stunden mangelte ihm ein Freund, der mitgenießen konnte, wiederholt rief er daher seinem Freund Wolf über die Alpen herüber. So schrieb er ihm von Marino aus (29. Sept. 1804), nachdem er ihm den Empfang seiner neuen Ausgabe des Homer bestätigt hatte: „Der Homer hat mir viel Freude gemacht. Noch bin ich aber nicht dazu gekommen, die neue Vorrede zu lesen. Dagegen habe ich gut die halbe Ilias gelesen. Hier bei Spaziergängen, in den himmlischen Gegenden um den Albaner See, und am Fuß des Mons Albanus, stecke ich ihn in die Tasche und lese ihn mit unendlichem Vergnügen. Ueberhaupt, lieber Wolf, führe ich ein unendlich genußreiches Leben. So lange meine eigentlichen Arbeiten dauern, so glücklich bin ich einmal organisirt, ärgern und langweilen sie mich nicht; wenn

---

1) Zoëga's Leben. Von Fr. H. Welcker. Stuttgart und Tübingen 1819. Th. II. S. 366.

2) Ges. Werke, IV. 338.

3) Ebendas., III. 33.

sie geendigt sind, sind meine Gedanken hundert Meilen von ihnen entfernt, dann gehe ich in's Freie, und lese, denke, träume. Ich glaube wirklich, man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geschäft, und weckt eine Art Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht sehr lobenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es ist wahr, und was gibt es auch eigentlich Höheres, als sich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für sich und für etwas Wahres. Alles Uebrige ist ein Treiben und Jagen, bei dem man wenigstens nie zurückblicken muß. Hätte ich Sie hier, so hätte ich alles. Denn bedenken Sie nur, daß ich diesen Genuß einsam, so einsam, finde, daß ich jetzt nur mit zwei, drei Menschen noch deutsch spreche, und keiner, auch kein einziger hier ist, der an dem, was mir eigentlich wichtig ist, Interesse fände. Wie müßte Umgang, ein Umgang mit Ihnen den Genuß erhöhen! Es ist recht Schade, daß Sie Ihr Kommen noch immer in so weite Zukunft stellen. Das Schöne muß bald gepflückt werden, denken Sie daran recht oft." 4)

Hier wird uns auf die genußreichen Tage, die er in den Umgegenden Rom's verlebte, ein hinlänglicher Blick gewährt. Von größeren Reisen in Italien, die doch gewiß Statt fanden, wird uns dagegen leider nichts berichtet. Wir wissen nicht, ob Humboldt in Sicilien war, wie ihm Florenz behagte, ja nicht einmal, daß er Neapel besuchte. Das aber ist gewiß, daß ihm nichts über Rom und römische Umgebung ging; jedesmal, wenn er in eines der Thore Rom's wieder einfuhr, hatte er ein Gefühl, das sich nicht mit dem des vorhergehenden Eindrucks verwechseln ließ;

---

4) Mitgetheilt bei Varnhagen von Ense, Denkw. u. verm. Schr., 2. Aufl. V. 154–5.

immer wohler ward ihm in den schon gewohnten Räumen, und nur das nahe Lateinergebirge, Alba's ernste Scheitel, die lichten Höhen Sorakte's und Tibur's Hain gehörten ihm mit zu dem Gesammtbilde der Stadt.[5])

Ganz reines Glück wird dem Menschen selten vergönnt. Vielleicht um uns nicht abzustumpfen für so viel Freuden, mischt das Schicksal auch Schmerz darunter. Gleich im ersten Jahre traf Humboldt ein schwerer Schlag — der Tod seines ältesten Knaben. Seit dem Juli (1803) war die Familie ab und zu in Ariccia, um einen Theil der heißesten Jahreszeit in dortiger Kühle zu verbringen. Gerade diesen Sommer aber war die Hitze unerträglich, selbst im Gebirge, und besonders die Fremden fielen als Opfer. Etwa drei Wochen, nachdem H. von diesem Unglück heimgesucht worden, meldet er seinem Freund Schiller (Rom, 27. Aug.): „Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmüthigem Herzen. Ich kann sagen, daß mich, seit ich lebe, jetzt das erste Unglück betroffen hat. Aber der erste Schlag ist auch fast der härteste, der mich je hätte treffen können." Sein ältester Sohn, Wilhelm, sei ihm schnell von einem bösartigen Fieber dahin genommen worden. Das Kind war kaum einige Tage krank. Auf einige leichte Fieberanfälle folgte ein heftiges Nasenbluten. Sie waren eben in Ariccia, hatten aber den Dr. Kohlrausch, freilich einen Arzt, der so großes Vertrauen nicht verdiente, mit sich. Dieser that, was in seinen Kräften war; doch in 36 Stunden erlag der Knabe der Heftigkeit des Uebels. „Sein Tod", schreibt der Gebeugte, „war sanft, sehr sanft, er hatte fröhliche Phantasien, litt nichts und ahnete nichts. Er liegt jetzt bei der

5) Ges. Werke, I. 346. II. 136.

Pyramide des Cajus Cestius, von der Ihnen Göthe erzählen kann. Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebsten um mich, er verließ mich fast nie, vorzüglich in den letzten Monaten beschäftigte ich mich regelmäßig mit ihm, er ging immer mit mir spazieren, er fragte nach Allem, er kannte die meisten Orte, die meisten Ruinen, er war bei Jedermann beliebt, weil er mit jedem, und jetzt schon recht gut italienisch sprach. Das ist nun Alles dahin und dahin gegangen? Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist denn da noch gewiß? Und auf der anderen habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen todt hat, das man liebte, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten."

Gleich nach diesem Unglücksfall eilte die Familie in die Stadt, denn schon drohte ein neuer Unfall bei einem zweiten Kind. Theodor, der jüngere Knabe, war von derselben Krankheit, von dem ärgsten Nervenfieber, nur mit weniger plötzlich gefährlichen Symptomen befallen. Drei Tage verzweifelte man an seinem Aufkommen; allein es gelang, ihn zu retten. Wie sehr die sorgsame Mutter dabei zu leiden hatte, ist von selbst erklärlich; Humboldt rühmt, daß sie sich mit außerordentlicher Stärke, Ruhe und Geistesgegenwart benommen habe. Zwar fürchtete er für die Folge einen plötzlichen Ausbruch des nur verhaltenen Uebels. Doch äußerte es sich nicht so bald, und es wäre in Humboldt's Hause alles wieder leidlich ergangen, wenn der vorangegangene Verlust so leicht zu verschmerzen gewesen wäre. Georg Zoëga, der gerade auch

leidend war, schreibt darüber in einem seiner Briefe, (2. Sept. 1803): „Die traurige Lage dieses sonst so muntern Hauses, des einzigen, das ich zu besuchen gewohnt war, und dessen Bewohner die liebenswürdigsten Leute sind, die ich hier kenne, hat beigetragen, meinen Geist niederzudrücken.“ [1])

Schiller war sehr ergriffen von dem Verluste seines Freundes. Auch meldete er es sogleich Göthe'n. „Aus beiliegendem Briefe ersehen Sie leider, daß unser Freund Humboldt einen harten Verlust erlitten hat. Schreiben Sie ihm, wenn Sie können, ein Wort des Antheils. Er dauert mich sehr, weil gerade dieses Kind das hoffnungsvollste war von allen.“ [2]) Den 12. September schrieb er selbst an den Gebeugten: er könne bei diesem trostlosen Fall nichts thun, als seinen ganzen Kummer mit ihm theilen. „Sie waren berechtigt,“ sagte er, „zu den schönsten Hoffnungen; wirklich vereinigte sich Alles, diesem Kinde ein glückliches Loos zu versprechen, und nun muß jede Hoffnung so gewaltsam zerstört werden. Auch mich hat, wie Sie, bis jetzt kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieser Gelegenheit auch in meinen eigenen Busen zu greifen, und mir den möglichen Verlust dessen, was mir theuer ist, zu denken. Bei meiner schwachen Gesundheit hatte sich die feste Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in diesen Fall kommen würde, aber dieser Verlust, mein theurer Freund, überführt mich, daß alle Rechnungen trügen.“ Zugleich rieth er ihm, falls das Clima zu angreifend für Frau und Kinder wäre, lieber alle diese Verhältnisse aufzugeben, „da er doch einmal Herr seines Schicksals sei.“

„Darauf bricht Humboldt nur in neue Klagen aus. „Der erlittene Verlust,“ entgegnete er am 22. Oktober, „steht

---

1) Zoëga's Leben, von Welcker, II. 283.

2) Briefw. zw. Schiller und Göthe, VI. 207.

fest und unbeweglich vor der Phantasie da, und nichts kann dafür Ersatz geben. Mir hat selbst in den ersten Augenblicken, liebster Freund, der Schmerz die innere Klarheit, sogar eine gewisse Ruhe nicht geraubt. Aber eine Wehmuth und eine Sehnsucht begleitet mich seit jener unglücklichen Epoche, von der ich Ihnen keine Schilderung zu machen im Stande bin. Es ist mir, als hätte der Tod eines Kindes noch etwas Rührenderes, als der eines Erwachsenen. Noch nicht seinem eigenen Willen folgend, vertraut es dem fremden, und es ist, als hätte man sein sorgenloses Vertrauen betrogen, selbst wenn der Tod nur eine Folge des bloßen, blinden Geschicks ist.

„Lieber Schiller, warum sind Sie jetzt nicht hier? denn daß ich wegginge, daran kann ich und mag ich nicht denken. Rom hat mich auf alle Weise gefesselt, und schon den Boden verlassen, dem man ein theures Pfand anvertraut hat, ist schwer. Sie können wohl denken, daß ich keinen Augenblick hier bleiben würde, wenn ich in der That nur die geringste Gefahr für die Meinigen ahnen müßte.“ Diese aber sei keineswegs vorhanden. Bei dem traurigen Fall seien eigene Verbindungen von Umständen zusammengekommen. Daß das Klima überhaupt nicht ungünstig sei, zeigte die blühende Gesundheit der andern Kinder, die bei den Mädchen gar nie alterirt wurde. „Sie hätten den armen Wilhelm nur noch einen Tag vor seiner Krankheit sehen sollen, und die Fürstin von Rudolstadt kann es Ihnen sagen. Er blühte wie eine Rose, selbst der Tod hatte ihn nur wenig entstellt. . . Lassen Sie mich daher immer noch einige Jahre hier. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir dieser Aufenthalt wohl thut. Ich befand mich in keiner wünschenswürdigen Stimmung in Berlin, selbst in Paris fühlte ich mich gewissermaßen wie abgestumpft. Hier ist Alles, was mich umgiebt, belebend und erwärmend; ich bin fruchtbarer in Ideen, und selbst die Wehmuth, selbst

der bitterste Schmerz läßt noch eine Klarheit, eine Heiterkeit im Gemüthe bestehen." —

An diesen Todesfall reihe ich die übrigen Familienereignisse während des römischen Aufenthaltes an. Riemer, der als Hauslehrer mit nach Rom gegangen war, gab schon im nächsten Jahre diese Stellung auf und kehrte im Juli desselben, mit Fernow, nach Deutschland zurück. Es hatte ihm in Rom wenig gefallen. Bekanntlich fand er, nach seiner Rückkehr, eine ähnliche, ihm in jeder Hinsicht zusagende Stellung in Göthe's Hause.[3]) — Auch nachher rief Humboldt junge Männer aus der Heimath zur Erziehung seiner Kinder herbei. So war eine Zeit lang der bekannte Archäolog Fr. K. L. Sickler (gest. 1836, als Consistorialrath und Gymnastaldirektor zu Hildburghausen), Lehrer in seinem Hause.[4])

Rumohr erzählt uns auch von einem merkwürdigen Tyroler, Namens Thaney, aus der Gegend von Meran, damals Pfarrer all' anima in Rom, welcher im Hause des preußischen Gesandten Unterricht ertheilt habe, und den er 1805 dort kennen lernte. Thaney betrieb um diese Zeit ganz systematisch den Versuch, seine Landsleute, die, in französische Corps gesteckt, mit diesen in die Gegend von Rom kamen, zur Desertion zu verleiten. Als man ihm auf den Leib wollte, flüchtete er sich in seine Heimath und spielte dort im J. 1809 eine sehr bedeutende Rolle.[5]) —

3) Göthe's Werke, B. 31. S. 158.

4) Er war ohne Zweifel schon zu Paris in demselben bekannt worden. Wenn aber das Brockhaus'sche Conversationslexikon sagt: Von Paris ging Sickler mit der Familie des preußischen Ministers Wilhelm von Humboldt nach Rom, wo er in der günstigsten Umgebung sechs Jahre verbrachte, — so können wir dieser Angabe nur theilweise Glauben schenken. Denn erstens ging H. nicht sofort von Paris nach Rom, sondern brachte dazwischen ein volles Jahr in der Heimath zu; dann wissen wir, daß sich Sickler im Jahr 1805 zu Gotha befand, (Siehe das Intell.-Bl. der Jenaischen A. L. Z. vom 21. Aug. d. J.) und daß er Rom erst im Sommer 1811 wieder verließ.

5) F. v. Rumohr, drei Reisen nach Italien. Leipzig, 1832. S. 144 u. ff.

Im Anfang des nächsten Jahres, nach dem eben besprochenen Verlust gebar Frau von Humboldt wieder ein Mädchen (Louise), das aber nur zu bald wieder starb. Sie selbst befand sich, sei es in Folge dieser Niederkunft, oder der vorangegangenen Erschütterungen, in so leidendem Zustand, daß sie zu Herstellung ihrer Gesundheit eine Reise nach Deutschland zu unternehmen für gut fand. Der Arzt, Dr. Kohlrausch, begleitete sie. Auf dieser Reise, wie es scheint, starb das jüngst geborene Kind. Sonst wissen wir nur, daß Frau von Humboldt die Freunde in Weimar besuchte (Mai 1804). Für Schiller mußte es eine schmerzliche Freude sein, nur sie und auch sie nur leidend wiederzusehen; auch verhehlt er es gegen Humboldt nicht, daß er damals viel für dessen Gattin gefürchtet habe. Von dort begab Frau v. H. sich nach Paris, wie es scheint, zugleich in der Absicht, über Alexander von Humboldt, dessen Rückkehr aus der neuen Welt man noch immer sehnsüchtig entgegensah, schnellere Nachrichten einzuziehen. Wilhelm hatte zwar noch unterm 28. März (1804) zu Rom einen Brief von seinem Bruder aus der Havanna, mit der Ankündigung seiner Rückkehr, erhalten.[6]) Kurz danach jedoch lief das Gerücht in Europa, der berühmte Reisende sei, eben als er heimkehren wollte, am gelben Fieber gestorben. Nun traf sich aber, daß Frau von Humbold gerade in Paris war, als Alexander — im August 1804 — mit allen seinen Schätzen in die Garonne einlief. Sobald die Nachricht von diesem glücklichen Ereigniß zu Paris angelangt war, wurde die Schwägerin durch den Sekretair des National-Instituts davon benachrichtet.[7]) Alexander eilte von Bordeaux nach Paris, gewiß hoch erfreut, da ein Glied

---

6) Angezeigt im Journal de Paris, an. XII. 274.

7) Allgemeine geogr. Ephemeriden von Gaspari und Bertuch, Weimar 1804, B. 15. S. 116—17.

der Familie, die er erst Anfang des nächsten Jahres in Rom zu sehen gehofft hatte, begrüßen zu können.

Frau von Humboldt erlebte im Spätjahr (1804) noch eine Niederkunft. Erst im Anfang des nächsten Jahres verließ sie Paris mit gestärkteren Kräften, und eilte zu dem Gatten zurück, der indeß jenen einsam glücklichen Sommer in Albano verlebt hatte, dessen wir oben gedachten.[8]) Der neue Ankömmling des Hauses war ein Knabe, der den Namen Gustav erhielt, leider aber auch nach wenigen Jahren, und zwar 1807 in Rom starb. Beide Söhne liegen an der Pyramide des Cestius, dem bekannten Begräbnißplatze der Protestanten zu Rom, und zwar in einem besondern, vom römischen Volke dieser hochverehrten Familie geschenkten Bezirk. Zwei gebrochene antike Säulen bezeichnen den Ort, wo ihre Kinder ruhen.[9]) Wie nach einer heiligen Stätte, zog Humboldt noch in späten Jahren die Sehnsucht nach dem Platze, wo die irdischen Reste seines geliebtesten Kindes liegen.

„Die ew'ge Stadt in Götterklarheit blinket,
Doch meiner Brust Verlangen sie umschweben
Nur, weil nach jener Stelle hin sie streben,
Die mir wie zweite Todten-Heimath dünket.[10])

Das Jahr 1805 dagegen war das glänzendste, welches die Familie zu Rom verbrachte. Nicht nur, daß damals eine große Zahl ausgezeichneter Menschen dort zusammentraf, langte im Frühjahr auch Alexander zu längerem Besuch bei den Seinigen an. Welche Freude für die Brüder, dieses Wiedersehen nach dieser Trennung! Wilhelm hat die Empfindungen der Sehnsucht und Sorge um den fernen Bruder in einem denkwürdigen, an ihn selbst gerichteten, im Jahr 1808 von Albano aus gesendeten Gedichte verewigt. Ach! ruft er ihm zu:

---

8) Sie oben S. 78.
9) Fried. Brun, römisches Leben, II. 320.
10) Ges. Werke, I. 394.

Ach! alle, die dich liebend hier empfingen,
Vertrauten ungern dich des Meeres Pfaden,
Als ab du stießest von Iberiens Strand.
„O Wind!“ so flehten sie, „mit leisen Schwingen
Geleite den, den ferne Küsten laden,
Die Welt der Welt tiefspähend abzuringen!
O Meer! laß sich in stillen Fluten baden
Sein Schiff, und du empfang' ihn mild, o Land!
Das ihn, wenn er von Flut und Sturm befreiet,
Mehr noch, als Sturm und Flut, mit Tod umdräuet!“ [11])

Nun waren diese Gefahren überstanden; in Paris hatte er nur die mitgebrachten Schätze geordnet und war dann, selbst ehe er nach Berlin ging, in die Arme des geliebten Bruders geeilt. Voll von den großartigsten Anschauungen einer fast unentdeckten Welt und im Begriff, diese in einer Reihe unsterblicher Werke mitzutheilen, brachte er die ganze Unmittelbarkeit und Frische des Eindrucks in den Kreis der Seinen, in den Mittelpunkt der alten, der classischen Welt, und an das Ohr eines allem Wissen lauschenden, für Alles empfänglichen Bruders. Mit jener hinreißenden Beredsamkeit, der Göthe in einem seiner größten Werke (einer bekannten Stelle der Wahlverwandtschaften) ein Denkmal gesetzt hat, breitete er die Fülle seiner Erfahrungen und Gedanken vor den erstaunten Hörern aus und fesselte jeden! Vor allen aber einen Bruder, der in die entlegensten Wissensregionen folgen, die neuesten Anschauungen ergreifen, die alte Welt mit dieser neuen verknüpfen konnte, wie nicht leicht ein Andrer. Wie erweiterte Alexander den politschen Blick, er, der schon damals verkündete, daß in der neuen Welt überall Eidgenossenschaften entstehen würden; wie fielen vor diesem Bruderpaar die Täuschungen hinweg, in denen das altgewordene Europa begraben lag!

---

11) Ges Werke, I. 361.

Von den Schätzen, die Alexander recht eigentlich für den Bruder mitbrachte, den sprachlichen, reden wir nachher. Hier hatten wir des beglückenden Zusammenlebens zu gedenken, das die Familie während der Dauer dieses Besuches, zu Rom und Albano genoß. Alexander begab sich alsdann nach Berlin, wo er die traurige Katastrophe von 1806 erlebte. Bald aber ging er wieder nach Paris, um an der Seite seines Reisegefährten Bonpland, ungestört von den Zeitwirren und von den reichsten Hülfsquellen unterstützt, nur der Abfassung seiner Reisedarstellungen obzuliegen.

Die sechs Jahre, welche der ältere Humboldt zu Rom verlebte, waren im Grunde auch Mußejahre, denn die amtlichen Geschäfte, die er übernommen hatte, entzogen ihn seinem gewohnten Kreise wenig. Schiller fürchtete dies; Humbold versicherte ihn aber, daß dieß nicht der Fall sei, daß er ziemlich wie ehemals lebe, wenn ihm auch nicht so viel Zeit zu Gebot stehe, wie früher. „Sie müssen nur bedenken," sagt er ihm (22. Okt. 1803), „daß mein Geschäft hier, der Natur der Sache nach, die Politik nur wenig angeht. Es verbindet mich daher nicht, mich, wie ich an andern Orten müßte, beständig in Gesellschaften herumzutreiben, und noch weniger macht mich Sorge oder große Verantwortlichkeit anderen Beschäftigungen fremd. Der wichtigste Theil desselben besteht in einzelnen Besorgungen; diese gehen, dem eigentlichen Interesse nach, fast immer Privatleute an, und haben nur insofern für mich eine höhere Wichtigkeit, als man verlangt, daß ich sie gerade auf diese oder jene Weise betreiben soll, und als es einen selbst interressirt, dem Zwange, den man von Rom aus sogar auch in den entferntesten Gegenden noch ausüben möchte, so viel es angeht, zu steuern. Zeit kosten diese Dinge freilich, sie nehmen mir mehrere Tage

der Woche, wenn ich die weitläuftige Geschäftscorrespondenz mitrechne, ganz, und in den übrigen viele Stunden mit Schreiben, Besuchen u. s. f. Die politische Correspondenz, wenn sie auch nur ein Berichten von Neuigkeiten ist, will auch besorgt sein, und da ich alles selbst besorge, so gehört freilich eine gewisse Arbeitsamkeit und Ordnung dazu, um fertig zu werden und sich Freiheit nebenher zu verschaffen." Doch gelang ihm dies schon. Auch war es ihm ja erwünscht, durch einigen Geschäftszwang zu bestimmterer Zeitanwendung genöthigt zu werden, er fand daher nichts, was ihn die getroffne Wahl und Entschließung bereuen ließ.

Die auswärtigen Angelegenheiten des preußischen Staats wurden während dieser Jahre von sehr verschiedenen Chefs geleitet. Bis zur Katastrophe von 1806 wechselten, je nach der politischen Lage, Graf Haugwitz und Baron Hardenberg einander ab. Vor dem Unglück von 1806 war wieder der Erstere an die Spitze getreten. Nach dem 14. Oktober wurde der General von Zastrow mit der Leituug dieser Geschäfte beauftragt; ihm folgte abermals Hardenberg, bis zum Tilsiter Friedensschluß. Dann folgte Stein's Ministerium, während dessen Graf von der Goltz die specielle Leitung der auswärtigen Angelegenheiten führte. — Als Humboldt nach Rom kam, traf er daselbst seinen Vorgänger, Uhden, noch an; den 10. Dec. 1832 reiste dieser in die Heimath zurück. Wir werden diesen gleichfalls durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann später noch in näherer Berührung mit Humboldt finden.

Die Lage des preußischen Gesandten am römischen Hofe war in jener Zeit außerordentlich günstig und ist es in solchem Grade wohl nicht wieder geworden. Vor Pius VII., der erst kürzlich den heiligen Stuhl eingenommen hatte, hielt Preußen gar keine stehende Gesandtschaft zu Rom; eben in dieser Zeit aber ward die Curie, zum erstenmal nach Jahr-

hunderten, mit Gewaltthätigkeiten bedroht. Diese Gewalt erlaubte sich eine Hauptschutzmacht des Katholicismus, während die andere für sich genug zu sorgen hatte, um an Anderer Rettung zu denken. Schon in den neunziger Jahren begann der Kampf Frankreichs gegen die päpstliche Macht; der Oberhirt der Kirche ward vertrieben und gefangen, und wenn auch das Land im Jahr 1800 wieder geräumt wurde, blieb doch eine Anzahl der wichtigsten römischen Kunstwerke die Beute des Siegers. Jetzt traten einige Ruhejahre ein; aber mit dem steigenden Glücke des französischen Kaisers erneuerten sich die Insulten, und als Humboldt Rom verließ, sah man täglich der Vernichtung der päpstlichen Herrschaft entgegen.

Gegen eine Macht, wie die Napoleonische, waren alle Waffeu der Curie stumpf, der Widerstand wie die Nachgiebigkeit vergeblich. Der Papst ging (Dec. 1804) nach Paris, um Napoleon zu krönen; umsonst. Mit Ueberrumpelung der Citadelle von Ancona (Nov. 1805) begann eine neue Reihe von Feinseligkeiten, die im Juli 1809 mit der Gefangennehmung und Entführung des Papstes und mit Einverleibung des Kirchenstaats in das französische Reich endigten.

Pius VII. war ein würdiges und geistvolles Kirchenhaupt; unter ihm leitete der überaus feine Cardinal Herkules Consalvi die auswärtigen Geschäfte. Zwar wurde dieser schon im Juni 1806 genöthigt, seine Entlassung zu nehmen; doch insgeheim arbeitete er nach wie vor. Die schnell einander ablösenden Staatssekretäre, Casoni, Doria, Gabrielli, waren nur die scheinbaren Inhaber des Amtes. [1]) Aber auch die Feinheit und Kunst dieses Diplomaten konnte die Verhängnisse nicht abhalten, die der Kirchenmacht damals von ihren Freunden und Anhängern werden sollten.

---

1) J. L. S. Bartholdy, Züge aus dem Leben des Cardinals Herkules Consalvi. Stuttgart und Tübingen. 1824. S. 49.

In solchen Zeiten der Bedrängniß durch alte Freunde steigt derjenige in Gunst, der uns sonst ferner stand, den wir mißtrauisch anzusehen pflegen. Dies erfuhr damals besonders Preußen, welches keine Unbill übte, und zuletzt selbst von dem gemeinsamen Feinde darniedergeworfen ward, und erfuhr es um so mehr, da es einen so ausgezeichneten und gewandten Repräsentanten nach Rom gesendet hatte, wie Humboldt — eine Persönlichkeit, die in jeder Hinsicht imponirte, und deren Eigenthümlichkeit im Vatikan besser gewürdigt werden mochte, als nachher manchmal in großen Versammlungen europäischer Diplomaten. Seine Neigung zum Alterthum, zur Kunst, das Patronat aller fremden Künstler, nicht blos der deutschen, noch weniger blos der preußischen, das er übernommen und das seitdem auf die Repräsentanten Preußens sich vererbt hat; die seltene Gastfreiheit und Liberalität seines Hauses, in einer Zeit, wo in Rom oft große Noth und Bedrängniß herrschte — alles dies gewann Humboldt die besondere Gunst und Verehrung des Gouvernements sowohl als des römischen Volkes.

Dies zeigte sich bei jeder Gelegenheit. Fand etwa eine große Kirchenfeier, eine Heiligsprechung statt, so stellte man ihm für sich und die Freunde seines Hauses Zutrittskarten, selbst die Loge der Cardinäle zur Verfügung. Ein andres Mal hatte ein ausländischer — aber nicht preußischer — Künstler sich dergestalt gegen eine angesehene Person vergangen, daß er aus Rom verwiesen ward, und keine Vorstellungen dagegen helfen wollten; Humboldt's Einsprache aber gelang es, die Maßregel zu hintertreiben. [2]) Ja zu seinen Gunsten gingen die Römer von feststehenden Einrichtungen ab und gewährten freiwillig, was sie den Protestanten sonst nie gestattet haben. Der Begräbnißplatz derselben an

---

2) Aus mündlichen und handschriftlichen Quellen.

der Pyramide des Cestius ist ein offener, Jedem zugängiger Platz und darf in keiner Art umzirkt oder geschlossen werden. Der Familie von Humboldt allein hat das römische Volk einen eingehegten Raum unter den offenstehenden Gräbern zugestanden und ihr mit diesem Platz ein eignes Geschenk gemacht. [3])

Man könnte die Frage aufwerfen, warum denn Preußen diese Zeit und Stellung nicht benutzt habe, damals über ein Concordat mit der Curie zu unterhandeln. Allerdings wäre es klug gewesen; ob aber von Erfolg, ist zu bezweifeln. Die Curie pflegt solche Verträge, namentlich mit nicht katholischen Regierungen, nur zu Gunsten der Kirche abzuschließen; deshalb kam damals der Gedanke gar nicht auf, dergleichen zu wollen. Dann bewies Cardinal Consalvi zwar eine gewisse Nachgiebigkeit gegen die Zeit und die Verhältnisse; in der Hauptsache jedoch wich er selbst den napoleonischen Bajonetten keinen Fuß breit. Er bekannte sich keineswegs zu den milden Ideen, die ihm einzelne seiner protestantischen Freunde gern geliehen hätten. Was er einräumte, war doch nur Nachgiebigkeit in kleinen Dingen und nie würde er den Grundlagen der Kirche etwas vergeben haben. [4]) So stand es selbst in der Zeit der Bedrängniß, da man weit entfernt war, an den Trotz und Rigorismus denken zu können, die erst der wiedererstandne Jesuitismus erneuert hat. Humboldt hat das wohl erkannt. Als nach Wiederherstellung der päpstlichen Macht Niebuhr mit dem Beruf, ein Concordat zu unterhandeln, nach Rom gesendet wurde, dachte dieser gleich an ein Wort seines Vorgängers. In einer Unterredung mit Nicolovius, damaligem Direktor der geistlichen Angelegenheiten im Ministerium zu Berlin, setzte er die

3) Fried. Brun, a. a O. II. 320. 329.
4) Bartholdy, a. a. O. 73.

Schwierigkeiten auseinander, welche er für seine Mission zu erwarten habe. Er erwähnt dieser Darstellung in einem seiner Briefe. Ueber viele Dinge, hob er hervor, die man in Berlin glaube erlangen zu können, dürfe man nur an Humboldt's Aeußerung denken: „Daß der Engel Gabriel sie zu Rom nicht ausmachen könne. Die Negociationen zerfielen dort in zwei Classen, solche, die sehr leicht, und solche, die gar nicht zu erlangen wären." [5])

Manche sind nun freilich der Ansicht, daß Preußen nach 1815 etwas mehr oder doch Bestimmteres in Rom erlangt haben würde, wenn es einen geschäftskundigern Unterhändler dorthin geschickt hätte, als den edlen Niebuhr, dessen Geisteskraft und Gelehrsamkeit und Charaktergüte Niemand bezweifelt, dessen Schwäche aber auch Humboldt nicht entging, wenn er äußerte: „Niebuhr spiele unter den Gelehrten den Staatsmann, unter den Staatsmännern den Gelehrten." [6])

Hatte nun Humboldt, wie er ja selbst sagt, in der Stellung, mit der er seine diplomatische Laufbahn begann, wenig mit eigentlich politischen Dingen zu thun, so war sie doch sehr geeignet, die Feinheit und Fertigkeit, die ihn in spätern Verhältnissen so auszeichneten, in ihm zu entwickeln. Giebt es einen Ort, wo man alle Kniffe und Pfiffe der gemeinen Diplomatie durchschauen und die Großartigkeit der ächten kennen lernen kann, so ist es Rom. Consalvi allein war schon ein Kopf, mit dem es der Mühe lohnte, sich zu messen.

Von den sonst in Rom während jener Zeit thätigen Diplomaten erwähne ich nur den Cardinal Fesch, als

---

5) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Hamburg, 1838. II. 153. Die Herausgeber haben nur den Anfangsbuchstaben gegeben; es kann aber schwerlich ein Anderer gemeint sein, als Humboldt.

6) Berichtet in Dorow's Denkschriften und Briefen zur Charakteristik der Welt und Literatur, B. 3. Berlin, 1839. S. 13.

napoleonischen Gesandten, und den dänischen, Baron von Schubart, der, auch in Florenz beglaubigt, gewöhnlich in Livorno residirte. Schubart zeigte sich als Beschützer seiner Landsleute, besonders der dänischen Künstler, sehr schätzenswerth, er war auch mit Humboldt wohl bekannt und ein gern gesehener Gast des Hauses, das wohl auch manche Standespersonen empfangen mußte, die sich sonst durch nichts Rühmliches hervorthaten. 7)

Vorzüglich stand das Humboldt'sche Haus den in Rom lebenden Künstlern offen, zumal den deutschen. Es war ein Vereinigungspunkt seltner Art, der die verschiedensten Richtungen und Talente schützend und versöhnend umschloß. Humboldt und seine Gattin nahmen ein inniges Interesse an den Leistungen gleichzeitiger Künstler. Sie besonders zeigte Hingebung für alle Zweige der Kunst; sie stand auch den romantischen Regionen, in denen namentlich die Malerei, den Bahnen unsrer Dichtung folgend, ihre Heimath aufschlug, näher, als ihr Gemahl, dem die lichten Gestalten und strengen Formen der Antike und unserer classischen Poesie das Düstere, Unklare und zuweilen wirklich Krankhafte vieler neuern Kunstleistungen mehr entleidet hatten. Hiezu kam noch, daß ihn in früheren Jahren von allen Künsten einzig die Dichtkunst gefesselt hatte, die übrigen Künste dagegen nur, insoweit ihn seine Alterthumsstudien dahin führten. 1) Erst diese größern Reisen bildeten seinen Kunstsinn nach vielen Seiten,

---

7) Humboldt's Verbindung mit Herrn von Schubart wird in Zoëga's Leben von Welcker (II. 233. 342.) selbst als freundschaftlich bezeichnet. Sie correspondirten auch mit einander.

1) Früher fürchtete Humboldt, bei dem vorwiegenden Kunstinteresse, welches Italien erheischt, sogar, dieses Land zu besuchen, weil, wie er meinte, sein Sinn dafür noch nicht genug entwickelt wäre. Siehe Briefw. mit Sch., S. 232—33.

mit Ausnahme immer der musikalischen, für die ihm die Natur jedes Organ versagt hatte. Schon zu Paris sah er eine Fülle der herrlichsten Kunstschätze, darunter auch jene, deren man Rom und das übrige Italien erst kurz vorher beraubt hatte. Eben so fruchtbar war die spanische Reise. Spanien besaß so manche dem übrigen Europa fast unbekannt gebliebene Kunstwerke. Endlich dieser längere Aufenthalt in Italien und Rom, gerade zu einer Zeit, da eine neue Entfaltung der bildenden Künste, und zwar eine vorzugsweis von Deutschen bewirkte, unter dem Vorbild altitalienischer Meister und der Antike sich dort zu entwickeln anfing.

Sonderbarer Weise, auch hier sollte Humboldt den Anfang einer bessern Zeit begrüßen, ja fördern helfen. Die Malerkunst wandte sich, mit großem Erfolg, zur Tiefe, Innigkeit und Schönheit eines Raphael und Michel Angelo zurück. Dem poetischen Sinn unseres Volkes war es vorbehalten, wenigstens einen Nachglanz jener größern Vergangenheit zu geben. Zu gleicher Zeit strebten jüngere Bildhauer, ihre Darstellungen streng und rein im Geist der griechischen Kunst zu denken und jeder eitlen Bildnerei gänzlich zu entsagen. So ward in beiden Künsten, was bisher auch den hervorragendsten Erscheinungen Italiens und Frankreichs, einem David, Gerard, ja selbst einem Canova noch versagt geblieben, endlich durch Deutsche erreicht. [2]) Bekanntlich ging diese Erneuerung von wenigen Männern aus. In der

---

2) „Es gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit, daß die bildende Kunst seit etwa dreißig bis vierzig Jahren einen Aufschwung gewonnen hat, den zu hoffen die unmittelbar vorhergehende Epoche kaum berechtigte. Sie dankt dies, außer andern zusammentreffenden Ursachen, offenbar dem richtigen Wege, den sie genommen hat, indem sie, sich von der Herrschaft einseitiger Manier befreiend, zu einem ernsteren und strengeren Studium der Natur zurückgekehrt ist, und das Alterthum und die großen Wiederhersteller der Malerei zu Vorbildern gewählt hat. Worte W. v. Humboldt's vom J. 1825." (Ges. Werke, III. 308.)

Malerei schritt Asmus Karsten's aus Schleswig mit den beiden würtembergischen Künstlern Eberhard Wächter und Gottlieb Schick, in der plastischen Kunst der Däne Thorwaldsen und der deutsche Bildhauer Rauch, der Thorwaldsen in verwandtem Streben auf dem Fuß folgte, voran. Als Humboldt in Rom eintraf, war Karstens leider schon gestorben, unser noch lebender Veteran Wächter schon in die Heimath zurückgereis't; dagegen feierte Thorwaldsen eben dort seine ersten Triumphe; Schick war kurz zuvor erst nach Rom gekommen und fand hier erst den rechten Boden. Etwas später langte auch der noch ganz junge Rauch zu Rom an. Damals traten, in schneller Folge, die ersten namhaften neuern Kunstwerke ans Licht, vor allen Thorwaldsen's Jason und Schick's Apollo unter den Hirten.

Wie hätte Humboldt einen solchen Umschwung ungenützt oder unbeachtet lassen sollen, welcher noch dazu fast nur von seinen Landsleuten hervorgerufen wurde! Uns ist nur merkwürdig, daß er auch hier einen neuen Aufschwung begrüßen und sich auch hier von dem Mittelpunkte desselben erst entfernen sollte, als man bis zu einem gewissen Höhepunkt gelangt war, und, wie es immer in der ersten Zeit der Entwicklung zu sein pflegt, diese noch in rechter Frische und Gesundheit dastand, während nach seinem Abgang die Kunst sich allerdings noch reicher entwickelte, aber doch auch, wie schon vorher die deutsche Poesie, von manchem trüben Elemente verdüstert ward. Diese Erscheinung begegnete ihm zu Rom kaum erst in ihren Anfängen; denn als die eigentlichen Meister dieser spätern Zeit, die Cornelius und Overbeck, in Rom eintrafen, war er von dort schon abgegangen; seine Gemahlin nur verweilte länger da, kehrte mehr denn einmal

---

3) Auch Humboldt erinnert an Karsten's Verdienste. Siehe ges. Werke, III. 313—14.

dahin zurück, und fand noch die schönste Gelegenheit, ihren vielseitigen Kunstsinn zu bethätigen. [4]) Auch verdiente diese Kunstentwicklung solchen Antheil in hohem Grade, mehr vielleicht, als die schon von uns mit ihr verglichene romantische Dichtung. Denn während in unsrer Poesie die Meisterwerke entschieden vor dem Eintritt der eigentlich romantischen Epoche liegen, hat namentlich die Malerei — diejenige Kunst, welche nach der Musik am tiefsten auf dem Boden der Romantik wurzelt — seitdem einen immer größeren Aufschwung genommen, und, trotz mancher krankhaften Elemente, Werke hervorgebracht, mit welchen sich aus jener ersten Entwicklungszeit wohl nur jene Meisterstücke von Schick und Thorwaldsen messen dürfen. Schick gab als Maler ein wirklich vollgültiges Vorzeichen dessen, was diese neue Kunstentwicklung zu leisten im Stande sein werde, ja, nach der Ansicht vieler Kundigen, bleibt es zweifelhaft, ob diesem so gesunden und strebenden Künstler, falls ihn der Tod nicht mitten in seiner Laufbahn abgerufen, selbst ein Cornelius die Palme entwunden haben würde?

Daß Humboldt auch den Fortgängen der neuern Kunst seine Aufmerksamkeit keineswegs entzog, davon hat er, an der Spitze der Kunstfreunde im preußischen Staate, bis in seine letzten Jahre hinlängliche Beweise gegeben. Allerdings mochte er manchmal mit Vorliebe auf die Zeit hinblicken, wo er die ersten Anfänge dieses Aufschwungs begrüßt und gefördert hatte, und manche trübende Einwirkungen sich noch nicht fühlbar gemacht hatten. Dagegen hielt ihn sein guter Genius fern davon, solcher Mängel und Einseitigkeit wegen die Vorzüge der späteren Kunstentfaltung zu verkennen, sich

---

4) Als Zeugnisse ihres Kunstsinns und regen Antheils liegen unter andern Briefe an ihre Freundin Friederike Brun vor, mitgetheilt von Letzterer in ihrem „Römischen Leben," II. 320—24. Vergl. auch ebendas. I. 37—38.

wohl gar mit Göthe'n für Leute wie Hackert zu begeistern, und der Kunst etwa, auch in Rücksicht auf Stoff und Gehalt, Gränzen zu ziehen, die kaum für die Plastik volle Gültigkeit haben, die Schöpfungen anderer Künstler aber, gleich denen des Dichters, nur zu leicht kalt und leer werden lassen. Humboldt wußte zwar, daß in Anmuth und Strenge der Form die Antike uns Vorbild bleiben müsse, aber er wußte auch, daß in der Malerei nicht das Alterthum die größten Muster hinterlassen; er verehrte seinen Raphaël zu hoch, um nur in antiken Stoffen die Fundgrube der Kunst, und gar der Malerei zu erblicken; er forderte vielmehr Uebung an den verschiedensten Stoffen, mythischen und historischen, antiken und modernen, an Gegenständen „des ehrwürdigen wie des reizenden Alterthums," der griechischen wie der christlichen und neuern Dichtung, und meinte, daß es gerade bei antiken Stoffen doppelt nöthig sei, sie recht mit dem Geist und der Empfindung unserer Zeit aufzufassen und zu beseelen. In einer der vor den Kunstfreunden des preußischen Staats gehaltenen Reden hat er sein Glaubensbekenntniß darüber deutlich ausgesprochen. „Den Alten," sagt er, „war es vorzüglich eigen, den Gedanken so tief und so vollständig in die Erscheinung zu legen, daß er gleich rein und lebendig wieder siegreich aus ihr hervorging. Eine Kunst, die nicht das Alterthum zu ihrer Grundlage nähme, nicht oft Gegenstände aus demselben behandelte, sich nicht die Nachahmung seiner vollen und durch nichts anderes, als ihre organische Nothwendigkeit bedingten Naturwahrheit zur festen Regel machte, würde bald in Formlosigkeit und ermüdende Leere versinken. Allein jenem großen naturgemäßen Sinn sich anschließend, kann sie sich mit Vertrauen dem Geiste derer, welche sie üben, und dem Geiste des Jahrhunderts überlassen, und ist sicher, in jedem Forschritte der Zeit ein angemessenes Gepräge

zu finden, von keiner Richtung des Gedankens und keiner Schattirung der Empfindung ausgeschlossen zu bleiben. [5])

Verdankte Humboldt dem römischen Aufenthalt gewiß einen großen Theil seiner Kunsteinsicht, so hat er aber auch diesen Gewinn schon zu Rom den Künstlern seiner Zeit reichlich zu vergelten gesucht. Denn es war mehr als gewöhnliche Gastfreundschaft, was sie in seinem Hause genossen. Er und die Gattin förderten Kunst und Künstler mit Rath und That. Sie sorgten für dieselben, wenn sie erkrankten; sie stellten Geldmittel zur Verfügung, damit sie nicht gedrängt würden, ihre Leistungen zu verschleudern. Sie trugen selbst Arbeiten auf, trugen nicht wenig bei, Werke und Künstler in die große Welt einzuführen und dem echten Verdienst Ruf und Anerkennung zu verschaffen. Davon gar nicht erst reden, was die Künstler in diesem Hause an Geistes- und Geschmacksbildung gewannen, wie ihnen hier der heimathliche Genius reich und lauter entgegenströmte.

Gewiß waren auch die italienischen Künstler, ein Camuccini, vor allem aber Meister Canova, in regem Verkehr mit dem Hause; ungleich heimischer aber freilich die deutschen und Deutschland verwandten Künstler. Wir wollen die bedeutendsten Männer anführen, aber nur bei denjenigen verweilen, die der besondern Gunst des Hauses sich zu erfreuen hatten.

Als Humboldt's nach Rom kamen, fanden sie Thorwaldsen schon dort, auch einen geringern Bildhauer, Heinrich Keller von Zürich; von Malern den österreichischen Pen-

---

5) Diese Reden finden sich jetzt in den ges. Werken, III. 307—33, die obige Stelle S. 368. Man vergleiche, um seine Ansichten über unsre neuere Kunst näher kennen zu lernen, besonders auch S. 325 (über die Vorzüge der deutschen Kunst überhaupt, auch der altdeutschen), 334—35 (das menschliche Gemüth und die Ideenwelt sind die Seele der neuern Kunst!) und S. 341—43 (über antike und moderne Kunst, und über Raphaël).

sionair Abel, und den jungen Schick von Stuttgart, dann die Landschafter Carl Reinhart — den bekannten Veteran deutscher Kunst in Rom, Joseph Koch, den Tyroler, und den Engländer Wallis, den Zeichner und Kupferstecher Gmelin, den Landschaftszeichner Carl Graß und die längst in Rom heimische Portraitmalerin Angelika Kaufmann. Fast jedes Jahr brachte einen Zuschuß von Talenten, zumeist solchen, in denen sich schon mehr die neue romantische Richtung ankündigte. So die Bildhauer Rauch und Friedrich Tieck, von Malern die beiden Brüder Riepenhausen, Wagner von Würzburg, Jagemann von Weimar, Platner aus Leipzig, zuletzt Leybold und Steinkopf von Stuttgart. Auch den Maler Müller wollen wir nicht vergessen, der freilich als Dichter bekannter ist, in der Kunst nur Dilettant blieb, doch als Kenner und Kritiker schätzbar war. — Humboldt selbst scheint besonders Gmelin Gunst und Neigung geschenkt zu haben. Er nennt ihn gegen Schiller einen unendlich braven Menschen.[6]) Auch Graß, von Geburt ein Liefländer, war gern im Hause gesehen. Er war kein großer Künstler, aber ein mannigfach gebildeter Mensch, ein enthusiastischer Verehrer Schiller's, am bekanntesten durch eine sicilianische Reisebeschreibung; übrigens dichtete er auch selbst, freilich nur schwache Nachklänge des großen Meisters. Im Morgenblatt ergossen sich die Schleußen dieses Talentes; da findet sich auch „ein Abschied vom Sommer. An Frau v. Humboldt, Pallazzuola, den 8. Okt. 1808.“ [7]) Humboldt selbst trieb seinen Scherz mit ihm. So erzählte uns Jemand, der die Familie im Herbst 1808 in Albano begrüßte und vor dem Mittagstisch sich in der Gegend umsehen wollte, Humboldt habe ihm gesagt: Wenn sie einem Menschen begegnen sollten,

---

6) Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., S. 457.

7) Morgenblatt, 4. Okt. 1813.

dem der eine Hemdkragen herunterfällt, während der andere tüchtig in die Höhe steigt, dann haben sie das Genie des Landschaftmalers Graß vor sich. Der Fremde fand die scherzhafte Ankündigung auch bestätigt.

Mehr aber als alle genannten erfreuten sich drei große Künstler, Thorwaldsen, Schick und Rauch, der Gunst und Liebe dieses Hauses. Alle drei waren eben im Aufblühen begriffen. Thorwaldsen hat dieser Gunst sich stets mit treuer Liebe erinnert. Wer, sagte einst seine Landsmännin Fried. Brun, [8]) wer hat mit innigerem Gefühle und reinerer Kunstfreude unsers Thorwaldsen's Gebilde begrüßt, als Karoline von Humboldt und ihr Gemahl? Wo fand der junge Künstler höhern Lohn, als in der gastfreundlichen Wohnung, die sie den Künstlern auf der Trinità dei Monti zu Rom eröffnet hatten? Als sein Jason, seine erste, so berühmt gewordene Statue, eben aus der Form getreten war, veranstaltete seine begeisterte Landsmännin eine Art Fest, dem nächst vielen Künstlern auch der Erbprinz von Mecklenburg, Bruder der preußischen Königin, beiwohnte und bei dem Humboldt's natürlich nicht fehlen konnten. [9]) — Thorwaldsen führte später eines seiner schönsten Werke, seine Speranza, für Frau v. Humboldt in Marmor aus. [10]) — Nicht minder früh erkannten Humboldt's das große Talent des Malers Schick. Sie waren ihm schon in Paris begegnet, wo er, unter David, seine ersten Studien gemacht hatte. In Rom trafen sie ihn im schönsten Aufstreben, und widmeten ihm jede Gunst. Er konnte sich fast als ein Glied des Hauses betrachten, und hatte Ursache genug, in jedem seiner Briefe in

8) In einem, Frau v. Humboldt gewidmeten Aufsatz: „Etwas über Albert Thorwaldsen, den Dänen, Bildhauer zu Rom", Morgenblatt, 10.—18. Aug. 1812.

9) Brun, Römisches Leben, II. 100—101.

10) Ebendas., II. 332.

die Heimath dieser Begünstigungen auf's rührendste zu gedenken. „Das Haus des preußischen Gesandten", schrieb er im April 1803 an die Seinigen nach Stuttgart, „ist der Sammelplatz aller verdienstvollen Männer von Rom; unter allen Menschen, die sich dort versammeln, bin ich allein, der keinen Titel hat, und von geringem Herkommen ist, doch bin ich durch hundert Proben schon überzeugt, daß ich nicht der am wenigsten geliebte bin. — Diesem Hause verdanke ich es, wenn meine Geistesfähigkeiten sich um einige Grade erweitern." Ein andresmal erzählt er, daß Herr v. Humboldt ihm selbst die Eingabe aufgesetzt, mit der er eines seiner Bilder an den Herzog von Würtemberg begleiten sollte. Schick war auch ein vortrefflicher Portraitmaler, und hat gerade in dieser Hinsicht ganz Ausgezeichnetes für die Humboldt'sche Familie gearbeitet — Stücke, die zu dem Schönsten gehören, was die moderne Malerei hervorgebracht hat, und die jetzt zu den Zierden des Schlosses Tegel gehören. Es sind folgende: 1. Die Skizze eines Familiengemäldes (die Mutter von ihren Kindern umringt); 2. Das Portrait der Frau v. Humboldt mit einem Sohne; 3. Das Portrait der ältesten Tochter (Karoline), lebensgroße ganze Figur, mit einer Guitarre in der Hand; endlich 4. noch ein herrliches Oelbild, die beiden jüngsten Mädchen, Adelheid und Gabriele, die, in lieblicher Gruppe sich umarmend, mit bloßen Füßen auf einer Mauer sitzen. Diese und noch manche andre Arbeit fertigte Schick für Humboldt, so oft er eben von größern historischen Gemälden ausruhte. Durch diese Bilder, die nicht nur in öffentlichen Ausstellungen zu Rom, sondern im Humboldt'schen Hause selbst einen weiten Kreis von Bewunderern fanden, gelangte Schick eben so als durch seine namhaftesten Werke zu einem großen Künstlerruf. Als Humboldt's Rom verlassen hatten, verbreiteten sie diesen auch noch nach Wien und Berlin. Leider erkrankte Schick schon nach wenigen Jahren,

und konnte daher der Einladung nicht mehr folgen, die ihn auf's freundlichste auch nach Wien rief. Wahrscheinlich würde er nachmals in Berlin eine bleibende Stellung gefunden haben. — Humboldt hatte dies schon eingeleitet — aber er starb leider, kurz nach der Rückkehr in seine Heimath, den 7. Mai 1812 zu Stuttgart. Ein unvollendetes Oelbild, Christus, als Jüngling, schlafend und von Engeln bewacht, wollte Frau v. Humboldt um jeden Preis erwerben, allein es war auch um den höchsten der Familie nicht feil. Sein Hauptbild, Apollo unter den Hirten, ziert jetzt die königliche Gallerie in Stuttgart. — Der dritte von ihnen auserwählte Künstler war der Bildhauer Rauch. Er kam, von Berlin aus, im Jahr 1805 nach Rom, und fand sechs Jahre lang die zärtlichste Gastfreundschaft in Humboldt's Hause. Er arbeitete während dieser Zeit auch einige Statuen für die Familie: z. B. Mars und Diomedes verwundet, dann die Statue eines elfjährigen Mädchens (wenn ich nicht irre, einer Tochter Humboldt's), die später auch in Marmor ausgeführt wurde.

Mit Recht sagt der Dichter: „es sei vortheilhaft, den Genius zu bewirthen.“ Nicht nur an Einsichten bereichert, sondern auch durch den Besitz vorzüglicher Kunstwerke, kehrte die Familie von Rom zurück.

Bei weitem weniger Anregung fand Humboldt doch für die ihm eigensten Geistesbestrebungen zu Rom, sobald man nämlich von dem Lande, von den Erinnerungen, von den Schätzen absieht, die in dieser Stadt und ihrer Umgegend angehäuft worden. Welche Kostbarkeiten vereinigt allein die Bibliothek des Vatikans! Und wie manches fand gerade Humboldt für seine Zwecke, das er außerhalb Rom vergeblich gesucht haben würde, namentlich für seine umfassenden

Sprachstudien, für welche, zumal in jener Zeit, Niemand so vorgesammelt haben konnte, als die Propaganda zu Rom. H. gedenkt selbst der Sachen, die ihm die reiche Bibliothek des Collegio Romano bot. [1]) Er sammelte auch während des italienischen Aufenthalts amerikanische Grammatiken; [2]) die Untersuchungen über die koptische Sprache kamen gerade damals in Schwung; ja das bekannte Museum des Cardinals Borgia zu Velletri reichte selbst zu hieroglyphischen Forschungen Materialien dar. Der classische Boden überhaupt mußte einem Geist, der schon in der Ferne in seine Heiligthümer eingedrungen war, ganz unermeßliche Schätze darbieten!

Freilich beschäftigte alles dies seinen Genius nur von einzelnen Seiten; die persönliche Anregung fehlte noch dazu fast gänzlich, und wir wundern uns nicht, ihn deshalb immer noch sehnsüchtig nach der Heimath und seinen deutschen Freunden zurückblicken zu sehen. So schrieb er in einem Briefe vom 20. Juli 1805 an F. A. Wolf: „Für mich ginge der Genuß, Sie hier zu begleiten, über jeden Begriff. Es wäre nach Jahren wieder der erste eines geistvollen Gesprächs. Was es hier auch an wissenschaftlichem Umgang gibt, so ist es trocken und hölzern. Selbst Zoëga'n, der sonst interessantere Ansichten hat, fehlt es an lebhaftem Interesse. Er ist ein allgemeiner Indifferentist und Skeptiker, und wenn auch wirklich seine Gelehrsamkeit dadurch weniger Schaden leidet, so verliert doch die Mittheilung allen Reiz. Es wird Ihnen ordentlich merkwürdig sein, Zoëga zu sehen. Auch mein Bruder hat die Bemerkung gemacht, daß Niemandes Umgang so wenig zu eigenen Arbeiten belebend, ja man kann sagen, sogar niederschlagend dafür ist."

---

1) Einl. zur Kawi-Sprache, S. 284.

2) Siehe oben S. 50.

„Sie wissen," fährt H. in sehr charakteristischer Weise fort, „daß wir Spalding [den Philologen von Berlin] hier gehabt haben. Aber ich habe ihn nicht einmal so viel genossen, als sonst möglich gewesen wäre. Er ist auch, finde ich, in der That noch geistloser geworden, und weiß jetzt von nichts mehr, als von langen und kurzen Sylben und Etymologien zu reden. Hier war er nun aber ganz in seine Familie, Frau, Sohn rc. vergraben. Glauben Sie, daß ich ihn bei einem höchstens sechswöchentlichen Aufenthalte in Rom gefunden habe, wie er um Mittag en famille Karten spielte? Unserer Nation hat er dabei keine Ehre gemacht. Seiner Herzensgüte hat man überall Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Aber sein Pedantismus, seine Wuth, mittelmäßige Verse in allen Sprachen zu machen, seine Flachheit, haben Zoëga, Marini und alle Besten bald angeeckelt, bald in Staunen gesetzt. Stellen Sie sich nur vor, daß er hier auf der Corsinischen Bibliothek dreißig bis vierzig Homerische, ächt Homerische Verse aus der Iliade, die nur nicht an ihrer Stelle standen, als neu abgeschrieben, allen Menschen erzählt hat, barbarische Wörter darin gefunden zu haben, wie z. B. χαπετος (!!!), und sich erst einige Tage darauf die Stelle von Zoëga hat nachweisen lassen. Und hätte er das nur nicht alles noch selbst so breit und mir erzählt! Verse hat er ohne Zahl gemacht, und immer gleich deutsch und lateinisch zugleich, manchmal auch griechisch dazu; aber Nutzen hat er von seiner Reise gewiß auch nicht den mindesten. Quintiliane hat er überall aufgesucht, und dann kaum angesehen. Sie fühlen, mein Bester, daß sein Eindruck eines deutschen Gelehrten ausgelöscht zu werden bedarf.

„Von Neuigkeiten weiß ich Ihnen nichts zu sagen. Hier wird nur alle halbe Jahrzehend ein neues Buch geschrieben, und dann die übrige Hälfte von diesem gesprochen. Was im Werk ist, kennen Sie. Nach- und Ausgrabungen geschehen

hier und dort, aber keine bedeutende, weil keine planmäßig unternommen, und mit Beharrlichkeit fortgesetzt wird. Die Fea'sche beim Pantheon könnte wichtig werden, wenn er nicht auf eine höchst flüchtige Weise sähe, seine Meinung dann sehr eigensinnig behauptete, und die gemachten Löcher großentheils wieder zuwerfen ließe, was denn freilich die beste Manier ist, Recht zu behalten." [3])

Daß ihm unter den römischen Gelehrten Monsignor Marini, der Vorgänger des Cardinals Mai als Vorstand der Vatikanischen Bibliothek, noch am meisten galt, sagt Humboldt selbst; Fea, der bekannte Herausgeber des Horaz, wird gut genug bezeichnet; von sonstigen Berühmtheiten ist aber fast nichts zu sagen. Nennen will ich jedoch einen Pater Paolino, geborenen Oesterreicher, der in einem römischen Carmeliterkloster lebte und sich schon damals als Forscher der Sanskritsprache hervorthat. — Unter den Fremden, die sich in Rom niedergelassen, traf man schon mehr in Wissenschaften ausgezeichnete Männer, so den greisen Marquis d'Agincourt der sich durch seine Geschichte der Kunst in der Zeit des Verfalles verdient gemacht, den gelehrten Schweden d'Ackerblad, der als Gesandtschaftssekretair lange in Rom lebte, namentlich aber mehrere Deutsche. Fernow verließ Rom schon 1803, erschien aber auch in dieser kurzen Zeit als schätzenswerther Umgang. Er war ein eifriger Kantianer, und schon dadurch mit H. in Berührung, er setzte dieses System selbst mit der Kunstkritik in näheren Bezug, dabei war er ein tüchtiger Litterator, namentlich Kenner der italienischen Sprache und Dichtung. Ein Aufsatz in seinen römischen Studien (Th. II. Zürich 1806, S. 171—4: „über den Begriff des Kolorits,") ist Frau v. Humboldt gewidmet. Er gedenkt darin auch der schönen, in ihrem gastlichen Hause,

3) In Varnhagen's Denkw. 2te Aufl. II. 155—58 mitgetheilt.

wo er fast jeden Abend zugebracht hatte, verlebten Stunden. [4]) — Des Archäologen Sickler haben wir schon gedacht. [5]) Am meisten aber interessirt uns, wie Humboldt selbst, der treffliche Georg Zoëga, von Geburt ein Jütländer, seiner Bildung nach jedoch durchaus Deutscher. Seine große Kenntniß des Alterthums, seine Sprachkunde, endlich seine genaue Bekanntschaft mit der Oertlichkeit des alten und neuen Rom machten ihn für H. zu einer höchst anziehenden Erscheinung, wie sie ja noch Jedermann in seinen von dem geistvollen Philologen F. G. Welcker herausgegebenen Briefen ebenso liebenswürdig als bedeutend entgegentritt. Leider ward diese schöne Natur durch Sorgen und Unglücksfälle zu früh gebrochen, so daß Humboldt den Umgang mit ihm, der in andrer Beziehung so unschätzbar war, wie wir eben sahen, nicht mehr durchweg beglückend fand. Für Zoëga aber, in seinen letzten trüben Lebensjahren, war dieser Umgang um so labender; er wohnte schon länger in Strada Gregoriana und bekam nun Humboldt zum freundschaftlichen Nachbar. Auch war das Haus das einzige, das der damals schon fast immer kränkelnde Mann zu besuchen gewohnt war. Humboldt erkohr ihn nicht blos in Rom, sondern auch den Umgegenden gar gern zu seinem Begleiter. [6]) Wie hätte er auch einen geeigneteren finden sollen! Dafür stand er jenem wieder bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten theilnehmend, fördernd und belebend zur Seite; er folgte ihm ohne Zweifel auf das Gebiet der koptischen Sprache und der erst nachmals tiefer erforschten Hieroglyphen; er begleitete seine an Ort und Stelle angestellte Untersuchung der antiken Basreliefs, so wie der Topographie von Rom. Wenige Zeit, nachdem H. Rom

---

4) Fernow's Leben von J. Schopenhauer, Tübingen 1810. S. 281. 421. u. Friederike Brun, römisches Leben. I. 177—79.

5) Siehe oben S. 84.

6) Siehe oben S. 77—78.

verlassen, schon am 10. Febr. 1809, schied Zoëga aus diesem Leben. [7])

Doch wenn auch der Gewinn für Humboldt von den auf seinen Reisen angeknüpften Bekanntschaften nicht immer gleich ergiebig ausfiel, so leisteten dennoch viele später, bei seinen erweiterten Sprachstudien, noch manchen Dienst. Wie viele fruchtbare Verbindungen hatte er fast in allen Theilen Europa's großentheils persönlich geknüpft!

Und welche Fülle verschiedener Anregung brachte die Masse von Menschen, die aus allen Ländern nach Rom strömte, in seine Nähe. In jenen Jahren zumal, wo Italien nach längerer Unterbrechung wieder zugängig wurde, wo Viele so gern aus der gedrückten Heimath flohen, während Andre über die Alpen gingen, um den romantischen Geist an der ersten Quelle zu schöpfen. Das meiste Interesse gewähren uns auch hier die Landsleute, und unter ihnen die geistigen Größen, deren wir gedenken können.

Es fehlte aber auch nicht der vornehme und fürstliche Zuspruch. Eine Fürstin von Rudolstadt nennt Humboldt in einem seiner Briefe an Schiller. Um dieselbe Zeit (1803) hielt sich auch Prinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der unvergeßlichen Königin Louise, länger zu Rom auf. Er war sehr intim mit dem Humboldt'schen Hause. Einige Jahre später kam der Prinz Friedrich von Sachsen-Gotha, ein großer Musikliebhaber, der die vornehmen Familien der Stadt zu theatralischen Aufführungen um sich versammelte. Die Kronprinzen von Bayern und Würtemberg eilten ab und zu, und was wäre nach Rom gekommen, ohne diesem

---

7) Zoëga's Leben von F. G. Welcker. Stuttgart u. Tüb. 1819. II. 283. 342. 366. 413. — Frieder. Brun, a. a. O. I. 177 — 79.

Hause zu begegnen, mochte es nun in Rom selbst oder, wie jedes Jahr einen Theil des Sommers, in Albano sich befinden.

Gleich bei ihrer Ankunft in Rom trafen Humboldt's Bonstetten und Friedericke Brun an, letztere mit ihrer Tochter Ida, nachmaliger Gräfin von Bombelles. Sie verweilten damals bis Juni 1803 und kehrten in den Jahren 1807 und 1808 abermals in Rom ein. Bonstetten und unser Humboldt standen sich ihrer Natur nach ziemlich fern; Friedericke Brun knüpfte schon durch Frau von Humboldt ein innigeres Band, sie gedenkt des Hauses und der Familie oft in ihren Reiseschriften und stets mit innigster Liebe. Humboldten verglich sie wegen seines Sarkasmus, seiner Scherzreden und Paradoxien, die gerade ihre Sentimentalität häufig genug herausfordern mochten, mit einem ihrer dänischen Freunde, einem Grafen Cajus von Reventlow; sogar die Schriftzüge beider fand sie täuschend ähnlich. Während sie von jenem aber doch nur mit Ehrerbietung redet, spricht sie von der Gattin wie von einer Seelenfreundin und mit eben so viel Begeisterung. So erklärte sie geradezu, die Gräfin Louise zu Stolberg, Frau von Staël und Caroline von Humboldt seien die drei geistreichsten Frauen, die ihr in ihrem Leben begegnet. Auch aus der Ferne correspondirten sie mit einander, besonders über Rom und die Fortschritte der Kunst daselbst. Friedericke Brun wünschte nichts so sehr, als in Rom auch begraben zu werden; Frau von Humboldt hatte ihr neben ihren Söhnen die Ruhestätte versprochen: sie starb aber erst im Jahr 1835, und zwar nicht in Rom, sondern in ihrer Heimath zu Kopenhagen.[1] Sie hat, in ihrem Buche „Römisches Leben", auch einige Briefe ihrer Freundin mitgetheilt (I. 37—38, und II. 320—34).

---

1) Vergl. Fr. Brun, römisches Leben, I. 171—173, 303 (wo sie ein Weihnachtsfest beschreibt, das sie ihrer Ida und den befreundeten Humboldt'schen Kindern bereitete), II. 319—20.

Im Jahr 1803 kam ein Landsmann der Brun, Christian Gierlew, nach Rom, ein junger Philolog, der für Humboldt ein lebhaftes Interesse nahm und sich von Schütz in Jena an ihn empfehlen ließ.[2]) Fast gleichzeitig kam auch der nachher so berühmt gewordene Architekt Schinkel von Berlin an. Beide blieben den Winter in Rom und reisten im Jahr 1804, in Begleitung des Landschaftmalers Graß und des jungen schwäbischen Gelehrten Rehfues von Tübingen, gemeinschaftlich nach Sicilien. Schinkel werden wir später in bedeutendem Zusammenwirken mit Humboldt treffen. — Auch das Jahr 1804 brachte wieder mannigfache Erscheinungen, so den Grafen Adam von Moltke mit seiner Familie, der mit Niebuhr eng befreundet war, auch Humboldt kennen lernte und diesen beiden großen Männern die erste Kunde von einander zubrachte. Moltke selbst machte sich durch eine Sammlung Gedichte bekannt, die er im Jahr 1805 drucken ließ. Humboldt gedachte seiner auch späterhin sehr freundlich und ließ ihn das durch Niebuhr wissen.[3]) — Auch Kotzebue machte dieses Jahr seine italienische Reise, die er alsdann mit seiner berüchtigten Klatschhaftigkeit beschrieb. — Endlich langte auch Tiedge mit Frau von der Recke, Ende des Jahres 1804, in Rom an.

Das glänzendste von allen aber war das Jahr 1805: wo A. von Humboldt seinen Bruder besuchte, Frau von Staël mit Sismondi und A. W. Schlegel, Ludw. und Fried. Tieck, die Gebrüder Fr. und Joh. Riepenhausen, C. F. von Rumohr, Rehfues, Sophie Bernhardi (Tieck's Schwester, auch Dichterin) und ihr späterer Gemahl, der liefländische Baron von

---

2) Siehe Briefw. von Schütz, herausgeg. von dessen Sohne, K. Jul. Schütz, I. 115 und 118. Die daselbst mitgetheilten Briefe von Gierlew an Schütz sind, glaube ich, unrichtig datirt. Der eine, von Paris, ist vermuthlich vom 23. April 1803, der andere, aus Neapel, vom 5. Juni 1807.

3) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen &c. Th. I. (1838), S. 425, II. (1838), S. 87—88.

Knorring rc. auf kürzere oder längere Zeit nach Rom kamen. Alexanders Besuch haben wir schon erwähnt.[4]) Seine Anwesenheit trug nicht wenig dazu bei, die Gesellschaft, die sich damals dort zusammenfand, noch mehr zu beleben. Der Familie und den Gästen blieben die Tage, die sie damals in Rom, in Albano und in Tivoli verlebten, unvergeßlich. Auch Rumohr erinnert sich in seinen Reisewerken mit lebhafter Freude derselben.[5]) Alexander traf schon im Frühling zu Rom ein und brachte mehrere Monate dort zu. Im August war er in Neapel und bestieg am 12. mit seinen Freunden L. v. Buch und Gay-Lussac den Vesuv.[6]) — Früher noch als Alexander waren Frau von Staël und A. W. Schlegel in Rom angelangt. Ihre Wohnung am spanischen Platze lag der Humboldt'schen so nah, daß man sich jeden Augenblick sehen konnte.[7]) Die beiden Frauen nicht nur, auch Humboldt und Schlegel berührten sich sehr, die letzteren jetzt weit mehr als in den Jenaer Tagen. Es scheint mir sogar, als wenn die beiden ziemlich gleichzeitig entstandenen Gedichte auf Rom, die wir von diesen Männern besitzen und die in ihrem Ideengehalt die Verwandtschaft auch nicht verleugnen, einer Art Wetteifer zwischen ihnen zu verdanken seien; ja, daß Schlegel durch Humboldt's Elegie zu seinem Gegenstücke angeregt worden. Aber wie drückt sich der Gegensatz dieser Charaktere auch in diesen poetischen Ergießungen ab! In dem Humboldt'schen Gedicht ein fast Schiller'scher Schwung, große Energie des Gedankens wie des Wortes, tiefe, fast schwärmerische Empfindung, zuletzt eine Versenkung in die Ideenwelt, wie sie in indischen Lehrdichtungen zu Hause ist, und die die

---

4) Siehe oben S. 86—88.

5) C. F. v. Rumohr, drei Reisen nach Italien. Lpzg. 1832. S. 120—21.

6) Nach einem Aufsatz über A. v. Humboldt, der sich in der zu Leipzig erscheinenden „Illustrirten Zeitung,“ 1844, Nr. 29 findet.

7) Siehe oben S. 75 in der Note.

Ansprüche an poetische Klarheit und Helle manchmal vergißt, dabei in der Form modern und fast dithyrambisch, — bei Schlegel eine geistvolle, sehr verständige Reflexion, eine gewisse Nüchternheit, aber auch Dürre, und bei großer Kühle ein um so auffälligerer Glanz, endlich eine solche Glätte und Gefeiltheit der Form, daß das Gedicht mit Recht als Musterstück strenger Behandlung des antiken Verses betrachtet wird. Humboldt's Gedicht ist seiner Freundin und Schiller's Schwägerin, Frau von Wolzogen, das Schlegel'sche dessen langjähriger Begleiterin, Frau von Staël zugeeignet.[8]) — Auch mit Herrn von Rumohr knüpfte sich eine dauernde Verbindung. Noch in spätem Alter gedachte dieser mit freudiger und dankbarer Empfindung der angenehmen und lehrreichen Abende, die er in Wilhelm Humboldt's Hause verbracht, so wie der Liebenswürdigkeit der Dame, die dort die Honneurs machte.[9]) — Es war dies auch das Jahr, wo die neuromantische Richtung der Deutschen in Rom einrückte, und zwar durch Tieck und Schlegel gleich in so mächtiger Vertretung, daß die Wirkung in dieser Kunststadt nicht ausbleiben konnte. Ja die Riepenhausen blieben für immer in Rom, und sie waren es, die die Propaganda der neuen Schule bildeten und an die sich bald eine noch bedeutendere Genossenschaft reihte.

Die traurigen Vorgänge in der Heimath riefen Manchen von Rom zurück, während sie andere dorthin lenkten. Ich begnüge mich jedoch von den späteren Gästen nur die Gebrüder Alexander und Gustav von Rennenkampff, den jungen, geistvollen und gelehrten Philologen Welcker (Zoëga's Biographen), der im Jahr 1808 nach Rom kam,

---

8) A. W. Schlegel's Elegie Rom erschien schon im J. 1805 zu Berlin; die Humboldt'sche gab Alexander ebendaselbst, aber erst im folgenden Jahre in Druck.

9) A. a. O. S. 120–21. Vrgl. Allg. Zeitung, 4. Nov. 1843.

endlich einen geistvollen Franzosen, P. L. Courier, der während des Feldzuges nach Neapel Rom besuchte, anzuführen. Die beiden Rennenkampff, zwei junge, liebenswerthe Liefländer, auch durch Geist hervorstrahlend und durch ein langes Reiseleben gebildet, wurden dem Humboldt'schen Hause sehr verbunden; ja der Eine von ihnen sollte, wenn wir recht berichtet wurden, in ein noch viel innigeres Verhältniß zur Familie treten. [10]) —

Da wir einmal P. L. Courier genannt haben, so sei es vergönnt, die interessante Berührung, die zwischen ihm und Humboldt Statt fand, gleich weiter zu verfolgen. Courier war einer der ausgezeichnetsten Franzosen seiner Zeit, gelehrt wie ein Deutscher, ein Mann, der des Griechischen wie Wenige kundig war und seine Alten sogar im Feldlager mit sich führte, ein vortrefflicher Schriftsteller, der uns in der Sammlung seiner feinen und geistvollen Briefe, seinem Vaterlande in musterhaften, volksthümlich politischen Flugblättern fortlebt, dabei ein edler, unabhängiger Charakter, der unter der Napoleonischen Herrschaft seines Freimuths wegen viel verfolgt wurde und nachmals die Albernheit der bourbonischen Regierung mit allen Waffen seines großen Talentes geißelte.

In vielfacher Richtung war Courier ein Geistesverwandter unseres Humboldt. Er gehörte dem Kreise strebender Alterthumsforscher an, mit welchem, wie wir sahen, dieser schon zu Paris in engere Verbindung gekommen war. [1]) Courier aber ward ihm persönlich wohl erst jetzt, da er während des Feldzugs nach Rom kam, bekannt; aber es knüpfte sich

---

10) Wir besitzen von A. v. Rennenkampff (jetzt oldenburgischen Kammerherrn) „Umrisse aus einem Skizzenbuche", die in den J. 1827—28 in zwei Theilen zu Hannover erschienen sind. Dieses Buch hab' ich bis jetzt leider vergeblich gesucht.

1) Siehe oben S. 18—19.

auch gleich ein bleibendes Verhältniß zwischen beiden; und wir haben auch in der Courier'schen Briefsammlung erfreuliche Belege davon erhalten.

Kurz nachdem Humboldt Italien verlassen hatte, gab Courier den Dienst in der Armee auf, blieb aber, mit philologischen Liebhabereien beschäftigt, noch längere Zeit in Italien. In Florenz erlebte er ein seltsames Mißgeschick. Er verglich eine höchst werthvolle Handschrift der Pastoralien des Longus, in der er eine Stelle auffand, die in dem bisherigen Texte fehlte. Er schrieb sie ab, um sie in einer neuen Ausgabe bekannt zu machen, und hatte das Unglück, die Dinte zu verschütten und die eben entzifferte Stelle fast ganz zu vernichten. Der ohnehin neidische Conservator der Bibliothek, der bekannte Furia, benützte den Unfall. Man suchte ihn für absichtlich verübt zu erklären, und es gelang nicht nur, Courier von Paris aus in politische Verfolgungen zu verwickeln, sondern es ward sogar die Confiskation der Uebersetzung sowie des griechischen Textes, den Courier hatte erscheinen lassen, betrieben. Selbst seine Pariser Freunde, Clavier, Boissonade, Coraï, Sylvester de Sacy konnten nicht helfen, so daß Courier endlich, um wenigstens sein Werk nicht untergehen zu lassen, beschloß, es nach Deutschland zu verbreiten und dort im Nothfall wieder drucken zu lassen. Hiezu konnte ihm Niemand behülflicher sein, als Humboldt, und es gab ihm dies zugleich einen neuen Anlaß, die ihm so werthe Verbindung zu pflegen.

Schon am 5. Dez. 1809 schrieb er von Florenz aus an Akerblad nach Rom: „On me dit que madame de Humboldt est encore à Rome, et que vous habitez tous deux la même maison. Présentez-lui, je vous prie, mon très humble respect. M. de Humboldt n'est il pas à présent en Prusse? Donnez-moi bientôt de leurs nouvelles et des vôtres.

Im nächsten Frühjahr sendete er von Tivoli aus die

Uebersetzung des Longus an Humboldt, welcher inzwischen in Berlin an die Spitze der Unterrichtsangelegenheiten getreten war und Brief und Buch jetzt durch die Vermittlung seiner noch in Rom weilenden Gattin empfing. Courier's Schreiben ist vom 16. Mai 1810 und zu werthvoll, als daß wir uns die Freude versagen könnten, es hier aufzunehmen. Es heißt:

„Madame de Humboldt veut bien se charger, monsieur, d'une petite brochure qui, en sortant de la presse, vous était destinée, mais que je n'ai pu, faute d'occasion, vous faire parvenir plus tôt. J'ai eu le bonheur de trouver un manuscrit complet de Longus, dont le roman, fort célèbre, et tant de fois imprimé dans toutes les langues, était défiguré par une grande lacune au milieu du premier livre; et en traduisant ce qui manquait dans les éditions, j'ai corrigé par occassion la vieille version d'Amyot. C'est là ce que je vous prie d'agréer, en attendant le texte que j'aurai l'honneur de vous offrir bientôt.

„J'ai appris par la voix publique, avec une joie extrême, le bel emploi dont le roi vous a nouvellement honoré. Cette justice que vous rend Sa Majesté n'étonne point de la part d'un prince accoutumé à distinguer et récompenser le mérite. Tout le mal que j'y trouve, c'est que cela m'ôte l'espoir de vous revoir de sitôt en France ni en Italie; mai aussi, dans le vieux projet que je nourris depuis long-temps d'aller à Berlin, je me promets à présent un plaisir de plus, celui de vous y voir placé comme vouz le méritez.

„J'ai quitté le service, et, usant de ma liberté, je cours à peu près comme un cheval qui a rompu son lien, fort content de mon sort, je vous assure, et n'ayant guère a me plaindre que de madame de Humboldt, qui part de Rome quand j'y arrive et quitte Naples justement quand je me dispose à y aller. J'en suis de fort mauvaise humeur, et ne me console que par cette idée, dont je me flatte toujours, de vous revoir l'un et l'autre dans votre patrie.

„Je, n'ai pu faire usage à Paris de la lettre que j'avais de vous pour M. votre frère. Imaginez, monsieur, que depuis que je vous laissai à Rome, il y a deux ans, j'ai entrevu Paris deux fois

sans pour ainsi dire y poser le pied. Je n'y suis pas resté en tout plus de cinq ou six jours; et quelque empressé que je fusse de faire une si belle connaissance, je n'en pus trouver le moment: aussi n'était-ce pas un homme à voir en courant. J'ai donc mieux aimé garder votre lettre comme un titre qui m'autorise à espérer de lui quelque jour la même bonté dont vous m'honorez. C'est pour moi un droit bien précieux, et que je ne céderais en vérité à qui que ce fût."

Bald darnach traten die Verfolgungen ein, von denen wir oben gesprochen. Er klagt darüber in einem Schreiben an Clavier nach Paris, Rom 13. Okt. 1810, hofft aber noch, daß die Maßnahmen seiner Gegner vereitelt und seine Ausgabe des Longus erhalten werden würde. Il en a, sagt er, heureusément huit ou dix exemplaires dans différentes mains, et voilà madame de Humboldt, qui en emporte un en Allemagne, ou il sera réinprimé. Die von den Gegnern betriebene Confiskation des Werkes ward aber doch nicht durchgesetzt.[2]) —

Courier ist auch darum für uns eine so interessante Erscheinung, weil er unter seinen Landsleuten einer der Ersten war, die den Ernst und die Tiefe unserer Nation besser zu würdigen und auf unsern Sinn und Geist einzugehen verstanden — ein würdiger Genosse der Frau von Staël.

Wenn aber dennoch die Sehnsucht nach seinen alten Freunden oft lebhaft in Humboldt erwachen mußte, so war ihm der briefliche Verkehr mit ihnen dann ein um so größeres Labsal. Wir sahen, wie er mit Wolf und Frau von Wol-

2) Diese Mittheilungen finden sich in den Oeuvres complètes de P. L. Courier. Nouvelle édition, précédée d'un essai sur la vie et les écrits de l'auteur, par Armand Carrel. Paris 1834, T. III, p. 284, 301—4, 326. Obiges Schreiben an W. v. H. ist nach Wien adressirt. Wenn dies nicht ein Irrthum ist, so können wir es nur für einen späteren Zusatz halten. Frau von Humboldt nahm die Sendung vielleicht erst im Herbst mit sich nach Wien, wohin unterdessen Humboldt als preußischer Gesandter gegangen war.

zogen in Verbindung blieb; wir wissen es ferner von Gentz, der nun in Wien war,[1]) von Schütz in Jena,[2]) von Alexander, seinem Bruder, versteht es sich von selbst. Auch mit Frau von Staël pflog er brieflichen Verkehr, am liebsten aber mit seinen alten Geistesgenossen, Göthe und Schiller, die ihrerseits nicht weniger Eifer zeigten, sich dieses erprobten Freundes zu versichern. Hiebei war ihnen der Buchhändler Cotta in Tübingen nach Kräften behülflich, ein Mann, dessen Geist und Betriebsamkeit nach so vielen Seiten thätig war, und der überall, besonders auch in Rom, wo er manchen jungen Künstler stützte, einen Humboldt gar wohl für seine Zwecke brauchen konnte.

„An Humboldt habe ich einen langen Brief abgelassen," meldet Göthe schon 26. Jan. 1803 an Schiller. Schiller und Göthe ermangeln nicht, Nachricht von dem Stande deutscher Kunst und Wissenschaft zu geben, die, so sehr H. sich es angelegen sein ließ, sie zu erhalten, ihm auf dem gewöhnlichen Wege doch immer später zukamen.[3]) Nicht blos von ihren eigenen Arbeiten und Vorhaben, sondern zugleich von den Vor- und Rückschritten der Zeit, namentlich der nächsten Umgebungen, z. B. von dem neueren Zustande Jena's, unterrichteten sie den Genossen, während dieser die großen Eindrücke seines römischen Lebens über die Alpen sendete. Es fehlt auch nicht an kleinen Freundesdiensten, die sie einander leisten. Göthe läßt für den Fernen Auszüge aus Schlegel's Europa machen;[4]) Humboldt sendet dafür Spaniol von Lecce, womit Göthe seinen Zelter erfreuen will.[5]) Als Göthe die Nachricht erhielt, daß Humboldt seinen ältesten Sohn ver-

---

1) Schriften von Gentz, herausgeg. von Schlesier, V. 31.
2) Briefwechsel von Schütz, herausgeg. von K. J. Schütz, I. 118.
3) H. an Sch., 22. Okt. 1803.
4) G. an Sch., 15. März 1803.
5) Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 150.

loren, war er gleich bedacht, etwas Freundliches an den Verwundeten abgehen zu lassen und wollte ihm sein neuestes Werk, die „natürliche Tochter", gleich nach Vollendung des Einzelnen stückweis übersenden. Da fällt ihm jedoch bei, daß eben auch der Verlust eines Kindes Gegenstand dieser Dichtung sei. „Soll man hoffen," fragt er Schillern (17. Sept. 1803), „durch die nachgeahmten Schmerzen die wahren zu lindern, oder soll man sich vor dem stoffartigen Eindruck fürchten?" Schiller meinte, er solle es Cotta überlassen, der das Werk ohnehin an Humboldt senden wolle, und ihn etwa noch besonders damit beauftragen. Dann sei der Verlust so neu nicht mehr und das Werk des Dichters werde dann eher eine gute als schlimme Wirkung thun. — Auch durch Personen, die aus Italien rückkehrten oder zum Besuch einsprachen, kamen ihnen Nachrichten von dem römischen Freunde zu. Riemer und Fernow gingen unmittelbar in den Göthe'schen Kreis über. Im Frühling 1804, wo Frau von Humboldt nach Deutschland kam, meldet Schiller ihren Begleiter, den Dr. Kohlrausch, bei Göthe an. „Er wird Ihnen von Humboldt und italienischen Sachen erzählen." (10. Mai 1804.)

Während der Briefwechsel zwischen Humboldt und Göthe uns hier noch eine reiche Nachlese verspricht, ist der mit Schiller schon längst in unsern Händen, und wir können den Leser über manche Einzelheit auf diese Quelle zurückweisen. Fast jedes Jahr konnte Schiller, der jetzt auf der Höhe seiner Kraft stand, eine reife Frucht vom Baum schütteln und den alten Genossen mitten in Italiens Reizen mit diesen heimathlichen Früchten beglücken. Welche Freude für Humboldt, den herrlichen Dichter so von Stufe zu Stufe emporschreiten, so alle Erwartungen erfüllen, so sein höchstes Ziel erklimmen zu sehen! Kaum, daß Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans erschienen waren, sendete Schiller schon die Braut von Messina nach Rom, und meldet sofort

den Plan des Tell. Auch kleinere Stücke, wie das unvergleichliche „Siegesfest" — diese wunderbare Verschmelzung moderner Ideen mit antiken Anschauungen — ferner die „Huldigung der Künste" versäumte der Dichter nicht, an einen Freund und Kenner wie Humboldt zu fördern, und bei jeder Veranlassung zugleich seine Motive und leitenden Gedanken, wie er es ehedem gethan, beizufügen. Die Art aber, wie er dies jetzt that, mußte für den in Rom in seinen Kunstansichten unablässig Fortgeschrittenen ein eben so hoher Genuß, wie die Dichtungen selbst sein. Beide Männer hatten der bloßen Spekulation, der sie freilich den festen Boden dankten, fast ganz abgesagt, und wandelten frei in den heitern Regionen des Anschauens und Vollbringens.

Beide empfanden dabei auf's schmerzlichste die Entfernung, in der sie jetzt lebten; und wahrhaft rührend ist es, ihre Geständnisse hierüber zu lesen. Schiller besonders scheint mit jedem Jahr den Verlust, den er durch Humboldt's Scheiden erlitten, tiefer empfunden zu haben. „Es ist eigen," schreibt er ihm (17. Febr. 1803), „wie wir seit dem Jahre 1794 und 1795, wo wir in Jena zusammen philosophirten, und uns durch eine Geistesreibung elektrisirten, aus einander verschlagen worden sind: jene Zeiten werden mir ewig unvergeßlich sein, und ob ich mich gleich in dieser Zeit in die erfreulichere poetische Thätigkeit versetzt habe, und mich im Ganzen auch körperlich gesünder fühle, so kann ich Ihnen doch versichern, theurer Freund, daß Sie mir fehlen, und daß ich mich aus Mangel einer solchen Geistesberührung, als damals zwischen uns war, um so viel älter geworden fühle." Und Humboldt antwortet (22. Okt.): „Bleiben Sie mir, mein Lieber, Guter, was Sie mir sind, und glauben Sie gewiß, daß, welche Entfernung uns auch immer trennen mag, mein Interesse Ihnen ewig gleich nahe ist, und daß das Kleinste in Ihrer Beschäftigung mehr Wichtigkeit für mich hat, als Alles, was

ich unternehmen könnte.“ Aber Schiller wußte das auch zu schätzen und dachte auch jetzt bei allem, was er unternahm, insonderlich Humboldt zu genügen. Er vergaß es diesem nie, daß er ihn einst den modernsten aller neuen Dichter genannt.[6]) Und noch einen Monat vor seinem Tode (2. Apr. 1805) schrieb er an ihn: „Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsere Geister immer zusammenhingen, und es macht mir Freude, zu denken, daß ich mich auch nach dem längsten Stillschweigen mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zusammenlebten, an Ihr Herz legen kann. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen, und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten, und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge.“ Indem er zugleich Humboldt's Meinung über den Tell fordert, setzt er hinzu: „Bei allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir so oft in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekt herauszukommen, mir selbst gegenüberzustellen versuche, so geschieht es gerne in Ihrer Person und aus Ihrer Seele.“

Dies war Schillers letzter Brief, und dieser frühe Tod raubt uns zugleich Humboldt's Beurtheilung des Tell. Er würde sie eben so ausführlich gegeben haben, als vorher über die Braut von Messina. Wir haben des wohl zu ungemessenen Beifalls, mit welchem er diese Tragödie im Allgemeinen begrüßt, in früherem Zusammenhange erwähnt.[7]) So blind

6) Siehe Brief vom 17. Febr. 1803.

7) Siehe Th. I. S. 331–37.

war Humboldt jedoch nicht für die Lichtseite des Werkes eingenommen, daß er alle Fehler desselben darüber vergessen hätte. Er unterwarf namentlich das große Wagniß des Dichters, den Chor in unsere Tragödie zurückzuführen, einer eben so scharfen als liebevollen Kritik. Indem er den Geist der Schiller'schen Behandlung vollgültig anerkennt, und auch die Theilung des Chors in zwei Hälften für vortrefflich erklärt, tadelt er doch, daß es Schillern gefallen, diese Chöre mitwirkend und selbstthätig in der Handlung Partei nehmen zu lassen, wodurch dieselben an Würde verlören und ihre Wirkung selber vernichteten.[8]) Die tüchtigsten neuern Kritiker haben die Richtigkeit dieses Urtheils nur bestätigt.[9])

Nicht mindere Theilnahme bewiesen sich beide Männer in allem, was ihnen persönlich begegnete. Wie Schiller Humboldten beim Tode seines Sohnes aufrichtete, haben wir gesehen, aber auch dieser verlor das Wohl des Freundes nicht aus dem Auge und, wie er ihn glücklich pries auf der Höhe seines Dichterwirkens, so sah er mit Freude dessen häusliche und bürgerliche Verhältnisse zunehmend gedeihen. Schiller gab in seinen Briefen getreuliche Nachricht über sein Leben und seine Umstände, er spricht offen über alles, und das eine Mal, da er geadelt worden, thut er es in Worten, die für Beide gleich charakteristisch scheinen. „Sie werden gelacht haben," sagt er, „da Sie von unserer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unserem Herzog, und da es geschehen ist, so kann ich es um der Lolo [der Gattin] und der Kinder willen mir auch gefallen lassen." (17. Febr. 1803.)

Je weniger die rastlose Thätigkeit des Dichters das

---

8) Briefw. zw. Sch. und W. v. H. S. 465—73.

9) Vergl. Hoffmeister, Schiller's Leben ꝛc. V. 100. 104. 105—8. Gervinus, neuere Geschichte der deutschen National-Litt. (1. Ausg.) Th. I. S. 566.

schnelle Ende erwarten ließ, um so erschütternder wirkte die Todesnachricht auf Humboldt. Sie kam etwa in der Mitte Juni 1805 nach Rom. Humboldt hat seine Empfindungen über Schiller's frühen Tod später auch öffentlich ausgesprochen;[10]) aber noch rührender that er es sogleich in den Briefen an seine Freunde, wo es ihm ja vergönnt war, zugleich seinen eigenen Schmerz austönen zu lassen. Den 20. Juli (1805) schreibt er an Wolf: „Sie schreiben mir viel von Göthe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen, oder nach seinem Tode in Weimar waren. Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellektuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochen edlem und sanftem Ernst, von so parteilosgerechter Beurtheilung, wird eben so wenig in langer Zeit wieder aufstehn, als eine solche Kunst im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern sahen, theurer Freund, fühlen das gewiß gleich stark mit mir." [11])

Und an Göthe schrieb er um eben diese Zeit:[12]) „Ich freute mich kaum Ihres Briefes, mein innig geliebter Freund, als ich durch Fernow die schreckliche Nachricht von Schiller's Tode empfing. Nichts hat mich je gleich stark erschüttert. Es ist das erste Mal, daß ich einen erprüften Freund, mit dem sich durch Jahre des Zusammenseins Gedanken und Empfindungen innig vermischt hatten, verliere, und ich fühle jetzt die Trennung, die Entfernung, in der wir in den letzten

---

10) Vergl. die schönen Worte in der Vorerinnerung zum Briefw. S. 83—84.

11) Bei Varnhagen von Ense, Denkw. und verm. Schr. 2. Ausg. V. 158.

12) Dieses Bruchstück theilte Fr. von Müller bei Beurtheilung von Humboldt's Werken, Th. I. II. mit, in der Neuen Jenaischen Literaturzeitung, 1843, Nr. 1. 2.

Jahren lebten, noch schrecklicher. Seinen letzten Brief schrieb er mir im September 1803 über meines Wilhelm's Tod.[13]) Er war über meinen Schmerz sehr bewegt; das, was er darin wünscht und hofft, ist in Erfüllung gegangen. Er ist hingeschieden, ohne selbst einen von denen, die ihm zunächst lieb waren, verloren zu haben. Seine schwächliche Constitution, sagt er, lasse es ihn hoffen. Wär' er selbst nur uns nicht so früh entrissen worden! Jetzt denke ich oft, er hätte die letzten Jahre seines Lebens hier zubringen sollen. Rom würde einen großen Eindruck auf ihn gemacht haben, er hätte das mit sich hinüber genommen. Er hätte sich auch vielleicht länger erhalten; der strenge Winter scheint ihm doch verderblich gewesen zu sein, vielleicht auch die ewige Anstrengung, die nachgelassen, oder doch mild gewirkt hätte, wenn er seinen äußern Sinn durch große Umgebungen getragen, seine Einbildungskraft durch eine ihm würdigere Natur um sich her unterstützt gefühlt hätte. Wie einsam Sie sich fühlen müssen, kann ich mir denken, und dennoch beneide ich Sie unendlich. Sie können doch sich noch die Worte seiner letzten Tage zurückrufen; mir ist er wie ein Schatten entflohen, und ich muß Alles, was ihn mir lebhaft zurückruft, aus einer dunkeln Ferne mühsam herbeiholen. Wie oft ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt, und muthwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals dem Menschen so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte."

---

13) Sonach hatte H. den letzten Brief des Freundes (v. 2. Apr. 1805) noch nicht erhalten.

Nun ist es an der Zeit, auch ein Wort von dem zu hören, was Humboldt während seines römischen Aufenthalts geistig hervorrief und was früher oder später hievon an's Licht gefördert worden. Rom wirkte auf sein produktives Talent nur günstig. Und wenn ihn auch das Studium des Ortes, wie er selbst sagt, nicht wenig von eigenen Schöpfungen abhielt; wenn er sich und die Seinen oft im Scherz das Volk nannte, „das mit Spazieren den Tag lebt," wenn endlich auch seine amtlichen Beschäftigungen einen Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen, und bald das anschauende Genießen des Großen und Schönen um ihn, bald der gesellige Strom ihn forttrug, so muß man doch dies Alles im Sinne eines Mannes auffassen, der sich von Jugend auf zur rastlosesten Thätigkeit und gewissenhaftesten Zeitanwendung gewöhnt hatte, der in gestohlenen Stunden mehr vollbrachte, als Andere ein Leben hindurch, und dem es später, selbst in dem tollsten Strudel der Geschäfte und Zerstreuungen und im Andrang der schwierigsten Arbeiten, noch möglich ward, seine Lieblingsneigungen zu pflegen. Wie viel mehr konnte er dies, da er in Rom war, und so viel Muse hatte, sich selber zu leben, in einer Umgebung, die ihn so anregte, so stimmte, wo nichts vorhanden war, was ihn, wie in den letzten Jahren vorher zu Paris und Berlin, oft abgestumpft und gedrückt hatte! Hier fühlte er sich fruchtbarer an Ideen, und wenn er auch wenig vollendete, so war er doch in der glücklichen Stimmung zur Produktion, [1]) ja selbst der eigentlich schöpferische, der poetische Geist entzündete sich mehr und mehr, von dem noch in den Jenaer Tagen kaum eine Spur vorhanden schien.

Wir besitzen von Humboldt zwei größere, didaktisch lyrische Dichtungen, die während des römischen Aufenthalts entstanden: die Elegie Rom, die wir schon oben gewürdigt

---

1) Vergl. Briefw. zw. Sch. u. W. v. H. 464. 480—82.

(S. 73—75) und das bisher nur flüchtig erwähnte Gedicht: An Alexander von Humboldt (Albano, im September 1808), welches erst nach des Verfassers Tod von dem Gefeierten veröffentlicht worden ist.[2]) Es war ein Gegengeschenk, das Wilhelm darbrachte, auf die gewaltigen Schilderungen, welche der Bruder nach seiner Rückkehr, mündlich und in den damals eben erschienenen „Ansichten der Natur", [3]) entworfen hatte.[4]) Diese Erstlingsfrucht der Reise war ihm von Alexander persönlich gewidmet worden. Das Gedicht wirft den empfangenen Eindruck zurück; es versetzt uns in die Mitte jener großen und wilden Natur, mitten in die Unentwickeltheit, aber auch mitten in die Hoffnungen der neuen Welt; es stellt die Armuth, aber auch die Größe der alten gegenüber, hält das Beispiel der Pelasger und Hellenen den Indianern entgegen und steigt zur Enthüllung großer Gesetze des geschichtlichen Lebens hinauf. Gehalt und Form reihen dieses Gedicht den beiden früheren, der Elegie an den Knaben und dem auf Rom, an. Hier wie dort finden wir die Dichtung mit der Philosophie der Geschichte im Bund, beinahe wie in Schiller's „Culturdichtungen", nur daß die Humboldt'schen von einer mehr persönlichen Veranlassung ausgehen und darum auch dem persönlichen Gefühle und der Begeisterung mehr Raum lassen, wogegen sie allerdings in Genialität und Vollendung zurückstehen. Die äußere Form ist diesmal die schwungvolle Canzone, der Styl der der Ode. Es ist ein schönes Denkmal brüderlicher Liebe, von dessen Geist hier nur die Schlußstrophe zeugen möge. Da ruft er zu:

2) Ges. W. I. 361—78.

3) A. v. Humboldt's „Ansichten der Natur" erschienen: Tübingen (bei Cotta) 1808, verbessert und vermehrt im J. 1826.

4) Ueberhaupt begleitete Wilhelm die Studien seines Bruders fortdauernd durch Uebung und Antheil. So stellt Alexander einmal in seiner und Bonpland's Reise (deutsche Ausg. I. 61) eine Reihe Breite- und Temperaturmessungen zusammen. Bei Rom setzt er den Namen: W. v. Humboldt als Gewährsmann hinzu.

Glücklich bist Du gekehrt zur Heimatherde,
Vom fernen Land und Orinoco's Wogen.
O! wenn — die Liebe spricht es zitternd aus —
Dich andren Welttheils Küste reizt, so werde
Dir gleiche Huld gewährt, und gleich gewogen
Führe das Schicksal Dich zum Vaterherde,
Die Stirn von neu errungnem Kranz umzogen.
Mir gnügt, im Kreis der Lieb', im stillen Haus,
Daß mir den Sohn zum Ruhm Dein Name wecke,
Mich einst Ein Grab mit seinen Brüdern decke.
Geh' jetzt, o Lied! dem Theuren anzusagen,
Daß von Albano's Hügeln
Schüchtern zu ihm sich diese Töne wagen.
Empor ihn werden feiernd Andr' einst tragen
Auf höhrer Dichtung Flügeln. —

Was Humboldt's sonstige Thätigkeit betrifft, so ist das Hauptsächlichste davon berührt in einem Schreiben, das A. W. Schlegel unter der Aufschrift: „Artistische und literarische Nachrichten aus Rom," im Frühling 1805 an Göthe richtete. [5]) Es heißt darin unter anderm: „Hr. von Humboldt, der preußische Minister am päbstlichen Hofe, hat eine Uebersetzung vom Agamemnon des Aeschylus in Versen vollendet, und zwar, was nicht lyrisch ist, die Trimeter, Anapäste und trochäischen Tetrameter, genau im Sylbenmaße des Originals, alles mit großer Treue und in einer dem Kothurn des alten Tragikers gewachsenen Sprache. Die Mittheilung dieser Uebersetzung im Druck würde um so willkommener sein, da wir bis jetzt nur die Stolberg'sche haben, die weder in den Formen noch dem Geiste nach strenge zu nennen ist. Hr. von Humboldt fährt außerdem fort, sich mit Sprachuntersuchungen über das Biscayische und den Ursprung und die Verwandtschaft der europäischen Sprachen überhaupt zu beschäftigen. Möchte er sich entschließen, etwas über das

5) Dieses Schreiben von Schlegel wurde zuerst im Intelligenzblatt der Jenaischen Allg. Lit. Zeitung, 23 — 28. Okt. 1805 veröffentlicht.

alte Rom zu geben, von dessen Ueberresten er in den wenigen Jahren seines Aufenthalts ein genauer Kenner geworden ist; eine solche Schrift, nicht sowohl vom antiquarischen, als weltgeschichtlichen und philosophischen Standpunkte abgefaßt, müßte sehr interessant werden."

Die Uebersetzung des Agamemnon, mit der wir Humboldt schon in Jena so ernstlich beschäftigt sahen, hatte er im Sommer 1804 zu Albano ganz von Neuem vorgenommen, und in Einem Stücke vollendet. Schlegel, der schon früher lebhaften Antheil an dieser Unternehmung zeigte, [6]) rieth jetzt zur Herausgabe. Aber noch zehn Jahre hielt H. damit zurück, sie bis in's Kleinste auszufeilen und zu verbessern. — Humboldt's Sprachstudien erhielten namentlich durch die von Alexander mitgebrachten Schätze einen neuen Schwung. Alexander hatte auf seiner Reise, in Klöstern und Missionen, mit nicht geringer Mühe eine bedeutende Zahl bisher unbekannter Sprachlehren amerikanischer Mundarten aufgetrieben. Zwar überließ er diese Sammlung für die nächsten Jahre dem wackern Vollender des Mithridates, Prof. Vater in Königsberg, sowie Einzelnes auch Friedrich Schlegeln zu einstweiligem Gebrauch; dann überlieferte er sie aber gänzlich in die Hände seines Bruders, der nun in Stand gesetzt war, auch die neue Welt in seinen Studien zu umspannen, und diese Sprachen gründlich zu studiren. Auch vermehrte Wilhelm selbst diese Sammlung amerikanischer Sprachlehren und Wörterbücher noch zu Rom mit neuen Schätzen. Er gelangte unter andern in den Besitz von vierzehn Handschriften, die nach Manuskripten des Abbé Hervas und der römischen Propaganda copirt wurden. [7])

---

6) Siehe Th. I. S. 144.

7) Siehe A. v. Humboldt's u. Bonpland's Reise (deutsche Ausg.) I. (1815). S. 28. II. (1818). S. 215. 256 — 7. Vergl. auch oben S. 50.

Humboldt's Verdiensten wurden jetzt auch von verschiedenen Seiten die gebührende Anerkennung zu Theil. F. A. Wolf bezeichnete im J. 1807 in seiner Darstellung der Alterthumswissenschaft ihn öffentlich als denjenigen, in dessen Gesellschaft er zu dieser tieferen Begründung seines Faches gelangt sei; zugleich gab er einige Auszüge aus den frühesten Mittheilungen dieses Genossen als Beleg. [1]) — Die k. Societät der Wissenschaft zu Göttingen ernannte im Jahr 1803 Humboldt, gleichzeitig mit seinem Bruder, zum auswärtigen Mitglied ihrer historisch-philologischen Classe. [2]) Dann wurde er von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin in der Sitzung vom 4. Aug. 1808 unter die correspondirenden Mitglieder aufgenommen.

Auch der Staat würdigte seine Dienste. Nachdem er durch Cabinetsordre vom 15. Mai 1802 zum Residenten in Rom ernannt, ihm auch unterm 10. Aug. desselben Jahres der Kammerherrnschlüssel verliehen worden war — sein Creditiv erhielt er am 21. desselben Monats — wurde ihm durch Cabinetsrescript vom 30. März 1805 der Titel eines Minister-Residenten beigelegt (ohne daß ihm deshalb ein neues Creditiv ertheilt worden wäre) und schon durch Cabinetsordre vom 10. April 1806 ward er zum bevollmächtigten Minister in Rom ernannt.

Humboldt hatte sich während eines sechsjährigen Aufenthalts so an diesen Ort gewöhnt, daß er nie mehr dauernd in seine Heimath zurückzukehren glaubte. [1]) Und gewiß würde

1) Siehe Th. I. 218–20.

2) Versuch einer akad. Gelehrtengeschichte von der Georg-Augustsuniversität von Göttingen (fortgesetzt von Saalfeld), Th. III. S. 504.

1) Ges. W. I. 395.

er damals gerne noch eine Reihe Jahre daselbst geblieben sein, wäre nicht die schreckliche, vielleicht lange schon von ihm gefürchtete Katastrophe plötzlich über sein Vaterland, Preußen, hereingebrochen, und er in Folge derselben zu höherer Wirksamkeit im Staate berufen worden.

Frankreich war unter der Kaiserregierung zusehends mächtiger und übermüthiger geworden. Wenn auch nur aus der Ferne, hallte der Kriegsdonner doch auch in der alten Roma wieder. Oesterreichs Niederlage im J. 1805 war traurig genug, und jedem Deutschen zu schlimmen Betrachtungen Stoff gebend. Auch Italien ward von Neuem bedrängt, die Franzosen zogen gegen Neapel, und wenn auch die Neutralität der Stadt Rom einige Zeit noch geschont wurde, so ließ doch alles den baldigen Umsturz auch des römischen Staates voraussehen. Noch immer stand aber Preußen aufrecht, freilich in beklagenswerther Stellung. Abermals war es von dem gemeinsamen Kampfe zurückgeblieben; es ließ sich noch Hannover als verhängnißvolle Beute von Frankreich zuwerfen, das dann wieder heimlich dem alten Besitzer angetragen wurde, damit Preußen, überallhin verstrickt, dem ungleichsten Kampfe nicht mehr ausweichen könne. Mit einem Schlage ward die alte preußische Herrlichkeit zertrümmert; alle Bollwerke des Reiches fielen in Feindes Hand, und nur an den äußersten Gränzen fand man so viel Besinnung wieder, um wenigstens für die Existenz zu kämpfen. Es galt, um jeden Preis den Frieden zu erkaufen, und dann den Verlust der äußern Macht und Größe durch Belebung und Verjüngung der innern Kräfte zu ersetzen. Es galt vor allem, sich nach den Mitteln umzusehen, durch die man diese Verjüngung bewerkstelligte, und den wankenden Thron mit dem, was sich von Charakter, Geist und Thatkraft irgend auffinden ließ, zu stützen.

Mit welchen Gefühlen mag Humboldt diesen Ereignissen

gefolgt, mit welcher Angst des Ausgangs geharrt haben! Traf endlich auch die Friedensnachricht ein, so war doch das glückliche Dasein, das er bisher genossen, mit dem Jammer des Vaterlandes unwiederbringlich gestört; selbst die Besitzthümer des Einzelnen waren mehr oder weniger gefährdet [2]); und auch im Kirchenstaat sah alles täglich drohender aus. Humboldt beschloß, jetzt Rom und seine Familie auf einige Zeit zu verlassen, und in Urlaub nach Deutschland zu gehen. Nachdem er im Herbst 1808 noch die genußreichsten Tage zu Albano verlebt, schied er Mitte Oktober desselben Jahres von Rom [3]), ohne zu ahnen, daß er nie wieder dorthin zurückkehren werde. Nur seinen jetzt zwölfjährigen Sohn Theodor nahm er mit, vermuthlich schon in der Absicht, ihn einer heimathlichen Erziehungsanstalt zu übergeben.

Von seiner Rückreise wissen wir wenig. Er berührte München und Landshut; sah Fritz Jacobi wieder und lernte Savigny, wahrscheinlich auch Schelling zuerst kennen. Auch sah er dort einen liebenswürdigen Zugvogel, die junge Bettina Brentano, die damals mitten in ihrer heißen Correspondenz mit Göthe begriffen war. Auch Göthe'n sah Humboldt kurz darnach. Kein Wunder, daß seiner in dem Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde gedacht wurde.

„Andre Menschen," schreibt Bettina Anfang des Jahres 1809 ihrem großen Geliebten, „andre Menschen waren glücklicher als ich, die das Jahr nicht beschließen durften, ohne Dich gesehen zu haben. Man hat mir geschrieben, wie liebreich Du die Freunde bewillkommtest." Darauf antwortet ihr Göthe, 22. Febr.: „Wilhelm Humboldt hat uns viel von Dir erzählt. Viel, das heißt oft. Er fing immer wieder von

---

2) Auch das Tegeler Schlößchen ward, wie es scheint, in diesen Kriegsjahren geplündert.

3) Daß Humboldt in Privatangelegenheiten nach Berlin gereis't, und bereits dahin abgegangen sei, meldete auch die Allg. Zeitung, 10. Nov. 1808.

Deiner kleinen Person zu reden an, ohne daß er so was recht Eigentliches hätte zu sagen gehabt. Neulich war auch ein schlanker Architekt von Cassel hier, auf den Du auch magst Eindruck gemacht haben." Solche Sünden, fügte er neckend hinzu, möge sie wohl mancherlei auf sich haben. Sie aber will von keinem solchen Interesse wissen, sie führt den Freund zu ihrem Herzen. „Hier," sagt sie, „sind wir in der Vorhalle; große Stille! — kein Humboldt, — kein Architekt, — kein Hund, der bellt! — Du bist nicht fremd, geh hin, poch an u. s. w." [4])

Nach dieser kleinen Episode folgen wir Humboldt nach Thüringen. Seinen Schiller traf er nicht mehr, doch aber Göthe'n wieder, und den noch in rüstiger Kraft. Er trug eben die Wahlverwandtschaften an seinem Herzen. — In Weimar sah Humboldt auch Fernow noch einmal, der leider dem Tod entgegen eilte. Die Ankunft dieses römischen Gönners und die schönen Erinnerungen, die seine Erscheinung begleiteten, warfen noch ein freundliches Streiflicht auf seinen Lebensabend. [5]) Schon den 4. Dez. war er todt. — Jena, das jetzt doppelt schmerzliche, zu berühren, konnte wenig Lockung vorhanden sein; das nächste Ziel seiner Reise war vielmehr Erfurt, wo noch der alte Herr von Dacheröden, sein Schwiegervater, lebte.

Zu Erfurt war es, wo Humboldt den Ruf zu einer andern Wirksamkeit und zwar von Königsberg aus, dem damaligen Sitz des Hofes und dem Ausgangspunkt der großen Neuerungen, erhielt. Unterm 15. Dez. 1808 erging von dort mittelst Rescript des Cabinetsministeriums der Immediatantrag an ihn, die Stelle eines Direktors der Sektion für den Kultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern

---

4) Göthe's Briefw. mit einem Kinde, Berlin 1835, II. 7. 24. 26.

5) Fernow's Leben von Johanna Schopenhauer, Tüb. 1810. S. 410.

zu übernehmen, indem er zugleich zum geheimen Staatsrath ernannt wurde. Diese Zuschrift, obwohl nach Berlin adressirt, gelangte zu Erfurt am 6. Januar 1809 in seine Hände. Humboldt erklärte sich, unter dem Vorbehalt des eventuellen Rücktrittes in die diplomatische Laufbahn, zur Annahme dieses Postens bereit, und es erfolgte darauf mittelst Cabinetsordre, dd. Königsberg, 20. Febr. 1809, seine definitive Ernennung für diese Stelle.

Schon vor Ausgang des Jahres erwartete man zu Berlin seine Ankunft auf den neuen Posten [6]), und beim Jahreswechsel las man schon in den Zeitungen [7]) von der neuen Besetzung mehrerer höchsten Staats- und Ministerposten, darunter die Erhebung des Grafen zu Dohna zum Minister des Innern und die des bisherigen Gesandten zu Rom, W. v. Humboldt, zum geheimen Staatsrath und Direktor des Departements der Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten in diesem Ministerium.

Den 12. Jan. 1809 kam Humboldt zu Berlin an, in der Absicht, alsbald nach Königsberg weiter zu gehen. Doch brachte er einige Monate mit vorläufigen Anordnungen in seinem neuen Amte hin. Seinen Sohn Theodor gab er in eine Pestalozzi'sche Lehranstalt. Das Leben selbst war traurig; das ganze Land, zumal Berlin, arbeiteten sich erst aus dem Schutt empor. Doch traf er alte und neue Bekannte, und in Ermanglung der Seinen war es ihm vergönnt, in geselligen Kreisen und im Verkehr mit Freunden, wie Wolf (der jetzt in Berlin haus'te), oder mit Frauen, wie Friederike Bethmann, wie Rahel, einige Erholung zu finden. [8]) Erst im April ging er nach Königsberg ab. [9]) —

---

6) Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 354.
7) A. Z. 1. u. 2. Jan. 1809.
8) Vergl. Rahel's Briefe, I. 395. 418 u. besonders ihren Brief an Humboldt, dat. 28. Juni 1809.
9) Morgenblatt, 13. Febr. u. 7. April 1809 (in Correspondenzen aus Berlin); — Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius, von Dr. Alfred Nicolovius, Bonn 1841. S. 171.

Mußte es auch schmerzlich für ihn sein, eine so schöne Existenz, wie seine römische, zu verlassen, so rief ihn doch die Pflicht, und er säumte nicht, dies genußreiche Dasein dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Doch behielt er sich, wohl hauptsächlich um Roms willen, den Rücktritt in die Diplomatie vor. Es war die rechte Zeit gewesen, jenen Posten aufzugeben. Denn kaum hatte H. den Kirchenstaat verlassen, so brach auch über diesen die längst befürchtete Katastrophe herein. Den 17. Mai 1809 verfügte Napoleon, den die Siegerlaufbahn wieder bis in's Herz Oesterreichs geführt hatte, von Schönbrunn aus die Einverleibung des Kirchenstaats in das französische Reich, und schon am 6. Juli dieses Jahres ward der Papst als Gefangener von Rom abgeführt. Da ein Umsturz dieser Art unschwer vorauszudenken war, so konnte Humboldt auch ohne Rücksicht auf die Lage des Vaterlandes leichteren Herzens von Rom und der bisherigen Stellung scheiden. Auch erhielt er erst 1816 in Niebuhr einen Nachfolger auf dem römischen Posten.

Fünftes Buch.

Humboldt als Chef des Kultus und öffentlichen Unterrichts in Preußen.

Antheil an der politischen Wiedergeburt des Staats. Auffrischung des geistigen Lebens und Reform der Erziehung. Gründung der Universität Berlin.

1809 bis 1810.

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.

Hölderlin.

Das Unglücksjahr 1806 hatte Preußen in die bedenklichste Lage gestürzt. Längere Zeit schien selbst sein Dasein auf dem Spiel zu stehen, und jedenfalls blieb, um sich dessen zu versichern, oder gar das Verlorne zu ersetzen und eine bessere Zukunft vorzubereiten, eine gründliche Erneuerung des Geretteten unerläßlich. Denn es war nicht blos die egoistische Politik und der Mangel an Hingebung für das deutsche Gesammtinteresse, was dieses Verhängniß herbeigeführt; es war eben so sehr der Geist der Unfreiheit, der im Innern herrschte, und der ohne den gewaltigen Arm eines großen Friedrichs die nachhaltige Kraftäußerung, welche die künstliche Größe des Staats forderte, in stürmischen Zeiten unmöglich machte. In der Jugendgeschichte unseres Humboldt sind wir dem kläglichen Regiment begegnet, das auf Friedrichs Zeiten folgte. Wir sahen, wie nicht blos der Staat geschwächt, sondern — was noch schlimmer war — selbst das Volk, das ohnehin niedergehaltene, noch durch einen sittenlosen Geist entnervt wurde. Mit Friedrich Wilhelm III. trat ein besserer Geist an die Spitze. Doch dieser edle Fürst, meist noch von den Werkzeugen der vorangegangenen Regierung umringt, vermochte die Katastrophe nicht zu bannen, die die verhängnißvolle Zeit bringen sollte; ja, als wenn ihm

diese unter allen Umständen drohend erscheine, suchte er ängstlich den Anstoß zu meiden, und gab bei den dringendsten Anlässen zum Kampf seinen friedliebenden Gesinnungen Raum, die den Staat immer mehr vereinzelten, und zuletzt noch ein schwereres Unglück herbeiführten. Doch dieses Unglück eben sollte zum Heil gedeihen, weil der Kern des Volkes gut und der Wille des Fürsten edel war. Aber die ganze Richtung der Politik mußte geläutert, das Volk durch Abnahme der Fesseln gestärkt, der allgemeine Sinn und Charakter gehoben und erneuert werden. In der That, die Umwandlung, der es hier bedurfte, war eben so wesentlich eine sittlich intellektuelle, als bürgerlich politische.

Noch ehe der Frieden geschlossen war, hatte die Erneuerung im Stillen schon begonnen. Man erkannte den Stand der Dinge und erschrack nicht vor den Mitteln, die noch retten konnten. Der Hof war, mit den Trümmern des Heers und der Verwaltung, an die östlichsten Gränzen geflüchtet, in eine Provinz, deren gesunde Kraft höchst wohlthätig auf die andern zurückwirken sollte. Von Memel und nachher von Konigsberg — wo ein großer Weiser dem Lande eine freidenkende, tüchtige Generation herangebildet, — von dort gingen die großen Maßregeln der Rettung aus. Die Wogen der Ostsee und ihre frischen Ufer befreiten von dem Unrath, der im märkischen Sand sich gehäuft hatte. Ein Fürst, der im Unglück seinen Werth zeigte, dem eine seltne, hochherzige Frau zur Seite stand, wies die Fingerzeige der Rettung nicht von sich. Man sagt, daß auch Hardenberg, bisher der Führer der bessern und patriotischeren Partei und wieder an der Spitze des Innern und Aeußern bis zum Friedensschluß, wo er zum Austritt aus dem Dienste genöthigt wurde, selbst zu gründlichen Reformen gerathen habe; und die Maßnahmen noch vor dem Friedensschlusse scheinen dies wirklich zu bestätigen.

Schon zu Memel setzte der König jene berühmte Immediatcommission nieder, die so Folgenreiches gewirkt hat. Sie sollte die Mittel für den Moment herbeischaffen, und die Veränderungen der Zukunft vorbereiten. Es waren zwei Abtheilungen, die eine für das Kriegswesen, die andre für das Innere. Die Kriegscommission bestand aus Graf v. Lottum, v. Bronikowski, v. Gneisenau und Grolmann, und hatte Scharnhorst zum Chef. Die andere, für das Innere, unter dem Vorsitz des v. Klewitz, hatte den Freih. v. Altenstein, Schön, Stägemann und Niebuhr (den kurz vor dem Kriege in preußische Dienste getretnen) zu Mitgliedern. Von dieser Commission gingen die Grundlagen der neuen Ordnung aus, [1]) und es bedurfte, bei dauerndem Frieden, nur eines kräftigen Armes, um diese Neuerungen auch unter den drohendsten äußern Constellationen und den lebhaftesten Widersprüchen im Innern durchzusetzen.

Hierzu fand sich glücklicherweise der Mann. Ein Charakter, dessen Energie früher keinen Spielraum gefunden hatte, der jetzt aber von unschätzbarem Werthe war — der Minister Freiherr von Stein. Er hatte während des Kriegs sich auf seine Güter im Nassauischen zurückgezogen. Von dort ward er vom König nach Memel gerufen und am 5. Okt. 1807 an die Spitze des Ganzen gestellt. Ihm zur Seite wirkte Scharnhorst für's Kriegswesen; Graf von der Goltz figurirte in den auswärtigen Geschäften. Nur ein Jahr war es Stein vergönnt, als erster Minister zu walten, aber diese Zeit reichte hin, sein Ministerium unvergeßlich zu machen. Mit sich selbst mehr über das Was, als über das

---

1) Altenstein begleitete den König bis Riga und entbehrte der Theilnahme. Dagegen sollen beide Minister Schrötter und ein Landgerichtsrath Morgenbesser von namhaftem Einfluß gewesen sein. Siehe den Brief des Herrn von Beyme bei Dorow, in dessen Denkschriften und Briefen, IV. B. 1840. S. 28—29.

Wie einig, war er doch gegen keine Ansicht verhärtet, von der kraftvolle Männer das Heil und die Befreiung des Vaterlandes erwarteten; vor allem aber war er wie dazu geschaffen, den ersten nachdrücklichen Stoß zu führen, und alle Hindernisse, die sich entgegen stellen wollten, zu überwältigen. In der schwierigsten äußern Lage begann er seine großen Maßregeln durchzuführen, während Scharnhorst eine neue Heermacht gründete. Nun nahm die ganze Politik eine entschieden deutsche Richtung, und auch im Innern ward das Preußenthum mehr auf deutscheren Fuß gestaltet und durch zeitgemäße Fortschritte veredelt. Stein adoptirte zunächst die von der Immediatcommission vorbereiteten Maßregeln, ergänzte und erweiterte sie durch andere, und führte so eine Umwandlung herbei, die man mit Recht eine Revolution auf Gesetzeswegen genannt hat. Die Verordnung vom 9. Okt. 1807 löſ'te die Bande der Leibeigenschaft und des Grundeigenthums; am 19. Nov. des nächsten Jahrs ward die Städteordnung gegeben, zu gleicher Zeit auch eine Reichsverfassung angekündigt, und unterm 16. Dec. 1808 erschien das Edikt, welches die gesammte Staatsverwaltung neu organisirte. Zugleich suchte man allenthalben die tüchtigsten und die geeignetsten Männer in die Geschäfte zu bringen; man fragte nur nach Charakter und Fähigkeiten, man scheute auch die freiesten, unabhängigsten Gesinnungen nicht, und öffnete dadurch immer gründlicheren Fortschritten die Thür.

Mit politischen Veränderungen war aber allein nicht geholfen. Man fühlte die Nothwendigkeit, den Staat auch von unten auf zu läutern. Hiezu bedurfte es einer entsprechenden Umgestaltung in dem preußischen Unterrichts- und Erziehungswesen, einer Belebung des Vorhandenen und neuer Schöpfungen, wo das Alte nicht mehr ausreichte, oder Lücken bemerklich worden waren. Man erkannte, daß namentlich in solcher Zeit der Staat darauf bedacht sein müsse, nicht blos

zu unterrichten, sondern zu erziehen; daß man allen Fortschritten des deutschen Geistes und, wenn sie dem Zweck dienen könnten, selbst kühnen Neuerungen Raum geben müsse, mit Einem Wort, daß man den Geist zu befreien, und zugleich den Charakter und Gemeinsinn zu erwecken und zu stärken habe, um dem Staate würdige Bürger und den kommenden Schicksalen eine ebenbürtigere Generation zu schaffen. Ebendaher, das sah man richtig, werde auch in das alte Geschlecht und in die Verwaltung ein wohlthuender Geist strömen.

Zwei Dinge waren es hier vorzüglich, auf die man, so bald der Friede geschlossen worden, den Blick warf: die Einführung der Pestalozzi'schen Methode für den Elementarunterricht und die Gründung einer großartigen, neuen, höhern Lehranstalt zum Ersatz der im Friedensschluß abgetretenen Universität Halle. Der Gedanke, diese neue Anstalt nach Berlin zu bringen, tauchte sogleich in mehreren Köpfen auf, denn dort waren schon viele treffliche Anstalten vorhanden; die Akademie der Wissenschaften bot Männer dar, die bisher keinen zureichenden Wirkungskreis gehabt, und überdies hatten mehrere der tüchtigsten Lehrer von Halle und Erlangen, sobald die Abtretung dieser Hochschulen entschieden, sich nach Berlin gewandt, um dort einer erwünschten Thätigkeit zu harren. Früh wurde daher die Idee, in Berlin eine solche Anstalt zu gründen, erörtert. Männer, wie J. v. Müller [2]) und F. A. Wolf, Fichte und Schleiermacher verfolgten den Gedanken, und unter den Staatsmännern war es der geheime Cabinetsrath Beyme, der diese Idee schon früher gehegt, deren Ausführung jetzt für eine Nothwendigkeit hielt und höchsten Orts in Vorschlag brachte. Schon im Sept. 1807 meldete dieser von Memel aus an Wolf: daß der König, durch eine Kabinetsordre vom 4. Sept., die Errichtung

---

2) Der freilich gleich nachher Preußen aufgab und in westphälische Dienste übertrat.

einer allgemeinen Lehranstalt in Berlin bereits beschlossen und ihm (Beyme'n) die Errichtung derselben aufgetragen habe[3]) — ein Beschluß, der noch manche Anfechtung zu bestehen hatte, und zu dessen Durchführung man wohl vor allen Dingen des rechten Mannes bedurfte.

Je entschiedener man überhaupt mit Neuerungen auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts umging, und wirklich Hand an das Werk legen wollte, desto mehr fühlte man, daß es hiebei eines Mannes bedürfe, der selbst von dem geistigen Genius der Nation recht durchdrungen und dadurch befähigt wäre, die geistigen Kräfte des Landes zu leiten und zu beleben, kurz, der auf diesem Gebiete einen Impuls geben könne, wie Stein, wie Scharnhorst in den übrigen Verwaltungszweigen. Einen solchen fand man in Humboldt.

Schon am 26. Nov. 1808 mußte Stein, in Folge einer Unvorsichtigkeit den lauernden französischen Behörden verdächtig und von Napoleon in die Acht erklärt, von seinem Posten scheiden und bald darauf Preußen selbst verlassen. Erst nach seinem Austritt (16. Dez.) erschien die Verordnung, welche die ganze Staatsverwaltung neu organisirte, und im Wesentlichen noch unter seinen Auspicien entworfen worden war. Durch diese Verordnung wurde das System der Fachministerien zum erstenmal in Preußen mit Strenge durchgeführt. Nur bürdete man namentlich dem Ministerium des Innern zu viel auf, indem man, wahrscheinlich aus finanziellen Gründen, die Oberleitung der Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten damit verknüpfte. Dieses Ministerium zerfiel nun in sechs verschiedene Sektionen, denen eigene,

3) W. Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's. Essen, 1833. II. 14—15.

verantwortliche, jedoch unter der Oberleitung des Ministers wirkende Direktoren vorgesezt wurden. Eine dieser Sektionen war für den Kultus und öffentlichen Unterricht. Sie zerfiel wieder in zwei Abtheilungen: 1. die Abtheilung für den öffentlichen Unterricht, 2. die für den Kultus. Ersterer fielen, außer den Lehranstalten im engern Sinn, die Leitung aller höheren wissenschaftlichen und Kunstanstalten zu, die der Staat unterstützte, die Akademien der Wissenschaften und Künste &c., ferner die Oberaufsicht der öffentlichen Schauspiele, endlich die Censur aller Schriften nicht politischen Inhalts. Unter dieser Abtheilung stand zugleich eine wissenschaftliche Deputation für die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts, die an die Stelle des bisherigen Oberschulcollegiums trat. Sie sollte aus den vorzüglichsten Männern in allen Unterrichtsfächern bestehen, den Einfluß der Wissenschaft auf die leitende Behörde sichern, und selbst die Prüfungsbehörde für höhere Lehramtscandidaten &c. sein. — Die Abtheilung für den Kultus verwaltete die Kirchensachen, das jus circa sacra und die evangelischen Consistorialrechte in letzter Instanz; ihr war zugleich die Aufsicht über den öffentlichen Religionsunterricht zugewiesen. — Die Sektionen, ja selbst die einzelnen Abtheilungen verfügten in eigenem Namen, so daß in der hier in Rede stehenden Sektion der Dirigent mit der speciellen Leitung des öffentlichen Unterrichts nur die Ueberwachung der zweiten Abtheilung verband und bei letzterer nur in Fragen, wo höhere Staatsinteressen betheiligt waren, eine Oberleitung zu bethätigen hatte. Ganz in ähnlicher Stellung stand der Minister zum Sektionschef, als die oberste bewachende und in schwierigen Fragen entscheidende Behörde, bei der man zugleich gegen Beschlüsse der Sektionen und Abtheilungen Beschwerde führen konnte. Man sieht, diese neue Organisation gewährte den einzelnen Chefs ziemliche Freiheit; allein sie hatte doch den Uebelstand, daß sie eines Theils den

Minister zu einer mehr lästigen Zwischenperson machte, andren Theils aber ein sehr inniges Einverständniß des Sektionschefs mit dem Minister sowohl als mit dem Leiter der Kultus-Abtheilung voraussetzte. Es scheint mir wahrscheinlich, daß Stein diese Einrichtung getroffen, in der Absicht, fortan mehrere Ministerien in seiner Hand zu behalten, und den einzelnen Sektionsdirigenten in den Ministerien des Innern und der Finanzen je nach Umständen mehr oder minder Gewalt einzuräumen.

Nach Stein's Abgang jedoch erhielt jedes Ministerium seinen eigenen Chef, und die Verwaltung wurde laut den im Laufe des Decembers 1808 erschienenen amtlichen Bekanntmachungen folgenden Männern übertragen: das Kriegsdepartement blieb Scharnhorst, das Auswärtige dem Grafen Goltz; das Ministerium des Innern erhielt Alexander Reichsgraf zu Dohna; das der Finanzen Freiherr von Altenstein; zum Großkanzler endlich wurde der bisherige Kabinetsrath Beyme ernannt. [1])

Gleich nach der Ernennung der Minister fand auch die Bestimmung der verschiedenen Sektions- und Abtheilungchefs Statt, ja es ist gewiß, daß solche, zum Theil wenigstens, schon von Stein ausersehen worden waren. [2]) Ob aber die Wahl unseres Humboldt zum Dirigenten der Sektion für Kultus und Unterricht von Stein herrührt, oder ob erst Graf Dohna sich diesen geistvollen Jugendfreund als kräftigen Genossen erwählte, bleibt noch zu ermitteln. Dohna selbst war kein genialer, aber ein wohldenkender, zugänglicher Mann, der den Chefs der verschiedenen Sektionen wohl keine Schwierigkeiten in den Weg legen wollte, und die spezielle Verwaltung

---

1) Die Ernennung von Dohna und Altenstein brachte schon die Königsberger Hofzeitung in der Mitte Decembers.

2) J. B. Nicolovius. Vergl. Alfred Nicolovius, Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius (seinen Vater), Bonn, 1841. S. 172.

auch um so unbesorgter den einzelnen Sektionen überlassen konnte, da diese in die Hände so ausgezeichneter Männer, wie Humboldt, Klewitz und Schön, gelegt war. —

Den 15. Dez. erging, wie schon erwähnt, an Humboldt, der auf einer Urlaubsreise in Berlin erwartet wurde, von Königsberg aus die Berufung auf den neuen Posten. Zugleich ward er, wie die übrigen Sektionschefs, zum geheimen Staatsrath ernannt. Er nahm den Posten an, und erhielt unterm 20. Febr. 1809 seine definitive Bestallung.

Zum Direktor der Abtheilung für den Kultus wurde G. H. L. Nicolovius erkoren, ein Mann, der aus Hamann's, Stolberg's, Jacobi's Kreise hervorgegangen war und eine für diesen Posten sehr geeignete Gemüthsstimmung mitbrachte. Er war bis dahin bei dem ostpreußischen Consistorium in Königsberg angestellt gewesen. Unterm 8. Dez. 1808 eröffneten ihm die dort anwesenden Minister v. Altenstein und v. Dohna, daß er zum Staatsrath im Ministerium des Innern und zwar bei der Sektion des Kultus und öffentlichen Unterrichts ernannt und berufen sei, unter dem zum Chef dieser Sektion bestimmten bisherigen Gesandten, Herrn v. Humboldt, die Leitung der besondern Abtheilung des Kultus zu übernehmen. [3]) Zugleich wurden ihm bis zu dem Zeitpunkt, wo Hr. v. Humboldt das ihm angewiesene Amt antreten könne, auch dessen Geschäfte zur interimistischen Besorgung übertragen, und da dessen Ankunft in Königsberg sich bis in den April des nächsten Jahrs verzögerte, so blieb der größte Theil der laufenden Geschäfte bis dahin in seinen Händen. Doch im Wesentlichen mußten diese bis zur Ankunft des Chefs stocken, da irgend wichtigere Fragen vorher nicht wohl erledigt werden konnten. [4])

3) Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 168.
4) A. a. O., S. 168. 171.

Die Wahl muß man preisen, die Humboldt auf diesen Posten berief. Denn einen geeigneteren Mann zur Leitung des weiten Gebiets des öffentlichen Unterrichts würde man kaum denken können. War er aber auch gleich geeignet zur Leitung des Kultus? höre ich viele unserer Zeitgenossen zweifelnd einfallen. Hierüber wird ein Wort am Platze sein.

Der hat nie etwas Näheres von diesem Manne erfahren, nie einen zulänglichen Blick auf seine Schriften geworfen, wer darüber zweifelhaft sein kann, ob Religion in ihm war oder nicht. Eben so gewiß aber ist es, daß seine religiöse Denkweise stets in einer gewissen Entfernung von dem positiv Christlichen blieb, sei es nun, weil die Hülle des Christenthums ihm widerstrebte, oder daß er durch größere Hingebung an sie seiner geistigen Freiheit und Natur verlustig zu werden fürchtete. Er glich in diesem Punkt ganz den Männern unserer großen Litteraturperiode, und so wenig wir sagen können, daß die Schranken des achtzehnten Jahrhunderts ihn gefangen gehalten hätten, so müssen wir ihn doch in diesem Stücke als dessen unwandelbaren Zögling erklären. — Wir haben von Humboldt den bezeichnenden Ausspruch: „Alles wahre Wissen führt zu Gott." Er durfte aber auch, seinem eignen Sinne nach, hinzusetzen: „Alles natürliche Gefühl führe nicht minder zu ihm." Denn so entschieden intellektuell sein Wesen angelegt war, so ward ihm doch die natürliche Empfindung nicht untreu. Keines der philosophischen Systeme seiner Zeit war im Stande, seine Bedürfnisse in dieser Richtung recht zu befriedigen; von den spätern Entwicklungen dieser Wissenschaft aber hielt ihn eben so sehr die natürliche Art seines Denkens, wie die Tiefe seines Gemüths und die auf den Grund der Dinge gehende Richtung seines Geistes ab. Er war nicht blos Theist, und nicht Pantheist. Der Glaube an die Persönlichkeit Gottes, an eine leitende Vorsehung, an die individuelle Unsterblichkeit

wurzelte fest in ihm, und war auf eine sehr eigenthümliche Art theils mit der antiken Schicksalsidee, theils mit solchen theosophischen und geschichtsphilosophischen Anschauungen verbunden, wie sie seit den ältesten Zeiten, unter Indiern, Griechen und Deutschen, viele der denkendsten Geister zu fassen suchten. Auf diesem vielseitigen Grunde wurzelte auch seine Geschichtsbetrachtung; in ihr drängte sich das philosophische Ergebniß seines Nachdenkens zusammen. Aber nicht alles, was er erfaßte in Denken, Glauben und Vorstellen, wollte er auch philosophisch bewiesen haben, und gern flüchtet er, unähnlich den Denkern seiner Zeit, mit den innersten Heiligthümern in das Reich der Dichtung, wo dem Zweifel des Augenblicks so gut seine Stätte wird, wie dem kühnsten Fluge des Gedankens.[1])

Kühl stand er gegen das Dogma, aber er stand ihm nicht feindlich gegenüber. Er umging es, mit jener Scheu, die das Heilige zu berühren fürchtet. Und wo er es nicht umgehen konnte, benimmt er sich wie gegen ein Gegebenes, in dem wir ja alle wurzeln, jede weitere Erörterung darüber meidend.

Die Frage, inwiefern ein solcher Mann zum Präsidium des geistlichen Departements geeignet sein mochte, hängt, meines Erachtens, von Beantwortung der andern ab: welche Stellung nämlich der Chef dieses Departements zu den kirchlichen Einrichtungen zu nehmen hat? Nach unserer Ansicht hat er auf diesem Gebiete nur zu überwachen, das Interesse des Staats zu wahren, im Uebrigen aber die rein geistliche Behörde, nach Maßgabe der bestehenden Kirchenverfassung, walten zu lassen. Sein Reich, seine positive Aufgabe ist der öffentliche Unterricht; hier hat er nicht blos zu wachen,

---

1) Vergl. außer vielen seiner Sonette auch die fünftletzte Strophe des Gedichts „Roma," ges. W. I. 357.

sondern zu lenken. Lassen wir also dahingestellt, welches Maß von Christlichkeit einem solchen Chef zu wünschen bleibt, so müssen wir sagen: Im Interesse eines Staats unsrer Zeit ist es besser, wenn er in diesem Punkte etwas zu skeptisch, als wenn er zu hingebend ist. Von Frivolität irgend welcher Art kann hier natürlich nicht die Rede sein.

So möchte denn wohl, bei Humboldt's großen und für eine solche Thätigkeit zum Theil ganz besonders schätzenswerthen Eigenschaften, die Frage über seine Tauglichkeit für den Posten auch in einer kirchlich strengeren Zeit bejahend entschieden werden.

Seine Amtsführung hat darüber auch keinen Zweifel übrig gelassen. Wie es überhaupt sein Wesen war, den Geist der Freiheit walten zu lassen, so scheint er es sich zur besondern Pflicht gemacht zu haben, einem selbstständigen Wirken seines Collegen Nicolovius, so weit er es durfte, nirgends in den Weg zu treten, dessen Wünschen und Forderungen vielmehr eben so bereitwillig zu begegnen, als wenn es den Bedürfnissen des ihm zunächst am Herzen liegenden Zweiges gälte. Nicolovius selbst hat, wie wir aus den Mittheilungen seines Sohnes wissen, es rühmend anerkannt, daß ihm von Humboldt's, seines Chefs, Seite jede Förderung zu Theil geworden sei, obwohl er ausdrücklich bemüht gewesen, „das Volk zu religiösem Glauben wieder zu erwecken, und diesergestalt auch in seiner Abtheilung eine ganz neue Schöpfung zu begründen.“ 2)

Noch könnte man darin einen Widerspruch mit sich selbst finden wollen, daß Humboldt, der einst die Einwirkung des Staats auf Bildung und Erziehung seiner Bürger so entschieden abgewiesen hatte,3) jetzt mit solchem Eifer nicht nur für

---

2) Siehe Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 171. 178. 179. 180. 183. 184.

3) Siehe Th. I. 190—92.

die Erneuerung des Unterrichts, sondern auch dafür wirkte, daß in den untern Kreisen nicht nur unterrichtet, sondern erzogen werde. Und in der That finden wir hier ein Zugeständniß, das der Theoretiker dem praktischen Leben gemacht hatte. Die uneingeschränkte Individualtheorie hielt nicht Stand vor den Forderungen der Wirklichkeit, des deutschen Nationallebens, und gar einer Zeit, wie der damaligen, wo es als höchste Nothwendigkeit erscheinen mußte, die Masse des Volkes nach einer bestimmten Richtung zu entwickeln. Demungeachtet wirkte auch jetzt jenes leitende Princip, das er ohnehin nicht aufgegeben, sondern nur ermäßigt hatte, vortheilhaft ein. Einmal behielt er stets die individuelle Ausbildung als Ziel im Auge; je mehr er es mit schon Vorgebildeten zu thun hatte, desto mehr ließ er auch der Freiheit Raum, wie er denn, charakteristisch genug, zur selbigen Zeit, wo er die preußischen Universitäten zu verjüngen suchte und eine neue großartige Schöpfung dieser Art begründete, durch ein unterm 28. April 1810 erlassenes Publikandum das bisher in Preußen bestandene Verbot des Besuchens fremder Schulen und Universitäten unbedingt aufhob. Und überall, wo es irgend möglich, waltete er in diesem Sinne; vorzüglich den Männern gegenüber, die die Wissenschaft und den höhern Unterricht zu pflegen berufen waren. Nicht sie zu lenken, sondern sie aus sich wirken zu lassen, war sein Bemühen, so daß er selbst in der Wahl und Berufung neuer Kräfte am liebsten F. A. Wolf und der wissenschaftlichen Deputation Gehör gab, und nur da allein handelte, wo er sich von jenen verlassen sah.

Das Departement, dem Humboldt vorgesetzt wurde, bedurfte gar sehr eines solchen Regenerators. Bis zum Kriege war es in den Händen des Justizministers v. Massow, „eines stolzen, allen Neuerungen abgeneigten Mannes," gewesen;[4])

---

4) Steffens, „Was ich erlebte," V. 117.

nur der rührige Beyme hatte, im Kabinet des Königs, dafür gethan, was ihm möglich. Seit dem Kriege aber war auch hier fast völlige Auflösung eingetreten. Unzählige harrten der Hülfe, und auf gründliche Besserung. „Man erwartet jetzt hier", schreibt Zelter, 26. Dez. 1808, an Göthe, „den römischen Humboldt, welcher Staatsrath des Kultus, der Akademien und Theater worden ist. Wenn er so geblieben ist, als er war, ehe er nach Italien ging, so freue ich mich sehr auf ihn. Auf dieser Stelle kann er etwas Gutes bewirken, die Sachen möchten sich wenden, wohin sie wollen; denn in diesem Punkte [wie in vielen andern!] haben wir lange ein sündliches Leben geführt."

Ueberhaupt war die Erhebung dieses Mannes keine geringe Eroberung für einen Staat, der so der Belebung und Steigerung seiner Kraft, so einer intellektuellen, wie moralischen und politischen Verjüngung bedürftig war, wie Preußen, und sich dieserhalb mit den kräftigsten Männern aller Theile des Landes und des übrigen Deutschlands zu umgürten suchte. So traten Gneisenau, Schön, Niebuhr, Scharnhorst, Stein und Altenstein erst jetzt auf den rechten Platz, bald auch Hardenberg, später Blücher und so viele der Besten. Nun auch Humboldt. Doch hier bleibt eines bemerkenswerth. Er war selbst Märker. Zwar bot auch die Mark kräftige und ausgezeichnete Männer genug, aber an den Besten blieb manche Eigenheit des alten Preußenthums haften, Manches, was dem deutschen Sinne nicht anmuthen will, so wenig man den Patriotismus oder die Energie verkennen kann. Man denke nur an Männer, wie Beyme, wie Stägemann! Wie anders erscheint Humboldt, der Geist des Makrokosmus den Geistern der Erde gegenüber — eben so tapfer, eben so vaterländisch, aber doch wieder so fremdartig, wie ein Wesen aus einer andern Welt, seiner Zeit entgegengesetzter, als selbst die Steine und Hardenberge,

viel weniger noch zum Vielregieren, zum Gouverniren gestimmt, weit spiritueller, ein Mann, der in die gegebenen Verhältnisse ganz nie aufgehen konnte. Aber auch eine solche Erscheinung wirkte wohlthuend für Preußen, in mancher Hinsicht vielleicht am erwünschtesten. Vieles von dem, was wir besonders an dem geistigen Leben des jetzigen Preußens, seinen Schulen und Universitäten besonders auszuzeichnen wissen, zieht seinen Ursprung aus den Tagen, da Humboldt nach diesen Seiten den nachdrücklichen Impuls gab, wenn wir auch gerne anerkennen, wie viel diese Aussaat der liebevollen Pflege eines so wackern Nachfolgers, wie Altenstein, verdanken mag.

Im April 1809 traf Humboldt zu Königsberg ein, wo der Hof, wo die höchsten Regierungsglieder verweilten. Noch immer scheute man sich, nach Berlin zurückzugehen. Der Staat befand sich in trauriger Lage; immer unleidlicher wurde der Druck, die Anmaßung, die Napoleon auch nach dem Friedensschlusse zeigte; die Geldnoth immer größer. Die ganze Zukunft des Staats schien noch ungewiß, und Mancher konnte zweifeln, ob der Körper, dem er angehörte, nur noch acht Tage bestehen werde.[1]) Dazu kam der neue Kampf zwischen Frankreich und Oesterreich, an dem man nun gerne Theil genommen hätte, da man nicht mehr konnte. Doch das war schon zum Heil, daß man nicht mehr theilnahmlos den Geschicken Oesterreichs folgte; auch leuchteten jetzt dort selbst aus der Niederlage Hoffnungen für die Zukunft auf.

Und wenn auch die Gegenwart noch so traurig, die Zukunft noch so zweifelhaft und dunkel war, Königsberg selbst bot einen tröstenden, ja erhebenden Anblick dar. Es

---

1) So Niebuhr, 7. Febr. 1809, aus Amsterdam. Siehe dessen Nachgel. Schriften nicht philologischen Inhalts. Hamburg, 1842. S. 308.

wehte ein erfrischender Geist durch diese Stadt. Eine Anzahl trefflicher Männer, von einem reineren Eifer für das Gute, für das Wohl des Vaterlandes beseelt, hatte sich zusammengefunden und enger an einander geschlossen, als sonst es im öffentlichen Leben gewöhnlich ist. Das königliche Haus knüpfte ein beinahe trauliches Band mit diesen Männern. In solchem Zusammenstehen schöpfte man Trost für die Gegenwart; da wurde vieles bereitet, was nachmals zur Rettung beitrug; da fühlte man sich in einer Stimmung, wie sie sonst kaum im Glücke zu Theil wird.

Königsberg selbst hatte eine bedeutende Zahl tüchtiger und insonders regsamer Männer aufzuweisen, von denen einige höchst origineller Natur, die meisten unter dem wohlthätigen Einfluß des erst seit wenigen Jahren verstorbenen Freundes und Lehrers J. Kant gebildet worden waren. Ich nenne von Vielen nur den Kanzler von Schrötter, den Präsidenten von Auerswald, den Consistorialrath (und nachherigen Erzbischof) Borowsky, den Kriegsrath Scheffner (der selbst sein Leben beschrieben). Der Lehrer der Staatswirthschaft Kraus war schon todt. Unser Humboldt trat namentlich mit Dr. Wilhelm Motherby in trauliche Verbindung. Dieser treffliche Mann, Freund und Schüler des großen Kant, war ein Schotte von Geburt, aber eingebürgert in Königsberg. Er gründete, kurz nach dem Tode seines Lehrers, einen Verein unter dessen ehemaligen Tischfreunden und intimen Verehrern, welcher das Andenken jenes Weltweisen alljährlich an seinem Geburtstage feiert. Diesem Kreise erschien Humboldt nicht als ein Fremder. Auf diesem Grunde erwuchs auch die Freundschaft mit Motherby, die sich auch später in herzlichem Briefwechsel bethätigt. Er war viel in dessen Hause, und nahm von dort viele der schönsten Erinnerungen dieses Königsbergischen Aufenthaltes

mit.[2]) — Nach Königsberg kam in dieser Zeit, vielleicht auf Humboldt's Berufung, auch der sprachkundige Prof. Vater, der ihm gewiß schon von Jena bekannt war.[3]) Er wurde 1809 von Halle dorthin versetzt. Mit der Fortführung des Adelungschen Mithridates beauftragt, bearbeitete er eben die Sprachen der neuen Welt, wobei ihm der jüngere Humboldt die aus Amerika mitgeführten Schätze auf's freigebigste zur Benutzung überließ.[4]) Auch Wilhelm Humboldt widmete ihm und seinen Studien regen Antheil, und gab, so bald ihm Muße wurde, selbst einen Beitrag zum Mithridates.

Welche Anregungen bot dann der Umgang mit den damals in Königsberg anwesenden und zusammenwirkenden Staatsmännern! Mit mehreren wurde Humboldt erst jetzt bekannt, in andern fand er Freunde oder Bekannte seiner Jugend wieder. Unter den letztern namentlich jetzt seinen Vorgesetzten, Alexander Reichsgrafen zu Dohna, mit welchem ein sehr trauliches Verhältniß sich erneuerte.[5]) Neu aber und von besonderer Bedeutung ist die Verbindung mit Stägemann; wichtig ferner die mit seinen Collegen und Räthen, Nicolovius und Süvern. Mit Süvern verband ihn vielfach gleiche Richtung, und wenn ihm Nicolovius ursprünglich ferner stand, so knüpfte doch auch mit ihm schon der Umstand, daß er mit Göthe, dessen Schwestertochter er geheirathet, mit Jakobi und andern nahe befreundet war, schnell ein engeres Band.[6]) — Im Herbst kaum auch Niebuhr von einer amtlichen Reise dorthin zurück. Zum erstenmal traf er mit Humboldt zusammen. In einem seiner

---

2) Auch Dorow, der Herausgeber so vieler Denkblätter aus dieser Zeit, lernte Humboldten in diesem Hause kennen. Siehe dessen „Erlebtes". Th. I. 1843. S. 13.

3) Siehe Th. I. 436.

4) Siehe oben S. 127.

5) Siehe Th. I. S. 29—30.

6) Vergl. Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 169.

Briefe (28. Sept. 1809) meldet er darüber in die Heimath: „Humboldt, den Chef der Gelehrsamkeit, habe ich noch nur einmal gesehen. Sein Empfang war äußerst verbindlich; auch erwartete ich in der That mancherlei Belehrung von seinem Umgang.“ 7)

Zu Königsberg war es, wo Humboldt auch mit dem Hofe in engere Verbindung trat. Ein Mann von solchem Geist und dieser Weltkenntniß war auch in den höchsten Kreisen ein Meteor. Man ehrte jedoch in ihm nicht allein den großen Gelehrten, den Staatsmann, sondern auch den überaus begabten Gesellschafter. Man ergötzte sich an seinen Scherzen, an der komischen Weise seiner Erzählung, und vergaß, so oft er seine Heiterkeit ausströmen ließ, wenn er „Menschen zu Meerkatzen verglich“ und alles zum Lachen brachte, der bitteren Eindrücke dieser Zeit. Am vertrautesten wurde er mit der Prinzessin Louise, verehlichten Fürstin Radziwill und deren Hause.

Ueberhaupt war dies eine Zeit der Aernte für Humboldt. Er fand reiche Gelegenheit, seine praktischen Talente zu offenbaren. Ihm war es leicht, auch am Rande des Abgrundes das Gute nicht aufzugeben, und mit ununterbrochenem Eifer fortzuarbeiten, dessen gewiß, daß von irgend einer Seite ein lebendiges und nützliches Wirken übrig bleiben werde. Auch auf Andere suchte er diese Stimmung überzutragen, sie über die Zerfallenheit der Dinge zu beschwichtigen. So rief er einem seiner verzagteren Freunde damals die schönen Worte zu: „Die Gegenwart ist eine große Göttin und selten schnöde gegen den, der sie mit einem gewissen heitern Muthe behandelt.“ 1)

---

7) Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, I. Hamburg, 1838. S. 425.

1) Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's, II. 33.

Und wenn jetzt seine amtliche Stellung ihm die angestrengteste Thätigkeit auflegte, wenn von allen Seiten auch gesellige Ansprüche ihn umlagerten, so fand er doch die Kraft in sich, seinem Wesen treu zu bleiben, und in der Stille seinen liebsten Beschäftigungen nachzugehen. Noch jetzt fing er nie einen Tag anders, als mit Griechisch oder Lateinisch an, und jetzt war es, wo er äußerte: „die Akten verdürben sonst einen Menschen von Grund aus.“ [2])

Der Briefwechsel nahm auch Zeit in Anspruch. Die Familie war in Italien, der Bruder in Paris. Mit Uhden, der die Geschäfte des Departements in Berlin versah, stand Humboldt in amtlicher, mit vielen Andern in eben solcher oder freundschaftlicher Correspondenz. So vorzüglich mit F. A. Wolf. Gegen diesen, der sich nie gern in vorgezeichneten Bahnen bewegte, und jetzt allerhand eigensinnige Ansprüche erhob, hatte er seine ganze Freundschaft zu bewähren, ohne ihm doch dadurch genugthun zu können. Er machte den großen Werth des Mannes sowohl beim Minister als unmittelbar bei dem Monarchen selbst geltend, und wie rathsam es sei, mit ihm überall sorgsam und nachgiebig zu verfahren, um ihn dem Staate zu erhalten. Wolf'en selbst forderte er auf, sich nun förmlich in Berlin einzurichten zu behaglichem Leben und Arbeiten. „Gedenken Sie“, schrieb er ihm (Juni 1809), „Ihres Ruhms. Der Ruhm ist ein Sisyphus-Stein, der tückisch entrollt, wenn man ihn nicht immer wieder emporwälzt. Ihr Beruf sind große gelehrte Arbeiten; Sie sind so gesetzt, daß Sie vollkommene Muße haben; die eigentlichen Geschäfte sollen Sie immer nur so erhalten, daß Sie sie nebenher abmachen können. — Unternehmen Sie irgend

---

2) Ebendas. II. 33.

eine Arbeit, helfen Sie uns nebenher in unsern viel weniger wichtigen Arbeiten, und schließen Sie mich, wie bisher, in Ihr inniges und liebevolles Vertrauen ein. Aber machen Sie ja, daß es nicht heiße, ich mache Sie, indem ich Sie hier [in Berlin] fixire, unthätig für die Wissenschaft." Zugleich bekundete Humboldt seine Gesinnung durch amtlich vertrauliche Aufträge, besonders in Betreff der Besetzung der vielen neu zu schaffenden Stellen. Zwei der bedeutendsten Schüler F. A. Wolf's wurden an die neue Universität berufen; ein andrer, J. Bekker, konnte lange in Paris weilen, um die dortigen Handschriftenschätze zu benutzen. Endlich ward Wolf selbst, auf Humboldt's Vorschlag, im Febr. 1810 zum Direktor der wissenschaftlichen Deputation in der Sektion für den öffentlichen Unterricht ernannt. Als solcher war er auch Mitglied der Sektion des öffentlichen Unterrichts, welcher Humboldt allein vorstand. Dieser hatte Wolfen die Leitung aller rein wissenschaftlichen Unternehmungen vorbehalten; von den Gymnasial-Geschäften sollte ihm manches zugewiesen werden; endlich ihm auch die Beurtheilung der Vorschläge zu Besetzung der Stellen und die Prüfungen obliegen. So durfte Humboldt hoffen, alles nach des Freundes Wünschen geordnet zu haben. Aber er irrte sich. Wolf war für eigentliche Geschäftsthätigkeit fast gar nicht gemacht; am wenigsten für eine collegialische; und, was Humboldt nicht einmal ahnte, auch sein Ehrgeiz ward durch eine solche nicht befriedigt. Im Gefühl, daß er nur an der Spitze etwas leisten könne, hatte er wohl erwartet, geradezu als Staatsrath, als oberste möglichst freistehende Behörde in Sachen der Schul- und höhern Lehr-Anstalten in amtliche Wirksamkeit gesetzt zu werden, während er officiell den Wunsch ausgedrückt hatte, nur mehr als Rathgeber sich unmittelbar verpflichtet zu sehen. Humboldt dagegen lag bei diesem so innig verehrten Freunde jede Idee an Rang und Titel so durchaus

fern; er glaubte streng an Wolf's Erklärungen; er nahm dessen Theilnahme an rein amtlichen Geschäften nur insoweit in Anspruch, als sie ihm unentbehrlich schien, und war vor allem darauf bedacht, ihn außerhalb der Geschäfte, die auch der wohlwollendste Chef nicht immer versüßen kann, einer eigenen möglichst freien Thätigkeit zu erhalten. Mit dieser eben so bequem als ehrenvoll eingerichteten Stellung war aber Wolf nicht zufrieden. Schon im März (1810), gerade im Moment, wo die Sektion hoffte, die Thätigkeit der wissenschaftlichen Deputation durch Wolf in Gang gebracht zu sehen, lehnte dieser den ganzen Antrag ab. Humboldt, den Freund mit dem Vorgesetzten auf die edelste Weise verbindend, nahm es schonend auf, ihm nur sein herzliches Bedauern äußernd, daß er ihn nicht so, wie er es so sehr gewünscht habe, beschäftigt sehen könne, da durch die neue Verfassung die Leitung der Schulangelegenheiten nicht ihm persönlich, sondern der Sektion unter seiner Direktion anvertraut sei. Eben dadurch, daß er ihn der Sektion selbst beigesellt, habe er dasjenige Verhältniß zu finden geglaubt, welches sowohl der Sache als ihm selbst angemessen wäre.[1]) — Wolf erkannte, besonders nach des Freundes Rücktritt aus diesem Amte, gewiß bald, wie sehr er gefehlt und wie viel er aus den Händen gegeben; er mußte fühlen, wie gut Humboldt es mit ihm gewollt. Es wuchs aber auch seine Verehrung für diesen immer mehr, und er ergriff jeden Anlaß, sie auf recht solenne Art zu bethätigen. —

Von Königsberg aus stand Humboldt auch mit Rahel in Berlin in Briefwechsel. Wir finden unter ihren Briefen ein langes Schreiben, das sie am 28. Juni 1809 an Hum-

---

1) Körte, a. a. O. II. 33—43. Es schien mir angemessen, in dieser kitzlichen Erörterung wörtlich dem Biographen F. A. Wolf's zu folgen.

boldt abgehen ließ. Sie spricht darin von einer Epoche, wo dieser sie gehaßt, gedenkt seiner Verwunderung, daß sie nicht durchaus so garstig sei, als er sie damals gewähnt hatte. „Ewig", ruft sie ihm zu, „wird es in Ihrer Menschenkunde und Jagd und in Ihrem Leben ein Brachfeld bleiben, daß Sie mein Wesen so übergehen konnten ... Welch Studium hätten wir mit einander vollbringen können; welche Welten von Leben entdecken können! Schämen Sie sich, Sie fleißiger schlechter Forscher!" Leid thue es ihr, fährt sie fort, ihm noch eine andere Kränkung zufügen zu müssen. Kurz zuvor nämlich hatte Therese Huber, bei der Sammlung der nachgelassenen Werke ihres Gatten, einen Lebensabriß des Letztern veröffentlicht. Humboldt hatte diese Arbeit mit dem Auge des Freundes gelesen, und, in der Freude darüber, die Verfasserin gegen Rahel die erste Frau dieser Zeit genannt. Darüber nun liest ihm Rahel tüchtig das Capitel, indem sie die starke Schattenseite der Arbeit hervorhebt. Was Humboldt darauf erwiedert habe, erfahren wir nicht. — Endlich gedenkt Rahel in diesem Schreiben ihres jungen, aber höchst geistvollen Freundes, Alexander's von der Marwitz, der, wie es scheint, mit Humboldt, als Chef des Unterrichts, in Berührung getreten war, und eine Thätigkeit in dessen Gebiete wünschte. Darüber brach der Kampf von 1809 los, und Marwitz eilte unter Oesterreichs Fahnen. Ehe er aber Berlin verließ, ersuchte er Rahel noch, bei Humboldt zu entschuldigen, daß er ihn in Ungewißheit gelassen. Er habe, sagt er, keine Lust gehabt, das Verhältniß mit diesem ganz abzubrechen. Rahel that dies auf's Beste: „Verzeihen Sie Marwitz," schreibt sie, „und protegiren Sie ihn sehr: ich weiß, wie vorzüglich Sie ihn behandelten, und doch mögen Sie ihn noch nicht so en détail kennen, als ich. Erwogen haben Sie sein Wesen, und durchdrungen muß

es Ihr Blick haben.“ [2]) — Der Brief endet mit einer Danksagung für ein Geschenk (einen Rosenkranz), womit Humboldt sie erfreut hatte. Man sieht, das Verhältniß stand auf freundlichstem Fuße, doch dauerte das nicht lange, denn bald genug klagt sie wieder, daß Humboldt ihr grolle, ihr entfremdet sei. [3])

So Mancher war damals in der allgemeinen Noth brodlos worden, und bedurfte Gunst und Fürsprache, nur irgend eine Stellung zu gewinnen. Göthe empfahl unserm Humboldt seinen Freund Zelter; dieser kam selbst nach Königsberg, und wurde alsbald zum Professor der Musik an der Berliner Akademie der Künste ernannt. Damit war diesem braven Manne geholfen. [4])

Vor allem aber muß uns die amtliche Thätigkeit unseres Humboldt fesseln. Von dem Geist, in dem er waltete, von den Principien, die ihn leiteten, ist schon die Rede gewesen. Wir folgen ihm nun in die einzelnen Zweige dieser Thätigkeit; wir betrachten, was durch ihn oder unter ihm geschah; wie im Einzelnen sich sein Wesen und seine Grundsätze bethätigten. Wir fassen vorzüglich die Hauptrichtungen in's Auge, die ihn und sein Departement damals beschäftigten, und wenden uns dabei von dem, wo er mehr nur den Chef darstellt, bald dahin, wo ihm seinen innersten Wünschen gemäß zu wirken vergönnt war.

Von seiner Stellung zu Nicolovius und zur geist-

2) Rahel, I. 426 — 32. Vergl. den Brief von Marwitz in Varnhagen's Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang, II. 20.

3) Vergl. Rahel, I. 471. II. 78, und unsere „Erinnerungen“, II. 51—53.

4) Briefw. zw. Göthe u. Zelter, I. 355. 365. 375. Dagegen dürfte I. 425 nicht auf Humboldt zu beziehen sein, da dessen Name von Zelter wohl genannt worden wäre.

lichen Abtheilung habe ich im Allgemeinen schon berichtet. Bei aller Verschiedenheit der Richtung blieb er im besten Einverständniß mit ihnen. Die Stellung von Nicolovius war eine sehr selbstständige; er leitete die geistliche Abtheilung, Humboldt jene des Unterrichts. Sämmtliche Erlasse der erstern gingen unter Nicolovius' Namen, dennoch aber sollten, nach Humboldt's Ansicht, beide Abtheilungen auf's Innigste zusammenwirken, so daß man sie außen für eine und dieselbe ansehen müsse. Anfangs wurden sogar, seiner Anordnung gemäß, die Sitzungen ungetheilt gehalten. Da jedoch bald Umstände eintraten, welche diese Einrichtung ferner nicht rathsam machten, so ward in getrennten Abtheilungen zu arbeiten beschlossen. Doch blieb auch jetzt noch vieles gemeinschaftlich, namentlich alles die Besetzung und Dienstführung der geistlichen und Schuldeputationen der Provinzialregierungen Betreffende; die Anstellung und Dienstführung derer, die zugleich Kirchen- und Schulbeamte waren; das theologische Studium auf Universitäten und die Besetzung der theologischen Lehrstellen, und andres dergleichen. In allen solchen Fällen hatten beide Sektionschefs gleiche Stimme. Wo sie sich nicht einigen konnten, waren sie überein gekommen, sich der Entscheidung des Staatsraths, und, so lange dieser nicht organisirt sei, des Departements-Ministers zu unterwerfen. Auch wohnte Humboldt selbst oftmals den Sitzungen der Kultusabtheilung bei. Er sah die Ausfertigungen, hielt aber unverbrüchlich daran, kein Wort zu ändern, sondern nur, wenn er Anstand nahm, seine Bedenken an Nicolovius mitzutheilen. Dagegen wohnte dieser auch den Sitzungen der Unterrichtsabtheilung an; auch wurde ihm, da er an der eingeleiteten Reform des Elementar-Unterrichts bedeutenden Antheil hatte, alles, was in dieser Angelegenheit einging, mitgetheilt, und er zu den Conferenzen darüber jedesmal eingeladen. — Eine wichtige Neuerung waren auch

die Kirchen- und Schuldeputationen, die jetzt den einzelnen Regierungen beigegeben waren. In diesen Deputationen haben immer auch mehrere Geistliche Sitz und Stimme; beide Abtheilungen der Sektion wirkten nun durch ein und dasselbe Organ auf Kirchen und Schulen im Einzelnen, und zwar um so angemessener, da die Sachen nicht mehr blos von weltlichen Händen vermittelt wurden, und dabei doch äußerst kräftig, da diesen Zwischencollegien durch ihre Verbindung mit der Finanz- und Polizeibehörde der Provinz alle Mittel der Wirksamkeit zu Gebot standen. — Wie Humboldt in seiner Abtheilung, so suchte auch Nicolovius durch Anordnung strengerer Candidatenprüfungen dem Eintritt Unwürdiger in den öffentlichen Dienst zu wehren, und hierin, wie in der Wiederbelebung des Kultuswesens überhaupt, sah er sich vornehmlich durch die geistlichen Räthe Sack und Ribbeck auf's wirksamste unterstützt. [1])

Unmittelbar aber unter Humboldt's Einfluß stand die Leitung des öffentlichen Unterrichts, wenn schon auch auf diesem Gebiet sein Interesse und seine Theilnahme sich nicht in gleicher Stärke äußern konnten. Die Reform des Volksunterrichts war sogar schon eingeleitet, als Humboldt an die Spitze trat; auch die Räthe und Genossen, mit welchen er wirken sollte, waren schon ernannt. Für das Volksschulwesen arbeiteten namentlich Süvern und Schmedding, mit ihnen Nicolovius; für die höhern Lehranstalten gleichfalls Süvern, ferner Uhden, endlich der Chef selbst. Uhden's Bekanntschaft machten wir schon in Rom, wo er Humboldt's Vorgänger war, dieser ihn traf und kennen lernte. [2]) Uhden und Süvern standen auch geistig in näherer Beziehung zu

---

1) Alfred Nicolovius, a. a. O., 172. 179—80. 182—83. 184

2) Siehe oben S. 64 u. 89.

ihrem jetzigen Chef; beide waren Forscher und Kenner der Kunst und des klassischen Alterthums; Süvern bis zu Ende des Jahres 1808 als Professor der alten Litteratur in Königsberg. Als junger Mann schon hatte er sich an das Uebersetzen des Aeschylos gewagt, [3]) und dadurch, wie bald nachher durch eine Schrift über Schiller's Wallenstein, Anspruch auf unseres Humboldt's Interesse erworben. Uhden besorgte, so lange der Chef in Königsberg war, die laufenden Geschäfte in Berlin, und nahm vornehmlich an der Gründung der neuen Universität lebhaften Antheil. Süvern war in allen Zweigen der Unterrichtsabtheilung thätig, am meisten wohl für die Reform der Gymnasien, welcher er auch unter den nachfolgenden Departementschefs so eifrig oblag, daß er mit Recht, wenn nicht als Begründer, doch als thätigster Beförderer des neueren preußischen höhern Schulwesens angesehen wird. Schon unter Humboldt hatte er sich des ausgezeichnetsten Vertrauens zu erfreuen.

Während nun unter sich Humboldt so tüchtige Männer vorfand, stand er, schon der Verfassung gemäß, in einem sehr unabhängigen Verhältniß zum Chef des Ministeriums des Innern, Grafen zu Dohna. Selbst die Stiftung der Universität Berlin geschah, wie auch Dohna's Biograph, J. Voigt, bemerkt, [4]) nicht unmittelbar durch ihn, sondern vielmehr unter besondrer Leitung desjenigen, welcher damals in der Abtheilung für den Kultus und Unterricht den Vorsitz führte. Doch unterstützte, wie der eben genannte Biograph beifügt, der Minister, im Plane des Ganzen mit Humboldt, seinem vieljährigen Freunde, Hand in Hand gehend, die neue Stiftung auf jegliche Art und mit dem lebendigsten Interesse. Ungeachtet jedoch dieses freundlichen Vernehmens scheint die künst-

---

3) Siehe Thl. I. S. 441.

4) Vergl. die oben Thl. I. S. 29. angeführte Skizze in den „Zeitgenossen,“ S. 18—19.

liche Stellung, in der sie sich gegen einander befanden, insonders aber die finanzielle Bedrängniß der damaligen Verwaltung am Ende auch zwischen ihnen Differenzen herbeigeführt zu haben, die Humboldt zum Aufgeben des Postens bestimmten.

Abgesehen jedoch von solchen Gränzfragen, finanziellen zumal, durfte der Sektionschef sich nach freiem Gutdünken bewegen. Zwar ließ er auch in Punkten, die ihm speciell am Herzen lagen, nicht blos seine Räthe, sondern auch die hervorragenden Männer der Wissenschaft, einen Schleiermacher, Fichte, einen Wolf, auf seine Maßnahmen einwirken, doch aber nur so, daß er sich die letzte Entschließung vorbehielt. So finden wir, daß der Prof. Schütz in Halle, der seinen Sohn an einer preußischen Universität angestellt zu sehen wünschte, sich deshalb an Süvern wandte. Dieser aber berief sich auf die neue Organisation, der zu Folge die Sektionen nur unter den Auspicien und im Namen ihrer respektiven Chefs operirten, er selbst aber nicht anders als durch Rath und Empfehlung zu wirken vermöge. „Von Herrn v. Humboldt," fügte er hinzu, „wird das Meiste abhängen. Was ich aber bei diesem vermag, werde ich aufbieten." (25. Mai 1809.) [5])

Die nächste Aufgabe war die Reform des Volksunterrichts, oder vielmehr die Einführung eines umfassenden Systems nationaler Erziehung. Denn, um die Nation zu kräftigen, zum Widerstand gegen den äussern Feind zu stählen, bedurfte es nicht nur einer zeitgemäßen Erneuerung des höhern Erziehungswesens, der Belebung und Erweckung eines öffentlichen Geistes, sondern es mußte von unten auf durch großartige Maßregeln geholfen werden. Ja, hier ge-

5) Schütz's Briefw., her. v. K. J. Schütz, I. 430.

nügte nicht, daß man Schulen gründete, Ordnung und Strenge einführte und — was so Noth that — dem Lehrstand emporhalf. Um wahrhaft zu erziehen und das, was man im Auge hatte, zu erreichen, bedurfte es einer principiellen Umgestaltung des zeitherigen Elementar-Unterrichts. Woher aber in einer Zeit, die so wenig auf Volksthümliches bedacht gewesen war, plötzlich die Ideen, den Gang und die Methode solch' einer Neuerung hernehmen? War so etwas aufzufinden, so mußte man es als ein Geschenk des Himmels betrachten, und als ein solches annehmen und pflegen.

Man fand und man erkannte ein solches Heilmittel in den Ansichten und der Methode des Schweizers Pestalozzi, eines Mannes von tiefer Einsicht in das Leben und die Bedürfnisse des Volkes, in die Mittel, es zu erwecken, es naturgemäß und nach allen seinen Kräften zu entwickeln. Sein System umfaßte sämmtliche Elemente der Volksbildung; die Methode war fein berechnet, den Verstand der Jugend zu wecken und den Charakter zugleich zu bilden, den Körper zu kräftigen und den Geist. Der Gründer dieser Methode war rastlos bemüht, ihr Eingang in's Leben zu verschaffen. Er entwickelte seine Ansichten in Schriften; er gründete Musteranstalten in der Schweiz. Wenige aber hatten damals Sinn für solche Dinge,[1]) am wenigsten die Regierungen. Es mußten solche Unfälle kommen, wie die von Jena, um den Boden für großartige Neuerungen urbar zu machen.

Als nun in Preußen die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung der National-Erziehung erkannt worden, war man auch bald entschlossen, die Pestalozzi'sche Methode zu ergreifen. Einzelne Privatinstitute gingen voraus.

---

1) Doch sprach Biester schon 1804 in der Berl. Monatsschrift für Pestalozzi's Methode. Wieder ein Zeugniß der bürgerlich tüchtigen Gesinnung, die den verrufenen Berliner Aufklärern inwohnte!

Männer von Einsicht, wie der Minister Schrötter, wie Scheffner, wie Fichte,[2]) faßten den Gegenstand in's Auge, am eifrigsten Nicolovius. Von ihm wurde schon im Sommer 1808 die Einführung der neuen Methode in Land- und Elementarschulen ernstlich betrieben. Durch eine königliche Kabinetsordre ward die Anstellung von Versuchen genehmigt. Nicolovius trat nun in persönliche Unterhandlungen mit Pestalozzi. Man sendete eine Anzahl junger Leute in dessen Anstalt nach Ifferten und beschloß, alsbald zu Königsberg ein Normalinstitut nach diesen Grundsätzen einzurichten.

So weit war die Sache schon gediehen, als Humboldt an die Spitze der Sektion trat und dem Gegenstande auch seine eifrigste Unterstützung zuwandte. Pestalozzi erlebte die Freude, daß seinen Ideen ein weiter Wirkungskreis ward, daß sie von oben begünstigt wurden, daß sie, nach einem so bedeutenden Vorgang, bald in vielen andern deutschen Staaten Wurzel schlugen. Er drückte auch seine Freude darüber in den anerkennendsten Worten aus. Gleich im ersten Hefte seiner Wochenschrift für Menschenbildung (1809) sagte er: Wie einst die Unterrichtsreform des Joh. Amos Commenius, des eigentlichen Stifters des Realiensystems im Unterrichte, vorzüglich im Norden von Europa, besonders aber in Holland und Schweden, Eingang gefunden, so sei es wiederum der Norden, der die Bedeutung der neuen Kulturmittel der ersten und öffentlichen Aufmerksamkeit würdige, und ihnen den freiesten Spielraum vorbereite. Es sei Preußens Regierung, die mit gehaltvollem Ernste zuerst das Erziehungswesen nach den umfassendsten Gesichtspunkten als National-

---

2) Fichte erklärte sich in seinen „Reden an die deutsche Nation" entschieden für Pestalozzi's Neuerung. Vergl. den Dankbrief des Letztern an Fichte's Gattin, 10. März 1809 in Fichte's Leben und Briefwechsel, her. v. J. H. Fichte, II. 454.

Angelegenheit in's Auge fasse.[3]) Und an Nicolovius schrieb er, 20. April 1809: „O Freund, und Ihr edeln Alle, die Ihr neben ihm am wichtigsten Ruder des Staats, an der Bildung der Bürger in einem edeln und hohen Sinn arbeitet, Gott hat Euch zum Salz der Erde und zum Sauerteig gemacht, der, so klein er an sich ist, die ganze Masse des ungesalznen und geschmacklosen Zeit- und Regierungseinflusses auf die Menschenbildung göttlich durchsäuert. Die Erde bedarf der göttlichen Hülfe eines neuen Salzes, und, Freunde, Ihr strebet, bin ich überzeugt, ihr göttlich zu helfen; Ihr erkennet, Ihr könnt nur dadurch menschlich helfen, wenn Ihr göttlich zu helfen im Stande seid."[4])

Die Reform begann in den Provinzen jenseits der Weichsel. Staatsrath Schmedding bereiste im Sommer 1809 Westpreußen, um die dortigen, noch arg verwahrlosten katholischen Schulen zu untersuchen. Zur Gründung des Normalinstituts in Königsberg und Bildung des Lehrstandes für die neue Methode wurde C. A. Zeller aus dem Würtembergischen, ein Schüler Pestalozzi's, nach Königsberg gerufen, wo er im September eintraf. Zeller löste seine Aufgabe „mit Kraft und bewundernswürdigem Talente,"[5]) und erhielt bald eine bleibende Stellung in Preußen. Man erkannte mehr und mehr, wie sehr diese Neuerung im Schulfach mit der Umbildung des Wehrstandes Hand in Hand ging. Hohe Militärpersonen nahmen Interesse an der Sache; selbst dem Königsberger Officiercorps mußte Zeller einen Cursus von Vorträgen halten. Dennoch fand die Reform auch Schwierigkeiten und Widersacher. Das Waisenhaus in Königsberg

---

3) Vergl. den Aufsatz: „Ueber die Anstalten der preußischen Regierung zu der Einführung der neuern Elementarmethode," Morgenblatt, 10. Mai 1809.

4) Mitgetheilt bei A. Nicolovius a. a. O., S. 175.

5) Ebendas. S. 176.

sollte zu der Musteranstalt werden, die man beabsichtete. Dieses aber fand Zeller in einem heillosen Zustande. Dennoch aber wollte man dem Neuen nicht recht Raum gewähren. Man berief sich immer auf hergebrachte Formen und Einrichtungen, und suchte ein Hinderniß nach dem andern hervor, zu einer Zeit, wo die Aufnahme und Begründung dieser Neuerung noch gar nicht gesichert war. Zeller war schon im Begriff, wieder nach Hause zu gehen. Da nun hielt Humboldt höchsten Orts einen äusserst geschickten Vortrag. Der Mann sei berufen worden (das könne er nicht einmal sein Verdienst nennen), weil man ihn brauche, weil auch auf diesem Gebiete eine Neugründung Noth sei. Nun wolle der Mann wieder fort, weil man ihm nicht die nöthigen Hülfsmittel, den nöthigen Raum gewähre. Was sei da zu thun? Wolle man den Zweck, so müsse man auch die Mittel wollen. Niemand von uns versteht, die neue Methode in's Leben zu führen. Man muß also auch durchaus das wollen, was der Mann zu deren Einführung fordert, und ganz, wie er es fordert. Nun, was verlangt er denn, fragte man entgegen. Hierauf wurde vorgelegt, was für Hindernisse Zeller in der Räumung des Waisenhauses, in den Personen ꝛc. finde. Da erlangte man das Gewünschte. Das Waisenhaus wurde geräumt und die übrigen Forderungen bewilligt.

Da aber damit die Anfechtungen noch nicht aufhörten, so beschloß endlich der König, das neue Institut mit eigenen Augen zu betrachten, und Zellern eines Morgens mit seinem Besuche zu überraschen. Doch ward diesem durch die Prinzessin Louise (Radziwill) unmittelbar zuvor die Mittheilung, der König werde am nächsten Morgen mit seiner Gemahlin und dem ganzen Ministerium bei ihm erscheinen. Es war ein entscheidender Moment. Der König blieb von acht bis ein Uhr Mittags; er nahm das Leben des Hauses, seine Erziehungs- und Unterrichtsweise, die Militär-, Turn- und

technischen Uebungen in Augenschein, und mit solchem Wohlgefallen, daß schon am Abend desselbigen Tages (7. Dez.) das Loos dieser Schulreform, d. h. deren Durchführung entschieden war. Der König erklärte sich nun öffentlich für sie.[6])

Auch persönlich zeigte Humboldt, wie uns derselbe Berichterstatter versicherte, großes Interesse für die Form des Elementar-Unterrichts, für das Princip, die Kinder alles selbst finden und nachher lehren zu lassen, besonders aber für die Art, den Kindern das Lesen und die Kenntniß der Sprache durch Bekanntmachen mit sämmtlichen Grund-, Vor- und Nachsylben beizubringen. So erkundigte er sich, wie man auf diese Scheidung der Sylben gekommen sei, und bemerkte dabei, man könne die Trennung auch in allen andern Sprachen durchführen, mit Ausnahme der chinesischen. Humboldt faßte, wie man sieht, den Gegenstand gleich von intellektueller Seite auf, und zwar im Interesse der allgemeinen und vergleichenden Sprachforschung.

Eins aber ist sonderbar. Der so unmusikalische Humboldt besuchte mehrere Male hinter einander den Gesangunterricht, den Zeller den Kindern gab, und er nahm daran so aufmerksamen Antheil, als interessire er sich ganz besonders für Musik. Vielleicht dachte er, er müsse doch versuchen, ob er das nicht lernen könne, was man mit einer bestimmten Methode fast jedem Kinde beibringen könne. —

Während man nun allseitig an Verbesserung des bisher sehr beengten Schulwesens arbeitete, steigerte man auch die Forderungen an den Lehrstand selbst. Schon wurden strengere Prüfungen der um Aemter Werbenden überhaupt, insbesondere aber der Schulmänner verordnet. In Betreff der Prüfung dieser

---

6) Ich verdanke diese Mittheilungen der Güte des gegenwärtig noch zu Stuttgart lebenden Oberschul- und Regierungsraths **Zeller**. Vergl. außerdem dessen Schrift: „Der Segen der Hauptpflege.“ Stuttgart, 1839. S. 44—45.

letztern erschien bereits unterm 12. Julius 1810 ein, ohne Zweifel noch unter Humboldt's Direktion beschlossenes Verschärfungsedikt.[7]) Auch das sittliche Verhalten der Geistlichkeit sowohl, als der Lehrer, wurde in strengere Aufsicht genommen, und das Verfahren gegen Pflichtwidrige geregelt. Durch Cirkular des Ministeriums des Innern (dat. Königsberg, 24. Nov. 1809) ward die bisher dem Oberconsistorium zugestandene Befugniß, Geistliche und öffentliche Lehrer um gegründeter Ursache willen zu entsetzen, auf die Sektion des Kultus und Unterrichts übertragen; das Verfahren selbst aber durch Ministerialrescript vom 10. März 1810 verordnet.[8])

Vom Jahr 1809 datirt auch die Blüthezeit der preußischen Gymnasien. Auch hier nahm man jetzt die Fortschritte der Zeit und der Wissenschaft in Rechnung. Das Alterthum blieb natürlich Fundament der Bildung; man erweiterte jedoch die Elemente derselben[1]), und setzte schon im Sprachlichen das Griechische wieder in den ihm gebührenden Rang ein. Eine gute Zahl tüchtiger Philologen war ja in Wolf's Schule herangebildet worden. Wolf selbst machte, auf Verlangen des Chefs, mündlich und in Briefen nach Königsberg Vorschläge zur Verbesserung des gelehrten Schulwesens.[2]) Auch auf diesem Gebiete war es Humboldt's

7) Mathis juristische Monatsschrift für die preußischen Staaten, IX. 235 (nach Manso, Geschichte des preuß. Staates. 2te Ausg. III. 63).

8) Beide Dokumente stehen bei F. J. Neigebaur, das Volksschulwesen in den preuß. Staaten. Eine Zusammenstellung der Verordnungen, welche 2c. Berlin 2c., 1834. S. 151–3.

1) Schon damals wurde die Mathematik in den Studienkreis der gelehrten Schulen gezogen. Daß Humboldt ihr aber so viel Raum gegeben haben würde, als nachher geschehen, möchte ich aus vielen Gründen bezweifeln.

2) Körte, a. a. O. II. 50.

Augenmerk, daß nicht blos unterrichtet, sondern auch erzogen werde. Auch hier wurde kein Opfer gescheut, sondern muthig der Grund eines dauernden Werkes gelegt. Auch hat das Glück in der Folge diese Reform mehr als manche andere aus der damaligen Zeit begünstigt. Was Humboldt und Süvern gegründet, hat Letzterer selbst, haben Nicolovius, Altenstein, Schulze auf die Stufe gebracht, auf der wir es nunmehr finden.

Eben so große und so folgenreiche Fürsorge wurde den Universitäten gewidmet. Hierbei vorzüglich fand Humboldt Gelegenheit, den umfassenden Sinn, der ihm inwohnte, zu bethätigen, und vor allen Eine wahre Musteranstalt zu gründen. Erfüllt von einem Humanitätsideal, das jeden niedrigen oder knechtischen Gedanken abwies, war er eben so weit entfernt, die Forderungen des gemeinen Nutzens, als die der gewöhnlichen Staatsleute zu befriedigen, welche aus unsern Hochschulen bloße Abrichtungsanstalten für den öffentlichen Dienst machen möchten, und sie nur als ein Mittel ansehen, um von oben herab auf den Geist der Nation zu wirken, und ihn nach engherzigen und willkührlichen Ansichten zu formen. Humboldt war es vielmehr hier um Befreiung, um Entfernung der Fesseln, um Anerkennung des in und außerhalb des Vaterlandes schon vorhandenen Geistes zu thun. Er wollte die Mittel, die man herangewachsenen Jünglingen darbot, läutern und vervielfachen; aber so wenig war ihm darum zu thun, den Einfluß des Staats auf den höhern Unterricht zu erhalten, daß er vielmehr, wie wir schon anführten, zur selbigen Zeit das Verbot, welches den Besuch fremder Universitäten untersagte, aufhob.[1]) Nicht gemeint, den zur Bildung dieser Jugend und zur Belebung des Geistes

---

1) Siehe oben S. 149.

berufenen Männern den Weg vorzuzeichnen, ließ er sich vielmehr, bei den nothwendig von ihm zu fassenden Beschlüssen, weit lieber von ihnen leiten, und namentlich wünschte er, daß das gelehrte Comité, welches als wissenschaftliche Deputation [2]) der Sektion zur Seite gestellt wurde, einen großen Theil der hier eingreifenden Bestimmungen selbst treffe. Ihm blieb dann noch genug zu walten übrig. Er hatte die Widersprüche zu versöhnen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Einheit in die Maßregeln zu bringen, Verirrungen abzuwehren, endlich das Beschlossene in's Werk zu setzen, und über dessen Durchführung zu wachen. Eine Thätigkeit, die Geist und Energie genug erfordert, selbst in Zeiten, wo es sich nicht um Schöpfung ganz neuer Anstalten handelt.

Zwei Hochschulen waren dem Staate verblieben, Königsberg und Frankfurt an der Oder. Königsberg ward reichlich bedacht. Die Sternwarte wurde gebaut; eine Menge neuer von dem Fortschritt der Wissenschaft geforderter Institute gegründet; kraftvolle Lehrer, in der Blüthe der Entfaltung, ein Lobeck, ein Herbart, Bessel wurden berufen [3]); die Fonds der Universität bedeutend vermehrt. Auch Frankfurt an der Oder ward nicht vergessen. Zwar hegte man [4]), schon im Spätjahr 1808, den Plan, diese Universität nach Breslau zu verlegen, und mit der dort bestehenden theologischen Lehranstalt zu verbinden. Die Ausführung dieses Plans

---

2) Sie sollte im Ganzen sieben ordentliche Mitglieder haben, und diese ihre Funktionen fürerst nur Ein Jahr verrichten. Spalding, Schleiermacher und Tralles waren die ersten ordentlichen Mitglieder; zum Direktor war Wolf ausersehen. Da aber dieser den Vorschlag ablehnte, so trat Schleiermacher an dessen Stelle. Vergl. Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's, II. 35. 40.

3) K. Rosenkranz, Königsberger Skizzen. 2. Abth. Danzig, 1842. S. 225–26.

4) Namentlich Schleiermacher und Wolf. Vergleiche Schütz's Briefwechsel, herausg. von K. J. Schütz. I. 387.

reifte jedoch erst im Jahr 1811. Dennoch ward, während Humboldt's Amtsführung, auch für Frankfurt gesorgt. So schreibt, unterm 11. April 1810, Prof. David Schulz von dort nach Halle: „Auch bei uns wird es zusehends besser; man thut wohl jetzt etwas Ordentliches für die Akademie. Hr. St. R. von Humboldt und Süvern waren vor Kurzem selbst bei uns. Mehrere neue Lehrer sind schon berufen.“[5])

Dies alles geschah mitten in der tiefsten Noth, da man manchmal nicht wußte, wo man die Mittel hernehme zum nothwendigsten Bestand. Und doch wurde da am wenigsten gespart, wo man sonst wohl mit Ersparnissen anzufangen pflegt.

Den erhebendsten Eindruck aber macht die Gründung der Universität Berlin. Wir haben im Eingang dieses Buches der Umstände gedacht, die diese Idee anregten, der Männer, die sie zuerst erfaßten, endlich desjenigen, der sie dem Könige selbst vorlegte.[1]) Der König genehmigte, mittelst Kabinetsordre vom 4. September 1807, dieses Projekt. Es solle eine allgemeine Lehranstalt in Berlin in angemessener Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften errichtet werden. Das nächste Motiv gab der Verlust der Universität Halle her, der bisher wichtigsten allgemeinen Lehranstalt der Monarchie. Die Ausfüllung dieser Lücke, erklärte man, müsse bei der Reorganisation des Staats eine der ersten Sorgen sein. Auch seien ja in Berlin schon eine Menge wichtiger Voranstalten und brauchbarer Kräfte vorhanden. Der Hauptgrund aber lag tiefer. Man fühlte, daß der Staat, Volk und Regierung, eines geistigen Impulses bedürfe, wie solchen nur

---

5) Ebendas. II. 470.

1) Siehe oben S. 41—42.

eine großartige Anstalt dieser Art, und zwar in der Nähe der höchsten Regierungsbehörden, zu geben im Stande sei. Man fühlte, daß da, wo sonst gemeine Seelen nur Luxus sehen, die Rettung des Ganzen liegen würde, und schrack mitten in dieser Bedrängniß nicht vor den Opfern zurück, die die Ausführung dieses Planes erheischte.

Bis zu diesem Punkte war die Sache gediehen, als Humboldt an die Spitze der neu errichteten Sektion für Kultus und Unterricht trat, und die Ausführung dieses Projektes, sofern sie möglich wäre, auf seine Schultern nahm. Denn kaum war nämlich jener vorläufige Beschluß gefaßt worden, so ward nicht nur die Art der Ausführung vielseitig erörtert, sondern der Ort selbst, wo es geschehen sollte, fand noch gewichtige Anfechtung. Auf Seite der Opponenten fand man selbst den ersten Minister Freiherrn von Stein. Stein konnte seine Ansichten von der Stille des akademischen Lebens mit dem Getümmel und den Lustbarkeiten einer großen Hauptstadt nicht zusammenreimen, und erklärte mit der gewohnten Heftigkeit einen solchen Entwurf geradezu für unsinnig. Namentlich fürchtete er von den Dirnen der Hauptstadt für die Sittlichkeit der akademischen Jugend. F. A. Wolf wußte diese Befürchtungen als übertrieben darzustellen, und den Minister zu überreden, der nunmehr den Plan eben so eifrig vertheidigte, als er ihn bisher bekämpft hatte.[2]) — Andrerseits wollte man die beschränkten Fonds für ein Hinderniß dieses Projektes ansehen. Darauf aber entgegnete man mit Recht, daß eben mit dem geringen Fond nirgend mehr als eben in der Hauptstadt bewirkt werden könne, da hier schon so mannigfache Anstalten und Sammlungen vorhanden seien. — Wichtiger war ein dritter Einwand, und diesen theilte W.

---

2) John Russell's Reise durch Deutschland und einige südliche Provinzen Oesterreichs, in den Jahren 1820, 1821 und 1822. Aus dem Engl. Leipzig, 1825. Th. II. S. 98–101.

von Humboldt, als er zuerst von diesem Plane vernommen. Humboldt entging das Unfreie und Prosaische nicht, was der nahe Sitz der Regierung und des bürgerlichen Lebens erzeugen müsse; er fürchtete die Freiheit des Universitätslebens beschränkt zu sehen, und hielt es nicht für gut, daß man das jugendliche, frische Leben dem formellen Geschäftsleben nahe bringen wollte; endlich scheute er den Druck, womit die Nähe der Regierung die schöne Freiheit des Lehrens wie des Lernens bedrohte.[3])

Gewiß mußten sich gewichtvolle Gründe entgegenhalten lassen, um diesen Einwurf zu beseitigen, um auch in Humboldt den Widerwillen zu besiegen, und wir haben sie schon im Vorangehenden angedeutet. Wenn man mitten in der größten Bedrängniß den Gedanken fassen konnte, eine großartige Lehranstalt dieser Art zu gründen, so waltete hiebei gewiß das Gefühl, daß nicht blos der Jugend und dem Geiste des Volkes durch eine Anstalt dieser Art, vielmehr, daß dem Staate selber durch die Nähe der Intelligenz und die Frische des akademischen Lebens geholfen werden müsse. Man machte auch auf die Vortheile aufmerksam, die der neuen Stiftung selbst aus der Oertlichkeit zustoßen würden; man bemerkte, wie die Lehrer unter den Augen der Behörden am sichersten bewahrt bleiben würden vor beschränktem Kastengeiste, vor kleinlichen Reibungen und Universitätsschlendrian, und unter den Studirenden der Geist der Roheit gebannt werden würde. Wichtiger aber immer erschien die Hoffnung, daß der Wechsel-

---

3) Auch A. v. Humboldt theilte diese Befürchtungen. „Ich zweifle nicht," schrieb er 19. Okt. 1807 an Prof. Schütz, „daß die neue Universität aufblühen werde, ob es gleich zu bedauern ist, eine kräftige Jugend, der unser Vaterland mehr als je bedarf, den Elendigkeiten des bürgerlichen Lebens so nahe aufwachsen zu sehen. Es wird das wichtige Problem gelöst werden, ob der Ort der Universität Seichtigkeit, oder die Universität dem Orte Fülle und Stärke geben werde." (Briefw. von Schütz, II. 184.)

verkehr zwischen den Häuptern der Wissenschaft und den obersten Gliedern der Staatsregierung auf diese letztern geistig erfrischend, ideenerweckend und unwillkührlich erhebend wirken werde.[4]) Und diese Hoffnung hat sich nicht betrogen. Es ist vielmehr von unermeßlichen Folgen für den preußischen Staat gewesen, und ist auch für alle Zukunft eine Garantie des Fortschritts und der Kultur in diesem geworden, daß man es damals wagte, die Wissenschaft und den Staat in eine so nahe Berührung zu bringen.

Zur selbigen Zeit kam noch mehr in Frage, nämlich die Art der Ausführung überhaupt. Man wollte eine Musteranstalt gründen. Es fragte sich demnach, was man von der bisherigen Einrichtung der Universitäten festzuhalten, was man daran zu bessern gedenke. Diese Erörterung ward um so bedeutender, da Männer wie Schleiermacher, Fichte, Wolf Theil daran nahmen. Wolf's Vorschläge[5]) hielten sich am meisten im praktischen Geleiß, und scheinen auch vorzugsweis benützt worden zu sein. Schleiermacher ging schon tiefer.[6]) Er entwickelte, mit der ihm eigenen Schärfe und Begeisterung, was man von den Universitäten unserer Zeit verlangen müsse. Mit richtigem Takte wandte er sich vornehmlich an die Lehrenden. Indem er forderte, daß man nicht Vorlesungen, sondern Vorträge halte, schlug er dem Universitätsschlendrian eine tödtliche Wunde. Reformatorischer, als Beide, trat Fichte auf, mit einem Plane, den er (1807) im Auftrage des geheimen Kabinetsraths Beyme entwarf, der jedoch erst nach

---

4) In diesem Sinne sah es auch Fichte an. Siehe dessen Leben und literarischen Briefwechsel, herausgegeben von J. H. Fichte, II. 540—42.

5) Sie wurden an Beyme gerichtet, schon im August 1807. Man findet sie bei Körte, a. a. O., II. 230—45.

6) Siehe dessen „Gelegenheitliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne.“ Berlin, 1808.

seinem Tode im Druck erschienen ist.[7]) Sieht man von der etwas bizarren Form ab, in welcher Fichte seine Ideen vorträgt, so kann man vieles noch heute recht Beachtenswerthe nicht verkennen. Er forderte, daß die neue Anstalt auch in ihren Formen dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft angepaßt werde. Nicht darin, daß man gelehrte Männer aus allen Fächern zusammenrufe, und soviel als möglich sogar Männer von entgegengesetzter Meinung, sah er das Heil; er wollte die Mängel des bisherigen Universitätsunterrichts an der Wurzel angegriffen wissen. Dieser Unterricht, sagte er, leistet zu wenig, er faßt die Bedürfnisse der Studirenden nicht genug in's Auge. Zu diesem Zwecke schlug er mündliche Prüfungen und Unterhaltungen vor. Er betrachtete die Universitäten überhaupt „als eine Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs." Was er dabei im Auge hat, geht doch zu sehr auf Raisonnir-Uebung aus; das Positive behandelt er zu verächtlich. Die Conversatorien waren ein recht guter Gedanke; aber man wolle das nicht wie eine Hauptsache, sondern als eine nützliche Ergänzung der zusammenhängenden Lehrvorträge behandeln. Der dialogische Unterricht paßt mehr für einzelne Zweige, wie z. B. die Philosophie, obwohl wir auch hier manche aus Griechenland entnommenen Vorstellungen fallen lassen müssen. Gewiß ist es gut, die Selbstthätigkeit der Lernenden mehr zu befördern, als es bisher geschehen; doch auch hier wolle man nicht zu viel, da gar so leicht nur unreife Eitelkeit entwickelt wird. Ueberhaupt aber lassen alle diese Dinge sich weniger von oben,

---

7) Deducirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt, geschrieben im J. 1807 von J. G. Fichte. Stuttgart 1817. Auch hat der jüngere Fichte im Leben rc. seines Vaters (I. 518—25) dessen Ideen sehr eingehend gewürdigt. Nur darf man, namentlich bei den Aeusserungen über die nachherige Errichtung der Universität (S. 524—25) nicht aus dem Auge verlieren, daß es der Sohn ist, den wir darüber vernehmen.

und nicht plötzlich machen. Auch legt Fichte auf Formen zu viel Gewicht, wo es auf den Geist ankommt und auf Männer, die den rechten besitzen, und ihn mitzutheilen verstehen.

So sah wohl auch Humboldt solche Vorschläge an. Wir finden keine Spur, daß er dergleichen Neuerungen vorzuschreiben dachte; er wollte vornehmlich recht eine Fülle von Geist und von Wissenschaft auf Einem Punkte versammeln; er wollte, daß diese Kräfte sich recht ungehemmt bewegen könnten, und erwartete davon mehr, als von allen äußerlichen Verordnungen. Ueberhaupt scheint er nicht gemeint gewesen zu sein, an einer so tüchtigen Ueberlieferung, als unsere Hochschulen sind, mehr, als durchaus nöthig, zu rütteln. Hier that keine Totalreform Noth, wie bei dem Elementarunterricht, ja zum Theil auch bei den Gymnasien. Man durfte nur nach frischen Kräften suchen, nur es an Mitteln nicht fehlen lassen, nur den Berufenen im Geiste der Freiheit begegnen; mit einem Wort, für diese neue Anstalt nur das auf recht zeitgemäße Weise und nach größerm Maßstabe wiederholen, was Münchhausen einst für Göttingen, was die Weimarische Regierung für Jena geleistet hatte — und man konnte des Erfolges versichert sein. —

Sobald Humboldt sich mit dem Gedanken, die neue Universität in der Hauptstadt zu errichten, befreundet hatte — dies aber scheint schon Statt gefunden zu haben, als er den Ruf auf den Posten annahm — war er auch mit ganzer Seele bei der Sache. Schon am 25. März 1809 schreibt Süvern von Königsberg aus an Prof. Schütz in Halle: „Mit den Plänen zu der in Berlin intendirten Universität ist Hr. v. Humboldt sehr beschäftigt; das ist jetzt seine Lieblingssache, und obwohl noch nichts definitiv darüber entschieden ist, so ist doch die größre Wahrscheinlichkeit, daß — wenn der Staat nur von außen Ruhe behält — die neue Anlage

zu Stande kommen wird.“ 8) — Es galt nun zu bewirken, daß die Sache höchsten Orts als ausführbar erkannt werde; man mußte einen vollständigen Plan entwerfen, und, da in dem Stand der Finanzen die Hauptschwierigkeit lag, namentlich von dieser Seite die Ausführbarkeit darthun. Dem ungeachtet blieb zu besorgen, daß man von Seiten der Finanzbehörde die Mittel nicht werde darreichen wollen, die die Gründung einer wahrhaft großartigen Anstalt erfordert. Weil man jedoch die letzten Gründe für die Nothwendigkeit einer so umfassenden Maßregel nicht wohl ganz deutlich aussprechen konnte, so mußte man diese Nothwendigkeit auf andere geschickte Art darzustellen versuchen. Der eigenhändige Bericht, den Humboldt dem König darüber erstattete, ist vom 12. Mai 1809. Indem er die Grundzüge der beabsichteten Schöpfung vollständig darlegte, wußte er zugleich die bisherige Stellung Preußens, d. h. den Ruf, den es von Friedrichs Zeit her genoß, mit dem gegenwärtigen Bestreben in Verbindung zu bringen, so daß eine Halbheit nicht am Platze erschien. „Weit entfernt“, sagt er in diesem Immediatberichte, „daß das Vertrauen, welches ganz Deutschland ehemals zu dem Einflusse Preußens auf wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung hegte, durch die letzten unglücklichen Ereignisse gesunken sei, so ist es vielmehr gestiegen. Man habe gesehen, daß in allen neuern Staatseinrichtungen Sr. Maj. der Sinn herrsche, welcher in jenem wichtigsten aller Vorzüge auch den Zweck jeder Staatsvereinigung erkenne; man habe die Bereitwilligkeit bewundert, mit welcher, auch in großen Bedrängnissen, von Sr. Maj. wissenschaftliche Institute unterstützt, und selbst ansehnlich verbessert worden seien,“ u. s. w. 9)

---

8) Schütz's Briefw. I., 420.

9) Mitgetheilt in der Schrift des geh. Oberregierungsrathes

Durch Humboldt's Anträge bestimmt, gab der König, mittelst Kabinetsordre vom 16. August 1809, die definitive Genehmigung für das beabsichtigte Unternehmen. Die neue Universität erhielt das Recht zur Ertheilung akademischer Würden; die Akademien der Wissenschaften und Künste, so wie sämmtliche wissenschaftliche Institute und Sammlungen der Hauptstadt sollten, unter unmittelbarer Leitung der Sektion des öffentlichen Unterrichts, zu einem organischen Ganzen mit dieser neuen Hochschule verbunden werden. Für diese sämmtlichen Anstalten wurde eine Dotationssumme von 150,000 Thlrn. jährlich bestimmt, und von dieser 60,000 Thlr. allein der Universität zugewiesen.[10]) Der König schenkte ihr das mitten in der Stadt gelegene, stattliche Palais des Prinzen Heinrich als Universitätsgebäude. Auch den Akademien der Künste und der Wissenschaften, wie den andern hieher gehörenden wissenschaftlichen Anstalten, ward eine entsprechende Erweiterung ihres Fonds zugedacht, und diese wurde ihnen auch wirklich zu Theil.[11]) Diese Freigebigkeit war über alle Erwartungen. „Es war das höchste Beispiel einer thätigen Anerkennung für die Wissenschaft und für die Idee, welches jemals ein Staat gegeben hat; denn es fand Statt während der drückendsten Lage des Staats, bei der

---

und Prof. Dieterici: Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preußischen Staate. Berlin, 1836. S. 62—63. Der Verfasser gibt in gedrängter Uebersicht die Geschichte der Stiftung der Universität Berlin, wobei ihm die Benützung der Akten des Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten vergönnt war.

10) Nach Dieterici, a. a. O., erhielt, im Jahr 1810, die Universität 57,787 Thlr.

11) Durch ein Schreiben unseres Humboldt, vom 28. Febr. 1810, wurde der Bibliothekar Biester benachrichtigt, daß der jährliche Fonds der königlichen Bibliothek von 2000 auf 3500 Thlr. erhöht worden sei. Auch ward von Humboldt sofort eine Reform in der Verwaltung und in den Vorschriften für die Benutzung der Bibliothek betrieben. Siehe Fr. Wilken, Geschichte der konigl. Bibliothek zu Berlin. Berlin, 1828. S. 131, 161.

größten finanziellen Bedrängniß: und man wollte nicht Schmuck und Zierrath, sondern ein Mittel der Heilung, der Wiedererneuerung damit sich erwerben." 12)

Nun war es Humboldt's Aufgabe, den Plan zur Ausführung zu bringen, und die erste Anlage der Hochschule einzuleiten. Zwar wurden auch hierbei die namhaftesten Stimmen, z. B. Wolf, Schleiermacher, später auch Reil, gehört und zu Rathe gezogen. Die eigentlichen Räthe sind schon genannt worden. Auch der Großkanzler Beyme, und der damalige Finanzminister Freiherr von Altenstein, sollen bei der Ausführung mitgewirkt haben. 13) Das Wesentlichste that Humboldt selbst.

Der König hatte zugleich angeordnet, man solle darauf hinwirken, daß die Universität im Herbst 1810 eröffnet werden könne. Schon während des Königsberger Aufenthaltes betrieb Humboldt die Werbungen für die neue Anstalt, am eifrigsten aber seit der Rückkehr nach Berlin, wohin wir ihn jetzt begleiten wollen, bevor wir jene Thätigkeit näher betrachten.

Mitte Dezember 1809 endlich kehrten der Hof und die höchsten Regierungsglieder von Königsberg nach Berlin zurück. Humboldt erwartete man um den 18. auf der Durchreise in Frankfurt an der Oder. 1) Der König und die Königin hielten den 23. ihren Einzug in Berlin.

Humboldt hatte, vor seinem Abschied von Königsberg,

---

12) Fichte, der Sohn, im Leben und liter. Briefw. J. G. Fichte's. I. 512.

13) Dieterici, a. a. O.

1) Schütz's Briefw., II. 469. Vielleicht war diese Erwartung trügerisch, und Humboldt schon etwas früher von Königsberg abgegangen.

Urlaub genommen,[2]) um eine Reise nach Thüringen (namentlich Erfurt) zu machen und Familienangelegenheiten zu ordnen. Im Jahre 1809 war sein Schwiegervater, der Herr von Dacheröden, gestorben. Frau von Humboldt war jetzt dessen einzige Erbin, nachdem ein Bruder, den sie gehabt, schon im Jahr 1806 mit Tod abgegangen und der Dacherödische Lehnsnexus gelöst war. Die bedeutende Erbschaft, die ihr zufiel, bestand hauptsächlich in den beiden Gütern — Burgörner im Mansfeldischen und einem Gut zu Auleben in der goldnen Aue[3]) — auf denen sie einen großen Theil ihrer Jugend und, wie wir sahen, auch der ersten Jahre ihrer Ehe mit Humboldt verlebt hatte. Der älteste lebende Sohn aus dieser Ehe, Theodor, erhielt unterm 31. Oktober vom König auch die Erlaubniß, Wappen und Namen des in dieser Linie ausgestorbenen Geschlechts von Dacheröden dem seinigen beizufügen.[4])

Auf dieser Reise sah Humboldt auch Göthe'n wieder. „Herr von Humboldt," schreibt dieser an Zelter nach Berlin, „der mich durch seinen Besuch auf das angenehmste überrascht, nimmt diesen Brief an Sie mit" (1. Jan. 1810). Auch später erhielt Zelter manche Mittheilung dieser Art aus Humboldt's Händen, so im März dieses Jahres die Stanzen, die Göthe auf den 30. Januar — den Geburtstag der Herzogin von Weimar — gedichtet.[5]) Auch zwischen Nicolovius und Humboldt suchte Göthe seiner Seits das Band zu knüpfen. Schon unterm 27. Januar 1809 hatte er an Nicolovius und dessen Gemahlin in diesem

---

2) Schon unterm 3. Dez. wurde Nicolovius wieder beauftragt, für die Dauer dieser Abwesenheit das Präsidium in der Sektion zu übernehmen. Siehe Alfred Nicolovius a. a. O. S. 177.

3) Siehe Th. I. S. 143.

4) C. v. Hellbach's Adelslexikon, Ilmenau 1825. S. 597—98.

5) Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 380. 385. 395.

Sinne geschrieben: „In Berlin treffen Sie einen meiner werthesten Freunde, Herrn von Humboldt, und treten mit ihm, so viel ich weiß, in ein näheres Verhältniß. Es freut mich für Beide: denn in der gegenwärtigen Lage der Hauptstadt sowohl als des Staats ist die Mitwirkung einsichtsvoller und aufrichtiger Männer höchst wünschenswerth.“ [6])

Die Abwesenheit unseres Humboldt dauerte etwas länger, als man erwartet hatte. Auf dieser Reise besuchte er auch Halle und unter den dortigen Professoren namentlich den berühmten Naturforscher und Mediciner Reil. Dies war ein Geist von großer Rüstigkeit und für ein Unternehmen, wie die neue Universität, ein beinahe unentbehrlicher Mann. [7]) Er wurde auch für sie gewonnen und siedelte sich alsbald von der nunmehr westphälischen Universität nach Berlin über.

Am 26. Jan. (1810) traf Humboldt wieder in Berlin ein [8]) und nahm im Reuß'schen Garten seine Wohnung. [9])

Die Familie weilte fortdauernd in Italien. Bald nach seinem Abschied von dort ward Humboldt durch die Nachricht von der Geburt eines Sohnes erfreut, der am 23sten April 1809 das Licht der Welt erblickt hatte und den Namen Hermann bekam. Es ist der zweite Sohn, der ihm am Leben blieb und das jüngste aller seiner Kinder. — Frau von Humboldt war abwechselnd in Rom und Neapel. Am erstern Orte blieb sie in steter Berührung mit den Künstlern, auch als nun, nach Cornelius' und Overbeck's Ankunft, die romantisch-katholische Richtung so überwucherte. Das kümmerte sie wenig. „Ich bin gut mit Allen,“ schreibt sie noch später einer Freundin, „sie mögen neu- oder altkatholisch

---

6) Alfr. Nicolovius a. a. O., S. 173.
7) Steffens. Was ich erlebte, VI. 71.
8) Zelter an Göthe, I. 382.
9) Rahel's Briefe, I. 471.

sein oder Protestanten. Wenn sie nur gute Menschen und gute Künstler sind. Zu diesen guten Künstlern muß ich allerdings einige katholisch gewordene rechnen, aber sie sind es im Geist der Liebe. Als Künstler sind diese Katholiken mit die besten." [10]) — Schon auf das Frühjahr 1810 wurde sie selbst in Berlin erwartet; vermuthlich aber veranlaßte die inzwischen eingetretene Veränderung in der Stellung ihres Gatten den Aufschub ihrer Rückkehr nach Deutschland. [11])

„Heute habe ich Herrn von Humboldt auf einen Augenblick wieder gesprochen, der diesen Morgen hier angekommen ist," schreibt Zelter (26. Jan.) an Göthe. „Er ist sehnlich erwartet worden, da er uns gerade in einer nothwendigen Zeit fehlte." Und Armin, der Dichter, meldet gleich darauf (8. Febr.) nach Königsberg: „Humboldt ist von seiner Erbschaftsreise endlich zurück, er scheint wirklich ernsthafte Anstalten zur Universität zu machen; leider sind nur die Finanzen mit dem Innern in großen Differenzen." [1])

Trotz dieser Schwierigkeiten wandte Humboldt jetzt dem Gegenstande die angestrengteste Thätigkeit zu. Den 1. Okt. sollte die neue Universität eröffnet werden, aber noch war eine gute Anzahl wichtiger Lehrstellen zu besetzen, noch waren die schon vorhandenen Kräfte zu einem Ganz n zu verbinden, noch die Sammlungen und Hülfsanstalten mit den zureichenden Mitteln auszurüsten. Als Humboldt nach wenig Monaten aus dieser Stelle schied, war die Anlage so weit geschehen, daß der Eröffnung zu der bestimmten Zeit nichts mehr im Wege stand.

---

10) Fr. Brun, Römisches Leben, II. 326.

11) Rahel's Briefe, I. 464.

1) Mitgetheilt in Dorow's Reminiscenzen. Leipzig, 1842. S. 105.

Zum Glück liegt uns ein Blatt vor, das uns ganz in die schöne Zeit seines damaligen Wirkens und Lebens versetzt — ein Brief nämlich, den er am 29. April (1810) an Dr. Wilhelm Motherby nach Königsberg richtete.[2]) Im Eingang entledigte er sich einer Mittheilung und eines Auftrages von Göthe. Motherby hatte Göthe'n etwas von Kant's Hand zukommen lassen und für sich dagegen etwas von Göthe's Handschrift gewünscht. Humboldt verhalf ihm dazu, und sendete es ihm mit der Bemerkung zu: die Handschrift bleibe immer etwas sehr Charakteristisches in den Menschen; die Göthe's aber habe für ihn gerade nichts, das ihm dessen Eigenthümlichkeit gerade bezeichnete. Schiller hätte, seinem Urtheile nach, eine viel genialischere und ihm angemessenere gehabt. „Sie müssen noch außerdem wissen," fügt er hinzu, „daß Göthe seine Werke nie selbst schreibt, sondern immer diktirt; ein ganz von seiner Hand geschriebenes Blatt ist daher etwas Seltenes, und ich wüßte mich keines so langen zu rühmen, als die Inlage ist." Dann erwähnt er noch einiger Wünsche, die Göthe in einem seiner Briefe an ihn selbst ausgesprochen, und die von Motherby leicht befriedigt werden konnten. Göthe suchte nämlich Handschriftliches von Männern, die Hamann's und Kant's Lehrer sein konnten; Winke über die ganz eigne Art von Kultur, die in Königsberg zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Statt gefunden, und ein Paar der seltenen kleinen Schriften von Hamann, die ihm noch fehlten. Darnach fährt Humboldt fort:

„Ich bin jetzt beschäftigt, Ihnen einen guten Chirurgen und Operateur nach Königsberg zu schaffen. Gräfe aus Ballenstädt, den Sie vielleicht dem Rufe nach kennen, ist dazu bestimmt. Er hat zwar noch nicht vollkommen ange-

---

2) Zuerst mitgetheilt in Dorow's Facsimile's von Handschriften berühmter Männer und Frauen. Nr. 2. Berlin, 1836.

nommen, allein ich denke, daß es sich noch so fügen soll, daß er sich hinzugehen entschließt. Ich dächte, er müßte sich auf eine einträgliche chirurgische Praxis Rechnung machen können. Ich sah ihn bei meiner neulichen Durchreise durch Halle, wo er gerade war, bei Reil, und habe in ihm einen noch jungen und sehr liebenswürdigen Mann gefunden. Hier vermehrt sich das Personal für die Universität auch nach und nach. Reil hat nun seine völlige Entlassung, tritt aber sein Amt erst im Herbst an. Allein er will vorher auf einige Wochen herkommen, und ich erwarte ihn in einigen Tagen. Rudolphi, aus Greifswalde, der vergleichende Anatomie lesen soll, hat bereits angenommen. Illiger, ein sehr guter Entomologe, kommt aus Braunschweig. Ein Astronom, Oltmanns, der die astronomisch-geographischen Beobachtungen meines Bruders herausgegeben, wird aus Paris, und Gauß, wohl jetzt der erste Mathematiker Deutschlands, aus Göttingen berufen. Savigny, ein trefflicher Jurist, kommt aus Landshut. So rücken wir freilich nach und nach vorwärts. Allein zum wirklichen Werden der Universität fehlt allerdings noch viel, und diese neue Gründung wird mir noch viel Sorge und Mühe, indeß auch, da sie wirklich nur durch mich allein betrieben worden ist, viel Freude machen. Auch Sie erhalten nach Königsberg einen neuen Astronomen, Bessel, aus Lilienthal, und einen brauchbaren Theologen und, wie man uns versichert, guten Kanzelredner, Krause aus Naumburg.

„Dies Jahr hat Berlin im Klima gar keinen Vorzug vor Königsberg. Wir haben bis vor drei Tagen eisige Kälte und einen so austrocknenden Ostwind gehabt, daß sich fast Niemand ein gleiches Phänomen erinnert. Dieser Ostwind hat auch mein Augenübel gar sehr vermehrt. Nicolovius und ich schmälen oft gemeinschaftlich auf Berlin, und erinnern uns dann mit doppelter Dankbarkeit an Königsberg.

Ja, mein Lieber, es war offenbar in Königsberg viel, viel schöner, und ich beweise es auf eine wirklich auffallende Weise, da ich, außer Geschäftsbesuchen, fast keine einzige Gesellschaft besuche. Selbst Stägemann sehe ich äußerst wenig. Daß Ihnen Gotthold gefällt, ist mir ungemein lieb. Sein Aeußeres ist von der Art, daß es Vertrauen einflößen muß, und ich hoffe, daß ihm auch diese empfehlende Eigenschaft in seinen Schulverhältnissen nützlich seyn soll. Das Friedericianum kann eine sehr gute Erziehungs- (nicht blos Unterrichts-) Anstalt, deren wir so wenige besitzen, werden; es war in den letzten Jahren schrecklich und unverantwortlich in Verfall gerathen.

„Uebrigens geht mein Leben hier mehr auf eine sehr beschäftigte, als angenehme Weise hin. Eine Sache greift in die andere, und man hat selten Muße genug, einen ruhigen Rückblick zu machen. An sich ist das keine gerade erfreuliche Existenz, und Alles, was dabei noch anziehen kann, ist, daß etwas Wohlthätiges für Andere herauskomme. Meine Frau und meine Familie sind in diesem Augenblick sehr glücklich in Neapel. Ich habe schon einige Briefe von dort, die nicht genug die Schönheit des Himmels und der Erde aussprechen können.“

Bei Besetzung der Lehrstellen der neuen Universität war das nächste Augenmerk auf Verwendung der im Staate noch vorhandenen Kräfte zu richten. Sofern aber diese zu dem umfassenden Zwecke nicht hinreichten, mußte man sie durch Verstärkung von außen her zu vervollständigen suchen.

Berlin selbst bot eine namhafte Zahl von Gelehrten dar, von denen Mehrere auch für die Universität ein Gewinn waren. Vor Allem ward die Akademie der Wissenschaft mit ihr in Verbindung gesetzt — ein Institut, das

freilich, und erst durch diese Verbindung, seiner eigenen Wiedergeburt entgegensah, da bisher darin der französische Geist aus Friedrich's Zeit noch immer vorgewaltet hatte. Doch zählte sie, namentlich im Fach der Naturwissenschaften und der Mathematik, mehrere Köpfe, die auch für die neue Anstalt von Gewicht waren, und von denen einige bisher schon öffentliche Vorträge zu Berlin gehalten hatten.

Doch ungleich wichtiger waren die Kräfte, die der neuen Stiftung von den nunmehr verlornen Universitäten, namentlich von einer derselben, überkamen. Fichte kam von Erlangen, eine Größe, die für sich allein wog. Halle aber gab mehr als Einen; es ward in gewissem Sinn das Fundament der neuen Stiftung. Dort war schon mehrere Jahre her vereinigt, was Preußen — besonders nach Kant's Tod — an wichtigen akademischen Kräften besaß. Dort hatten unter F. A. Wolf's Leitung die gründlicher und in ihrer humanen Bedeutung tiefer erfaßten Alterthumsstudien Boden gefaßt. Neben ihm trat nachher Schleiermacher, namentlich in dem Unglücksjahre 1806, hervor, und mit ihm schon die nationale Richtung, die bald so mächtig werden sollte. Diese Männer, auch Reil (ebenfalls ein ganz entschiedener Patriot), endlich Schmalz, damals noch ein Mann von ehrenwerthem Rufe — trugen das frischere Leben, das in Halle aufgegangen war, in die neue Schöpfung hinüber. — Zu den vorhandenen Kräften kam noch eine sehr namhafte. Niebuhr, der mehrere Jahre besonders in den finanziellen Angelegenheiten des Staats von großem Einfluß gewesen, zog sich unzufrieden zurück, und trat als Lehrer bei der Universität auf.

Mit all' diesen gewaltigen Mitteln wäre aber doch eine recht umfassende Schule der Wissenschaft und Kultur noch nicht geschaffen worden. Es mußte mehr und vielfältigeres geistiges Leben dahin strömen; man mußte aus verschiedenen

Gegenden Deutschlands Ergänzung suchen. Welch' ein Glück, daß ein so universeller Geist sich an der Spitze befand! Humboldt war ganz der Mann, um für alle Wissenszweige Sorge zu tragen, solcher auch, die bisher auf deutschen Universitäten nur schwach oder gar nicht betrieben worden waren, ganz der Mann, um sich nicht von bloßen Schaumgeburten und Parteiungen des Tages blenden zu lassen, und ächt wissenschaftliche Größe zu erkennen. So erging denn durch ihn, oder in seinem Auftrage, der Ruf an eine Menge der ausgezeichnetsten Deutschen. Man stellte Bedingungen, wie sie so vortheilhaft wohl nie unsern Universitätslehrern geboten worden waren. Dennoch lehnte mancher den Ruf ab, entweder den politischen Verhältnissen nicht vertrauend, oder weil er den Punkt, wo er war, nicht verlassen mochte. So erging es mit Friedrich Jacobs[1]), mit Hugo[2]), mit Gauß u. A. Dagegen glückte es Humboldt mit vielen und sehr bedeutenden Männern. Er gewann Illiger aus Braunschweig, Rühs und Rudolphi von Greifswalde, Reil, der vorerst noch in Halle geblieben war; er gewann Böckh[3]), de Wette und Marheinecke von Heidelberg, endlich den großen Rechtsgelehrten Savigny[4]) von Landshut.

So ward es möglich, daß diese neue Anstalt gleich bei der Eröffnung Männer von großem Ruf, ja des ersten

---

1) Mit ihm verhandelte Uhden. Er sollte zugleich die Direktion eines der Berliner Gymnasien übernehmen. Siehe Fr. Jacobs' Personalien. Leipzig, 1840. S. 114.

2) Allgemeine Zeitung, 26. April 1810: Blicke auf die norddeutschen Universitäten.

3) Dieser ausgezeichnete Schüler Wolf's stand Humboldt schon in der Richtung seiner Studien sehr nahe. Er faßte das Leben und Denken der Griechen mit ihrer Sprache zugleich auf, und war auch mit Pindar insonders beschäftigt.

4) Savigny soll, wie man behauptet, durch die höchste Besoldung gewonnen worden sein, die bis dahin einem deutschen Professor verwilligt worden. Nach John Russell, a. a. O., I. 391.

Ranges, in allen Fakultäten aufweisen konnte. Neben den Gründern der historischen Rechtsschule sah man die hellsten Richtungen der Zeit, nach allen Seiten, welche Fülle von Wissenschaft, von Anregung und Leben! Als Philosoph wirkte Fichte; in der Theologie glänzten Schleiermacher, de Wette, Marheinecke; in der Jurisprudenz besonders Savigny und Schmalz. Die medicinische Fakultät zählte neben Friedländer und Kohlrausch[5]) namentlich einen Hufeland und Reil. In den Naturwissenschaften, in Physik und Chemie fand man Klaproth, Hermstädt, Illiger, Erman; Mathematik lehrte Tralles; als Geschichtslehrer traten Niebuhr und Rühs auf; in der Alterthumswissenschaft F. A. Wolf, Spalding, Heindorf, Buttmann, Böckh, für vergleichende Sprachforschung Bernhardi. Hirt las über bildende Kunst. Neu und vielbedeutend trat jetzt auch das Studium des Altdeutschen heran, da von der Hagen die ersten Vorträge über das Nibelungenlied hielt. Diese und andere Namen führte gleich das erste Lektionsverzeichniß, im September 1810, auf. Und noch fehlten Einige, die nur auf Reisen, aber schon für die Universität bestimmt waren, wie Wildenow, der berühmte Botaniker, und der kritische Kopf J. Bekker.

Man hat von jeher diesen Anfang nur bewundert. Doch ist neuerdings auch ein Tadel laut worden, der um so mehr hier eine Berücksichtigung verdient, da er recht eigentlich gegen Humboldt gerichtet wurde und von einem Mann ausgeht, der sonst nur mit Begeisterung von dieser Stiftung spricht — nämlich von Steffens. Dieser klagt darüber, daß nur den Bestrebungen der neuesten Philosophie der Zutritt erschwert worden sei. „Man berief," sagt Steffens, „die ausgezeichnetsten Gelehrten, und ein jeder nahm gern

---

5) Dieser wurde von Rom berufen, wo ihn Humboldt als Hausarzt liebgewonnen hatte.

den Ruf an. Nur in Beziehung auf die Spekulation herrschte ein bedeutendes Schwanken. Im Anfange war es die Absicht, geflissentlich ein philosophisches Chaos hervorzurufen: welches einen merkwürdigen Gegensatz gegen die spätere, selbst von den Behörden unterstützte strenge Schule bildete. Die Bedeutung der Spekulation für die deutsche Bildung ward zugestanden und erkannt, aber nicht anerkannt. *Besonders schien man der Naturphilosophie keineswegs günstig.* Höchstens wollte man die Anwendung einiger Kantischen Begriffe auf die empirische Ausbildung der Naturwissenschaft dulden. So schien man geneigt zu sein, eine vorherrschend dynamische Hypothese, der atonistischen, in England und Frankreich zu Grunde gelegten, als für Deutschland passend zu betrachten. W. v. Humboldt glaubte, daß kein philosophisches System der damaligen Zeit auf Anerkennung Anspruch machen könnte. Junge geistreiche Männer, meinte er, könnten sich als Privatdocenten den Rang abzulaufen suchen, und dem endlichen Sieger könnte man den Kranz reichen. Einen Professor der Philosophie brauche man zwar, aber Fichte wäre ja da, und Schleiermacher, obgleich Theolog, war ja auch ein tüchtiger Philosoph.“ [6])

Allerdings ist Berlin erst in späterer Zeit der Hauptsitz der neuern Philosophie geworden; auch ist es vielleicht richtig, daß Humboldt, weil er im Allgemeinen diese Entwicklungen für einen Rückschritt ansah, gegen das Bessere, was sie enthielten, nicht gerecht genug war. Es wäre jedoch die Frage, ob ihm z. B. *Schelling* nicht willkommen gewesen wäre, wenn er ihn hätte für Berlin gewinnen können, oder wenn der Gegensatz zu Fichte nicht zu herb gewesen wäre. Wenigstens hat er die Verdienste, die Schelling sich um die

---

6) *Steffens.* Was ich erlebte, VI. 143—44.

philosophische Diktion der Deutschen erworben, rühmend anerkannt,[7]) und er dürfte selbst vieles, was dem Gehalt der frühern Schelling'schen Philosophie angehört, nicht im Widerspruch mit seiner eigenen Betrachtungsweise gefunden haben — wenn er es auch auf eine natürlichere Art und mit mehr Kritik entwickelt sehen wollte.[8]) Wenn aber der oben enthaltene Vorwurf am Ende gar nur darauf hinausläuft, daß man sehr Unrecht gethan, Steffens selbst nicht an die neue Universität zu berufen, so fällt in die Augen, daß dieser Letztere hier nur als Richter in eigener Sache spricht. Ein großer Theil der denkenden Köpfe Deutschlands wird es Humboldt gar nicht verargen, wenn er etwas mißtrauisch gegen die Philosophie eines Mannes war, in der die sinnigste Naturbetrachtung sich von früh an so eigenthümlich mit einem die Freiheit des Denkens in hohem Grade gefährdenden Mysticismus paarte. Auch ist sich Humboldt in dieser Abneigung recht consequent geblieben. Denn wie er, trotzdem daß Schleiermacher seinen ganzen Einfluß dafür geltend machte,[9]) im Jahr 1810 nicht zu bewegen war, Steffens an die Universität zu rufen, so drückte er seinen Unmuth über Verirrungen dieses geistvollen Denkers auch in spätern Zeiten unverholen aus, wo die mystischen Richtungen sich größerer Begünstigung zu erfreuen hatten. Steffens war aus Norwegen zurückgekommen und hielt, bevor er nach Breslau heimkehrte, im Winter 1824—25 Vorlesungen über Naturphilosophie in Berlin. General Gneisenau hatte — aus rein persönlicher Neigung zu dem Vortragenden — seinen Saal hiezu eingeräumt, wo ein zahlreiches und ange-

---

7) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

8) Ueber Humboldt's Stellung zur Naturphilosophie, siehe auch oben Th. I. S. 385.

9) Steffens a. a. O., VI. 146. Es gelang Schleiermachern, auch nach Humboldts Rücktritt, nicht, es durchzusetzen.

sehenes Publikum sich versammelte. Die auffallenden Sätze, die man hörte, wurden weitherum gesprochen. Unter andern hatte Steffens den Sündenfall mit der Schiefe der Ekliptik zusammengestellt. Dies kam auch zu Humboldt's Ohren, der sich sehr darüber lustig machte. „Ganz Recht!“ meinte er, „die Ekliptik ist vor Schreck über den Sündenfall plötzlich schief geworden.“ [10])

Gesetzt aber auch, Humboldt wäre wirklich zu argwöhnisch gegen die neuere Spekulation gewesen, so müssen wir doch rühmen, daß er dafür seine Verwaltung um so freier von einem andern Fehler gehalten, in den die Leiter des öffentlichen Unterrichts, auch die tüchtigsten, wie wir erlebt haben, so leicht verfallen, — nämlich von dem, ein bestimmtes philosophisches System über Maßen oder ausschließend zu begünstigen. Gerade ein solches Verfahren rächt sich am bittersten an der Regierung selbst. Wollen wir daher nicht, mit Schleiermacher, [11]) die Wahlen und Berufungen lediglich der Universität wie einem unabhängigen Vereine in die Hand geben — und dies werden Wenige wollen! — so ist es noch das geringste Uebel, wenn bei Berufung von Philosophen von Seiten der Behörde zu große Vorsicht geübt wird. — Die Berliner Universität hat gerade in ihrer ersten Zeit, da die Philosophie noch nicht so überwiegend vortrat — freilich auch in Folge der Freiheit, die von oben gewährt war — einen Geist der Frische und Freiheit, vielfältigen und individuellen Lebens an den Tag gelegt, [12]) wie er nachher, trotz des übrigen Gedeihens der Anstalt, nicht in solchem Grade zu finden war, woran freilich immer auch der Geist

---

10) Aus handschriftlicher Quelle.

11) In der oben erwähnten Schrift über die Universitäten.

12) Siehe die Parallele zwischen den Universitäten Jena und Berlin, Th. I. S. 260–61.

der herrschenden Philosophie so viel Schuld gehabt haben mag, als die Einseitigkeit, der die Behörde in diesem Punkte huldigte.

Auch die sonstige Ausstattung der Universität war großartig. Man besaß dort schon länger ansehnliche Sammlungen, die jetzt der Hochschule übergeben, oder mit ihr in Verbindung gesetzt wurden. Man hatte eine bedeutende Bibliothek, einen botanischen Garten, eine Sammlung anatomischer Präparate und eine reiche Anzahl andrer naturwissenschaftlicher Sammlungen, die, durch neue Erwerbungen noch bereichert, nun zu einem der großartigsten Museen für Naturgeschichte heranwuchsen. Noch andre wissenschaftliche Institute, z. B. Seminarien für Theologen und Philologen, wurden nach einem großartigen zeitgemäßen Plane entworfen und mit derselben Freigebigkeit bedacht.

Auch in der Universitätsverfassung wurde besonders in Hinsicht der Gerichtsbarkeit manche zeitgemäße Anordnung getroffen,[1]) und wie man auf der einen Seite so zu fördern gesucht, so mied man auf der andern jeden beengenden Zwang. „Selten," schrieb im Jahr 1813 ein diesem Fache nahe stehender Mann (Nolte) an Schütz in Halle, „selten möchte sich eine Universität gleich in der ersten Zeit einer so nachdrücklichen Hülfe der Regierung und einer so freien Thätigkeit zu erfreuen gehabt haben . . . Hier ist fast kein Wunsch unbefriedigt geblieben." [2])

---

1) Auch wurden von der Sektion Vorkehrungen getroffen, um die Jugend vor den Gefahren der großen Stadt möglichst zu sichern. Allg. Zeitung, 16. Juli 1810.

2) Schütz's Briefw. II. 301.

So war denn das Nöthige eingeleitet, den königlichen Befehl pünktlich zu vollziehen. Humboldt selbst aber schied aus dieser Stellung, bevor die Universität eröffnet wurde. Doch war das Wesentliche gethan, so daß nun die Sache auch von geringern Kräften durchgeführt werden konnte. Es ist ein recht charakterischer Zug in Humboldt's Leben, daß er bei der Eröffnung dieser Schöpfung nicht einmal zugegen sein sollte. Unterm 29. April 1810 schon gab er den Wunsch zu erkennen, in die diplomatische Laufbahn zurückzutreten. Diesem Wunsch ward in der Mitte des Junius entsprochen, und er auf einen Posten berufen, wo man eben eines solchen Mannes recht dringend bedurfte.

Ueber die Gründe, welche Humboldt veranlaßt haben, diese schöne Thätigkeit aufzugeben, ruht noch jetzt ein Dunkel. Gewiß ist, daß das damalige Ministerium sich in einer sehr schlimmen Lage befand, und täglich seiner Auflösung entgegen schritt. In allen Maßnahmen herrschte eine gewisse Unsicherheit, weil man sich in dem Finanziellen nicht zu helfen wußte. Ueberall vermißte man einen Arm, der das Ganze leitete. Wiederholt verbreiteten sich Gerüchte von Dohna's Rücktritt und der Auflösung des ganzen Ministeriums. Endlich entschloß sich der König, Hardenberg herbeizurufen und ihn als Staatskanzler an die Spitze zu stellen; Napoleon ließ es geschehen, und am 6. Junius 1810 wurde der Neuernannte in sein Amt eingeführt. Der Großkanzler Beyme und der Finanzminister Freiherr v. Altenstein zogen sich sogleich zurück, auch Scharnhorst, doch dieser nur scheinbar, denn er wirkte fortan im engsten Einverständniß mit dem Kanzler. Der Minister Graf zu Dohna setzte seine Funktionen noch bis zum November dieses Jahres fort. Mit Hardenberg's Eintritt kam Einigkeit und ein festerer Gang in die Geschäfte; die Verfassung der obersten Regierungsbehörden ward vereinfacht, die finanzielle Schwierigkeit

gelöst; so daß man die innern Reformen mit größerer Kraft durchsetzen und nach außen mehr Haltung beweisen konnte. Es ist ein großes Verdienst dieses Mannes, solches bewirkt, und unter den schwierigsten Verhältnissen zugleich die Existenz des Staates aufrecht gehalten, und die Mittel seiner Wiederherstellung vorbereitet zu haben. Indem er sich mit bewunderungswürdiger Klugheit auf der einen Seite unter die französische Obermacht fügte, auf der andern die im Innern gährenden Kräfte in wohlthätigen Banden hielt, rettete er den Staat von einer vorzeitigen Explosion, die ihn muthmaßlich in den Abgrund gebracht hätte. Wohl hätte man sich des guten Gestirns, das über Preußen aufgegangen war, erfreuen können, wenn nicht gerade jetzt ein schöneres entschwunden wäre, da am 19. Juli desselben Jahres das Leben der allverehrten Königin erlosch.

Indem wir die Krisis, welche dem oben ausgesprochnen Wunsche unseres Humboldt fast auf dem Fuße folgte, vorangestellt, wenden wir uns zu dem zurück, was ihn bewegen konnte, schon im April seinen Abschied zu fordern. Die kritische Lage des Ministeriums berührte ihn kaum, ja er konnte hoffen, daß der Sturz desselben manche Hemmungen hinwegräumen würde, mit denen er bisher gekämpft. Doch jene Differenzen waren ausgebrochen, ehe dieser Sturz entschieden war, sei es nun, daß sie durch die Ungewißheit der Befugniß des Sektionschefs gegenüber dem Minister des Innern,[1]) oder durch Einsprache des Finanzministers in die Humboldt'sche Verwaltung herbeigeführt

1) Wir wollen doch nicht unerwähnt lassen, wie der Historiker Woltmann in dem oben Th. I. S. 48 angezeigten Artikel diese Vermuthung ausführt. „So reiche Mittel," sagt er, „selbst der erschöpfte niedergebeugte preußische Staat für die geheiligten Zwecke und Geschäfte dieser Sektion aufgebracht hatte, fühlte sich das Haupt derselben doch dadurch gehemmt, daß es vom Minister des

worden. Merkwürdig wäre es, wenn Altenstein damals dem Departement, das er später leiten sollte, die Mittel erschwert hätte.

Wie dem aber sei, die Auflösung des Ministeriums Dohna änderte nichts mehr in diesem Entschlusse. Kaum hatte der neue Staatskanzler die Zügel der Regierung ergriffen, so wurde dem von Humboldt ausgedrückten Wunsch gewillfahrt, indem er, durch Cabinetsordre vom 14. Juni desselben Jahres, zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am österreichischen Hofe ernannt und ihm zugleich der Charakter eines geheimen Staatsministers beigelegt wurde. Wir werden die Wichtigkeit dieser Berufung im nächsten Buche betrachten. Abgesehen aber auch von dieser Bedeutung, konnte unter den damaligen Umständen — da der römische Posten vacirte, nicht leicht eine angenehmere Stelle gefunden werden, als die eines Gesandten in Wien.

So leid es Humboldt thun mochte, sein bisheriges Amt, so wie auch Berlin in einer geistig so anregenden Epoche verlassen zu sollen, so konnte ihn, in letzter Hinsicht zumal, der Gedanke trösten, daß es ihm nun auch für seine Person wieder mehr vergönnt sein werde, wissenschaftliche Studien zu pflegen, ohne sich deshalb den Aufgaben des Vaterlandes zu entziehen. Bisher aber war er dergestalt von Berufsgeschäften überhäuft gewesen, daß er nicht einmal hoffen durfte, der Aufforderung des Professors Vater genügen zu können, welcher ihn in dieser Zeit ersucht hatte, die längst

---

Innern abhing, und nicht wußte, viel weniger bestimmen durfte, mit welcher Summe es für seine Absichten und Ideen schalten durfte. Dies fiel um so lästiger, da es sonst wegen des freien Geistes im Preußischen sich in keiner Ansicht und Ausführung beschränkt sah. Einzig aus diesem Grunde scheint H. den ihm sonst so werthen und interessanten Posten wieder aufgegeben und seine diplomatische Laufbahn fortgesetzt zu haben."

gesammelten Materialien über die Baskische Sprache für den Mithridates zu verarbeiten.

Unter'm 23. Juni ward Nicolovius beauftragt, einstweilen die Leitung der Sektion zu übernehmen, obwohl die Abreise des bisherigen Chefs sich bis Anfang Septembers verzögerte. Die Kunde von Humboldt's Ausscheiden erweckte allgemein die Besorgniß,[2]) daß diese Geschäfte ganz in's Stocken gerathen, und namentlich die Eröffnung der Universität hinausgeschoben werden würde. Man glaubte, daß hier nun alles wieder in die Sphäre des Gewöhnlichen sinke. Darin hatte man Unrecht. Der dauernde Impuls war gegeben, und auch die Anlage der Universität so weit gediehen, daß es Nicolovius, in Verbindung mit dem noch fungirenden Grafen Dohna, leicht wurde, die noch nöthigen Anordnungen zu treffen. Der Staatskanzler trug damals brieflich die Leitung der Sektion dem in Paris weilenden Alexander von Humboldt an, dieser jedoch zog es vor, seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben, und lehnte dieses Anerbieten ab.[3]) Im November 1810 trat der geheime Staatsrath von Schuckmann an die Stelle, und Nicolovius ward zum Direktor in beiden Abtheilungen ernannt.

Die Tugenden, welche Humboldt als höherer Beamter entwickelt hatte, die gereifte Einsicht, die unbestechliche Wahrheitsliebe und die energische Thatkraft wurden auch höchsten Orts wohl erkannt. Die schönste Anerkennung war der Wiener Posten. Doch auch sonst fehlte es nicht an

---

2) Vergl. Morgenblatt, 11. Oktober 1810 (Correspondenz aus Berlin). — Nicolovius selbst fürchtete dies, nicht minder Wolf und Zelter. Siehe Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 189—90. Körn, a. a. O., II. 56. Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 405.

3) Siehe auch Morgenblatt vom 21. Aug. und 9. Dez. 1810.

Zeichen der königlichen Achtung. Als man im Anfang des Jahres 1810 (18. Jänner), da Humboldt noch auf der Erbschaftsreise war, die zweite und dritte Classe des bisher einfachen rothen Adler-Ordens stiftete und nur die dritte vorerst austheilte, war er unter den wenigen höchsten Staatsdienern, die sie empfingen.[1])

Auch vor dem wissenschaftlichen Tribunal fand sein Wirken immer mehr Anerkennung. Schon im Anfang des Jahres 1809 wurde er zum auswärtigen Mitglied der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen,[2]) und im Sommer 1810 in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, deren außerordentliches Mitglied er bisher gewesen, zum ordentlichen Mitgliede und zwar der philosophischen Classe ernannt. Mit ihm zugleich Schleiermacher, Niebuhr und Uhden zu ordentlichen Mitgliedern in der historischen Classe.

Humboldt war schon in Wien, als die neue Universität eröffnet wurde. Es geschah ohne alle Feierlichkeit.[1]) Die Vorlesungen begannen den 15. Oktober 1810. Der Erfolg war ein großartiger. Davon hat Steffens eine Schilderung gegeben, die jeden Leser mit sich fortreißt.[2]) Fast alle Hochschulen wurden von dieser neuen Anlage in Schatten gestellt; kaum vermochte Göttingen, und etwa Heidelberg mit ihr zu wetteifern. Und doch war diese Stiftung nicht, wie einst die

---

1) Allg. Zeitung, 31. Jan. 1810. Auch Scharnhorst, York, Altenstein, Dohna, Beyme, Klewitz und A. waren unter den das erste Mal Dekorirten.

2) Siehe Morgenblatt, 17. April 1809 (Berlin, 25. März).

1) Doch holte man diese in gewisser Hinsicht nach, am 3. Aug. 1811, dem Geburtstage des Königs.

2) A. a. O., VI. 275—77.

vom Freiherrn von Münchhausen in's Leben gerufene, in ruhigen Zeiten, bei vollem Schatze, oder in einer Epoche eingeleitet worden, wo es leicht war, das Tüchtige zu erkennen und zu gewinnen.

Nun erst ward Berlin eine Stätte deutschen Geistes, die es bisher in geringerem Grade gewesen, und die doch jetzt bald alle andern überragte. Der Geist, der hier aufging, strömte bald auch in die Provinzen zurück. Als dann die Stunde der Entscheidung schlug, enthüllten sich die großen Folgen, die den geistigen Vorschritt des Landes begleiteten.

Und diese Wirkung dauert fort auf unsere Zeiten, ob schon auch diese Schöpfung noch manche Anfechtung zu bestehen hatte. Noch im Jahre 1815 erklärten sich engherzige Verwaltungsmänner, wie der geheime Staatsrath v. Bülow, laut gegen das Humboldt'sche Kind, die Berliner Universität, und weissagten ihr ein baldiges Ende.[3]) Welche Anfechtungen aber das ganze Departement des Unterrichts seit den Zeiten des Herrn von Kamptz erfuhr, ist uns leider in zu gutem Gedächtniß. Zum Glück war in dem edlen Altenstein — der im Jahr 1817 an die Spitze des neugestifteten besondern Ministeriums für Kultus und Unterricht trat — ein Mann gefunden, dem ernstlich daran lag, diese Schöpfung zu pflegen, und der ihren Widersachern Stand hielt, so weit er vermochte.

* * *

Ich habe es hier versucht, von dieser so interessanten Epoche des Humboldt'schen Lebens wenigstens einen Umriß zu liefern. Wie sehr aber wird uns hier noch der Mangel genauerer Kenntniß der damaligen Staatsverhandlungen,

---

3) Schütz's Briefw., I. 32.

des Kampfes der verschiedenen Parteien, der Ansichten so großer Staatsmänner fühlbar! Wie anders würde es sein, wenn uns eine aus den Akten gezogene Geschichte der innern Staatsveränderungen in Preußen, besonders der Jahre 1807 bis 1813, wenn uns die einzelnen Arbeiten der Immediatcommission, wenn uns außerdem die Gutachten und Berichte eines Humboldt und so mancher gleich bedeutende Schatz von Staatsweisheit und großartigen Ansichten vorläge, statt, wie bisher, nur in den Akten zu vermodern.

Sechstes Buch.

Humboldt in den großen politischen Geschäften, bis zu seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst.

Gesandtschaft zu Wien. Thätigkeit auf den Congressen zu Prag und Chatillon, bei den Pariser Friedensschlüssen, auf dem Congreß zu Wien, dann zu Frankfurt und London. Sein Ministerium und seine Theilnahme an dem innern Kampfe Preußen's bis zum Siege der Reaktion.

1810 bis 1819.

Wir kennen die Grundzüge des Humboldt'schen Wesens. Es war eine vorwiegend intellektuelle Natur, und doch eine muthige und thatkräftige dabei. Aber mitten im regsten Wirken für die praktische Welt verrieth ein eigenthümlicher Zug den Boden, in dem er seine Heimath hatte. Auch fand er in Thatengröße nicht das Glück. Dies suchte er nur in seinem eigenen Busen, in dem Ganzen, das man sich dort schaffen kann, wenn alles äußere Wirken immer unvollendet bleibt. Dieser innern Einheit versichert, konnte er sich aber dreist in's Weltgewühl mischen,

„Die Kräfte, die sonst unerforschet schliefen,
„Am reichgegebnen Stoffe kraftvoll prüfen."

Er hatte nicht zu fürchten, daß ihm die innere Freiheit gefesselt werde; er wußte vielmehr, daß er im wildesten Sturme sich wiederfinden würde. Er sah das Wirken für die Welt, das sich Hingeben an ihre Interessen, für Pflicht an; er warf sich muthig in das Rollen der Begebenheit, so sehr es des Geistes Art ist und zumal seines Geistes war, zu verweilen, und „starr den Blick auf Einen Punkt zu lenken." Der Mensch, sagte er, muß beide Wesen in sich einen, doch Seelenkleinod ihm Beschauung scheinen.[1])

---

1) Ges. Werke, IV. 341. 371. Vergl. meine frühere Charakteristik oben I. 47—53.

Einem so tief und gründlich gebildeten Geiste, wie Humboldt, auch unter den handelnden Männern nur zu begegnen, könnte schon Verwunderung erregen, und man würde es ganz natürlich finden, wenn man von ihm hier etwa urtheilen müßte, wie man es von Andern muß, von denen es heißt: Es war ein großer Dichter, aber ein schlechter Politiker, oder es war ein trefflicher Geschichtschreiber, aber ein mittelmäßiger Minister — dies vielmehr ist das Auffallende, daß man von eben diesem intellektuellen Geiste sagen muß: Er war auch der Ersten Einer unter den Staatsmännern seiner Zeit. Denn wenn je, und vor allem in der modernen Zeit, ein Beispiel gegeben worden, das den im Allgemeinen richtigen, aber doch auch mit manchem Vorurtheil gepaarten Satz: daß gelehrte Männer selten für die Welt und die Geschäfte taugen, merkwürdig beschränkt und eine glänzende Ausnahme davon darstellt, so hat Humboldt ein solches gegeben.

Und doch war er, wie alle wissen, die ihn gekannt haben, nicht einmal von Natur mit allen den Mitteln gerüstet, die staatsmännische Größe zu begünstigen pflegen. Sein Aeußeres war wenigstens nicht anziehend; beim ersten Anblick fühlte man sich eher von ihm abgestoßen, obwohl die hohe, mächtige Gestalt imponirte, und man sein Gesicht, je länger man es betrachtete, immer klüger, bedeutender, ja angenehm fand. Varnhagen, mit der ihm eigenthümlichen Auffassungsart, wollte sogar in seinem Aeußern das Charakteristische und Bewunderungswürdige wiederfinden. „Die Betrachtung seiner Persönlichkeit", sagt er,[2] „gab unerschöpfliches Studium, und erst manch neue Räthselfrage, dann aber auch zuletzt manch ergänzenden Aufschluß des innern Wesens. Diese hohe und in den Schultern vorgebogene Ge-

2) In seiner Skizze: „Wilhelm von Humboldt."

stalt, diese zurückweichende Stirne, diese heraustretenden Forscheraugen, die zarte Blässe des ruhigen Gesichts, dessen Mienen gleicherweise im Ernst und im Lächeln Scheu und Ehrerbietung einflößten, der hagre, nicht muskelkräftige, aber durch starke Nerven zu jeder Anstrengung und Ausdauer willige Körper, die feine sanft schneidende Sprache, der aber niemals der Fluß des Ausdrucks und die Geschicklichkeit der Wendung versagt war — dies alles zusammen muß man im Leben gesehen haben, oder durch Macht der Einbildung lebendig hervorrufen können, um den Ausdruck wahrhaft zu fassen, zu welchem solches Innere und solche Leiblichkeit hier vereinigt waren!" — Humboldt aber hielt sich selbst für häßlich, und im höhern Alter, wo der Kopf etwas vorsank, fiel das mehr in's Auge. Dem gewöhnlichen Blicke erschien er jederzeit unschön. Seine Haltung hatte nichts, was man adelich nennen konnte; es war eine recht bürgerliche und gelehrte. Man mußte ihn wenigstens sprechen hören, um die Gewandtheit und Würde, die er, auch im Umgang mit Vornehmen und Großen, an den Tag legte, irgend begreiflich zu finden.

Es war die Macht des Geistes und des Charakters, die auch seine staatsmännische Größe begründeten; es war Wille und Uebung, die auch jene mäßigen äußern Mittel zu einem harmonischen Ganzen vereinigten. Dieser grübelnde, beschauende, studirende Humboldt, der auch in den Kriegsjahren, mitten im Feldlager der Alliirten, immer die griechischen Klassiker in kleinen Ausgaben mit sich führte, der während des Alle beängstigenden Congresses zu Chatillon, dem er als preußischer Bevollmächtigter anwohnte, noch mit Vollendung seiner Uebersetzung des Aeschylischen Agamemnon sich beschäftigen konnte — dieser selbe Humboldt entwickelte in dieser Zeit einen Muth und eine Thatkraft, einen Sinn für die Gegenwart und eine Gewandtheit für die verwickeltsten Auf-

gaben, die sich der Lösung darboten, daß man ihn den Gneisenau der politischen Konferenzen und unter den Staatsmännern nennen konnte. In der That, die hohe Intelligenz, die ihm zu eigen geworden, bewies sich auch schlagfertig; sie versagte ihm nicht in der Gegenwart der geübtesten und verschlagensten Diplomaten, noch im Kampfe mit ihnen. Man fürchtete ihn wie eine Erscheinung, gegen die die gewohnten Waffen nicht ausreichen. Er war thatenlustig, wo so Viele die Dinge gern in ein ruhiges Geleis gezogen hätten und das blutige Waffenspiel verwünschten. Er faßte die Ideen, die, heller oder dunkler, im Geist der Zeit geborgen lagen; er sah ihnen mit Unerschrockenheit in's Antlitz, und machte mit diesem Besitzthum, als wenn er das Haupt der Medusa auf der Brust trüge, seine altgläubigen und furchtsamen Kollegen erstarren. Es war seine lebendigste Ueberzeugung, daß nur durch freie Institutionen eine Nation gehoben und gestärkt werden könne. Die furchtbarsten Waffen lagen in seiner Hand, die eisigste Kälte der Satyre und Ironie neben der ruhigsten Anmuth des Scherzes, die Würde und Festigkeit einer tiefgewurzelten Ideenwelt bei der ausgebildetsten Macht der Dialektik. Er hatte das Talent, die Dinge von den verschiedensten Seiten anzusehen, und die gewandteste Diskussion darüber zu führen. Und im Kampf, wie im Frieden, entwickelte er eine Ruhe und eine Klarheit, die den Hörer schon gefesselt hatten, bevor noch die Gründe ihn überwältigten.

Es war Humboldt, wenn er einmal nicht sinnen und denken konnte, ganz gleich, womit er sich beschäftigte; wenn er nur seine Kräfte daran erproben, einen großen Sinn bethätigen konnte. Seine Fähigkeiten hielt er in steter Ausübung. „Nichts von allem, was er je gelernt“, sagt ein vieljähriger Beobachter, [3]) „durfte erlöschen oder schlummern, im

3) Varnhagen von Ense, a. a. O.

Gegentheil mehrte und kräftigte sich bei ihm stets das Einzelne wie das Ganze seines geistigen Besitzthums. Sein Willen schaltete leicht und frei mit jeder Thätigkeit; Stimmung und Umstände durften wenig einwirken. Nach unglaublichen Leistungen in Geschäftsarbeiten, denen er unermüdet und höchst fördernd oblag, war er frisch und munter zu wissenschaftlicher Anstrengung, wie zu heitrer Geselligkeit." Er übte seine körperlichen Kräfte, wie die geistigen. Ein fast das Leben hindurch ihn begleitendes Augenübel war fast das Einzige, was ihn in seiner Thätigkeit manchmal hemmte; ein Mangel im Sprechen, daß er kein Sch aussprechen konnte, sondern immer nur S sagte,[4]) war in ernster Debatte kaum bemerkbar, dem Scherze aber gab es auch einen äußern harmonischen Typus.

Wenn ihm etwas rein Geistiges nachtheilig worden, so ist es wohl die geistige Macht und Ueberlegenheit selber. Wir haben in der frühern Schilderung bemerkt,[5]) wie ihn diese Ueberlegenheit dahin führte, gegen die große Masse von Mittelmäßigkeit, mit welcher man zu verkehren genöthigt ist, nicht selten mit offnem Hohn zu verfahren, und manchmal auch solche, die es nicht verdient hätten, so zu behandeln. Auch strebte er sein Innerstes geflissentlich zu verhüllen; er verachtete die Alltagswelt zu sehr, um sie sein wahres Wesen erblicken zu lassen. Seine politische Thätigkeit — die ihn überhaupt seine innersten Gedanken und Sympathien mehr zurückzudrängen nöthigte — legte ihm auch noch von Amtswegen solche Verhüllung auf, und veranlaßte ihn nicht selten, seine Uebermacht auf wirklich erdrückende Weise zu äußern. Dies hat ihm ohne Zweifel sehr geschadet; es hat wohl auch dazu beigetragen, daß man sich seiner, sobald man solcher Gaben

---

4) Varnhagen, a. a. O.

5) Siehe oben Th. I. S. 54—55.

nicht mehr so dringend bedurfte, gern zu entledigen suchte. Den Diplomaten besonders war er jederzeit ein Aergerniß; er schlug sie mit ihren eigenen Waffen, und ließ ihnen doch nur zu deutlich merken, wie gering er solche schätze.

Aber auch dieser Uebermuth zeigt seine Stärke, die auch sonst nie bezweifelt wurde, und die sich in den verwickeltsten Fragen einer großartig bewegten Zeit auf's glänzendste bewährte. Er behandelte die Dinge mit Virtuosität. Was Andern Anstrengung dünkte, war ihm Genuß. Seine gelehrte Genauigkeit kam ihm auch in seinen Geschäftsarbeiten zu Statten; sein reiches Sprachwissen bei Verhandlungen und im geselligen Verkehr. Ein trefflicher Ausführer, faßte er leicht und sicher die Punkte, auf die es ankam, wußte die Sachen zu wenden, die Menschen zu überreden, die Stärke zu gewinnen, mit den Schwächen fertig zu werden,[6]) und das für Zwecke, die ihn innerlich oft kaum berührten, die nur die Pflicht ihm auflegte.

Dies Alles sind doch nur schwache Andeutungen! Um ganz zu würdigen, was Humboldt als Staatsmann vermochte, müßte man zur Genüge schildern können die Geistesstärke, mit der er den angestrengtesten Arbeiten oblag, bei oft nur dreistündigem Nachtschlaf, heiterer, gesellschaftlicher Laune, schwebend über den Massen, sie doch auch festhaltend und pflegend, als wenn er sie nicht verachtete; schildern können seine Alle, die unter ihm standen, bis zur Verzweiflung ermüdende Thätigkeit, seine Ordnungsliebe in Geschäften, Geduld im Anhören, seine listige Auffassung der Schwächen derer, mit denen er zu unterhandeln hatte, seine stoische Ausdauer in selbstgefaßter Meinung, Beherrschung aller Conferenzen, deren Mitglied er war, das Mißfallen der

---

6) Varnhagen, a. a. O.

geistig Unterliegenden; zur Genüge schildern, wie er, mit Ideen erfüllt, die weit über die engen Gränzen der Gegenwart hinaus reichten, dieses Allgemeine und Höhere im Sinn haltend, immer doch nur nach dem strebte, was unter gegebenen Verhältnissen ausführbar ist.

Dann erst würde man ganz erkennen, daß in neuern Zeiten schwerlich ein Andrer die öffentlichen Verhältnisse zugleich und die Wissenschaft mit solcher Größe des Geistes und solchem Geschick gehandhabt hat, als Wilhelm von Humboldt; daß er mehr war, als blos das, was man einen tüchtigen Geschäftsmann nennt, sondern ein wirklich von Ideen durchdrungener und geleiteter Staatsmann; man würde ganz begreifen, warum Böckh ihn einen Staatsmann von Perikleischer Hoheit nennen durfte.[7]) Die Verbindung deutscher Wissenschaft und der großen Welt, von der wir große Förderung erwarten dürfen, hat in ihm ein Vorbild gefunden. Ueberhaupt aber hat Deutschland, nicht Preußen allein, neuerer Zeit unter seinen Staatsmännern wohl Einzelne zu rühmen, die in bestimmter Richtung dem Staate mehr geleistet, als er; an wahrer Größe aber steht ihm nur Einer gleich, der ihn übrigens an Volksthümlichkeit weit überragt. Dieser Eine ist der Freiherr von Stein, dessen Bedeutung man neuerlich vergebens herabzudrücken versuchte, deren allseitige Würdigung jedoch demnächst von ausgezeichneter Hand zu erwarten steht. Humboldt hat nie eine Popularität gewonnen, wie sie Stein schon lange besitzt; er würde sie in gewisser Rücksicht auch nicht ansprechen. Stein's Energie war auf wenige Punkte gesammelt; gerade eine so einseitige Größe muß populärer sein. Daß er so kraftvoll

7) In den in der Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, am 9. Juli 1835, zu Humboldt's Andenken gesprochenen Worten.

auf Eines, was Noth that, auf ein mächtiges Deutschland hinwies, möchten der Staaten mehrere oder einer sein, daß er selbst, so sehr er konnte, vor allem dies zu bewirken im Auge hatte, und über die Armseligkeit, die nach so großen Anstrengungen, des preußischen Volks zumal, allenthalben übrig blieb, so unverholen das Verdammungsurtheil aussprach, dies hat seinen Namen unvergeßlich gemacht. Diese laute, rücksichtslose Opposition lag minder in Humboldt's Natur. Stand er aber auch in dieser Rücksicht nach, so war doch sein ganzes Wesen fertiger, besonnener, sein Wirken vielseitiger und reicher, und in Hinsicht auf Freiheitsinteressen inhaltsvoller. Besonders der Schluß seiner politischen Laufbahn macht ihn nicht minder unvergeßlich. In den wichtigsten Momenten unserer neuern Geschichte steht auch sein Name geschrieben. Daß man dennoch Humboldt bisher so ungleich weniger genannt findet, als Stein, darf nicht auffallen. Abgesehen davon, daß manchem unsrer Patrioten der Gedanke der Nationaleinheit, wie er bei Stein im Zorn über die Verfehltheit der Gegenwart hervortrat, ganz allein Werth hat, ist Humboldt's Verdienst auch nur Wenigen der Jetztlebenden näher und im Zusammenhange bekannt worden. Die stille, aber reiche Größe muß vor allen Dingen recht gekannt sein!

Ein Staatsmann von Perikleischer Hoheit — fürwahr ein richtiges Wort. Nicht der Mauernbrecher, der Stein war und unter Umständen noch mehr gewesen sein würde, sondern ein Geist, der dem jugendlichen Alter der Welt wie der bessern Zukunft unseres Volkes angehörte, schon in ihr lebte; der es nicht vergaß, auch für die Verwirklichung dieser Zukunft zu arbeiten, wo diese Aufgabe sich darbot, dem es aber doch mehr eigen, den Saamen der Wahrheit und Freiheit in die Nation hinauszustreuen, und ihn dann von selbst zur Reife kommen zu lassen, als die Frucht mit

Treibhauswärme zu zeitigen. — Nicht blos selbst nach klassischer Bildung ringend, nicht blos bemüht, Schönheit und Kunst der Griechen auf deutschen Stamm zu pfropfen, sondern zugleich ihr Leben mit unsern Vorzügen zu einen, unsern Sinn und Wesen mit griechischem Geist zu nähren — zeigte er sich auch darin als ein wahrer Zögling der Alten, daß er es ihnen gleich zu thun strebte, und, ähnlich den Staatsmännern, die zu Platons Zeit lebten, durchdrungen mit allen Schätzen des Guten und des Schönen, im Denken geübt wie im Handeln, an sich selbst das Gepräge harmonischer Bildung darstellte, das im Geiste uns Allen als ein Ideal vorschwebt.

Aber auch solches Talent bedarf der äußern Begünstigung, nicht sowohl um zu werden, als um sich zu offenbaren und eine bestimmte Höhe der Vollendung zu erreichen. Schon zu Rom und in seiner neuesten Thätigkeit hatte der praktische Humboldt sich entwickelt. Nunmehr bot Wien ein reiches Feld, und bald sollten die Begebenheiten in rascher Folge diese schöne Anlage vollenden

---

Die nächsten Jahre (1810—1813) füllten die Bewegungen und Vorbereitungen, die dem Befreiungskampfe vorhergingen. Es war die Zeit der geheimen Verabredungen und Verbindungen, durch welche, beim ersten günstigen Ereigniß, der französische Koloß zu Boden geworfen werden sollte. Schon streckte dieser seine Arme von der pyrenäischen Halbinsel bis an die litthauischen Wälder; Preußen konnte nur im Stillen sich zum Widerstande rüsten, und Oesterreich gelangte nur, indem es Napoleon eine Tochter des Kaiserhauses überließ, und öffentlich alle Verbindung mit England aufgab, zu einiger Ruhe und Sicherheit.

Je gedrückter dieser Zustand erschien, desto eifriger betrieb man die Vorbereitungen der Befreiung, von Seiten einzelner oder insgeheim verbündeter Patrioten sowohl, als der tief beleidigten Regierungen.

Besonders merkwürdig ist, was damals muthvolle Männer auf eigene Hand unternahmen. Ueber halb Europa schlangen sich die Fäden einer halb geheimen, halb öffentlichen Verschwörung. Preußen, das Rache dürstende, war ihr Hauptsitz. Während des österreichischen Kriegs von 1809 wagte ein Heldenhäuflein selbst einen Kampf auf eigne Hand. Diese Tollkühnen wurden erdrückt, nicht aber die unsichtbare Kohorte, aus der sie hervorgetreten. Man wurde nur vorsichtiger. Große Staats- und Kriegsmänner — man sagt auch, einzelne Fürsten — standen an der Spitze. Man knüpfte auf eigne Hand Unterhandlungen im Ausland an, und versicherte sich überall her der Mittel, die im Entscheidungskampfe, der in Deutschland gekämpft werden mußte, zum Siege führen könnten. Von diesen Agitatoren nennen wir nur die Preußen Stein, Scharnhorst und Gneisenau; von Oesterreichern Stadion und Nugent; dann den Grafen von Münster, der die auf dem Kontinent zerstreuten Fäden in England zusammenhielt. Von Hormayr's „Lebensbilder aus dem Befreiungskampfe", gaben uns bis jetzt die besten Aufschlüsse über das Wirken dieser Männer, vorzüglich durch die Briefe eines Gneisenau und Stein.[1])

Doch wirkten auch einzelne Regierungen mit energischer Thätigkeit für die Zukunft. Preußen hatte die schwierigste Aufgabe zu lösen, der sich aber der nunmehrige Staatskanzler

---

1) Auch die Erinnerungen des würdigen E. M. Arndt, selbst eines dieser Agitatoren, und Steffens' Werk: „Was ich erlebte" haben uns treffliche Schilderungen und Winke geboten. Doch liegt noch Vieles im Dunkeln, und harrt der Enthüllung.

Freiherr von Hardenberg mit ungemeinem Geschick unterzog. Es galt im Innern Vorkehrungen zu treffen, wie nach außen; innen die Kräfte zu entfesseln, auf dem Weg der Umbildung vorzuschreiten, und ohne Geräusch ein Heer zu bilden. Nach außen galt es zunächst, mit größter Feinheit zu temporisiren, sich unter das drückende französische Joch zu fügen, jeden unzeitigen Ausbruch der im Innern gährenden und drohenden Elemente zu verhüten, endlich die Verbindung mit den großen Mächten zu befestigen oder zu erneuern, und den Grund einer allgemeinen Coalition zu legen, ohne welche eine gründliche Wiederherstellung nicht zu denken war. Wenige selbst der höchsten Staatsbeamten waren während dieser Jahre in die Geheimnisse der Politik und die Plane des Staatskanzlers eingeweiht; als Rathgeber des Königs und Betraute gibt man einzig den Kammerherrn, Fürsten von Wittgenstein, der das engste Vertrauen des Monarchen besaß, den Staatskanzler Hardenberg und den vortragenden Rath in Militärangelegenheiten und Adjutanten des Königs, von Boyen, an.[2]) Selbst dem Minister des Auswärtigen, Grafen von der Goltz, soll das Wichtigste verborgen geblieben sein.

In der schwierigen Lage, in der man sich Frankreich gegenüber befand, insonders vor Eröffnung des russischen Feldzugs, da man an nichts denken durfte, als der Lawine auszuweichen, die den Rest des preußischen Staates vollends zertrümmert hätte — hatte man noch eine Aufgabe zu lösen, die nicht viel geringere Schwierigkeiten darbot, die An-

2) Vergl. des ehemaligen Staatsraths und Günstlings von Hardenberg, Th. G. v. Hippel's Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's III. Bromberg, 1841, und die mit H. (Hoffmann?) unterzeichneten Berichtungen zu dem Werke des Bischofs Dr. Eylert, in der Haude-Spener'schen Zeitung, 2. Febr. 1843. — Hippel nennt außerdem den Chef des allgemeinen Kriegsdepartements v. Hake und den Kabinetsrath Albrecht als Mitwissende.

knüpfung eines guten Vernehmens und eines wirklichen Bundes mit Oesterreich. Seit den Zeiten Friedrich's des Großen hielt ein tödtlicher Haß die beiden Staaten auseinander, durch deren innige Verbindung doch allein, auch in minder gefahrvollen Zeiten, die Sicherheit, der Einfluß und selbst die Existenz Deutschlands verbürgt werden können. Nach dem Ausbruch der Revolution hatte man sich äußerlich genähert, um bald in die unglücklichste Trennung zurückzufallen. Nachdem aber Beide, in vereinzelten Kämpfen, darnieder gesunken waren, erkannte man endlich[3]), daß nur in einem aufrichtigen und gründlichen Bunde, jetzt und fortan, das Heil liegen werde. Preußen hatte am meisten gesündigt; es hatte also auch die ersten nachdrücklichen Schritte zur Versöhnung zu thun. Auch dazu war man entschlossen. Die ersten ernsten Unterhandlungen leitete, wie man sagt, Preußens Gesandter am Londoner Hofe, Baron von Jacobi-Klöst ein; auf diesem Grunde baute man später fort.[4]) Vor allen Dingen that es Noth, einen Repräsentanten nach Wien zu schicken, der geeignet wäre, das Vertrauen des dortigen Hofes zu gewinnen, und eine innigere Verbindung mit ihm anzubahnen. Diese wichtige Aufgabe ward unserm Humboldt zugetheilt, der, wie wir sahen, eben den Rücktritt in den diplomatischen Dienst erbeten hatte.[5]) Gleich nach Hardenberg's Wiedereintritt in die Geschäfte, wurde

---

3) Am frühesten und lebendigsten erkannten dies Friedrich von Gentz in Wien, und der edle Sproß des Kaiserhauses, Erzherzog Johann von Oesterreich, so wie ihr beiderseitiger Correspondent, der Geschichtschreiber Johannes von Müller zu Berlin.

4) Siehe die Denkschrift Hardenberg's vom 2. Nov. 1811, in den Lebensbildern aus den Befreiungskämpfen. Jena, 1841. II. S. 98.

5) Hardenberg kannte die beiden Humboldt von frühen Jahren und wußte, was an ihnen war. Siehe oben Th. I. S. 150—51. 159—60.

der bisherige Gesandte in Wien, Graf von Finckenstein, abgerufen, und an dessen Stelle Wilhelm von Humboldt, mit Rang und Titel eines Staatsministers, zum Gesandten am Wiener Hof ernannt (14. Juni 1810).

Damit war theilweis schon die Rolle angekündigt, die unserm Humboldt, in diesen wie in den nachfolgenden Jahren des großen Befreiungs- und Umwandlungsdramas zufallen sollte. Zunächst hatte er die Mission zu erfüllen, die der Staat ihm übertragen. Er fand dabei Gelegenheit genug, Gewandtheit und Energie zu bethätigen, wenn er auch nicht als eigenmächtiger Agitator wirkte. Er hatte das Mißtrauen Oesterreichs, dann dessen Zögern zu überwinden. Nachher aber, als er fortdauernd an den Maßnahmen der Alliirten und den Verhandlungen ihrer Bevollmächtigten Theil zu nehmen berufen war, war er es besonders, der, zum Theil mit Stein verbündet, die Agitation, die außerhalb der Kabinette ihren Ursprung gehabt, die am rüstigsten in den Reihen der schlesischen Armee fortdauerte, in die Conferenzen der Kabinette selbst übertrug. Und wenn er z. B. im Jahr 1815 von Paris aus, auf eignen Antrieb, ein Schreiben an den Prinz-Regenten von England richtete, um größere Sicherstellung unserer Gränze gegen Frankreich durchzusetzen, so wirkte er da so eigenkräftig, als es nur immer Stein oder Gneisenau gethan haben mögen.

Wir könnten noch andere Züge aufführen, die von Humboldt's Thätigkeit in jenen Jahren erzählt werden, so z. B. wie er es angestellt haben soll, um einflußreiche Staatsmänner, die noch dem Napoleonischen System huldigten, gegen dasselbe zu gewinnen. Doch diese Mittheilungen waren nicht verbürgt genug. Auch bedürfen wir ihrer nicht. Ein zuverlässiges Faktum sagt in solchen Dingen mehr, als hundert Gerüchte, und wir werden noch mehr als einem Zuge begegnen, der uns den Eifer und die

Rüstigkeit, womit er den großen Zwecken jener Zeit oblag, außer Zweifel setzt.

Dagegen dürfen wir wohl die Frage, ob Humboldt dem Tugendbunde oder irgend einer geheimen Verbindung dieser Art angehört habe, mit Zuversicht verneinen. Zwar war er gewiß schon in jenen Vorbereitungsjahren mit vielen Männern, die solchen Einigungen nahe gestanden haben mögen, in persönlichem Verkehr; so z. B. mit Stein, der mit andern Genossen nach Prag geflüchtet war, und den Humboldt dort vielleicht aufsuchte, als er auf seinen Posten nach Wien reiste. Andere Spuren liegen nicht vor. Aber Humboldt fand sich doch später, im Jahr 1819, als in einer französischen Broschüre[6]) über die geheimen Gesellschaften in Deutschland gesagt wurde, Männer, wie Gneisenau, W. v. Humboldt, Niebuhr, hätten sich 1813 nicht gescheut, die öffentlich ausgesprochenen Grundsätze des Tugendbundes zu billigen und zu unterstützen, auch — so viel uns wenigstens bekannt ist — nicht veranlaßt, dagegen etwa, wie Niebuhr, zu protestiren.

Durch Kreditiv vom 14. August 1810 ward Humboldt in seiner neuen Eigenschaft am Wiener Hofe beglaubigt.[1]) Anfang Septembers ging er von Berlin ab. Er machte eigens einen Umweg über Töplitz, um zwei Tage mit Gentz, der sich dort aufhielt, zuzubringen.[2]) Es war sehr natürlich

---

6) La vérité sur les sociétés secrètes en Allemagne — eine Schrift, die, wie man sagt, von dem bekannten Baron von Eckstein herrühren soll.

1) Aus guter handschriftlicher Quelle — was man solchen und ähnlichen auf den Tag hin genauen Angaben wohl auch ohne weitere Bemerkung glauben wird.

2) Gentz schreibt es an seinen Geistesgenossen Adam Müller, 21. Okt. 1810, mit dem charakteristischen Vorwort: „Erschrecken Sie nur nicht vor diesem Namen!“

daß er gleich diesen alten Bekannten aufsuchte, der schon seit mehreren Jahren eine bedeutende Stellung im Wiener Kabinette hatte. In der Mitte des Oktobers war Humboldt in Wien.[3]) Am 3. Nov. hatte er die Antrittsaudienz beim Kaiser, in der er sein Beglaubigungsschreiben überreichte.[4])

An die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten des Kaiserstaats war nach dem letzten Friedensschlusse der Graf von Metternich getreten. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris, zu welchem die Hochzeitfeier des französischen Kaisers Veranlassung gegeben hatte, war dieser Minister erst kürzlich in Wien wieder eingetroffen (10. Okt.). Zusehends entwickelte er jetzt jene Schlangenklugheit, die bald so sehr zu Napoleon's Sturze mitwirkte, die feine, zuwartende Politik, die, wenigstens gegen den Feind im Westen, Oesterreich so große Vortheile gebracht hat. Wir haben hier die ersten Jahre der Wirksamkeit dieses berühmten Staatsmannes im Auge, die offenbar die glänzenderen seiner Laufbahn sind, und in denen er sich Verdienste erworben, die selbst seine heftigeren Widersacher anerkennen. Unter seiner Leitung nahm Oesterreich's Politik, besonders in Beziehung auf Preußen, eine nationalere Richtung, und hierin begegnete er sich sogleich mit dem Abgesandten, der eben von diesem Staate in Wien eintraf. Metternich war geistvoll genug, einen Wilh. Humboldt zu würdigen, und wie himmelweit auch ihre Ansichten und Bestrebungen im Allgemeinen auseinander gingen, so ward dies doch von den nächsten Zwecken, über die man sich einig wußte, überwogen. Nimmt man dazu den Reiz, den gerade der Gegensatz bietet, die Aufgabe, die sie einander waren, die Absichten, die sie verfolgten, so erklärt sich leicht, wie Beide in ein persönlich sehr gutes Vernehmen

3) Allg. Zeitung, 24 Okt. 1810.

4) Ebend., 14. Nov. 1810.

kommen konnten. Sogar ein trauliches scheint damals zwischen ihnen gewaltet zu haben; wenigstens spricht dafür eine Aeusserung von Gentz, aus der Zeit des Prager Congresses. Gentz entschuldigt in einem Briefe (Juli 1813), daß er des Abends nicht zu haben sei, weil sein Chef, der Graf Metternich, selbst ein großer Nachtvogel sei, und die, welche den Abend mit ihm zubrächten, vor 1 oder 2 Uhr nicht gern entlasse; wie er denn erst den Tag zuvor zu seiner großen Plage mit ihm und Humboldt bis halb zwei Uhr in den schlechtgepflasterten Straßen von Prag habe herumziehen müssen.[5])

Als aber der große Zweck, der so viel Verschiedenartiges zusammengeführt hatte, erreicht war, trat auch der Unterschied, der zwischen Metternich und Humboldt war, grell genug hervor. Es mag wohl viel Klugheit von Seiten dieses Letzteren dazu gehört haben, sich nicht vor der Zeit zu verdächtig zu machen. Schon auf dem Congresse zu Wien mag man ihn mehr als einmal weggewünscht haben. Und gewiß ist, daß diese alten Freunde, Metternich und Gentz, später (1819) das Ihrige gethan, einen Humboldt schleunigst außer Thätigkeit zu setzen.

Gentz sah Humboldten nach zehn Jahren wieder. Wir haben schon erwähnt, daß er jetzt an eine Freundin schrieb, alle Furcht vor Humboldt, alles Intimidiren sei verschwunden; dieser sei jetzt nichts als ein sehr angenehmer Gesellschafter.[6]) Er scheint gar nicht gespürt zu haben, warum Humboldt seine Ueberlegenheit damals so wenig fühlen ließ, wo es der Aufgabe, die er zu erfüllen hatte, sehr geschadet haben würde. Im Jahr 1814 trat diese Ueberlegenheit doch wieder recht fühlbar hervor, und obschon Humboldt diese

---

5) In meiner Sammlung Gentzischer Schriften, I. 130.

6) Siehe oben Th. I. S. 124—25.

Verbindung fortan cultivirte, und den Freund, so alt er geworden, doch nicht aufgab, dessen großes Talent vielmehr anerkannte, und noch später rühmte, wie alles unter dessen Hände eine Gestalt annehme[7]), war doch ein innigerer Verkehr nach 1813 nicht möglich.[8]) War doch Gentz, so sehr er das Bündniß mit Preußen betrieb, diesem seinem Vaterlande im Innern abgeneigter, als selbst in Fällen, wo dieses fehlgegriffen, gerechtfertigt werden konnte. Bis 1813 aber trat solches weniger hervor, vielmehr trug diese alte Verbindung mit Gentz gewiß dazu bei, die Aufgabe, die Humboldten oblag, zu erleichtern.

Die Stellung eines preußischen Gesandten, der seit undenklichen Zeiten zum ersten Male aufrichtig in Wien Vertrauen suchte und fand, mußte auch persönlich eine überaus angenehme sein. Dazu kam, daß Wien, seit die Gebrüder Schlegel dort erschienen waren, auch geistigere Anregungen darbot, und seit 1809 überhaupt einen ernsteren Hintergrund bekommen hatte.

Auch war Humboldt dort mit seiner Familie wieder vereinigt. Frau v. Humboldt verließ, mit ihren Kindern, Rom im Herbst 1810. Der Aufenthalt diesseits der Alpen

---

7) Varnhagen von Ense, Denkwürd. V. 51.

8) Dies äußert sich sogar in einem Briefe der Frau v. Humboldt. „Gentz," schreibt sie 22. Jan. 1814 an Rahel, „kommt jetzt zurück, sagt man. Ich freue mich nicht zu ihm; ob ich ihn aber genug achte, es ihm zu sagen, weiß ich noch nicht. Er liebt die Unsren nicht, unsre Preußen, verstehst du. Der eigentliche Geist, der die Nation begeistert hat, der sich klar in That und Wort bei Tausenden ausgesprochen hat, die hat er nicht erkannt. Nun weiß ich, daß er sie verkleinert, verunglimpft, daß er schon jetzt nicht leiden kann, daß die Welt voll ihres Ruhmes ist, und das hat mich denn nun ganz von ihm abgewendet." (In Varnhagen's Gallerie von Bildnissen, I. 155.)

wollte freilich nicht gleich behagen, auch schien das Wiener Klima ihrer Gesundheit nicht zusagend. Kam dazu noch die Sehnsucht nach dem geliebten Rom, so wundern wir uns nicht, daß sie in Wien nicht recht einwohnte.

Die Kinder wuchsen heran, die Mädchen zumal in blühender Gesundheit. Theodor, der ältere Sohn, ging im Jahr 1812 auf die Universität Heidelberg, während der jüngere, Hermann, im November desselben Jahres von einem so schweren Nervenfieber erfaßt wurde, daß man an seinem Aufkommen zweifelte.

Wie zu Rom, öffnete dieses Haus auch hier seine gastlichen Räume. Wir erwähnen nur einige der interessantern Beziehungen, nur einige der vielen Gäste, die sie in Wien begrüßten. Unter den fremden Diplomaten möchte wohl besonders der dänische Gesandte, Christian Graf zu Bernstorff, ein liebenswürdiger, gemüthvoller Mensch, unserm Humboldt willkommen gewesen sein. Blieb dieser ihm doch unverändert zugethan, auch nachdem er einen Platz eingenommen, auf dem Niemand ihn, sondern Jedermann Humboldt erwartet hatte. Der Hauptpersonen des Wiener Kabinets, eines Metternich und Gentz, gedachten wir schon. Graf Philipp von Stadion, der abgetretene Minister, setzte in's Geheim seine Thätigkeit gegen die französische Macht rastlos fort; ohne Zweifel verkehrte er auch schon mit Humboldt. Auch Friedrich Schlegel war jetzt in österreichischem Dienst; er hatte 1809 im Hauptquartier des Erzherzogs Karl die bekannten Proklamationen geschrieben, und lebte nun, an der Seite einer geistvollen Frau, in Wien, wieder mehr mit literarischer Thätigkeit beschäftigt. Für Humboldt war namentlich der Anstoß wichtig, den Schlegel kurz zuvor in seinem Werk „über die Weisheit und Sprache der Indier" der allgemeinen Sprachforschung gegeben hatte. Ueber solche und andere Verdienste vergaß er völlig die

Unbill, die Schlegel einst an ihm selbst verübt; er stützte ihn vielmehr durch seine Stellung und durch sein Ansehen. Selbst das störte ihn nicht, daß Schlegel katholisch geworden, daß der ehemalige Stürmer und Dränger nun ermattet war, und, in öffentlichen Vorträgen über Geschichte der neuern Zeit und der Literatur aller Völker, jetzt einer mystisch-conservativen Weltansicht das Wort redete. Humboldt wußte sich fest auf eignem Grund und Boden; er verkannte auch in Irrthümern die Tiefe und den Gehalt nicht, die ihnen beiwohnten, und war damals wohl schwerlich zu überreden, daß diese Verdüsterung so andauernde und bedenkliche Folgen haben würde.[1]) — Auch mit dem Arnstein'schen Hause, mit Karoline Pichler, rc., standen Humboldt's in lebhaftem Verkehr. In ihrem eigenen Hause genoß namentlich der geistreiche Arzt, Dr. Koreff, ein Preuße, der mehrere Jahre in Wien zubrachte, große Gunst nnd Freundschaft. Im Jahr 1811 kam Theodor Körner zu seiner Ausbildung nach Wien. Sein Vater stand mit Humboldt seit Jahren in Verbindung[2]); er zählte darauf, daß zu Wien besonders dessen Haus fördernd und bildend auf den talentvollen Jüngling wirken würde, dessen früheste Versuche schon in mancher Hinsicht auffallend an die Manier eines unsrer größten Dichter, den Freund des Vaters und unseres Humboldt, erinnerten. Theodor war sehr geliebt im Hause dieses Letztern, und scheint da auch Eindrücke empfangen zu haben, die nachher, in That und Lied, kräftig nachhallten.

Unter den flüchtig Vorübereilenden ist vor allen Alexander v. Humboldt zu nennen. Kaum waren nur die ersten Theile seiner Reiseschilderungen erschienen, und schon

---

1) Siehe oben I. 125. 437—39. 477—78. II. 20.
2) Siehe oben I. 379. 448.

beabsichtigte er eine zweite große Unternehmung, diesmal nach Mittelasien und Tibet. Er kam im Nov. 1811 in der Absicht nach Wien, sich bei den Seinigen zu verabschieden. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung. Alexander kehrte nach Paris zurück, woselbst ihn die Verarbeitung seiner reichen Schätze noch manches Jahr fesselte. — Ein andrer werther Gast der Familie war, in eben diesem Jahre, der preußische Rittmeister v. Hedemann, den Humboldt 1810 kennen gelernt hatte, und der später sein Schwiegersohn wurde. Ein tüchtiger Offizier, der im Befreiungskampfe, als Adjudant des Prinzen Wilhelm, rühmlich sich hervorthat. — Zu Ende dieses Jahres sprach auch der Bildhauer Rauch, der nach Italien zurückkehrte, als willkommener Besuch ein, und im Sommer kam Körner, der Vater, welcher den Sohn und dieses befreundete Haus jetzt zu Wien aufsuchte. — Gedenke ich, statt manches Anderen, hier noch des nachherigen Gemahls der oft schon erwähnten Rahel, des jungen Varnhagen von Ense, der 1811 nach Wien kam und eifrig das Humboldt'sche Haus besuchte, so geschieht es, weil wir hinzufügen können, daß Humboldt diesen an den Staatskanzler und für den preußischen Staatsdienst empfohlen.

In Wien fand Humboldt auch für seine Lieblingsrichtungen mehr Muße, und mit doppeltem Eifer kehrte er besonders zu seinen Sprachstudien zurück, die er nun in immer größerer Ausdehnung betrieb.

Eigentliche Ausarbeitungen anlangend, beschloß er jetzt ernstlich, woran er schon mehr als einmal den Gedanken aufgegeben hatte, seine Vaskischen Studien der Oeffentlichkeit zu übergeben. Die nächste Anregung hiezu gab der Prof. Vater in Königsberg, der ihn aufgefordert, einen Aufsatz

über die Vaskische Sprache als Anhang zum Mithridates zu liefern. Darauf ging Humboldt ein; er nahm jedoch zugleich damit auch den Gedanken wieder auf, diesen Gegenstand in einer ausführlicheren Schrift zu behandeln. Auch lieferte er während der nächsten Jahre folgende Stücke[1]:

1. Einige Vaskische Sprachproben für das von Prof. Vater mitherausgegebene Königsbergische Archiv, 1812, 3tes Stück.

2. Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitt des 2ten Bandes des Mithridates über die Cantabrische oder Vaskische Sprache — mitgetheilt im 4ten Theil des von Vater, „unter Mitwirkung zweier großen Sprachforscher" [Fr. Adelung's und unseres Humboldt's] fortgesetzten Mithridates. Schon im Jahr 1812 wurden diese Berichtigungen zum Druck abgegeben, und dem Publikum angekündigt. Die dazwischen tretenden Kriegsbegebenheiten bewirkten jedoch, daß diese Abhandlung erst im Jahr 1817 erschien, in welchem Jahre die Buchhandlung (Voß in Berlin) überdies auch einen besonderen Abdruck davon veranstaltete, der deshalb den Vorzug verdient, weil Humboldt bei ihm die letzte Korrektur selbst übernehmen konnte. — Uebrigens sollten und konnten diese Berichtigungen keine vollständige Darstellung der Vaskischen Sprache enthalten. Eine solche würde Humboldt vielleicht auch gegeben haben, wenn er nicht immer erwartet hätte, daß in Spanien selbst ein umfassenderes Werk erscheinen würde.

Seine Untersuchungen über diese Sprache waren immer auch mit andern über das Land und die Nation, so wie über den Zustand und die Bewohner des alten Spaniens verbunden. Daher er auch, sobald seine jetzige Lage ihm die

---

1) Sie sind sämmtlich noch nicht in den bis jetzt erschienenen Theilen seiner gesammelten Werke zu finden.

Möglichkeit davon absehen ließ, eine umfassende Monographie über die Vasken auszuarbeiten anfing, wovon er, noch zu Wien, einen Vorgeschmack gab, in der

3) Ankündigung einer Schrift über die Vaskische Sprache und Nation, nebst Angabe des Gesichtspunktes und Inhalts derselben, in Friedr. Schlegel's deutschem Museum, B. 2, Dez. 1812. S. 485—502. Dieses Programm ist besonders für den Geographen vom Fach von Werth, weil es, und zwar recht systematisch, die Behandlung der Länderkunde anstrebt, die damals erst von dem jüngern Humboldt in's Leben gerufen war, nachher aber durch Ritter so befestigt worden ist. Die eigentliche Landbeschreibung sollte in Form einer Reiseschilderung, das Ganze aber etwa in ein und ein halb Jahren erscheinen. Doch dieser umfassende Plan kam nie zur Ausführung. Erst traten die politischen Ereignisse dazwischen, nachher wurde der Gegenstand von anderen Interessen überwogen. Die aus Humboldt's Nachlaß veröffentlichten „Reiseskizzen aus Biscaya", [2]) dürften als Bruchstücke jener größeren Arbeit anzusehen sein; im Uebrigen begnügte er sich später, nur den wissenschaftlich bedeutendsten Theil des Ganzen, die Forschung über die Urbewohner Spaniens, so weit sie durch die Vaskische Sprache begründet werden kann, dem Drucke zu übergeben.

Bemerken wir nun noch, daß Humboldt denselben Prof. Vater auch sonst bei der Herausgabe des Mithridates mit werthvollen Materialien unterstützte, zumal bei Bearbeitung der amerikanischen Sprachen, [3]) so können wir dagegen auch eines Geschenkes gedenken, das Humboldt damals von befreundeter Hand empfing. F. A. Wolf nämlich, sendete

---

2) Siehe oben Th. II. S. 31—33. 51.

3) Siehe die Fortsetzung des Mithridates, 3 Th. 2. Abth. Berlin, 1813. S. 432.

ihm im Jahr 1812 den ersten Theil einer von ihm veranstalteten Auswahl Platonischer Gespräche, oder — was er eigentlich sein sollte — den Vorläufer einer schon seit dem Jahr 1790 projektirten — später aber doch nicht erschienenen — Ausgabe und Recension des Plato. Diesem einzigen Theile ging, in lateinischer Sprache, eine Widmung an W. v. Humboldt voran, „den tiefen Kenner der griechischen Sprache und Litteratur, und alles Schönen und Guten überhaupt, der seit den neunziger Jahren so warmen, thätigen Antheil an den Vorbereitungen zu dieser Arbeit genommen habe.“

Doch bald rissen Humboldt die Ereignisse des Tages von umfassenden Arbeiten dieser Art hinweg, und mit rastlosem Eifer folgte er den Ansprüchen, die sein wichtiger Beruf an ihn erhob. Damals, als das Gewitter sich zusammenzog, das in dem russischen Feldzuge sich entleerte, war Preußens Schicksal auf die äußerste Spitze gestellt. Es schloß, wie Oesterreich, aber noch weniger mit freiem Willen, die Allianz mit Napoleon. Doch so gehorsam es öffentlich sich in den Willen des Mächtigen fügte, so entschlossen betrieb es insgeheim die Vorbereitungen zu dem immer näher rückenden Entscheidungskampfe — insbesondere die Annäherung an Oesterreich. Man darf annehmen, daß zu Ende des Jahres 1811 oder Anfang von 1812 der Grund der großen europäischen Allianz und des Bundes der beiden deutschen Hauptmächte gelegt war. Die ersten wichtigen Anknüpfungen zwischen diesen beiden sollen, behauptet man, unmittelbar durch die Monarchen selbst geschehen und nur durch die Hände der allervertrautesten Rathgeber, von Berlin aus nur durch die Hand des Fürsten von Wittgenstein, gegangen sein. Darauf aber konnte das Werk durch Einen, der, wie Humboldt, ihm schon so vorgearbeitet hatte, um so rascher betrieben werden.

Etwa im Juni 1812 kam der König von Berlin nach Prag, von wo er sich nach Töplitz in's Bad begab. Die Anwesenheit des Monarchen in der Hauptstadt Böhmens rief auch Humboldt dahin. Gleich darauf nahm dieser Urlaub, und besuchte, vielleicht mehr zum Schein, seine thüringischen Besitzungen. Schon im August war er zu Berlin,[1]) und von dort kehrte er, ohne Zweifel mit den wichtigsten Instruktionen versehen, alsbald auf seinen Wiener Posten zurück.

Schneller, als man erwartet hatte, aber auch unter glücklichern Auspicien, kam die Stunde der Entscheidung heran. Die Katastrophe in Rußland, der Abfall York's, die Abreise des Königs von Berlin nach Breslau, die Vereinigung der Russen und Preußen — diese Nachrichten folgten einander mit Sturmeseile. Auch in Preußen gab es Zögernde und Furchtsame, aber unaufhaltsam trat nun die Partei des Widerstandes hervor, die zu zügeln man bisher schon Mühe gehabt hatte — eine geschlossene, geregelte Macht, der die Regierung nur das Wort von den Lippen nehmen durfte, mit der sie an Kraft und Rührigkeit wetteifern mußte, wenn sie das Heft nicht aus den Händen verlieren wollte. Der Gesandte am Wiener Hofe und das Wiener Kabinet wurden von dem, was vorging, in genauer Kenntniß erhalten. Theodor Körner, der noch in Wien war, schrieb den 10. Febr. 1813 an einen Freund in Dresden: „Du kannst wohl glauben, daß mir die Sohlen brennen, seitdem der Aufruf des Königs von Preußen an die Freiwilligen vom 3. Febr. in meinen Händen ist. Durch den hiesigen preußischen Gesandten, Herrn v. Humboldt, erhalte ich genaue Nachricht

---

1) Auch Niebuhr gedenkt dieses Besuches in seinen Briefen. Humboldt brachte ihm einen Gruß von Göthe, und die Mittheilung, daß dieser lange und mit großem Interesse über den damals erschienenen Anfang seiner römischen Geschichte gesprochen habe. (Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, I. 527—28.)

von der Volksstimmung in Preußen und von Allem [?], was in Breslau vorbereitet wird." 2) — Der Monat März brachte das Aufgebot der preußischen Landwehr, den Aufruf des Königs an sein Volk, und die förmliche Kriegserklärung, und bald begann der Kampf in den Ebenen Sachsens, selbst bevor Oesterreich sich erklärt, und seine Macht in die Wagschaale geworfen hatte.

Darüber war man auch in Wien entschieden, daß jetzt, sei es durch Verhandlungen oder durch Waffen, ein Gleichgewicht der Macht und ein gesicherterer Zustand errungen werden müsse. Oesterreich aber, langsamer wie es ist, brauchte Zeit, um sich zu rüsten; es wollte auch der Gesinnung der Alliirten sich allerwegs versichern; es hatte, um des Familienbandes willen, selbst manche Form und Rücksicht gegen Napoleon zu beachten. Doch diese Zögerung schon war peinlich, und überdies wußte Napoleon's Genie gleich mit dem ersten Schlage recht eindringend fühlbar zu machen, wie lebensgefährlich jeder vereinzelte Kampf bleibe. Es galt daher, Alles aufzubieten, um etwaige Zweifel in Wien zu beseitigen, politische wie militärische Bürgschaften zu leisten, endlich Zögerungen oder Säumniß zu überwinden. Welches Feld für einen Humboldt, seinen Geist und seine Rührigkeit! In den Gesinnungen war man einig; doch der Leiter des Wiener Kabinets wollte sich nicht übereilen lassen; er wartete den Moment ab, wo es, gestützt auf eine schlagfertige Armee, mit Zuversicht den Ausschlag geben könne. Unterdessen warf er seine Schlingen so klug um den Gegner, daß dieser sich darin fangen, und — bei der Energie des preußischen Heeres und der Nachhaltigkeit österreichischer Massen — fallen mußte.

---

2) Mitgetheilt in den „Erinnerungen aus dem Befreiungskriege. In Briefen gesammelt v. Fr. Förster." — Deutsche Pandora, B. I. Stuttg. 1840. S. 11.

Mit Meisterschaft wußte Metternich die Franzosen über Oesterreichs Entschlüsse in der Irre zu halten. Graf von Otto, der Napoleonische Gesandte in Wien, der schon am 11. Januar seiner Regierung zu schreiben genöthigt war, Preußen setze völliges Vertrauen auf Oesterreich, und frage dieses regelmäßig um Rath über den Gang, den es einhalten solle, ward doch dergestalt düpirt, daß er noch am 20. März, wo Preußens Auftreten allenthalben so gut wie officiell bekannt war, sich der Gesinnung Oesterreichs ganz versichert hielt, und gleichsam als Gewähr dessen dem Minister des Aeußern, Herzog von Bassano, schrieb: „On a ordonné provisoirement au comte de Zichy, ministre d'Autriche, de quitter la cour de Prusse, et l'on a interrompu de même toute communication avec le baron de Humboldt, ministre de Prusse à Vienne.“ [3]) Napoleon sendete jetzt den Grafen v. Narbonne an Otto's Statt nach Wien, und hielt diesen durch eigene Zuschriften von Allem unterrichtet, was er wissen sollte; auch war die Stellung des Wiener Hofes bald nicht mehr zu verheimlichen. Der Kaiser selbst schrieb (von Dresden, 14. Mai) an Narbonne, daß er hinlänglich von den Schritten dieses Staates unterrichtet sei. Was ihm nicht schon die Rheinbundfürsten zu wissen gethan hatten, das verriethen endlich aufgefangene Briefe der in Wien beglaubigten Gesandten an ihre Höfe. „De nouvelles lettres“ — sind Napoleon's Worte — „interceptées de M. de Stackelberg à M. de Nesselrode, et de M. de Humboldt au roi de Prusse, ne laissent plus de doute sur la duplicité de M. de Metternich.“ [4])

---

3) Mitgetheilt unter einer Reihe „Pièces officielles“, im Moniteur vom 5. Okt. 1813.

4) Portefeuille de 1813, par M. de Norvins, à Paris, 1825. Vol. I. p. 353.

Die zögernde Politik Oesterreichs im Jahre 1813 ist oft und hart angegriffen worden, und nicht durchweg mit Unrecht.[5]) Sie hat jedoch auch wesentlich dazu gedient, Napoleon irre zu führen und zu stürzen. Schriftlich und mündlich unterhandelte er mit Metternich, der sich als Vermittler zwischen den kriegführenden Parteien gebärdete, und doch nicht abgewiesen werden durfte. Nur weil er hoffte, Oesterreich wieder an sich zu ziehen, ging Napoleon, anstatt den Russen und Preußen keine Rast zu gönnen, einen Waffenstillstand mit diesen ein, nahm Oesterreichs Vermittlung und den Friedenscongreß zu Prag an, und ließ seinen Feinden sammt und sonders Zeit, sich zu einigen und zu stärken. Seit Anfang des Junius hatten die Fürsten, die Minister und die Armeen sich an den Gränzen von Schlesien und Böhmen vereinigt. Da wurde das Einverständniß mit Oesterreich fest, da schlossen Preußen und Rußland Verträge mit dem Gold spendenden England ab. Humboldt ging Anfang dieses Monats in's Hauptquartier der Alliirten, und von da nach Ratiborzitz, einem Lustschloß der Herzogin von Sagan, unweit Gitschin, das seit dem 4. Juni der Mittelpunkt der großen Conferenzen war. „Sie wissen doch", schrieb Gentz am 23. Juni ebenfalls von Ratiborzitz nach Prag, „daß jetzt, durch eine in der Geschichte wohl einzige Constellation, die vier größten Souverains von Europa, (Napoleon ungerechnet!) mit ihren Kabinetten, Ministern, Höfen und sechs- bis achtmalhunderttausend Mann Truppen, in einem kleinen Strich Landes, von einigen zwanzig Meilen in der Länge, und zehn Meilen in der Breite, concentrirt sind. . . In Gitschin, sechs Stunden von hier, hält der Kaiser sich mit Graf Metternich ꝛc. auf; in Opotschna,

---

5) „Hardenberg, Stein, Gneisenau und Stuart zweifelten noch in den letzten Tagen des Juni und den ersten des Juli an Oesterreich's Ernst und seinen offnen, kräftigen Beitritt zum Bunde." Lebensbilder aus den Befreiungskämpfen, III. 497.

drei Stunden von hier, war acht Tage lang der Kaiser Alexander mit seinen beiden Schwestern. Dort war auch ich zwei Tage, und sah vorgestern den König von Preußen, der zu Mittag mit dem Kaiser speiste. Humboldt war mit mir; wir haben einen großen Theil dieser ewig denkwürdigen Tage gemeinschaftlich verlebt. Heute — jetzt eben — hat der Kaiser mit uns in Ratiborzitz bei der Herzogin gespeiset, und geht nach Reichenbach zurück. Ich sah ihn viel! — Ratiborzitz ist der Central-Versammlungspunkt; hier haben die ganze vorige Woche bald Metternich, bald Stadion, bald der Staatskanzler Hardenberg, bald mehrere zusammen gehauset. Hier sind große Dinge getrieben worden. Humboldt ist mit Hardenberg hieher gekommen, hat sich ebenfalls hier fixirt, und bleibt nun, bis das Weitere zu Reife kömmt." [6])

Der Punkt, wo das entschieden werden sollte, war vorzüglich Prag, wo auf den 5. Juli der Friedenscongreß anberaumt war, indeß die Alliirten sich zu Trachenberg über den Feldzugsplan vereinigten.

Wie gut Humboldt es verstanden hat, auf die lauernde Politik des Wiener Cabinettes einzugehen, und dieses anzutreiben, ohne zu verletzen, bewies gleich das Vertrauen, das man ihm schenkte, als er von Preußen zum Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen zu Prag ernannt wurde, sowie der Antheil, der ihm seitdem in allen großen Verhandlungen gewährt worden. Von Rußlands Seite ward Herr von Anstett, von Napoleon der Herzog von Vicenza und der Graf von Narbonne zur Unterhandlung in Prag bestimmt; die vermittelnde Macht repräsentirte Graf Metternich. Schon die Vertreter, die Rußland und Preußen

---

6) Fr. v. Gentz's Schriften, her. v. Schlesier, I. 126 — 27.

gewählt, scheint Napoleon der Wichtigkeit des Geschäfts und der Würde des ersten Botschafters, den er zum Congreß bestimmt, nicht genügend erachtet zu haben. Doch äußerte er sich über Humboldt nicht; dieser hatte wenigstens einen in den Wissenschaften glänzenden Namen für sich, auch war er der preußische Gesandte am österreichischen Hofe. Die Wahl J. v. Anstett's aber hielt er geradezu für beleidigend — eines Mannes, der, als Elsasser von Geburt, durch das Gesetz seines Vaterlandes von einer solchen Mission ausgeschlossen würde und der seit mehreren Jahren, wenn auch nur in heimlichen und untergeordneten Sendungen, stets gegen Frankreich angekämpft und so eben erst zu Reichenbach den Vertrag mit England abgeschlossen habe. Napoleon nahm dies als Beleg, um zu beweisen, wie wenig Ernst es den Alliirten mit Aussöhnung und Frieden gewesen sei. [1])

Zugleich mit der Anberaumung dieses Congresses war der Waffenstillstand bis zum 10. August verlängert worden. Da aber Rußland und Preußen diese Verlängerung ratificiren, und ihre Bevollmächtigten davon unterrichtet sein mußten, so ward alsbald erst der 12. Juli als Termin bezeichnet, zu welchem sich die beiderseitigen Abgeordneten zu Prag einfinden sollten. In diesem Sinne verfügten auch die Alliirten. Der russische Minister v. Nesselrode schrieb 7. Juli zu Trachenberg an Stadion: „MM. d'Anstett et de Humboldt recevont aujourd'hui l'ordre de régler, sous la médiation de votre cour, tout ce qui a rapport a cette prolongation.“ Auch Hardenberg meldete (11. Juli) dem Bevollmächtigten Oesterreichs im Hauptquartiere, daß man Herrn von Humboldt von dieser Verlängerung in Kenntniß setzen werde. Humboldt hatte sich von Ratiborzitz aus nochmals in's Hauptquartier begeben; pünktlich am 12. Juli kam er

1) Moniteur, 5. Okt. 1813. „Pièces officielles.“

nach Prag. Graf Metternich meldete selbigen Tages dem Herzoge von Bassano: „Le conseiller privé d' Anstett est arrivé en attendant ici ce matin, et le Baron de Humboldt s'y trouve également depuis midi. [2]) Der Botschafter Frankreichs, Graf von Narbonne, befand sich zwar in Prag; allein aber wollte er nicht unterhandeln. Erst am 28. langte der Herzog von Vicenza an. Da man aber nun auch französischer Seits gleich über die Form der Unterhandlungen Streit erhob, so hatten wohl die Alliirten ein Recht, an einer ernsten Absicht des französischen Kaisers zu zweifeln. Der vermittelnde Minister hatte die Formen des Congresses von Teschen in Vorschlag gebracht, wo man nur schriftlich und nur durch die vermittelnde Macht unterhandelt hatte. Die Bevollmächtigten der Alliirten ergriffen dies, ohne Zweifel, weil sie alles schwarz auf weiß haben wollten, Humboldt auch deshalb, weil es mit den Instruktionen übereinstimme, die er über diesen Punkt erhalten habe. Die französischen Bevollmächtigten verlangten aber mündliche und schriftliche Unterhandlungen, und sie beklagten sich bitter, daß sie der gegentheiligen Gesandten nicht einmal ansichtig geworden. Darüber wurde von beiden Theilen eine Reihe Noten mit dem österreichischen Minister gewechselt, von französischer Seite noch mit Anzüglichkeit gegen Rußland. Der Waffenstillstand lief ab, ohne daß man über diese Formfrage hinausgekommen. Am 10. August erklärten Humboldt und Anstett, daß ihre Vollmacht und Eigenschaft als Bevollmächtigte aufgehört hätten.

Napoleon hat kurz darnach im Moniteur (vom 5. Okt.) die von beiden Theilen gewechselten Schriften veröffentlicht, darunter auch die vier Noten von Humboldt an Metternich (dat. 30. Juli, 7. 10. und abermals 10. Aug.) Diese letz-

---

2) Nach den Aktenstücken im Moniteur a. a. O.

tern zeichnen sich durch eine besonders feste und würdige Sprache aus. Der vermittelnden Macht wird, im Namen des Königs, der Ausdruck wahrhaft zärtlicher Anhänglichkeit und Ergebenheit gewidmet, und, nachdem in der Note vom 7ten die Beschuldigung, die man Rußland hingeworfen — es habe die Unterhandlungen nur in der Absicht begonnen, Oesterreich zu compromittiren — mit der Erklärung zurückgewiesen worden, daß es unter aller Würde sei, ihr zu antworten, faßt Humboldt zum Schluß den Stand der Dinge und das Urtheil der Welt in den Satz zusammen: — Europa und die Folgezeit würden leicht beurtheilen können, welche von beiden Parteien der Wiederherstellung des Friedens, des Gleichgewichts und der Ordnung widerstrebt habe.

Die Verhandlungen in Prag würden ohne Zweifel auch dann ohne Erfolg geblieben sein, wenn man über die Aeußerlichkeiten hinweg gekommen wäre; auch war es ein Glück, daß damals kein Friede zu Stande kam. Frankreich war nicht gedemüthigt; die Rheingränze hätte man zugestehen müssen, und das wäre nach solchen Anstrengungen nur ein neues Unglück, und überhaupt von unberechenbaren Folgen gewesen.

Die Alliirten hatten das Recht, nun sofort die Kriegserklärung Oesterreichs zu erwarten. Es scheint aber, als wenn auch Humboldt bis zum letzten Augenblicke noch gezweifelt hättte, wenn schon die Andeutungen, die wir darüber besitzen, auch einigem Anstand unterliegen. Ein sonst nicht ununterrichteter Zeitgenosse [3]) führt nämlich als Beleg, wie genau und gewissenhaft dieser Staatsmann den Auftrag in Prag — wie alle ihm anvertrauten — ausgeführt habe, die Thatsache an, daß er in der Kanzlei des Grafen Metternich die Abfertigung der Kriegserklärung nach Dresden abgewartet und den Kourier

---

3) v. Hippel, Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's III., S. 89 — 90.

selbst zur Post begleitet und abfahren gesehen habe. Nun erst sei er gewiß gewesen, daß die Aenderung des Beschlusses nicht mehr möglich sei. Diese Notiz ist wenigstens nicht genau. Vielleicht ist der Kourier gemeint, der ohne Zweifel gleich am Schluß des Congresses die Entscheidung Oesterreichs in's Hauptquartier der Alliirten brachte; die direkte Kriegserklärung aber war an den Grafen von Narbonne adressirt, welcher sie in eigner Person (15. August) seinem Herrn und Kaiser nach Dresden überbrachte.

Doch dürfen wir auch die Worte nicht übersehen, die, freilich in höchst gereizter Stimmung, der Freiherr von Stein damals in einem seiner Briefe an den Grafen von Münster niedergelegt. „Ich hoffe", schrieb er von Prag, 23. Aug. 1813, an Letztern, „Ew. Excellenz haben mein Schreiben aus Reichenbach erhalten. Unterdessen hat sich die große Angelegenheit des Beitrittes Oesterreichs entwickelt. — Wir verdanken ihn, nächst Gott, dem klugen Benehmen Humboldt's und Anstett's, der Tollheit Napoleons, den edlen Gesinnungen des Kaisers Alexander, der Beharrlichkeit des Königs und Staatskanzlers, — nicht der weichlichen, egoistischen, mit einem elenden Flickwerk sich begnügenden Politik — — —.[4])

Am 11. August ging Humboldt von Prag ab. Er eilte nach Wien in Urlaub, um seine Angelegenheiten zu ordnen und Abschied von den Seinigen zu nehmen, von denen die bevorstehenden Ereignisse ihn muthmaßlich auf lange Zeit trennen mußten. Schon erwartete man ihn nämlich wieder im Hauptquartier der Verbündeten, wo er hinfort, zur Seite des Baron von Hardenberg, an den Unterhandlungen der Mächte Theil nehmen sollte.

---

4) Lebensbilder aus den Befreiungskämpfen, II. 234 — 35.

Auch diese Trennung hatte ihre Freuden, denn die Glieder der Familie wetteiferten, nach Kräften für die große Sache des Vaterlandes zu wirken. Humboldt's ältester Sohn, Theodor, ein Jüngling von noch nicht 17 Jahren, hatte seine Studien unterbrochen, um unter Preußens Fahnen zu eilen. Er trat als Freiwilliger in die Garde zu Pferd, war bei Dresden und Kulm, und im Kampfe bis zum Sturm des Montmartre. — Auch Frau von Humboldt zeigte Sinn und Herz für die großen Angelegenheiten dieser Zeit, nicht nur als begeisterte Patriotin und Preußin, sondern, soweit es ihr vergönnt war, auch durch eigenen, werkthätigen Beistand. Während sie mit rastlosem Antheil, aber in ruhigem Erwarten, dem Geschick der Ihrigen und der Freunde des Hauses folgte, trug sie nach Wien selbst den Trieb der Frauenhülfe über, durch den ihre Landsmänninnen ein unvergeßliches Vorbild hinterlassen haben. [1])

Bis zum Frühjahr 1814 weilte sie in Wien. Doch sobald der Friede geschlossen und ihre immer wieder hart angegriffene Gesundheit es erlaubte, verließ sie diesen Ort, und begab sich, mit ihren Kindern, nach der Schweiz.

Schon den 1. Sept. (1813) war Humboldt, auf der Durchreise in's Hauptquartier, wieder in Prag. Er fand die Monarchen und Minister zu Töplitz, eben beschäftigt, die definitiven Verträge mit dem neuen Alliirten abzuschließen. Von Humboldt's damaliger Thätigkeit wissen wir das Wenige, daß er mit Gentz, wohl nur aus politischen Beweggründen, lebhaft correspondirte. Gentz war in Prag geblieben; den 9. Sept. meldet er seiner Freundin Rahel, die an

---

1) Die wenigen Briefe von ihr, die wir besitzen, geben davon hinlänglich Zeugniß. Vergl. Varnhagen's Bildnißgallerie, I. 148 — 156.

demselben Orte war und der er einzelne Stücke jener Correspondenz mittheilte, daß er von Humboldt eben „einen wichtigen, gründlichen, sehr apostolischen Brief empfangen habe, den er aber nicht mittheilen könne."

Von Tag zu Tag drangen die Waffen der Alliirten weiter. Die Schlachten an der Katzbach, von Kulm, von Dennewitz beugten die Macht des Gewaltigen; endlich näherte man sich von drei Seiten der Stadt, bei der die Entscheidungsschlacht geliefert wurde. Napoleon wich über den Rhein zurück und die Knechtschaft Deutschlands war gebrochen.

Nach der Leipziger Schlacht stattete Humboldt Freund Göthe'n in Weimar einen Besuch ab,[1]) zu gleicher Zeit Graf Metternich und der Staatskanzler v. Hardenberg, gleichsam als wollten die Leiter der verschiedenen Cabinette diesem Geistesfürsten Deutschlands ihre Huldigung darbringen.

Bis gegen den Ausgang des Jahres blieb das Hauptquartier zu Frankfurt am Main. Dort wurden wichtige Verhandlungen gepflogen. Man schloß Verträge mit den Fürsten des aufgelösten rheinischen Bundes, traf allgemeine Maßnahmen in Bezug auf Truppenbeitrag und Verpflegung. Früher schon hatte man eine oberste Verwaltungsbehörde über die eroberten oder in Beschlag genommenen Lande eingesetzt, zugleich mit dem Beruf, im Namen der Alliirten das allgemeine Interesse gegenüber den kleinern Staaten zu wahren. An die Spitze dieser Centralverwaltung trat Freiherr von Stein. Humboldt waren andere Aufgaben gestellt. Er schloß

---

1) Göthe, in seinen Tag- und Jahresheften, B. 32, S. 82, bemerkt zum Jahr 1813 noch Näheres aus seinem damaligen Verkehr mit Humboldt. „Geographische Karten zu sinnlicher Darstellung der über die Welt verbreiteten Sprachen," sagt er, „wurden mit Wilhelm von Humboldt's Theilnahme bearbeitet, begränzt, illuminirt."

zunächst, im Auftrage seiner Regierung, Verträge mit den kleinern deutschen Staaten, denen nicht so unbeschränkte Garantie bisher erworbener Rechte geleistet wurde, als Bayern, und zum Theil noch Würtemberg. So verhandelte er zu Frankfurt, 30. Nov., mit Baron von Reitzenstein den Beitritt Badens, den 2. Dez. mit M. v. Müller und G. F. v. Legel den Churhessens zur großen Allianz. [2]) Die Stein und Humboldt sollen, in den Conferenzen zu Frankfurt, auch die Ansprüche an die kleinen Staaten in Betreff der Truppenstellung noch, und zwar um das Doppelte, haben steigern wollen. Sie forderten ein Procent der Bevölkerung, es blieb jedoch bei der Hälfte, und die Fürsten verpflichteten sich nur, einen zweiten Theil in Reserve zu halten. [3])

Nicht minder wichtig waren diese Frankfurter Conferenzen in Rücksicht auf den Feind. Schon während der Leipziger Schlacht hatte Napoleon neue Unterhandlungen angeknüpft. Man antwortete darauf von Frankfurt, während man zugleich in einer sehr gemäßigten Erklärung den Zweck des Kampfes öffentlich darlegte. Jetzt, nach errungenem Vortheil, traten die verschiedenen Interessen der Verbündeten klarer hervor. Auf der einen Seite wollte man Napoleon, auf der andern Frankreich schonen; Preußen allein, wenigstens sein Heer, der energische Theil seiner Staatsmänner, wollte Napoleon und Frankreich demüthigen. Es fehlte auch nicht an Reibungen, die Rußland auch in diesem Punkte noch mehr zu Preußen hinzogen. Andrerseits kämpfte man nun beinahe gegen die Fortschritte der Alliirten selber; man wünschte den Rhein nicht einmal zu überschreiten und, als dies geschehen, so bald als möglich diesen Krieg zu endigen.

---

2) Siehe die Verträge bei Martens, Recueil, Supplément, T. V. p. 650–4.
3) (v. Gagern.) Mein Antheil an der Politik, II. 164.

Doch dürfen wir wenigstens Eines nicht vergessen, was der Chef des österreichischen Cabinets selbst dem Feind zu verstehen gab, daß es nämlich höchlich unangenehm sei, „einen Krieg mit Baschkiren und Kosaken führen zu sollen.“ Metternich, im Gefühl des Gewichtes, das Oesterreich in die Wagschaale gelegt, wußte die leitende, vermittelnde Rolle fortzuführen; man bot Napoleon noch von Frankfurt aus die Rheingränze, und erst als man diesen Strom überschritten, drang die Partie der Energischen, die in den diplomatischen Kreisen dem Feuereifer des schlesischen Heeres entsprach, mit entschiedeneren Forderungen durch.

Napoleon hatte den günstigen Augenblick nicht benutzt, er setzte aber dennoch die Unterhandlungen fort. Caulaincourt, Herzog von Vicenza, der das Vertrauen des österreichischen Cabinets erworben, ward zum Minister des Auswärtigen ernannt und zu weiteren Unterhandlungen ermächtigt. Auch setzte dieser sich sofort in Correspondenz mit Metternich, in Folge deren ein Friedenscongreß anberaumt wurde, der zu Chatillon an der Seine eröffnet werden solle. Der Krieg nahm unterdeß seinen Fortgang.

Humboldt folgte dem Hauptquartier, über Freiburg und Basel, bis Langres. Von da aber begab er sich, da er von preußischer Seite zum Friedensunterhändler bestimmt war, nach dem Orte des Congresses.

Bei den Friedensunterhandlungen zu Chatillon erschien als französischer Bevollmächtigter der Herzog von Vicenza; von Seite der Alliirten sollten zwar nicht die Minister des Auswärtigen selbst, obwohl sie, Metternich, Hardenberg, Nesselrode — sämmtlich im Hauptquartier waren oder, wie Castlereagh, vorher erwartet wurden, sondern es sollten die ihnen nächststehenden und einflußreichsten Diplo-

maten unterhandeln. Diese Bevollmächtigten erhielten jedoch so bestimmte und durchaus übereinstimmende Instruktionen, daß ihnen am Orte selbst fast nichts zu thun oblag, als die treue und gewandte Vollführung derselben. Das eigentliche Wichtige lag mehr außerhalb des Congresses. Davon aber sind uns so leise und allgemeine Andeutungen überliefert, daß wir die Rolle, die ein Hardenberg und Humboldt gespielt, mehr errathen müssen.

Noch immer wünschte Oesterreich, Napoleon aufrecht zu halten, doch gab es deutlich zu verstehen, daß dies vielleicht bald nicht mehr in seiner Macht stehen werde. Am 29. Jan. schon erklärte Metternich an Caulaincourt, daß, wenn Napoleon taub sei gegen die Stimme Frankreichs und Europas, sein Herr und Kaiser, so schmerzlich es ihm sein müsse, den Lauf der Dinge nicht aufzuhalten vermöge. Mit jedem Siege ward die Gegenpartei dringender, und es bedurfte der Schläge, die Napoleon noch einmal austheilte, es bedurfte dessen unbesiegliche Starrheit, um wieder Einklang unter die Verbündeten zu bringen. Aber selbst, nachdem man zu Chaumont (1. März) den Bund erneuert hatte, erklärte Metternich noch (8. März), er hoffe doch den Frieden; England sei stark genug, *ihn wollen zu können*. Schließe man ihn aber jetzt nicht, so würden die durchdringen, welche einen Vernichtungskrieg wollten; ja, selbst am 18. — da die Unterhandlungen ihr Ende erreicht hatten — versicherte er noch, er thue alles, um Castlereagh noch einige Tage im Hauptquartier zu halten. Sei dieser abgereist, dann werde — mit Napoleon? — kein Friede mehr geschlossen. Andeutung genug, welche wichtige und schwierige Aufgabe den Staatsmännern zufiel, die rein und rücksichtslos unser Nationalinteresse, die Vergangenheit und die Zukunft im Auge hatten. —

Den 3. Febr. 1814 trafen die Bevollmächtigten der

Alliirten zu Chatillon ein. Von Oesterreich erschien Graf Stadion, von Rußland Graf Rasumoffsky, von England Lord Aberdeen, Graf Cathcart und Generallieutenant Stewart, von Preußen Humboldt, der mit gewohntem Fleiß und Scharfsinn die Interessen seines Vaterlandes vertrat.[1] „Die Mittheilungen zwischen ihm und Hardenberg, als Organ des Königs, wurden nur durch die sichersten Kouriere, Officiere oder reitende Feldjäger geführt und stets eigenhändig geschrieben.“[2]

Den 4. Febr. machten sich die beiderseitigen Bevollmächtigten die gewöhnlichen Anstandsvisiten; am 5. begannen die Conferenzen, die im Hause eines Herrn von Montmort abgehalten wurden. Die Bevollmächtigten der Verbündeten erklärten sofort, daß sie nur als ein Ganzes, im Namen Europas, unterhandelten, und zwar in Sitzungen, über welche Protokolle geführt würden.[3] Schon am 6. klagte der französische Bevollmächtigte, man sehe, daß die vier Gesandten — die drei englischen für einen gerechnet — sämmtlich eine und dieselbe Instruktion erhalten hätten; ihre Erklärungen seien ihnen durchaus gegeben, sie sagten kein Wort, ohne sich vorher verständigt zu haben. Selbst über die gemäßigtsten Ausdrücke erhebe man Schwierigkeiten, und er gebe nach, um nur die Zeit nicht zu verlieren.[4] In der That, die Unterhandlungen bestanden von der einen Seite nur in Erklärungen, die man einstimmig zu Protokol gab; nur ein

---

1) Und doch fand er die Zeit, in diesen Tagen die letzte Hand an seine Uebersetzung des Agamemnon zu legen.

2) v. Hippel, a. a. O., S. 105—6.

3) Diese Protokolle (vom 5. 7. 17. 28. Febr. und 10. 13. 15. 18. u. 19. März) stehen nebst Noten und Beilagen bei Montholon, Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon. A Paris et Berlin, 1822. II. 351 — 411. — Ebendas. S. 279 — 350 finden sich, außer andern verwandten Aktenstücken, die zwischen Metternich und Caulaincourt gewechselten Briefe.

4) Bei Montholon, II. 325—26.

paar Mal ergriff der österreichische Bevollmächtigte das Wort im Namen seiner Collegen.

Der französische Kaiser, bewogen von der Lage der Dinge gleich im Beginn dieses Feldzugs, hatte dem Herzoge von Vicenza carte blanche gegeben, den Frieden zu schließen. Als aber die Verbündeten, statt die Frankfurter Bedingungen zu stellen, am 7. Febr. eröffneten, daß man Frankreich nur die Gränzen von 1792 zugestehen könne, da fühlte der Bevollmächtigte sich unvermögend, die Last der Verantwortung auf sich zu nehmen. Er forderte von der Gegenseite einen ausführlichen Entwurf, was eine Pause herbeiführte. K. Alexander, hieß es, wolle sich mit den Verbündeten über die einzelnen Gegenstände der Forderung noch verständigen. Am 17. Febr. legte man — zwar nicht den Entwurf eines Waffenstillstandes, den Frankreich unterdeß gesucht — sondern einen ausführlichen Präliminarvertrag vor, auf dessen Annahme die Feindseligkeiten sofort eingestellt werden würden. Dieser ausführliche Entwurf verlangte von Frankreich, daß es alle Eroberungen, die es seit 1792 gemacht, zurückgebe, die Verfügung über die abgetretenen und in Beschlag genommenen Lande den Verbündeten allein überlasse, daß es die Unabhängigkeit Spaniens, Italiens, der Schweiz, Deutschlands und Hollands anerkenne — mit einem Wort, fast wörtlich das, was der Pariser Friedensschluß nachher gewährte. Der französische Bevollmächtigte erhob nur einige Fragen, z. B. ob der König von Sachsen, der nach der Leipziger Schlacht als Gefangener abgeführt worden, dessen Lande Preußen als Entschädigung ansprach, in seine Staaten wieder eingesetzt werden würde — worauf die Bevollmächtigten aber keine Antwort gaben. Dann erklärte Jener, er müsse, um auf das Ganze zu erwidern, erst Instruktionen einholen. Bis zum 28. erfolgte keine Antwort. Da erklärte man dem Herzog, daß sein ferneres Schweigen für

Ablehnung genommen werden müsse. Man verlangte einen bestimmten Termin, und erklärte, darüber hinaus die Unterhandlungen nicht fortsetzen zu wollen. Als solcher ward der 10. März bestimmt. Der österreichische Bevollmächtigte fügte hinzu, man wolle sich gern in Nebenpunkten versöhnlich zeigen; empfange man aber eine wesentliche abweichende Erklärung, dann müßten die Waffen entscheiden. — Inzwischen hatte der Glücksstern Napoleon noch einmal geleuchtet, Blücher und die große Armee wurden zurückgeworfen, Frankreich spannte seine Forderungen wieder höher. Erst den 10. machte Caulaincourt Eröffnungen, die aber unzureichend befunden wurden. Man gewährte einige Tage, forderte aber kategorisch die Annahme des Friedensvertrags oder sofortige Vorlage eines ausführlichen Gegenentwurfs. Das französische Cabinet wählte das Letztere. Am 15. März verlas der Herzog von Vicenza ein Contre-projet de paix préliminaire. Da solches jedoch in entscheidenden Punkten ganz von den Forderungen der Alliirten abging, namentlich auf der Rheingränze, auf dem Königreich Italien für Eugen und Entschädigungen für die übrigen Napoleonischen Dynastien bestand, somit keine der Bedingungen erfüllte, die man für die Verlängerung der Conferenzen gestellt, so erklärten die Gesandten, daß ihre Vollmachten erloschen seien, die Verbündeten aber die Waffen nicht niederlegen würden, bis die von ihnen gestellten Bedingungen anerkannt seien. Damit hatte der Congreß ein Ende.

Die Bevollmächtigten kehrten sofort ins Hauptquartier zurück; sie begaben sich hierauf nach Dijon, wohin Kaiser Franz, die Minister und Diplomaten nach dem Rückzuge von Troyes sich gewandt hatten. Noch von Vitry erließen die Alliirten eine Erklärung [5]) (dat. 25. März), worin sie die

---

5) Sie steht auch bei **Martens**, Supplément des traités, V. 688 ꝛc.

Ursachen des Abbruchs dieser fruchtlosen Unterhandlungen und den Zweck des fortgesetzten Kampfes darlegten. Diese Erklärung ist so gut geschrieben, es weht darin ein so edler, großer Sinn, daß man versucht sein möchte, einen Humboldt für den Verfasser zu halten.

Die Stunde Napoleons hatte geschlagen. Der Muth des schlesischen Heeres und die Vereinigung der beiden Armeen führten die Alliirten nach Paris. Napoleon ward die Macht entwunden, die Bourbonen kehrten zurück, und am 31. März zogen Friedrich Wilhelm und K. Alexander in Frankreichs Hauptstadt ein. Auch die Minister und Diplomaten langten 7. bis 8. April daselbst an.

Für Humboldt that sich keine neue Welt auf. Er traf alte Bekannte unter Franzosen und Deutschen, so den Einsiedler im Hôtel des deux Siciles, Grafen von Schlabrendorf (der auch dem Vaterlande jetzt Dienste leistete), ferner Oelsner, A. W. Schlegel, eine Staël, einen B. Constant und so viele Andere, vor allem aber einen geliebten, in Paris ganz einheimischen Bruder, dessen Nähe fruchtbar und beglückend sein mußte, wenn auch meist der König seine Person als Cicerone in Anspruch nahm. — Auch an neuen Bekanntschaften mangelte es nicht. Hier, wie vorher im Hauptquartier, wo die preußischen Staatsmänner und höhern Beamten gewöhnlich an der Tafel des Staatskanzlers vereinigt gewesen waren, lernte Humboldt noch manche der politischen Hauptpersonen, z. B. einen Grafen Münster, einen Castlereagh, kennen, mit denen der Gang der Dinge ihn noch in mannichfache Verbindung bringen sollte, so wie er wohl erst in dieser Zeit einer nähern Bekanntschaft der großen Feldherren des Vaterlandes, eines Blücher und Gneisenau, sich erfreuen durfte.

Bald aber ward er wieder zu den Geschäften berufen, um jetzt, da Preußen von Neuem eine so bedeutende Stimme unter den europäischen Staaten gewonnen, zugleich aber seine eigene Wiederherstellung noch durchzusetzen hatte, als Repräsentant dieses Staates zu wirken.

Zunächst trat er als solcher bei den Unterhandlungen des ersten Pariser Friedens auf. Diesen negociirte von französischer Seite Talleyrand; England ward durch Castlereagh, Aberdeen, Cathcart und Stewart, Rußland durch Nesselrode und Rasumoffsky, Oesterreich von Metternich und Stadion, Preußen von Hardenberg und Humboldt vertreten. Der Minister von Stein war ebenfalls in Paris anwesend; ein direkter Antheil aber an diesem Geschäft fiel ihm nicht zu. — Die Grundlage des Friedensvertrages war gegeben: es waren die Forderungen von Chatillon. Die deutschen Patrioten hatten ganz Anderes erwartet, zumal die rachedürstenden Preußen. Konnte man aber andere Forderuugen erheben, nachdem man erstere so feierlich verkündigt hatte, konnte man es jetzt, wo man nicht mit Napoleon, sondern dem zurückgekehrten legitimen Könige unterhandelte? Schon vor der Entscheidung aber diese mäßigen Forderungen aufzustellen, dazu hatte man seine guten Gründe gehabt. Man war Frankreichs keineswegs so Herr, daß man den Nationalgeist nicht zu schonen gehabt; man wünschte Napoleons Sache von der des Volkes zu trennen, und dieses für eine Wendung der Dinge zu stimmen, die ohnehin genug demüthigte. Doch ging die Schonung, der K. Alexander das Wort redete, in der That zu weit. Preußen machte nicht einmal seine gerechten Ansprüche auf Rückzahlung von 94 Millionen Franken gelteud, die ihm als Vorschuß über den Belauf seiner eignen nach Paris gezahlten Kriegskontribution gebührte. Begründete Forderungen Einzelner oder von Privatanstalten sollten zwar

befriedigt werden, aber mit Recht machte der rheinische Merkur sich über die Liquidationskommissionen lustig, die zwei dunkle vieldeutige Artikel in langen Jahren auslegen und die Gläubiger in langen Fristen auf den Nimmertag vertrösten würden, weil man kein Pfand behalten hatte.

Der Friedensvertrag ward von den genannten Bevollmächtigten den 30. Mai 1814 unterzeichnet. Die Ordnung vieler der wichtigsten, namentlich der deutschen Angelegenheiten, blieb einem Congresse vorbehalten, der sich zu Wien versammeln sollte. England jedoch sicherte sich sogleich seine Vortheile, sogar Holland ward sofort mit Belgien ein Geschenk gemacht; Preußen dagegen sollte seine Wiederherstellung erst auf dem Congresse suchen. Man hat es dem Staatskanzler von mehreren Seiten sehr zum Vorwurf gemacht, daß er sich Sachsen nicht im Friedensvertrage habe zusichern lassen; auch W. von Humboldt soll, wie man uns versichert, diese Ansicht getheilt haben. Humboldt fuhr dem König von Preussen entgegen, als dieser zum Congreß nach Wien kam, und sagte dem Monarchen zu dessen Erstaunen vorher, daß die Acquisition von Sachsen — die auch der Minister von Stein, der Freund des russischen Gouverneurs, Fürsten Repnin, für ganz ausgemacht hielt — sehr zweifelhaft sei. Es sei ein Staatsfehler gewesen, diese Sache in Paris nicht beendigt zu haben. Dort sei Alles leicht gewesen, und er (W. v. H.) hätte oft genug den Staatskanzler darauf aufmerksam gemacht. [1]) — Uns will jedoch bedünken, daß auch ein rührigerer Staatsmann, als Hardenberg, eine feste Zusicherung für Preußen damals nicht so leicht erlangt haben würde, sofern man Sachsen oder den größern Theil desselben ansprechen wollte. Kaiser Alexander, der einzige Mächtige, der diese Maaßregel

---

1) Aus handschriftlicher Quelle.

von Herzen unterstützte, weil er Polen behalten wollte, schob gerade damals jeden Beschluß über beide Fragen hinaus, um erst Truppen in Polen anhäufen zu können und so faktisch den Widerwillen der Engländer gegen diese Besitznahme zu mindern. Allerdings war es ein Fehler, daß man die Grundzüge des künftigen Besitzes nicht für Alle schon in Paris feststellte, und daß Preußen nicht darauf drang. Um dies aber mit Sicherheit durchsetzen zu können, durfte es selbst mit keiner ungemessenen Forderung auftreten.

Das Einzige, was Preußen sofort zugesichert erhielt, war das Fürstenthum Neufchatel. In einem geheimen Artikel machte Frankreich auch seine Verfügung über Ansbach und Baireuth zu nichte. Endlich konnte es schon als ein Vortheil gelten, daß diese Macht von jeder Theilnahme an den Territorialbestimmungen in Deutschland, Italien und Polen ausgeschlossen worden; als es aber zur That kam, ging auch dieser noch verloren.

Der Prinz-Regent von England hatte die verbündeten Monarchen zu einem Besuch auf der brittischen Insel eingeladen. Alexander und Friedrich Wilhelm traten, umgeben von Prinzen des Hauses, von Blücher und andern Feldherrn des Tages, von den nun zu Fürsten erhobenen Staatsmännern Hardenberg und Metternich diese Triumphreise an. Man schiffte sich am 6. Juni von Boulogne ein. Auch Humboldt begleitete die Souveräne. Drei Wochen blieben sie in England. Humboldt machte die genaue Bekanntschaft des Prinz-Regenten, der ihn besonders gewürdigt zu haben scheint. Dann begleitete er den König in die Schweiz. Am 26. Juni trafen sie in Calais ein; von da ging es über Paris nach Neufchatel. Hier fand Humboldt auch seine Gattin. Diese entschloß sich nun, mit der Familie nach Berlin zu gehen,

vermuthlich um dem Lärm eines Congresses auszuweichen, während dessen die Landsleute aber ihre Anwesenheit schmerzlich vermißten. Humboldt selbst eilte nach Wien, wo am 1. Oktober sich der Congreß versammeln sollte.

Auf dem Congresse zu Wien.

Als Hauptquelle für diesen Zeitraum dienen Klüber's Akten des Wiener Congresses;[1]) auf ihnen ruht das Thatsächliche, was wir, ohne besondere Angabe, berichten. Freilich fehlt noch viel, daß eine Urkundensammlung, mit grossentheils farblosen Protokollen, das reiche Bild der Zeit und des Wirkens Einzelner enthüllte. Letzteres zumal tritt in officiellen Dokumenten am seltensten zu Tag; wir bedürfen zu dessen Kenntniß Denkwürdigkeiten Mithandelnder oder solcher, die diesen besonders nahe standen, wir fordern Darstellungen, die von einer oder der andern Seite aus archivalischem Detail schöpften. In beiden Rücksichten sind wir hier sehr verlassen. Wir kennen fast durchaus die Gegenstände der Verhandlungen, den äußern Umriß der Entwicklung und das letzte Ergebniß, aber nur obenhin den leiseren Gang der Dinge, die tiefer liegenden Motive, das einflußreiche Gegeneinanderwirken der Männer und Parteien. Hier müssen wir für jeden Wink danken, der uns gegeben wird, und können das Bedeutende doch oft nur durch Combination erfassen. Solche Winke geben, namentlich für das äußere Treiben jener Tage, die Denkwürdigkeiten eines Varnhagen von Ense und eines Grafen de la Garde. Ersterer ist schon ein tieferer, ein sehr glücklicher Beobachter; Schade nur, daß er den wichtigern Dingen noch zu fern

---

1) 9 Theile. Erlangen, 1815 — 1835.

stand, daß er sein Material schon zu künstlich zubereitet, ohne durch einen recht parteilosen Standpunkt — denn es spricht doch nur der Preuße — zu entschädigen. Dem dreibändigen Werke des Herrn von Flassan — Geschichte des Wiener Congresses — verdanke ich kaum einige Notizen. Ungleich ergiebiger, dazu das Frischeste, und das Einzige, was uns ein Mithandelnder, wenn auch keine Hauptperson unter diesen, geboten, ist Herrn von Gagerns „Antheil an der Politik," freilich ein sonderbares Buch und ein sonderbarer Autor, der aber doch recht Schätzenswerthes überliefert, und um so unschädlicher ist, da er, mehr als nicht leicht ein Anderer, Urtheil und Ergänzung herausfordert.

Hoffentlich wird in der Folge noch Manches an den Tag kommen, was auch unseres Humboldt's Bild noch weit individueller, noch bedeutender machen dürfte. Doch wollen wir in dieser Hinsicht nicht zu viel erwarten, namentlich von da, wo es uns am liebsten sein müßte — von deutscher Seite.

Auf einem Congreß, der einen Kaiser von Rußland und den König von Preußen und so viele Fürsten und Prinzen am österreichischen Hoflager zusammen führte, den alle Staaten Europa's mit ihren ersten Staatsmännern, Ministern und Diplomaten beschickten, auf dem so Bedeutendes entschieden werden sollte, durfte Preußen — das wieder so hoch gestellte, und zugleich zu so dringenden Forderungen genöthigte — nicht mit geringen Repräsentanten auftreten. Als sein erster Bevollmächtigter erschien der Staatskanzler Fürst von Hardenberg, als zweiter der Gesandte am Wiener Hofe, Wilhelm von Humboldt. Ein dritter Repräsentant dieses Staates war gewissermaßen der Freiherr von Stein. Eine gewaltige Trias, und welch' verschiedene

Männer! Stein's damaliges Wirken war jedoch nicht von großem Erfolg. In diplomatischen Verhandlungen zeigte sich seine Größe nicht; überdies war er in Wien in einer schiefen Stellung. Er kam noch als russischer Rathgeber und Bevollmächtigter dahin, gleichsam der Repräsentant der engen Verbindung Preußens mit diesem Reiche — eine Verbindung, die schon Manche als identisch mit dem Interesse des Vaterlandes ansehen wollten. Preußens eigentliche Vertreter, Hardenberg und Humboldt, stimmten in den Hauptfragen, die damals verhandelt wurden, überein; sie konnten um so besser zusammengehen, da die oberste Leitung dem zweiten nicht oblag, der vielmehr, so weit seine Meinung nicht in den Vorberathungen durchdrang, mehr nur die geschickte und energische Vollführung der höchsten Orts beschlossenen Dinge zu besorgen hatte. Daß Humboldt übernommen, was seinen innersten Gefühlen widerstrebte, wird man so wenig glauben, als daß er alles durchgesetzt, was er, auch nur für seine Zeit, gewünscht hatte. Unzweifelhaft stieß er oft auf einen Willen, dem er weichen mußte; unzweifelhaft machte ihm auch der Charakter des Staatskanzlers zu schaffen, dieses eben so humanen, erfahrnen, wohldenkenden und ritterlichen, als mählich schwankenden, zögernden und alternden Mannes. Dies glauben wir, wenn schon Varnhagen ihr damaliges Zusammenwirken als ganz harmonisch schildert. „Zwischen ihm und dem Staatskanzler," sagt er, [1]) „bestand während der ganzen Dauer des Congresses das vertrauteste, ungetrübteste Einverständniß, und beide Männer ergänzten einander im besten Sinne. Dem Staatskanzler als solchen ohne Frage untergeordnet, als diplomatischer Bevollmächtigter doch wieder ihm fast gleichgestellt, an Geist und Geisteskräften aber ihn überragend, erfüllte Humboldt willig und vortrefflich

---

1) Denkw. V. 57.

die in solcher Mischung von Verhältnissen ihm gewordene Rolle, die bei jedem Andern, und gerade durch das Bestreben, sie zur ersten zu machen, eine zweite geblieben wäre, durch seine eigene Verleugnung und innere Selbstständigkeit aber recht eigentlich eine der ersten gleich wurde. Es war dies nicht das Verhältniß Blücher's und Gneisenau's, welches eben so einzig und ersprießlich während des Krieges sich gebildet und erhalten hatte; für ihre Aufgaben und ihr eigentliches Geschäft standen die beiden Diplomaten einander näher, konnten leichter ihre Leistungen vertauschen und darin wetteifern, als jene beiden Kriegshelden. Aber die Oberleitung Hardenbergs war schon in dessen Haupte von Humboldt's Beistand durchdrungen, so wie des Letztern Ausführungsthätigkeit den Impuls des Erstern immerfort als erwünschte Förderung in sich trug". Im Allgemeinen wird dies richtig sein, in den Dingen, um die es sich im Moment am meisten handelte, unbedingt. Dies schließt aber nicht aus, daß nicht auch schon Differenzen Statt fanden, und das erklärt uns auch des Staatskanzler's späteres Benehmen besser, als wenn wir annehmen sollen, daß er einen Geist, wie Humboldt, blos deshalb zu beseitigen gesucht, weil er fürchtete, von ihm überflügelt zu werden. Es wird auch bestimmt versichert, daß schon in Wien Verstimmungen zwischen ihnen obwalteten. Der König hatte dem Kanzler Humboldt's Aeußerung über die sächsische Angelegenheit, die wir oben erwähnt, mitgetheilt, worüber Hardenberg sehr gereizt war. Anderes dieser Art mochte hinzukommen, das wir jedoch, ohne nähere Beglaubigung, nicht nacherzählen.

Der Staatskanzler wußte aber wohl, wie unentbehrlich zur Zeit ein Geist und Kämpfer, wie Humboldt, sei — der als Diplomat nie mehr an seiner Stelle war, als 1814 und 1815 zu Wien und Paris; er selbst konnte einen solchen Gehülfen nicht missen, da ihn sein zunehmendes schlechtes

Gehör so oft außer Stand setzte, den Spitzen der Debatte zu folgen; auch der König hielt die größten Stücke auf ein Talent wie Humboldt. Unter den Umgebungen des Kanzlers, auch zu Wein, waren zwar ansehnliche Kräfte, ein Stägemann, Jordan, Arbeiter wie Hoffmann, der Statistiker; einen Humboldt aber hätte Keiner ersetzen können.

So war denn Humboldt vergönnt, an allen großen Verhandlungen der europäischen Mächte, ihres engeren sowohl als weiteren Rathes, der vier, fünf und acht Mächte, endlich der deutschen Staaten Theil zu haben. Er entledigte sich dieser Aufgabe in glänzender Weise, und ließ in gleichem Maße den Umfang seines Wissens, als seinen Verstand und sein Geschick bewundern. Von allen Seiten ward dies anerkannt; alle Dokumente, die uns vorliegen, geben Zeugniß davon, alle Berichte, die wir empfingen, stimmen darin überein. Er war einer der Hauptkämpfer in den verschiedensten Conferenzen, und vorzüglich den Franzosen ein Dorn im Auge. Und doch haben ihm gerade diese Gegner, haben ihm Genossen, deren Wesen und Richtung dem seinigen ungleich war, auch gegen ihren Willen gehuldigt. Den Ausspruch Talleyrand's, den Varnhagen bewahrte, haben wir an andrem Orte erwähnt. [2]) Das Organ eines Görres, der rheinische Merkur, obschon mehr der Stein'schen Richtung, als dem Humboldt'schen Geiste verwandt, rühmte bei jeder Gelegenheit, wie gut der Staatskanzler secundirt sei. [3]) Und läßt er am 12. Jan. 1815 sich noch aus Wien schreiben: „Der Minister von Humboldt ist gescheidt und sehr viel wissend. Manche vermissen das Herzliche in seinem Wesen, das der Deutsche an seines Gleichen liebt; dafür ist ihm viel Licht gegeben. Von ihm sollen die letzten

---

2) Siehe oben I. 52. Vergl. Varnhagen's Denkw. V. 286.
4) Schon 31. Okt. 1814.

deutschen Verfassungspläne ausgehen und er verficht sie sonderlich; auch ist er unter allen am besten dazu geeignet, den Franzosen auf ihren unterirdischen Schleichwegen entgegen zu miniren" — so ergreift aber bei einer späteren Gelegenheit (18. Nov.) der Herausgeber selbst das Wort, und schließt das Urtheil, indem er den Stand der Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens erörtert, also zusammen: „Was die handelnden Personen betrifft, so zeigte sich der Staatskanzler hier wie in Wien immer gutwillig, versöhnlich, arglos in seiner Politik und alles gern auf guter Seite nehmend; Humboldt kalt und klar, wie die Decembersonne." Faßt man alles zusammen, was über Humboldt's Wirken in jener Zeit zu sagen ist, so muß man bekennen, daß es ebenso durch Adel der Gesinnung, als durch Geist und Gewandtheit hervorsticht; daß Preußen an ihm einen ausgezeichneten Vertreter gewonnen hatte. Wir möchten Talleyrand, Metternich und Humboldt, so verschieden ihre Naturen waren, so ungleich ihr Werth in unsern Augen ist, für die hervorragensten Erscheinungen des Congresses ansehen. Der Erstere und der Letztere von diesen hatten auch, wenigstens in Geistesmacht und Oppositionsgeschick, einige Verwandtschaft, sonst stand freilich Humboldt als ein von den zwei genannten völlig verschiedenes Wesen da. Darin aber zeigt sich die Größe aller drei, daß sie durch persönliche Gaben das Gewicht der Staaten, die sie zu vertreten hatten, ungemein erhöhten, während ein Repräsentant, wie der kalte, beschränkte, ideenlose Castlereagh, nur das in die Wagschaale legen konnte, was Englands Name unter allen Umständen wog. [4])

Bei all' dem ist nicht zu glauben, daß ein Mann, wie

---

4) Castlereagh sprach viel, ohne Redegabe. Seinen Lieblingsausdruck „features" gebrauchte er auch zu Wien mit Uebermaß und Ungeschick, zum großen Ergötzen Humboldt's, der solcherlei nicht umkommen ließ. (Varnhagen, a. a. O. V. 61.)

Humboldt, auf diesem Congresse einen Boden gefunden habe, der seinen Wünschen entsprochen hätte, auf dem sein volles Wesen sich hätte offenbaren können. Dazu war die Zeit nicht gemacht. Es hob ja eine conservative Epoche im Guten wie im Bösen an. Wie selten konnte — ich will nicht sagen das Ideale, nur das Zeitgemäße durchgesetzt werden! Auf einer Seite hatte man durch Verträge schon die Hände gebunden. Mit geringer Ausnahme mußte man die Napoleonische Erbschaft mit antreten, ohne doch dem Guten, das in der Napoleonischen Richtung lag, die Consequenz geben zu dürfen, die es heischte. Humboldt selbst wollte sie nicht.[5]) Er scheint eine Theilung Deutschlands in eine geringere Anzahl Staaten für gefährlicher gehalten zu haben, als das Dasein einer Menge abhängigerer Fürsten und Städte. Ob ihn dabei mehr das Interesse für Deutschland oder für Preussen geleitet, ist schwer zu unterscheiden. Dennoch war es Anfangs die Absicht der preußischen Staatsmänner, die Kleinstaaten durch Kreisobristen und diese durch ein österreichisch-preußisches Direktorium unschädlich zu machen. Es gelang aber Beides nicht. — Durch die ganze Richtung des Tages war ein höheres Streben von Anbeginn getrübt. So sehr es, nach so schweren Erfahrungen, nach einem gewiß nicht glänzenden Friedensschlusse, zu wünschen gewesen wäre, daß das Gewonnene recht tüchtig geordnet werde, so sehr blieb der Ausgang hinter diesem Wunsche zurück. Für uns liegt hier nur das Erfreuliche, daß wir Humboldt keine oder nur geringe Schuld beimessen können. Bedenkt man die Stellung, in der er wirken mußte, die Macht des Widerspruchs, der sein bestes Wollen begegnete, so können wir das, was er in verschiedener Richtung, besonders aber für die deutschen Angelegenheiten geleistet, ihm nur zu größerer Ehre anrechnen.

5) Klüber, Akten II. 9. 10.

Auch er hat gefehlt, in einer Richtung seinem eignen Wirken geschadet; in Einzelheiten wird man ihm nicht durchweg beipflichten; wir wünschen aber nur, daß die nachfolgende Zeit sich mit dem in Einklang erhalten hätte, was Preußen und Hannover damals durch ihre tüchtigsten Wortführer verfochten haben. Auch daran aber ist Humboldt wieder schuldlos; er ist sich treu geblieben; er stand nicht nur in Wien unter denen voran, die für Verfassungsleben und einen die Rechte Aller schützenden Bund wirkten, sondern hat dieselben Grundsätze bis an's Ende seiner Laufbahn vertheidigt.

Doch wollen wir auch des Einwurfs gedenken, welchen Herr von Gagern gegen Humboldt erhoben.[6]) Er beschuldigt die preußischen Staatsmänner im Allgemeinen und — namentlich bei den deutschen Verhandlungen — Humboldt insbesondere, daß sie des ältern deutschen Staatsrechts sämmtlich nicht sehr kundig oder eingedenk gewesen seien, und meint, man habe den Herrn von Küster, damaligen preußischen Gesandten in Stuttgart, herbeigerufen, „pour rectifier les erreurs de M. de Humboldt." Letzteres hat Varnhagen widerlegt;[7]) wir glauben gern, daß Humboldt sich den Schwall von Reclamationen aus der Zeit des heiligen römischen Reichs vom Halse schaffte, wo er nur konnte. Im Uebrigen aber können wir nicht finden, daß er des alten Rechtsbestandes zu uneingedenk gewesen, vielmehr scheint es, als wenn ihm die Heillosigkeit jener guten alten Zeit immer vorgeschwebt hätte, er aber diese Kenntniß nicht besser zu bethätigen gewußt hätte, als dadurch, daß er jede überflüssige Fortwirkung derselben nach Kräften zu beseitigen strebte.

Humboldt war nicht blos eines der begabtesten, sondern

---

6) Antheil, II. 40. 89—90. 120.
7) Denkw., V. 59.

gleicher Weise eines der thätigsten Glieder des Congresses. Man konnte zu Wien eine eigene Klasse der emsig Arbeitenden und wahrhaft Beschäftigten absondern. Zu diesen zählten besonders Humboldt, Wessenberg und Clancarty; mehr als Hülfsarbeiter Gentz und La Besnardière. [8]) Humboldt war Mitglied fast aller Comitéen; man beauftragte ihn, von Preußens Seite oder im Namen der Mächte, noch zu einer Menge Specialunterhandlungen mit den mittlern und kleinern deutschen und europäischen Staaten. Namentlich den deutschen Angelegenheiten widmete er bis zu Ende den wachsamsten, eisernsten Fleiß. Oft war es schwer, seiner habhaft zu werden. [9]) „Was Humboldt," sagt der oft erwähnte Berichterstatter, „während des Congresses alles gearbeitet, und wie umsichtig, gediegen, sorgfältig, mit welcher Strenge und Unermüdlichkeit, das übersteigt allen Glauben; auch forderte er in gleichem Maße von seinen Gehülfen und Untergebenen solche Thätigkeit; hier ist hauptsächlich der Graf von Flemming zu nennen, Hardenberg's Neffe, der unter feiner und angenehmer Bildung, bei lässiger Scherzweise, eine große Schärfe und innere Festigkeit besaß, und sich an Humboldt mehr noch als an Hardenberg hielt." [10])

Und während der drangvollsten Tage dieses Congresses zeigte Humboldt sich noch frisch und munter zu wissenschaftlicher Anstrengung, wie zu heiterer Geselligkeit, durchbesserte die kunstreiche Uebersetzung griechischer Chorgesänge, stellte mit sich allein Uebungen in Pestalozzischer Lehrart an, dichtete jeden Tag deutsche Verse, schrieb fleißig Familienbriefe, und führte noch außerdem ein Tagebuch, worin nicht nur die großen Staatsverhandlungen, sondern auch die kleinen

---

8) S. auch Gagern, II. 39.
9) Gagern, II. 176. Varnhagen, V. 44. 97.
10) Varnhagen, V. 57–58.

Vorgänge der Gesellschaft, die Anekdoten und Abenteuer des Tages bemerkt waren. Unglücklicherweise, sagte Humboldt selbst nachher (Sept. 1830), habe er gleich im Jahre 1815 zu Paris eine Anwandlung gehabt, viele Papiere zu verbrennen, und leider, wie er nun sehr bedauere, auch das Tagebuch dem Feuer hingegeben.[11])

Der Congreß begann gleich mit Verzögerungen und Schwierigkeiten. Zwar traten schon seit dem 16. September (1814) Bevollmächtigte der 4 Mächte — Englands, Oesterreichs, Preußens und Rußlands — in vorbereitenden Sitzungen entweder bei Metternich in der Staatskanzlei, oder bei Humboldt im Gesandtschaftshotel zusammen,[1]) denen Anfangs, außer diesen, nur Lord Castlereagh, Graf Nesselrode und dann auch Hardenberg beiwohnten,[2]) und in denen man die Form der Verhandlungen bestimmte, die verschiedenen Gattungen der Geschäfte schied, endlich Frankreich abermals von den Territorialbestimmungen in Deutschland, Polen und Italien ausschloß (22. Sept.) Doch lud man Talleyrand, wie auch einen spanischen Bevollmächtigten (Labrador) alsbald zu diesen Präliminarien, weil Frankreich, als Großmacht, in das Comité gehöre, das den allgemeinen Gang der Geschäfte leiten solle. Da man erklärte, daß nur Staatssekretäre (des Auswärtigen) in dieses Comité zugelassen würden, machte Talleyrand sogleich bemerklich, daß dann Humboldt und Labrador nicht hergehörten, die diese Stellung nicht inne hätten. Letzterer, entgegnete man, sei nur provisorisch zugelassen, Humboldt aber wegen des Gehör-

---

11) Siehe auch Varnhagen, Denkw. IV. 296.

1) Fêtes et Souvenirs du congrès de Vienne, par le Comte A. de la Garde; à Paris, 1843. I. 185.

2) Histoire du congrès de Vienne, par M. de Flassan; à Paris, 1829. I. 13.

mangels des F. Hardenberg, dem er Kenntniß gebe von dem, was verhandelt würde. [3]) Allein diese ganze Beschränkung auf Staatssekretäre wurde alsbald aufgegeben, und auch die Zahl der zu dieser Leitung berufenen Staaten vermehrt. Man widersetzte sich zwar Talleyrand's Tendenz, die Bevollmächtigten aller Staaten herbei zu ziehen, und eine Art Nationalversammlung zu veranstalten, zog aber zu den allgemeinen Versammlungen die Bevollmächtigten sämmtlicher acht Mächte, die den Pariser Frieden geschlossen hatten, und behielt nur die in diesem Frieden ausgenommenen Gegenstände der alleinigen Entscheidung der vier Mächte vor. Ein andres Comité ward für die deutsche Verfassungsangelegenheit gegründet.

Die Verhandlungen der acht Mächte begannen damit, daß man die wirkliche Eröffnung des Congresses auf den 1. Nov. vertagte. Eine deshalb aufgesetzte Erklärung, die das Publikum davon unterrichtete (8. Okt.), gab als Grund der Vertagung an, daß die Vorarbeiten erst zu einer gewissen Reife gedeihen müßten, „pour que le résultat répondit aux principes du droit public, aux stipulations du traité de Paris et à la juste attente des contemporains.“ Ueber die hier unterstrichene Stelle — die deutlich auf die sächsische Frage spielte — erhob sich sogleich die heftigste Debatte, besonders zwischen Humboldt und Talleyrand. „Que fait ici le droit public?“ fragte Preußen. Talleyrand: „Il fait que vous ètes ici.“ Humboldt: Mais cela va sans dire.“ Talleyrand: Si cela va sans dire, cela ira mieux en le disant.“ Gentz, der Protokollführer, machte gegen den Vorsitzenden die Bemerkung, daß er nichts einzuwenden wüßte; auch behielt man die Worte bei. Im Deutschen aber setzte man doch: „den Principien des Völkerrechts.“ [4])

---

3) Flassan, I. 17.

4) Gagern, II. 51—52. Flassan I. 27—28.

Vom 31. Okt. versammelten sich die acht Mächte zu ordentlichen Verhandlungen. Den ersten Akt bildete die Prüfung der Vollmachten. Sie fiel durchs Loos den russischen, englischen und preußischen Ministern zu. Noch arbeitete Talleyrand dahin, die letzte Entscheidung der Fragen einer Generalversammlung der Bevollmächtigten in die Hände zu spielen, ward aber von Metternich und Humboldt damit für immer zurückgewiesen. [5])

Viel bedeutendere Schwierigkeiten zeigten sich, als die eigentlichen Unterhandlungen und namentlich die über Territorialfragen eröffnet wurden. Die Hauptschwierigkeit machte die Wiederherstellung des preußischen Staates. Es fand ein Notenwechsel Statt, der bald die ernsthafteste Gestalt annahm. Preußen trug selbst Schuld an der Verwicklung. Es forderte Sachsen als Ersatz für das Verlorene oder nicht wieder zu Erlangende. Rußland hatte es ihm zugesagt, weil es Polen für sich wollte. Selbst Oesterreich und England hatten so gut wie eingewilligt, ersteres wohl nur, um eine kaum erst gestiftete Verbindung nicht zu stören. Als aber Frankreich, durch Talleyrand's Geschick, einen unerwarteten Einfluß erlangte, das sächsische Haus und Volk sein Recht verfocht, Bayern heftig widersprach und endlich auch England die Abtretung ganz Sachsens verweigerte, erkannte Oesterreich, daß es das deutsche Interesse der Rücksicht gegen Preußen nicht aufopfern dürfe, und stellte sich auf Seite der Versagenden. Zu gleicher Zeit opponirte England, gleichsam im Namen der Andern, gegen Rußlands zu großes Umsichgreifen in Polen, wo es nicht einmal über die Warthe und Nida zurückweichen, und selbst Posen fest-

---

5) Flassan, I. 29–30.

halten wollte. Preußen und Rußland hielten zu einander, und die Sache gewann seit Anfang Dezembers ein ganz kriegerisches Ansehn. Noch am 30. d. M. warf der preußische Staatskanzler ein so drohendes Wort hin, daß Oesterreich, England und Frankreich sich bewogen fanden, einen geheimen Defensivbund abzuschließen (3. Jan. 1815). Schon aber hatten die Monarchen von Rußland und Preußen selbst eingelenkt; um die Verständigung zu erleichtern, nahm man (7. Jan.) zu Conferenzen seine Zuflucht, zu denen, auf Metternich's und Castlereagh's Drängen, auch Talleyrand zugelassen wurde (12. Jan.) Rußland machte eine geringe Concession an preußisch Polen; Sachsen, gegen das nun einmal das Ausnahmsgesetz gelten sollte — wurde getheilt; nach einigem Hin- und Wider-Streiten über ein Mehr und Minder war die Frage entschieden (10. Febr.), gerade noch zeitig genug, um bei Napoleons Wiedererscheinen nicht alles in Verwirrung zu setzen. —

Preußens Staatsmänner hatten diesmal Talent und Energie in einer unglücklichen Richtung vergeudet. Denn daß auch Humboldt mit größtem Eifer für den Erwerb Sachsens kämpfte, ist außer Zweifel. Zwar erließ der Staatskanzler die wichtigern in dieser Sache gewechselten Noten allein, Humboldt aber nahm gewiß dabei mit seinem Geist und mit seinem Wissen Theil. Er agitirte nur noch heftiger außerhalb des eigentlichen Schriftenwechsels, und wurde dessen selbst in Fällen beschuldigt, wo er gewiß keinen Theil gehabt. So erschien z. B. ein scharfer Artikel gegen die sächsische Dynastie und zu Gunsten ihrer Verfolger auch in einem halboffiziellen französischen Blatte. Gentz, der in dieser Frage heftig gegen Preußen operirte, wandte sich an den Herzog von Dalberg, einen der französischen Bevollmächtigten, um Gegenschritte zu veranlassen (23. Nov.) Von gewisser Seite, sagte er, habe man ohnehin bedeutet, daß das

französische Cabinet gespalten sei, und Talleyrand und seine Collegen keine vollgültige Stimme abgeben könnten. „Je n'oublierai pas,“ fügt er hinzu, „que, dans une des conférences des soit-disans quatre, un Ministre de Prusse fit la proposition à propos de la note de Mr. de Talleyrand du 1. Octobre, de s'adresser avant tout au Roi de France, pour savoir si ses plénipotentiaires à Vienne étaient effectivement les organes de ses intentions.“ Diese „eben so indecente als insidieuse“ Motion habe zwar keine Folgen gehabt, durch Artikel aber, wie dieser französische, müsse das Publikum getäuscht werden. Dalberg war natürlich gleicher Ansicht. „Par le courrier d'aujourd'hui,“ schrieb er den folgenden Tag an Gentz, „nous allons demander des informations à l'égard de l'article en question, et je ne serais pas étonné qu'il fût parti d'ici et que les Humboldt et consors eussent une bonne part à l'idée de présenter les affaires de Saxe sous ce voile de mysticisme qui manié avec art confond toutes les vérités et nuance tous les principes. [1]) Damals war es, wo die Franzosen Humboldt nur le sophiste incarné nannten, [2]) freilich vergessend, wie übel sich die Legitimitätsphrasen im Munde derjenigen ausnahmen, die Jahre lang alle Gewaltthätigkeiten der Kaiserzeit beschönigt hatten.

Preußen war in einer schlimmen Lage. Die am meisten zur Befreiung und Wiederherstellung Aller beigetragen, sollten allein kümmerlich und zerrissen aus diesem Kampfe gehen. Man war ärgerlich und betrübt, und meinte, bei Rußlands Vorschreiten in Polen Sachsen nicht entbehren zu können, ohne schwächer dazustehen, als je. Als nun alles hetzte und einredete, äußerte Humboldt doch: „Das bestimmte Reden für

---

1) Gentz's Schriften, herausg. von Schlesier, V. 43—45.
2) Gagern, II. 41.

Sachsen sei besser, als die bisherige Verschwiegenheit; nun könne Preußen sich doch entscheiden, ob es Sachsen aufgeben oder mit den Waffen behaupten wolle.“ [3])

Man hatte sich in eine Sackgasse verrannt. Preußen hatte volles Recht, eine genügende Wiederherstellung zu fordern; es mußte auch eine gewisse Stärke und Compaktheit ansprechen, um einer bisher nur künstlich erfüllten Aufgabe irgend gewachsen zu werden. Es durfte es um so mehr, nachdem fast alle deutschen Staaten — doch, merkwürdig, Sachsen nicht oder nur gezwungen! — sich auf Kosten ihrer Genossen verstärkt und abgerundet hatten. Aber woher ein Land nehmen, das zu dem bisherigen Besitzthum paßte, da Rußland den größern Theil von preußisch Polen ansprach und eine Ausdehnung nach dieser Seite, so weit militärische Gründe sie nicht unerläßlich machen, Preußens Macht eher schwächen, als stärken konnte. Ansbach und Baireuth waren auch entfernt, und Bayern nicht wohl wieder zu nehmen. Am Rheine aber und in Westphalen lag ein großer, reicher, herrenloser, der engern Verbindung mit einem Gewaltigen sehr bedürftiger Länderstrich, getrennt aber vom Hauptlande durch Hannover, das man schon deshalb nicht ansprechen konnte, weil es dem Könige Englands gehörte, ja das man mit eigenem Gute noch abrunden und bereichern sollte. Auf der andern Seite lag Sachsen, und lange schon hatte in den Preußen die Idee sich festgesetzt, daß man Sachsen haben müsse. Die bedeutenderen Staatsmänner des Landes theilten dieses Vorurtheil, das sie nun — nach den Verträgen mit Bayern und Würtemberg — zu doppeltem Unrecht, und, nachdem der Widerspruch dagegen sich erhoben hatte, einer durchaus unklugen Politik

---

3) Rhein. Merkur, 27. Dez. 1814. (Aus Wien, 14 Dez.)

verleitete. Denn dieses Bestehen Preußens auf dem Erwerbe Sachsens verdarb seine Stellung und Wirkung auf dem Congresse in hohem Grade, es verdächtigte auf lange Zeit seine bessern Bemühungen, verfeindete es nach allen Seiten und warf den isolirten Staat in eine zu enge, zweideutige Verbindung mit Rußland.

Wie anders, wenn Preußen zur rechten Zeit eingelenkt und erklärt hätte, es verzichte auf Sachsen, obwohl es ihm mehr oder minder feierlich zugesichert worden, und begnüge sich hier mit einer nothwendigen militärischen Grenze, die niemand versagen wollte. Dann wäre den Anderen die Aufgabe geworden, Genugthuung zu verschaffen. England, Rußland, wie die kleineren Staaten, hätten sich zu Concessionen verstehen müssen, ja Preußen hätte verlangen dürfen, daß über Länder, die selbst Auskunftmittel darboten, wie Belgien, nicht definitiv verfügt werde, bevor seine Genugthuung entschieden sei.

Und wollte man eine kecke Forderung stellen, so mußte sie dahin gerichtet werden, wo Preußens Vergrößerung von der Natur geboten ist, nämlich nach Norden und Nordwesten. Wer — außer höchstens Rußland, und dieses mußte für Polen Ersatz schaffen — wer würde an den kleineren Staaten der Niederelbe so viel Interesse genommen haben, um Preußen zu versagen, was ihm wichtiger sein muß, als so oder so viel Quadratmeilen, wichtiger selbst, als der Länderzusammenhang — eine Stellung seiner Hauptmasse an der Nordsee. Dort hätte man nicht nöthig gehabt, einen der ansehnlichsten und verdientesten deutschen Staaten — ein Land, das weder Deutschland noch Preußen Gefahr bringt und sich wohl hüten wird, mit dieser Nachbarmacht sich zu verfeinden — zu vernichten oder entkräften zu müssen; man hätte vielmehr den größeren Theil des Gewinnes ausländischer Herrschaft und fremdem Einflusse entzogen, gleichsam

zu Deutschland zurückgeführt; man hätte nur durchgesetzt, was Deutschlands eigenes Interesse heischt, daß nämlich unser nördlicher Hauptstaat nicht von unserm Hauptmeer ausgeschlossen bleibe und die Vertretung der gemeinsamen Zwecke dort nicht lediglich in die Hände schwacher oder dem Auslande dienstbarer Staaten gelegt sei.

Damit hätte man allerdings den vollständigen Landeszusammenhang nicht erworben. Besser aber keinen, als einen auf Unkosten des öffentlichen Vertrauens, mit offenbarem Unrecht und, da manchmal wenigstens die Noth das Unrecht entschuldigt, nicht einmal unumstößlicher Nothwendigkeit willen errungenen! Der Besitz der Westprovinzen gibt unter allen Umständen eine viel bedeutendere politische Stellung; durch ihn erst ward Preußen der Wächter in Ost und West, damit eine — auch bei geringern Kräften — unbestrittenere europäische Macht. Dieser Besitz hat freilich große Inconvenienzen, ja Gefahren. Abgesehen aber, daß sie, steht man nur recht zu Deutschland, nicht unbesiegbar sind, gewähren sie auch größere und unendlich mehr aus der Lage des Ganzen, aus der Nothwendigkeit entlehnte Ansprüche — Ansprüche, die Europa wenigstens dadurch wird befriedigen müssen, daß es dem Haupttheile gewährt, was ihm mangelt, ihn zur Nordsee führt und aus der jetzigen, zwischen Rußland, und kleinen, hülfsbedürftigen und doch immer eigenwilligen Ländchen eingepreßten Lage herausreißt.

Alle diese Gesichtspunkte hat man in den Jahren der Wiederherstellung nicht genug in's Auge gefaßt. Statt den Blick auf die Rheinlande und eine recht passende Erwerbung zu richten, mattete man sich um Sachsen ab, achtete selbst Ostfrieslands nicht — das man festhalten mußte, so lange nicht ein besserer Zutritt zum Nordmeere gewährt wurde — gab Lauenburg den Dänen, ließ die Russen über die

Warthe,[4]) durch die Holländer sich von der Maas abhalten, und vermochte am Ende doch nichts zu erreichen, als die unglückliche Zerstümmelung des sächsischen Landes.

Gewiß haben Hardenberg und Humboldt sich große, unvergeßliche Verdienste um die Wiederherstellung des Staates und namentlich dessen Gebietsausdehnung in Deutschland erworben, doch kann man sich nicht verhehlen, daß sie, hier in einem Vorurtheil befangen, andre Vortheile und Möglichkeiten nicht genug beobachtet haben. So fehlen oft die Besten mit ihrer Zeit. Auch Stein verließ den Congreß voll Verdruß über diesen Ausgang, und konnte selbst nach Jahren seines Unmuths darüber nicht Herr werden.

Eines muß man freilich hinzufügen, wenn man das damalige Streben dieser Männer nicht unbillig beurtheilen will. Alle Staaten suchten, in der Voraussicht, daß so große Bewegungen, wie die der letzten fünfzehn Jahre, sobald nicht wiederkehren würden, in einen Stand der Ruhe und des Behagens zu kommen. Da man aber, im Beginn einer erhaltenden Epoche, preußischer Seits zu andern Maßnahmen nicht treiben wollte, so suchte man sein Interesse da zu befriedigen, wo man es unter scheinbarem Vorwand zu können meinte. Den Fehlgriff rechtfertigt dies aber nicht. Staaten, wie Einzelne, müssen dem Geschick sich beugen und, ohne gewaltsames Vorgreifen, von der Zukunft erwarten, was ihnen bestimmt ist. Ist doch auch Rom nicht in Einem Tage gebaut worden! —

Einigen Andeutungen nach sollte man glauben, daß Humboldt zur Zeit, wo die sächsische Frage entschieden

---

4) Man könnte hier zu Humboldt's Gunsten hervorheben, daß er die Verträge von 1813 mit Rußland und England nicht geschlossen. Umsonst. Sobald man Sachsen wollte, konnte man auf anderes nicht wohl bestehen, auch trug ja keiner der preußischen Staatsmänner die westlichen Lande recht im Sinne.

war, auch bei seiner eignen Partei etwas in Ungnade gekommen sei. „Humboldt,“ heißt es irgendwo, [5]) „hatte das Zutrauen Aller, auch des Königs verloren.“ Und Gagern berichtete, Hardenberg habe auf eine Anmahnung Castlereagh's (im Febr. 1815), Preußen solle doch lieber der Freund und die Stütze der nördlichen Staaten, als ihr Schrecken und ihre Geisel sein — dies zugesagt und das bisher eingehaltene Betragen der preußischen Agenten geradezu gemißbilligt, mit dem Zusatz, man werde künftig Gneisenau und andere wohldenkende Männer vorziehen. [6]) — Letzteres konnte nur eine vollständige Mystifikation sein. Gneisenau huldigte ja derselben Richtung. Sagt man ihm doch nach, daß er noch weiter gegangen und, als rechter Repräsentant der preußischen Kriegspartei, den Vorschlag gemacht haben soll, sich gegen den ungünstigen Congreß mit Frankreich d. h. dem von Elba zurückgekehrten Napoleon zu verbünden. [7]) Eine Angabe, die kaum glaublich ist, hier aber doch als ein Zeugniß der Denkart angeführt werden kann!

Ist Humboldt damals bei seiner eigenen Partei wirklich in Mißkredit gekommen, so kann es wohl nur bei den Russen und bei Kaiser Alexander gewesen sein. Es ist uns nicht bekannt, wie Humboldt über Polen dachte. Auffallend aber ist, daß bei allen betreffenden Verträgen Hardenberg allein figurirte. Auch wird behauptet, Alexander habe lange schon eine heimliche Abneigung gegen Humboldt gehegt, weil dieser nicht undeutlich auf ein unabhängigeres System der preußischen Politik hinarbeitete, während Rußland die Diplomatie dieses Staates eben so in's Schlepptau zu nehmen trachtete, wie, wenigstens im Beginn des Befreiungskampfes, das

---

5) Memoiren eines deutschen Staatsmanns von 1786 bis 1816. Leipzig, 1833. S. 303. Sonst freilich ein Werk ohne Belang.

6) Gagern, II. 127.

7) Allg. Zeitung, 27. Mai 1841. Beil.

preußische Heer. Die persönliche Zuneigung der Monarchen bewirkte am meisten, daß Preußen so an Rußland gefesselt wurde. Hardenberg und Humboldt fanden das größte Hinderniß, wenn sie nach jener Seite entschieden auftreten wollten. Es wäre denkbar, daß die energische Gesinnung des Letztern nicht unbekannt geblieben, und man russischer Seits auch auf den König zu wirken gesucht hätte. Zur Zeit aber hatte es wenigstens keine Folge.

Humboldt's ungemeine Thätigkeit auf diesem Congresse wird sich nicht besser charakterisiren lassen, als durch einen Ueberblick aller Verhandlungen, denen er beiwohnte, der Ausschüsse, deren Mitglied er war, wie auch der übrigen Geschäfte, die ihm während dieser Zeit übertragen wurden. Wir beginnen mit den Conferenzen der fünf Mächte — obschon sie später eröffnet wurden, als die andern, begnügen uns aber auch hier mit einzelnen Andeutungen und Winken.

An den Conferenzen der fünf Mächte nahmen, außer den beiden preußischen Bevollmächtigten, Hardenberg und Humboldt, österreichischer Seits der F. v. Metternich und der Frhr. v. Wessenberg [1]) Theil, von englischer Lord Castlereagh, von russischer die Grafen Rasumoffsky und Capodistrias, von französischer Talleyrand, Fürst von Benevent. Für Castlereagh trat im Febr. 1815 der Herzog von Wellington ein; zu ihm gesellte sich später noch Lord Clancarty. Zu den russischen Bevollmächtigten trat im März auch der Minister Graf von Nesselrode. Dies waren die einzigen regelmäßigen Theilnehmer dieser wichtigen Verhandlungen; Bevollmächtigte andrer Staaten wurden nur in einzelnen Sitzungen zugelassen, in denen man specielle Angelegenheiten

---

1) Einer der achtungswerthesten österreichischen Staatsmänner und ein sehr tüchtiger Arbeiter.

derselben verhandelte — so der Marquis v. St. Marsan für Sardinien, Fürst Wrede für Bayern, Graf v. Münster für Hannover, Graf v. d. Schulenburg und Frhr. v. Globig für Sachsen. — Gentz führte das Protokoll.

In diesen Conferenzen — siebenundvierzig an der Zahl — wurden die Territorialfragen, insonders Deutschlands und Polens, zur Reife gebracht, und andere wichtige Gegenstände, die die Großmächte ihrer Entscheidung vorbehalten, erledigt [2]) Sie begannen am 7. Jänner und endeten den 10. Junius 1815.

Humboldt war in sämmtlichen Sitzungen anwesend. Es wurden ihm außerdem folgende spezielle Aufträge und Geschäfte zu Theil: I. In der sächsischen Angelegenheit. Er und Wessenberg paraphirten die einzelnen von den fünf Mächten genehmigten Artikel (Anfang März), wie sie dem Könige von Sachsen zur Annahme vorgelegt wurden (Klüber, IX. 54, VII. 150—56); [3]) den 10. April erließen Hardenberg und Humboldt eine Antwortnote an den sächsischen Minister Grafen v. Schulenburg, um einige von Sachsen noch erhobene Schwierigkeiten zu beseitigen; endlich wurde Humboldt am 1. Mai preußischer Seits beauftragt, unter österreichischer Vermittlung und Theilnahme Rußlands, mit sächsischen Bevollmächtigten zusammenzutreten, um die sächsischen Beitrittsurkunden zu redigiren. — II. Er, und wohl auch Hardenberg, unterhandelten als preußische Bevollmächtigte mit dem Grafen v. Münster die gegenseitigen Abtretungen zwischen Preußen und Hannover (Ostfriesland mit der niedern Grafschaft Lingen, Hildesheims und Goslars gegen Lauenburg), über

---

2) Die Protokolle der fünf Mächte, nebst Noten und Beilagen, stehen bei Klüber, Akten, IX. 24—166. Es fehlen uns nur die Protokolle der drei ersten Sitzungen (vom 7. 9. und 12. Januar) und das vom 3. Mai; vom allerletzten haben wir nur einen Auszug.

3) Die in diesen und dem nächsten Abschnitt in Klammern gesetzten Zahlen weisen stets auf Klüber's Congreßakten.

die beiden Staaten zufallenden Standesherrn, und speziell über Bentheim (IX. 36. 39). — III. Unterhandelte mit Gagern die Abgränzung der Niederlande gegen die Rheinprovinz. Daran nahm Clancarty, als Bevollmächtigter Englands, Theil. Der Frhr. v. Gagern unterzog sich dem traurigen Beruf, Preußen und Deutschland an allen Punkten von der Maas abzuhalten. Preußen mußte nachgeben, weil England sein Schooskind, den niederländischen Staat, bevorzugte. [4]) Alle Drei redigirten dann, mit Hülfe von Gentz, die einzelnen Artikel, wie sie in die Congreßakte aufgenommen wurden. [5]) — IV. Ward in der Sitzung vom 6. März von Preußens Seite in die Commission ernannt, die man zur Prüfung der verschiedenen Ansprüche an das Herzogthum Bouillon niedersetzte. In der Sitzung vom 7. Juni trug er darüber einen von ihm, von Gagern und von dem österreichischen Hofrath Rademacher unterzeichneten Bericht vor. Auf diesen wurde der betreffende Artikel beschlossen. — V. In der Sitzung vom 13. April wurden Nesselrode, Humboldt und Wessenberg beauftragt, wegen Abtretungen an Bayern Unterhandlungen mit Würtemberg, Churhessen, Baden und Hessen-Darmstadt zu versuchen (IX. 113), die jedoch erfolglos blieben und wohl auch von den großen Mächten nicht so ernstlich gemeint waren. — VI. Endlich wurde Humboldt vorzugsweis zur Redaktion der einzelnen Conferenzbeschlüsse wie der allgemeinen Congreßakte gezogen. Sobald die sächsische Frage im Wesentlichen erledigt war, ernannten die fünf Mächte eine Redaktionscommission (8. Febr.), in welche von preußischer Seite unser Humboldt und der geh. Legationsrath Jordan eintraten. Später ward ein eigenes Comité für die

---

4) Schon bei den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens fand Preußen sich in der Nothwendigkeit, auf eine Gränze an der Maas zu dringen.

5) v. Gagern, II. 175. 176.

Redaktion der Congreßakte niedergesetzt (6. März), worin ebenfalls Humboldt Preußen repräsentirte. Eigentlich sollte dieses Comité die Arbeit der besonders hiezu ernannten Redakteurs en chef, des französischen Staatsraths Labesnardière und des österreichischen Hofraths v. Gentz, erst begutachten. Als die Sache aber zur Ausführung kam, wurde sie dahin abgekürzt, daß Gentz die eigentliche Zusammenstellung besorgte, Clancarty aber und Humboldt dieses Geschäft im Namen der Conferenz überwachten (IX. 52—53. 152. 156).

Wir wenden uns jetzt zu den Conferenzen der acht Mächte — gleichsam dem Generalausschuß des Congresses, an dessen Verhandlungen, außer den Bevollmächtigten der fünf Mächte, auch die Spaniens, Portugals und Schwedens Theil nahmen, und zwar in der Regel alle diese durch ihre sämmtlichen in Wien anwesenden Congreßgesandten. Von Preußens Seite aber erschien Humboldt allein, oder Hardenberg nur in einigen Sitzungen, in denen wichtige Beschlüsse unterzeichnet wurden. Die Sitzungen begannen am 30. Okt. 1814 und endigten am 12. Mai des folgenden Jahres. Sie wurden in der Staatskanzlei abgehalten; Fürst Metternich ward zum Präsidenten der Versammlung erhoben, und Gentz führte auch hier das Protokoll. [6])

Für einzelne Gegenstände, die der Berathung dieser Versammlung oblagen, wurden auch besondere Sitzungen abgehalten, so z. B. zu Festsetzung von Maßregeln zur Unterdrückung des Negerhandels, wo Preußen sich unbedingt an England schloß, das diese Maßregeln betrieb — oder es wurden Ausschüsse niedergesetzt, auf deren Gutachten und Beschlüsse die Definitiv-Entscheidung gefaßt wurde. In allen diesen Ausschüssen

---

6) Die Protokolle, so weit sie zugänglich wurden, stehen in Klüber's Akten, VIII. 81—120, die der Spezialsitzungen über Abschaffung des Negerhandels ebendas. VIII. 3—52.

beinahe trat Humboldt auch im Namen Preußens, und zwar als dessen alleiniger Bevollmächtigter, auf, so

1) im Ausschuß für die Freiheit der Flußschifffahrt, und für Ordnung der Schifffahrtsgesetze auf dem Rhein, dem Neckar, dem Main, der Mosel, der Maas und der Schelde insbesondere. Das Comité ward den 14. Dec. 1814 constituirt; es eröffnete seine Sitzungen den 2. Febr. 1815 und beendigte diese Arbeiten am 24. März. Von Seiten Frankreichs erschien der Herzog von Dalberg, von England Lord Clancarty, von Oesterreich Frhr. v. Wessenberg, von Preußen Humboldt, außerdem Abgeordnete der Rheinuferstaaten (mit Ausschluß der Schweiz), und zwar Baron v. Spaen für die Niederlande, F. Wrede für Bayern, Frhr. v. Berckheim für Baden, Frhr. v. Türckheim für Hessen-Darmstadt und Frhr. v. Marschall für Nassau; in einzelnen Sitzungen Graf v. Keller für Churhessen und Baron v. Linden für Würtemberg, Syndikus Danz für Frankfurt und die Herren v. Mappes, Hadamar und Eichhoff für die Stadt Mainz. Die Protokolle, aus der Feder des Hofraths v. Martens [7]) geben ein überaus klares Bild dieser Verhandlungen, ein Bild zugleich der Rolle, die Humboldt in diesen Ausschüssen spielte. Denn dieser war, wo nicht besondere Gründe mehr Zurückhaltung geboten, die wahre Seele dieser Comitéen; vorzüglich aber in den hier in Rede stehenden Verhandlungen zeigte er die Macht seines Genius. Gleich in den ersten Zusammenkünften des Ausschusses legten Dalberg und Humboldt [8]) jeder einen Entwurf vor, der die Principien der ganzen Verhandlung festzustellen suchte. Dalberg faßte die Flüsse, die verschiedene Länder berühren, mehr

---

7) Diese Protokolle, nebst Noten und Beilagen, befinden sich ebenfalls bei Klüber, III. 11—280.

8) Siehe dessen Memoire préparatoiré sur le travail de la Commission de navigation, vom 3. Febr. 1815, a. a. O. III. 24—30.

im Allgemeinen in's Auge; Humboldt dagegen schickte wenige principielle Sätze voraus, und ging dann sofort auf die Verhältnisse des Rheins und der Schelde über, für welche er zunächst nur eine Veränderung der Gesetzgebung von 1804 nach Maßgabe der seitdem eingetretenen Veränderungen verlangte. Da man zuerst die allgemeinen Bestimmungen über Flüsse, welche durch mehrerer Herren Länder laufen, treffen mußte, so legte man hier die Dalbergischen Artikel zu Grunde. Doch wurden hier schon Humboldt's Vorschläge, endlich auch eine neue, von ihm herrührende Redaktion dieser Punkte (III. 146—155) fast durchweg, oft mit Stimmeneinheit angenommen. Dieser Einfluß zeigte sich noch sichtbarer, als man zu den speziellen Punkten der Rheinschifffahrt — den Stapel, die Gründung einer Centralcommission, die Oktroibestimmungen, endlich die auf diesen Oktroi gelegten Renten und Pensionen gelangte. Wiederholt ward Humboldt angegangen, die einzelnen Punkte zu gestalten, so daß nach und nach fast das Ganze seine Arbeit wurde. Humboldt's Vorschläge in Betreff der Centralcommission (III. 98—104) wurden gleich der Debatte zu Grunde gelegt, und in Folge einer nochmaligen Redaktion von seiner Hand (III. 220—24) mit geringen Aenderungen genehmigt. Alsbald überreichte er zwei Denkschriften in Sachen des Rheinoktroi, von denen die eine mehrere zur Zeit der provisorischen Verwaltung seit Herbst 1813 von dem Grafen von Solms-Laubach vorgenommenen Aenderungen rechtfertigte (III. 155—160), die andere, dat. 31. Dec. 1814, die Grundprinzipien über diese Frage entwickelte (III. 160—166). Er verfolgte diesen Gegenstand noch mehr in seine Einzelheiten, indem er die Gesetzgebung vom 5. August 1804 einer ausführlichen Kritik unterzog. Dann entwarf er die Artikel über die Renten und Pensionsansprüche (III. 230—33, und in nochmaliger Redaktion, 240—44). Endlich übertrug man ihm auch die

Ausarbeitung sämmtlicher die fünf andern Flüsse betreffenden Artikel, die auch fast ohne Anstand gebilligt ward. Humboldt erließ dann nachträglich in dieser Angelegenheit zwei Noten: eine an die Mitglieder des Comités über die zur Exekution dieser Beschlüsse zu ergreifenden Maßregeln (7. April), und eine andere in ähnlicher Absicht an den F. v. Metternich, gleichfalls im April 1815. — Die Leistungen dieses Comités hat man mit Recht von jeher ausgezeichnet; es trug nicht die Schuld, daß eine so wichtige Frage, wie die Scheldeschifffahrt, nicht vollständiger erledigt wurde, noch weniger, daß man nachher für das berüchtigte Jusqu'à à la mer die Auslegung, die die Holländer zu geben wagten, dulden mochte. Dieses Comité hatte auch in seinen Reihen so erfahrne Männer, wie Clancarty und Eichhoff, und einen so kenntnißreichen und geistvollen zugleich, wie Humboldt. Daß dessen Arbeiten sich am meisten ausgezeichnet, bekennen selbst die Franzosen,[9]) und als jüngst ein jüngerer deutscher Publicist rühmend bemerkt hatte, daß es jenen Männern gelungen, die Sonderinteressen der einzelnen Staaten mit den allgemeinen Forderungen des vaterländischen Wohlstands in einer Art Vertrag zu vereinigen, fügte er gleich hinzu: „Vor allem sei Deutschland dafür dem Vertreter der größten deutschen Macht Dank schuldig, den unermüdlichen Bemühungen und der geistvoll-versöhnenden Thätigkeit Wilhelm von Humboldt's.“ [10])

2. Im Ausschuß für die Angelegenheiten der Schweiz.[11]) In diesem war auch Frh. v. Stein thätig, aber im russischen Auftrag. Humboldt anlangend, scheint nur

9) Flassan, II. 288.

10) H. B. Oppenheim, der freie deutsche Rhein. Geschichtliche und staatsrechtliche Entwicklung der Gesetzgebung des Rheins. Stuttg. u. Tüb. 1842. S. 119—20.

11) Die Protokolle stehen bei Klüber, V. 177—309.

die Entschiedenheit bemerkenswerth, mit der er, im Namen seiner Regierung, einerseits mit Rußland die Integrität und Selbstständigkeit des Aargaus gegen die Ansprüche des Cantons Bern vertheidigte, dem man dafür ein freilich vereinzelt liegendes Stück deutschen Gebietes (des Bisthums Basel) als Entschädigung hingab (V. 180—81), andrerseits aber Oesterreichs Interesse in Betreff des Veltlin, Chiavennas und Bormios gegen Graubündten unterstützte (V. 308). — Man erzählt auch, daß Doktor Troxler von Luzern, welcher nach Wien gegangen war, um die Diplomaten, die die Angelegenheiten der Schweiz zu entscheiden hatten, über die verworrenen Verhältnisse dieses Landes aufzuklären, und den innern reaktionären Bestrebungen nach Kräften entgegenzuwirken, auch bei Humboldt Zutritt gefunden und daß dieser nachher eingestanden habe, [12]) die Sachen würden eine ganz andere Wendung genommen haben, wenn Troxler's Angaben früher bekannt gewesen wären. Wohl möglich, nur ist schwer zu glauben, daß dies von Preußen bewirkt worden wäre, welches, wegen des ohnehin schwierigen Besitzes von Neufchatel, eine direkte Einmischung in die Verfassungsfragen der Schweiz von jeher möglichst zu meiden suchte.

3. Im Ausschuß zur Bestimmung des Ranges der diplomatischen Agenten (VIII. 99. 102. 117—19. VI. 204—6.)

4. Im Ausschuß für die Redaktion der Congreßakte, der die Arbeit der Hauptredakteure, Labesnardière, Anstett und Gentz, überwachen sollte (VIII. 113).

Humboldt unterzeichnete dann sämmtliche von den 8 Mächten erlassene Beschlüsse oder Erklärungen, allein die über den Negerhandel und die Flußschifffahrt, — mit dem

12) Gegen Varnhagen, der Troxlern eingeführt hatte. Siehe des Erstern Denkwürdigkeiten, V. 25.

Staatskanzler die über die Angelegenheiten Sardiniens und der Schweiz, über den Rang der Diplomaten, endlich, am 9. Junius 1815 das Generalinstrument aller zu Wien gefaßten Beschlüsse, die Schlußakte des Wiener Congresses.

Er unterhandelte und unterzeichnete mit Fürst Hardenberg als zweiter Bevollmächtigter noch zu Wien eine Anzahl Verträge, die Preußen damals mit verschiedenen Staaten abschloß: I. den Theilungs- und Friedensvertrag zwischen Preußen und Sachsen, dat. 18. Mai 1815. Für Humboldt gewiß ein peinliches Geschäft, wenn auch jetzt nur das von allen Mächten Verfügte in Ordnung zu bringen war! Von sächsischer Seite unterhandelten Schulenburg und Globig. — II. den Vertrag mit Hannover, über die früher bezeichneten Abtretungen, dat. 29. Mai 1815. Hannöverischer Seits unterhandelten die Grafen von Münster und von Hardenberg. — III. den Vertrag mit dem König der Niederlande (vertreten durch die Freiherrn v. Spaen und v. Gagern), dat. 31. Mai 1815. Bestimmte die gegenseitigen Gränzen, und enthielt die Abtretung der nassauischen Erbfürstenthümer an die Krone Preußen,[13]) die sie alsbald gegen eine Anzahl Ortschaften am Rheine (unter diesen Ehrenbreitstein) der ältern nassauischen Linie überließ. — IV. den Vertrag mit Sachsen-Weimar (v. Gersdorf), dat. 1. Junius 1815, durch den, wie durch einen Supplementar-

---

13) Humboldt behauptete, dieser Erwerb sei Preußen nur aufgedrungen worden, wogegen Lord Clancarty versichern wollte, die Preußen hätten seit den ersten Conferenzen zu Chatillon nie aufgehört, ihr Auge dahin zu richten. v. Gagern, a. a. O. II. 131. — Bei den Unterhandlungen mit Nassau weigerte sich Preußen, Standesherrschaften als volle Unterthanen anzunehmen. Gagern erzählt uns, daß er über diesen Punkt eine ziemlich lebhafte Unterredung mit Humboldt, und der Herzog von Nassau mit Hardenberg gehabt habe (II. 131—32. 318).

Vertrag, geschlossen zwischen Hardenberg, Humboldt und Gersdorf, Paris 22. Sept. 1815, der Großherzog einen Gebietszuwachs aus Preußens Händen empfing, darunter den Neustädter Kreis, den man, unbegreiflich genug, Sachsen, an das er gränzt, abgenommen, um ihn dem kleinern Fürsten zuzuwerfen, von dessen Gebiet er getrennt liegt! — V. den Vertrag mit Dänemark (Chr. G. u. J. Fr. Grafen von Bernstorff), dat. 4. Juni 1815. Preußen erhielt, seinem Wunsch gemäß, schwedisch Pommern mit der Insel Rügen, das Dänemark für Norwegen erhalten hatte, und trat dafür Lauenburg ab. — VI. den Vertrag mit Schweden (Gr. von Löwenhielm), dat. 7. Juni 1815, kraft dessen Schweden die Abtretung Pommerns und Rügens gegen eine Entschädigung von 3½ Millionen Thalern genehmigte. [14])

Am eifrigsten widmete sich Humboldt den deutschen Angelegenheiten, insbesondere der Errichtung des Grundvertrages des deutschen Staatenbundes. Gern überließ ihm hier der Staatskanzler den größern Theil der Arbeit und Lenkung, und konnte es getrost. Schlug doch auch Stein, in einem Entwurf, der die Grundlagen des Bundes zeichnete, namentlich Humboldt als Mitglied des constituirenden Ausschusses vor. [1])

Humboldt gehörte nicht zu den Männern, die etwas

---

14) Diese Verträge stehen sämmtlich in der Preußischen Gesetzsammlung, theils des Jahres 1815, theils in einem Anhang des Jahres 1818.

1) „Il sera établi,“ sagte Stein „un comité pour rédiger un plan de constitution pour la fédération Germanique, qui sera composé du baron de Humboldt, du comte Solms-Laubach, de M. de Rademacher, comme rapporteur des affaires allemandes, ou du baron de Spiegel, qui en possède une parfaite connaissance.“ Lebensbilder aus den Befreiungskämpfen, II. 74.

jetzt oder überhaupt Unmögliches für Deutschland forderten. Er hat sogar Manches noch mit Zuneigung betrachtet, was schnellsegelnde Patrioten schon über Bord werfen wollten. Hinlänglich erkannte er die Nothwendigkeit eines solidern Bandes aller Deutschen, und hat, vielleicht kräftiger als irgend Jemand, gewirkt für Herstellung eines solchen; dennoch aber konnte er, der Freund mannigfaltiger Kultur, und immer geneigt, deutsches und griechisches Wesen in Vergleichung zu ziehen, in strenger Nationaleinheit nicht wohl das Heil eines Volkes erblicken, dessen Charakter sich dagegen sträubt, und dem so viel Vorbedingungen dazu mangeln. Humboldt hat selbst jene Kleinstaaten, deren Dasein nach andern Vorgängen eine Anomalie ist, und welche kaum mehr in unsere Lage und Verhältnisse passen, noch in Schutz genommen,[2]) und aus Gründen, die, wenn man zurück blickt, sich genügend rechtfertigen lassen. In der traurigsten Zeit unserer Geschichte hatten gerade diese kleinen Punkte Blüthen des Schönen und Guten getrieben, an die in den größeren Massen lange nicht zu denken war. Wieviel verdankten wir der sächsischen Erbtheilung, was allein einem Ländchen wie Weimar! Anders freilich stellt sich die Sache, wenn wir die Jetztzeit oder die Zukunft ins Auge fassen. Scheint es doch, als wenn die Aufgabe der kleinen nunmehr von kräftigern, von mittlern Staaten allein gelöſ't

---

2) Er und Hardenberg sagten in ihrer Note an den Fürsten Metternich, 10. Febr. 1815: „Niemand kann so sehr gegen eine Theilung Deutschlands in so oder so viele Theile sein, als die Unterzeichneten; Niemand fühlt so sehr, daß gerade die Vorzüge, welche die Deutschen auszeichnen, in der Vielfachheit der Regierungen und der Verschiedenheit der Verfassungen ihren Grund [?] haben, wenn auch Deutschland manchmal sehr schwer dafür durch die Bedrohung und den Verlust seiner Unabhängigkeit büßen mußte. Niemand ist daher so sehr jeder Idee entgegen, die auf Beherrschung, Unterdrückung oder Verschlingung des kleineren Staats durch den mächtigeren geht." (Klüber, II. 9.)

werden könnte. Die heerdenweise Entwicklung der Neueren drängt auch die Staaten in größere Massen zusammen, und unsere Lage schon zwischen zwei so gewaltigen und ungehindert fortschreitenden Colossen dürfte diese ungemessene Zersetzung auf die Dauer nicht ertragen. —

Den Männern, die 1814 und 1815 für einige dreißig große und kleine, insgesammt souveräne und der Hauptsache nach fürstliche Staaten ein neues Band des Zusammenhaltens gründen sollten, war keine kleine Aufgabe gestellt. Gleich die Kaiserkrone konnte Preußen nicht in Oesterreichs Händen wollen, es selbst konnte sie nicht ansprechen. Darüber war man einig, daß der wesentliche Einfluß zwischen beiden Großstaaten getheilt werden müsse. Aber wie weit sollte dieser Einfluß sich erstrecken, wie sollte er sich gestalten? Preußen, scheint es, hätte am liebsten eine Hegenomie gesehen von Nord und Süd. Im Süden aber stand Bayern, im Norden Hannover entgegen, andere ansehnlichere Staaten hinter diesen. Auch hatte Oesterreich, die Verhältnisse richtig abschätzend und einer ungleichen Theilung zur rechten Zeit vorzubeugen bemüht, schon in Verträgen mit den Rheinbundstaaten, namentlich Bayern die volle Souveränetät zuerkannt. Wirklich stand in diesen Mittelstaaten eine Macht gegenüber, die man anzuerkennen genöthigt war, auf die man von Preußens Seite nur einen mit Oesterreich getheilten, nur einen mittelbaren, einen aus der Natur der Dinge hervorgehenden Einfluß üben konnte. Auch Humboldt scheint nur mit Widerstreben der Anerkennung von Verhältnissen sich gefügt zu haben, die theils mit der Unordnung, theils mit der Schlaffheit des frühern Reichszustandes drohten. Daher kam es, daß wenigstens der erste preußische Bundesplan, sonst angefüllt mit freisinnigen und wahrhaft nationalen Ideen, doch auch bestimmte, Oesterreich und Preußen sollten nur mit einem sehr kleinen Theile ihrer Besitzungen dem Bunde beitreten. Man

wollte durch eine Einrichtung, deren Ergebniß so zweifelhaft blieb, sich die Hand nicht binden. Der Gegenpart war voll Anmaßung, er, der so willfährig fremdem Einflusse gedient hatte; die Preußen dagegen hegten, im Siegesgefühle, nur zu natürliche Herrschgelüste. Sie wollten etwas Besseres als den nachmaligen Bund; sie wollten entschiednern Einfluß oder größtmögliche Selbstständigkeit verbürgt haben. — Man muß dann noch erwägen, wie verworren in vieler Rücksicht, wie wenig übereinstimmend, wie schwankend, zwischen Altem und Neuem damals noch die Ansichten auf allen Seiten waren. Preußen war am thätigsten; es machte einen Entwurf nach dem andern, und forderte nicht mit Unrecht die Gegenpartie auf, doch nicht blos zu kritisiren, sondern selbst auch Vorschläge zu machen (Klüber, II. 39.) Und zuletzt müssen wir sagen, daß Humboldt und seines Gleichen auch da, wo sie geirrt und der Zeit ihren Tribut abgetragen, die Größe Deutschlands, das Bedürfniß der Zeit und die Interessen der Menschheit mehr im Auge gehabt haben, als die Gegner, selbst wo sie ein Recht vertheidigten.

Den ersten aller Entwürfe übergab Hardenberg dem Fürsten v. Metternich in einer Conferenz zu Baden bei Wien am 13. Sept. 1814.[3]) Es mag ihn verfaßt haben, wer will, gewiß ist, daß die Ideen, die Humboldt nachher mehr denn einmal ausführte, darin schon dominirten. Charakteristisch daran ist der Gedanke von Kreisobristen, wonach die mächtigeren deutschen Fürsten über die kleinern umliegenden eine Art Aufsicht führten, und der eines ersten Bundesrathes, welcher, zusammengesetzt aus diesen Kreisobristen, die Vertretung der gemeinsamen Angelegenheiten nach außen, wie die Initiative und Exekution der Maßnahmen im Innern zu besorgen hätte. Der Plan hatte das Gute, daß er die kleinen

---

3) Er findet sich in Klüber's Akten, I. 45—56.

Staaten, so weit es ging, unschädlich machen, und eine nach innen und außen angesehenere Centralgewalt gründen wollte. Nur waren die Aufgaben dieser Kreisobristen noch zu ungleich und willkührlich vertheilt; anstatt, daß diese Leitung immer nur im Namen der Gesammtheit und, wo möglich, den Chefs der verschiedenen Häuser übertragen wurde, erschien sie als eine Art Kaiserherrschaft im Kleinen, die doch nach Entfernung der großen nicht am Platze war. Bedeutsam aber blieb diese Richtung immer, so wie denn überhaupt der Entwurf des Guten und Wünschenswerthen eine Menge enthielt.

Dem Grundgedanken dieses Planes, so wie den vorher geschlossenen Verträgen entsprechend, traten die ansehnlichsten deutschen Cabinette, Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Würtemberg, in ein constituirendes Comité zusammen. Ueber Sachsen, das nicht hätte fehlen dürfen, hing noch das Schwert des Damocles. Baden und Kurhessen hätten wohl auch hieher gehört. [4]) Baden verlangte es auch, in einer Note an beide Großmächte, und in mündlicher Ansprache. Sein Bevollmächtigter aber (Frh. v. Hacke) ward vom preußischen Staatskanzler nicht einmal empfangen; nur Humboldt, sagt man, hörte seine Beschwerden. [5]) Dennoch fühlte man im Comité dieses Mißverhältniß, und gedachte, Baden und Hessen wenigstens eine Art Zwischenstellung zwischen dem ersten und zweiten Rath einzuräumen. Besser aber, man wäre einen Schritt weiter gegangen. Dann würde es der kleinen Staatenmenge nicht so leicht geworden sein, das leitende Comité zu sprengen; die Ansichten in diesem hätten sich nicht so schroff gegenüber gestanden; es würde zuletzt

---

4) Der erste preußische Entwurf führte auch beide im ersten Rath auf (Klüber, I. 51).

5) E. Münch, Allg. Geschichte der neuesten Zeit, I. 416. In den mir zu Gebot stehenden Quellen fand ich diese Angabe nicht.

nicht alles Gute, das man auf diesem Wege beabsichtigte, wieder zu Wasser geworden sein.

Im constituirenden Comité waren die Staaten also vertreten: Oesterreich durch Metternich und Wessenberg, Preußen von Hardenberg [6]) und Humboldt, Bayern durch den Fürsten Wrede, Hannover von den Grafen Münster und Hardenberg, Würtemberg durch den Grafen v. Wintzingerode und Frh. v. Linden. Die Sitzungen begannen den 4. Oktober 1814 und endeten 16. Nov.; sie waren von höchstem Interesse. Hofrath von Martens führte das Protokoll. [7]) Nicht sowohl jener preußische Entwurf, sondern zwölf in ähnlichem Geiste zwischen Preußen, Oesterreich und Hannover concertirte Artikel (l. 57—61) wurden der Erörterung zu Grunde gelegt, um über die Hauptpunkte sich erst zu verständigen. Ein österreichisch-preußisches Direktorium war beseitigt, der erste Rath und die Kreisobristen beibehalten, eben so die Feststellung gewisser Bürgerrechte und eines Minimums landständischer Befugnisse.

Vom Beginn der Verhandlungen traten die schroffsten Gegensätze hervor. Umsonst bemühten sich besonders Humboldt und Münster, einen Fürsten wie Völker schützenden Bund zu gründen; Bayern und Würtemberg bildeten eine ununterbrochene Phalanx des Widerstandes. Wenn Humboldt im Namen seines Königs erklärte, „dieser sehe es für Regentenpflicht gegen seine Unterthanen an, diese wieder in eine Verbindung zu bringen, wodurch sie mit Deutschland eine Nation bildeten, und der Vortheile genössen, welche

---

6) In den drei letzten Sitzungen (7.—16. Nov.) erschien der Staatskanzler nicht mehr. Es war natürlich, daß Humboldt bei wichtigen Fragen sich vorbehielt, erst Rücksprache mit diesem zu nehmen.

7) Diese Protokolle (bei Klüber, II. 64—189.) sind nicht so farb- und leblos, wie die meisten andern Congreßprotokolle, die fast nichts als die Resultate aufbewahren.

daraus für die Mitglieder derselben erwachsen müßten" (II. 184); wenn er unablässig für ein Bundesgericht, als Berufungsbehörde für Staaten und für Einzelne (II. 168), wenn er für Feststellung, nicht blos der Rechte des hohen Adels, sondern einer Magna Charta für sämmtliche Classen deutscher Unterthanen arbeitete, wenn er allen deutschen Staaten die Einführung von Verfassungen und wenigstens eines Minimums von Rechten, die man den Ständen zugestehen müsse, vorgeschrieben sehen wollte, sahen jene beiden süddeutschen Staaten in all dem nur eine Verletzung der ohne Maß von ihnen ausgedehnten Souveränetätsbegriffe. Man mag immer zu ihrer Entschuldigung sagen, sie hätten sich nicht Gesetze vorschreiben lassen wollen, mit denen der Mächtige doch nach Belieben schalten würde; man mag anerkennen, daß eben diese Staaten theils jene den Völkern bestimmten Zusicherungen besser erfüllt, als nachmals Preußen und Hannover, theils hie und da wenigstens sich ihrer Souveränetät dazu bedient haben, zu bindende Reaktionsbeschlüsse zu verhindern; dennoch ist nicht zu leugnen, daß ihr Widerstand auch gegen die wohlwollendsten Absichten der preußischen und hannöverischen Bevollmächtigten zum guten Theil die Armseligkeit der deutschen Bundesära mit hat begründen helfen. In keiner Weise wollten die beiden Staaten ein Uebergewicht der größern, das doch in der Natur der Dinge liegt, anerkennen, obschon Oesterreich und Preußen sich zu der Erklärung bestimmen ließen: daß selbst ihre vereinigten Stimmen den drei andern, wenn sie einhellig opponirten, nichts aufdrängen sollten (II. 81—82. 127). Selbst in Bezug auf das Recht des Krieges und der Bündnisse erhoben Bayern und Würtemberg ganz dieselben Ansprüche, die Preußen machte, und die das mit so großen Besitzungen außerhalb Deutschland versehene Oesterreich gar nicht aufgeben konnte (II. 105. 122 — 23). Doch hier wich man nicht. Tapfer verfocht

Humboldt das Recht der Großstaaten; in der Sitzung vom 24. Oct. entwickelte er die Gründe, warum diese nicht nach gleichen Grundsätzen mit den blos deutschen Staaten beurtheilt werden könnten (II. 116), und noch, als Oesterreich einer begütigenden Redaktion dieses Punktes schon Eingang verschafft hatte, erklärte er, diese scheine ihm ungenügend, und behielt sich in Abwesenheit des Staatskanzlers noch eine Erklärung darüber vor (II. 173). [8]) Doch die kleinen Staaten verfochten auch ein Recht. Hat man doch oft vergessen, was man den Bundesstaaten, die fast in jede einseitige

---

8) Die entschiedenste Abneigung, in diesem Punkt ein Zugeständniß zu machen, trat auch noch später bei Humboldt hervor. Preußen hatte noch zu Wien die Absicht erklärt, nicht nur mit allen seinen vormals bestimmt zum deutschen Reiche gehörenden Landen, sondern auch mit Schlesien und Geldern dem Bunde beizutreten (II. 81. 106. 469). Als aber später diese Frage am Bundestage definitiv erledigt werden sollte, schlug man in Preußen von einigen Seiten vor, wegen möglicher Feindseligkeiten von Seiten Rußlands lieber auch das eigentliche Preußen und Posen dem Bunde einzuverleiben. Hardenberg aber und Humboldt widerriethen. Preußen müßte, nach ihrer Ansicht, verlieren, wenn es aufhöre, eine außerdeutsche Macht zu sein; es trete aus der Reihe der ersten unabhängigen Staaten. Daß Preußen, meinte Humboldt, seit dem Jahr 1813 in allen Verhandlungen zu den fünf größten Staaten, von denen sogar Spanien ausgeschlossen blieb, gerechnet wurde, verdanke es doch auch mit dieser zugleich außerdeutschen Stellung. Durch die vorgeschlagene Maßregel dagegen werde es ein bloßer Bundesstaat Deutschlands, und stelle sich in Eine Kategorie mit Bayern, Würtemberg und Hannover. Zu einem solchen Preußen würden die europäischen Staaten nicht mehr mit diesem Vertrauen reden. Auch könne man, fügte er (Angesichts der unglücklichen Entwicklung der Bundes-Angelegenheiten) hinzu, erforderlichen Falls von den nichtdeutschen Staaten Gründe hernehmen, in diesem oder jenem Punkt Abweichungen von den im Bunde aufgestellten Sätzen Statt finden zu lassen. Endlich — und das war zur Zeit wohl der entscheidende Einwurf — fürchteten Hardenberg und Humboldt, der Beitritt mit der ganzen Monarchie werde auf dem Bundestage nicht durchzuführen sein. Diesen Gründen, die der Obrist, nachherige Kriegsminister v. Witzleben, zum Theil, um sie zu widerlegen, in einem Memoire vom J. 1818 erwähnt hat (siehe Dorow's Job v. Witzleben, Leipzig 1842, S. 117—20), mag man unter den obschwebenden Verhältnissen immer beistimmen, dennoch bleibt zu wünschen, daß die künftige Entwicklung der Dinge auch dafür eine Ausgleichung mit sich führe. Denn das eigentliche Preußen gehört doch in der That so gut zu Deutschland, als Böhmen oder Illyrien.

Unternehmung verwickelt werden müssen, oder die an den Lasten eines Krieges Theil genommen hatten, schuldig wäre. Erst auf dem Boden der Zollvereinspolitik können wir eine Ausgleichung der hier sich kreuzenden Ansprüche erwarten.

Nach mehrwöchentlichen Verhandlungen forderte Würtemberg geradezu, man solle die Verfassungsfragen so lange vertagen, bis die deutschen Territorialfragen erledigt seien, da vorher ein Einverständniß nicht zu hoffen. In einer Antwortnote, die Hardenberg und Humboldt am 22. Nov. erließen, führte man zu Gemüthe, von wem der langsame Gang dieser Unterhandlungen hauptsächlich bewirkt worden. Den Schluß der Territorialverhandlungen abzuwarten, sei gar nicht nöthig, denn es handle sich überhaupt weniger um kleine Irregularitäten des Länderbesitzes, als um die Vereinigung der einzelnen Staaten in einen tüchtigen Gesammtkörper, und es bleibe nur zu wünschen, daß jeder einzelne Staat die rechte Stellung zu diesem nehme (IX. 252—55). Diese Lektion kam schon zu spät. Nicht allein die Bemühungen der kleinen Staaten, die Pentarchie zu sprengen, [9]) sondern eben so die Uneinigkeit des Ausschusses selbst, und wie wir glauben, auch die Spannung über die polnisch-sächsische Frage, führten einen völligen Stillstand dieser Verhandlungen herbei.

Erst — als die Länderfragen sich ihrer Beendigung näherten — faßte man die Verfassungsangelegenheiten wieder in's Auge. Den 4. Febr. wiederholten Hardenberg und Humboldt in einer Note an Metternich den bereits mündlich

---

9) „Jene fünf mächtigeren Staaten," so äußert sich Herr von Gagern, ein Hauptagitator der kleinen, „verwickelten sich in der Leerheit und Zweideutigkeit ihrer Sätze. Herr von Humboldt, sonst ein Mann von großem Talent und Wissen, hatte zu undankbaren Stoff [?], und das Volumen oder die Multiplikation der Plane ersetzten nicht den innern Gehalt." (Antheil II. 205—6).

lebhaft geäußerten Wunsch, „daß nunmehr die Angelegenheiten der deutschen Verfassung wieder in Berathung genommen werden möchten,“ und versprachen demselben unverzüglich die Vorarbeiten mitzutheilen, die sie zu diesem Zweck entworfen hätten. Sie schlugen jetzt selbst vor, die kleinern deutschen Fürsten und Stände, deren Gesinnung sich wider Erwarten freundlich ausgesprochen habe, zu den Berathungen über die künftige Verfassung herbeizuziehen, nur mit Beifügung des Wunsches, daß man dieselben auffordere, sich durch eine aus ihrer Mitte hervorgehende Deputation vertreten zu lassen, da von einer zu großen Zahl Bevollmächtigter eine gedeihliche Berathung nicht zu hoffen sein würde. Metternich war damit völlig einverstanden. Sofort überreichten (15. Febr.) Hardenberg und Humboldt zwei neue Bundesentwürfe, einen mit, einen ohne Kreisdirektoren; sie drückten dabei die leitenden Motive in einer sehr merkwürdigen Note aus. Zunächst vertheidigten sie nochmals den Gedanken der Kreisdirektoren. „Die Gefahr,“ sagten sie, „daß Deutschland in einige große Theile zerfalle, rührt nicht von der Eintheilung in Kreise her . . . Diese Gefahr entsteht aus der überwiegenden Macht einiger Staaten, der großen durch die Sekularisationen und Mediatisationen entstandenen Verringerung der Zahl der übrigen, und der durch die Zerstörung des deutschen Reichs herbeigeführten Entwöhnung von aller, auch noch so billigen, gemeinschaftlichen Verfassung.“ (II. 10.) Beide Staatsmänner gingen in der damaligen Erbitterung gegen die süddeutschen Höfe so weit, selbst auf bedingte Herstellung der mediatisirten Fürsten hinzudeuten (II. 9. 10—11). Hatte denn Preußen diese Sekularisirungen und Mediatisirungen nicht gefördert? Hatte Hardenberg nicht selbst den Baseler Frieden abgeschlossen, der alle diese Veränderungen herbeizog? Humboldt hatte keinen Theil an diesen Vorgängen gehabt, aber, redlich gestanden, hier hat ihn entweder eine sonst

gerechtfertigte Polemik, oder eine unpraktische griechisch-deutsche Idee fortgerissen. Es ist doch ein ganz anderes Ding, Bürger einer noch so kleinen Griechenrepublik, als geborener Unterthan eines Fürsten Wittgenstein oder Hohenlohe zu sein! — Vortrefflich aber waren fast alle Vorschläge und Maximen, die der zweite Theil dieser Note entwickelte, und wir können nicht umhin, die wichtigste Stelle daraus hier einzurahmen. „Es gibt," sagten sie, „bei der deutschen Verfassung nur drei Punkte, von denen man nach der innersten Ueberzeugung der Unterzeichneten nicht abgehen kann, ohne der Erreichung des gemeinschaftlichen Endzwecks den wesentlichsten Nachtheil zuzufügen: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht, und landständische, durch den Bundesvertrag gesicherte Verfassungen. Die Unterzeichneten können sich schmeicheln, daß auch der österreichische Hof die Ansicht theilt, daß die Errichtung einer deutschen Verfassung nicht blos in Absicht auf die Verhältnisse der Höfe, sondern eben so sehr zur Befriedigung der gerechten Ansprüche der Nation nothwendig sei, die, in der Erinnerung an die alte, nur durch die unglücklichsten Ereignisse untergegangene Reichsverfassung, von dem Gefühle durchdrungen ist, daß ihre Sicherheit und Wohlfahrt und das Fortblühen ächt vaterländischer Bildung größtentheils von ihrer Vereinigung in einen festen Staatskörper abhängt; die nicht in einzelne Theile zerfallen will, sondern überzeugt ist, daß die treffliche Mannigfaltigkeit der deutschen Völkerstämme nur dann wohlthätig wirken kann, wenn sich dieselbe in einer allgemeinen Verbindung wieder ausgleicht. Geht man aber von dieser Betrachtung, dem allgemeinen Verlangen nach einer nationalen Verbindung, aus, so erhalten die drei erwähnten Punkte eine verstärkte Wichtigkeit. So ist es z. B. unleugbar, daß, wenn es der künftigen Verfassung an einem Bundesgerichte

fehlt, man nie wird die Ueberzeugung aufheben können, daß dem Rechtsgebäude in Deutschland der letzte und nothwendigste Schlußstein mangle, und die Unterzeichneten theilen selbst vollkommen diese Ueberzeugung." (II. 16—17).

Die dieser Note beigefügten Entwürfe (II. 18—64), die ausführlichsten unter allen, sind, wie auch Klüber versichert (II. 295), aus Humboldt's Feder geflossen. Es athmet in ihnen derselbe Geist, der obige Note auszeichnet, derselbe, der auch in dem ersten Entwurf waltet, nur daß die inzwischen gemachten Erfahrungen wohl genutzt und ungemessene Ansprüche beseitigt sind. Nicht leicht ist den Interessen der Nation in Hinsicht auf Rechtszustand und allgemeine Wohlfahrt so sorgfältig und ausführlich vorgedacht worden, wie in den nun vorgelegten Plänen. Aber die Zeit war ihnen nicht günstig. Oesterreich hatte nur auf den Moment gewartet, um wieder einmal den Ausschlag zu geben. Auch ihm mochten viele Punkte, die Preußen betrieb, nicht angenehm sein; man wünschte gar keinen so festen und detaillirten Bundesplan, man wollte nicht so viel Lebhaftigkeit in die Bundesverhältnisse gebracht wissen. Preußen modificirte zwar seine Absichten in einem Anfang April vorgelegten Entwurfe (I. H. 4. S. 104—11) nochmals; es revidirte ihn dann abermals (30. April) und überreichte ihn so dem Fürsten v. Metternich am 1. Mai (II. 298—308). Ein oberer Bundesrath, nur durch einige Bevollmächtigte der Kleinstaaten vermehrt, das Bundesgericht, die Festsetzung allgemeiner Bürgerrechte so wie eines Minimums landständischer Befugnisse waren auch in diesem letzten rein preußischen Plane bewahrt. Umsonst. Oesterreich hatte schon das Heft in Händen, und alle Bemühungen für das Bessere waren nunmehr vergeblich.

Bevor wir jedoch den Verlauf dieser Angelegenheit schildern, sei uns vergönnt, wenigstens auf einige Punkte dieser Entwürfe den Blick zu lenken. Nicht als fänden wir

nur in diesen des Bedeutsamen genug, sondern wir wählen sie, weil sie für die Gegenwart das größre Interesse haben, und fassen vorzüglich die beiden bestimmt von Humboldt herrührenden Entwürfe vom Februar (1815) in's Auge, die für uns hier, da sie nur in Rücksicht auf die Kreiseinrichtung von einander abweichen, für einen gelten können. — Im 96sten Paragraphen dieses Entwurfs ward Preßfreiheit zugesichert, gegründet auf die Verantwortlichkeit der Schriftsteller, oder, falls diese nicht genannt sind, der Buchhändler oder Drucker, verbunden mit der „nöthigen" polizeilichen Aufsicht periodischer Schriften; und erst in den letzten Vorlagen ward diese „zweckmäßige polizeiliche Aufsicht" der periodischen Presse etwas weiter, jedoch nur auf Flugschriften ausgedehnt. — Den Ständen aber garantirte der Hauptentwurf (II. 44—45.), unabhängig von der sonstigen Verschiedenheit landständischer Verfassungen in den einzelnen Ländern, zum mindesten folgende Rechte: 1. das der Mitberathung bei Ertheilung neuer, allgemeiner, die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger betreffenden Gesetze; 2. das der Bewilligung bei Einführung neuer Steuern oder bei Erhöhung der schon vorhandenen; 3. das der Beschwerdeführung über Mißbräuche oder Mängel in der Landesverwaltung, worauf ihnen die Regierung die nöthige Erklärung darüber nicht verweigern dürfe; 4. das der Schützung und Vertretung der eingeführten Verfassung, und der durch dieselbe und durch den Bundesvertrag gesicherten Rechte der Einzelnen bei dem Landesherrn und bei dem Bunde. — Auch die beiden modificirten Entwürfe hielten diese Punkte fest; der letzte fügte noch hinzu, daß, wo eine ständische Verfassung erst neu organisirt werden müsse, sie so einzurichten, daß alle Classen der Staatsbürger daran betheiligt würden (II. 304). — Man sieht, Humboldt forderte nichts Ueberschwengliches von dem Beginn constitutioneller Entwicklung.

Die Freunde der Freiheit werden diese Bestimmungen sehr karg finden. Dennoch dürfte man, bei näherem Betracht, einen solchen Ausgangspunkt (terminus a quo), als Unterbau verfassungsmäßigen Lebens, nicht für gering ansehen, und um so weniger, da durch das Zugeständniß der Verwilligung in dem einen Falle die Möglichkeit weiterer Fortbildung auf dem Wege ruhiger Uebereinkunft, also des gesetzmäßigen Ausbaues, schon vorgesehen ist. Hiezu kommt noch ein weiteres Interesse. Fast — wenn auch nicht ganz — dieselben Rechte gedachte man in Preußen, wo ein solcher hier vielfach schwierigerer Neubau erst zu gründen war, den demnächst zu errichtenden Reichsständen zu gewähren, was noch von Wien aus der König, in dem berühmten Edikt vom 22. Mai 1815, seinem wieder zu neuen Anstrengungen gegen Frankreich aufgerufenen Volke verkündete. Da hieß es (§. 3. 4.): „Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landesrepräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll. — Die Wirksamkeit der Landesrepräsentanten erstreckt sich auf die Berathung über die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einschluß der Besteuerung." Von Reichsständen hatte Humboldt in jenen Entwürfen nicht gesprochen, weil es sich im Allgemeinen von selbst verstand, auf Oesterreich aber nicht anwendbar schien. Dagegen müssen wir uns wundern, daß die preußische Verheißung nicht einmal das verbürgte, was sämmtliche Bundesentwürfe, die von diesem Staate ausgingen, als ein Minimum gefordert hatten. Scheint es doch, als wenn unterdeß schon ein entgegenwirkender Einfluß sich geregt und den König bewogen hätte, weiterer Zusage sich zu enthalten.

Sicher nur durch Widersprüche, theils von Seite anderer Cabinette, theils aus dem eigenen Feldlager, war Humboldt selbst zu diesem, übrigens wohlbedachten Minimum

gekommen; denn in dem ersten preußischen Entwurfe, der wohl auch dem besten Theile nach auf seine Rechnung gehört, war den Ständen noch ungleich mehr eingeräumt, nämlich ein näher zu bestimmender Antheil an der Gesetzgebung, Verwilligung der Landesabgaben, Vertretung der Verfassung bei dem Landesherrn und bei dem Bunde. (I. H. 1. S. 47—48) — Hat Humboldt doch auch die Hauptentwürfe (vom Februar) noch in manchen Punkten beschnitten! Dennoch würde man sehr Unrecht thun, wollte man, mit Herrn v. Gagern, [10]) aus diesen rückwärts gethanen Schritten schließen, „der geistreiche Verfasser — der Entwürfe — sei bereits durch Widersprüche ermüdet gewesen.“ — Vielmehr ist die Ausdauer zu bewundern, womit er an jenem Ultimatum festhielt, mit der er noch zuletzt erklärte, wie wenig die Bundesakte ihm genüge. Wenn er wich, so war dies keine Umkehr, sondern ein Zugeständniß, das er den Umständen, das er der Nothwendigkeit machen mußte.

Bekanntlich kam im März 1815 Napoleon von Elba zurück. Kriegerische Maßnahmen wurden das Erste und Dringende; die deutsche Verfassungssache, wenn sie noch zu Stande kommen sollte, mußte auf jede Weise beschleunigt werden. Da gewann Oesterreich den Vortritt; es adoptirte die meisten Forderungen der süddeutschen Staaten; willfahrte den Anliegen der kleinen Fürsten, und führte so die Dinge in das längst gewünschte Geleis. In der Mitte Mai's trat es in definitive Besprechung mit Preußen, zu der zuletzt noch der erste hannöverische Bevollmächtigte, Graf v. Münster, gezogen wurde (II. 341). Darauf rief man sämmtliche deutsche Staaten, die kleineren anfangs in Deputationen, [11])

---

10) Antheil, II. 220.

11) Diese hatte auch Preußen, schon am 29. März, dazu eingeladen; siehe die Antwort von Hardenberg und Humboldt auf eine

bald mit ihren sämmtlichen Bevollmächtigten, zur Berathung. Oesterreich legte (23. Mai) einen Entwurf der Bundesakte vor, mit der Erklärung, daß es „in Einverständniß mit Sr. Majestät dem König von Preußen geschehe." Die preußischen Bevollmächtigten leisteten noch in der Berathung, was in ihren Kräften stand; im Ganzen änderten sie nichts. Die Protokolle (II. 339—368) auch werden farblos und öde; schon brach — in diesem zweiten Theile der deutschen Verhandlungen zu Wien — der Bundestag an. Alles ward möglichst schwebend gehalten, das Meiste der Zukunft überlassen, selbst das Soll in Bezug auf landständische Verfassungen mit dem famosen Wird vertauscht (II. 385. 433). Man drängte zum Schluß, um den kriegerischen Ereignissen zu folgen. Schon in der 11ten Sitzung, 10. Junius, ward die am 8. desselben Monats paraphirte Akte unterzeichnet. Sie trägt auch die Namen Hardenberg und Humboldt. Diese aber gaben, bevor sie unterzeichneten, die schriftliche Erklärung ab, „wie sie zwar gewünscht hätten, der Bundesakte eine größere Ausdehnung, Fertigkeit und Bestimmtheit gegeben zu sehen, daß sie aber, bewogen durch die Betrachtungen, daß es besser sei, vorläufig einen weniger vollständigen und vollkommenen Bund zu schließen, als gar keinen, und daß es den Berathungen der Bundesversammlung frei bleibe, den Mängeln abzuhelfen, die Unterzeichnung nicht zurückhalten zu müssen geglaubt hätten." (Wien, 6. Juni 1815). [12])

Auch diese Hoffnung wurde nicht erfüllt. Das Gute selbst, was noch gerettet worden, trug wenig Früchte, und bald ließ auch Preußen, das auf so guten Wegen gewandelt,

---

Note der vereinigten souveränen Fürsten und freien Städte bei Klüber, I. H. 1. S. 48—51.

12) Klüber, Akten, II. 556.

sich zu völliger Umkehr bestimmen. Allerdings wurde der Bund dann fortgebildet; zunächst aber nur im Interesse einer vollständigen, sämmtliche Staaten fesselnden Reaktion.

Nur einen flüchtigen Blick werfen wir auf die geselligen Verhältnisse, in denen Humboldt während des Congresses sich bewegte, und fügen dann einige Abenteuer und Anecdoten aus dieser Zeitepoche hinzu. Ueberlastet mit dringenden und so bedeutenden Geschäften fand Humboldt doch noch Zeit, dem rauschenden Leben des Tages und den vielfältigsten Einladungen zu folgen. Zwar sah man ihn nie auf der Bastei, [1]) dem allgemeinen Spaziergangsorte der Wiener, wo damals die ganze vornehme Welt sich tummelte, aber man traf ihn bei allen Festlichkeiten, die damals gedrängt auf einander folgten; man fand ihn in den Salons, wo einzelne Theile der großen Masse sich zusammenfanden, (z. B. in dem der Fürstin Taxis, dem Hauptversammlungspunkte hochstehender Preußen, bei Frau von Arnstein, [2]) einer gebornen Preußin, u. s. w.) Wir finden Humboldt beim Festball im kaiserlichen Palast, sich mit Dalberg und Wessenberg über die sächsisch-polnische Frage unterhaltend, [3]) finden ihn bei einem Picknick im Augarten, das der bekannte Sidney-Smith veranstaltet hatte, in lebhafter Unterredung mit dem Grafen von Rechberg. Rechberg unterhielt ihn mit

---

1) Varnhagen v. Ense, Denkw. V. 44.

2) Ebendas., zweite Aufl. IV. 414—15. „Man konnte in ihren Sälen an demselben Abend den Herzog von Wellington, den Cardinal Consalvi, den Fürsten von Hardenberg, die Grafen Kapodistrias und Pozzo di Borgo, den Freiherrn v. Humboldt, die Prinzen v. Hessen-Homburg, die Grafen v. Bernstorff, v. Münster und v. Neipperg, und viele andere, solchen Ansehens, aus der gedrängten Menge auslesen."

3) De la Garde, Fêtes et Souvenirs, I. 554.

solchem Autorenthusiasmus von einem Werk über Rußland, daß er darüber ganz vergaß, auf seinen Herrn, den König von Baiern, zu achten, der umsonst ihn in einer Verlegenheit um Hülfe anrief. [4]) — Gentz wußte die ausgesuchteste Gesellschaft bei sich zu vereinigen. Da sah man den Herzog von Weimar, einen Talleyrand, den Grafen und die Gräfin von Bernstorff, die schöne Gräfin von Fuchs, den Dr. Bollmann — (bekannt durch seinen Versuch, Lafayette aus Ollnütz zu befreien, nachmals halb Deutscher, halb Amerikaner), ferner Rahel mit ihrem Gatten und natürlich auch unsern Humboldt. [5]) — Man erzählt auch von einem Mahle beim Fürsten Staatskanzler [6]) (15. März), bei dem Humboldt, Fürst Radziwill, Stägemann, Grolmann und Schöler, der Finanzminister v. Bülow, Graf Flemming, Bartholdy, Varnhagen, Rahel u. A. versammelt waren. Auch der Turnmeister Jahn, derb und schmutzig, wie er war, erschien dabei, und theilte Lehren und auch Grobheiten aus. „Humboldt's Eifer," erzählt uns Varnhagen, „sich Jahn durch mich vorstellen zu lassen, verleitete den Kraftmann, auch hier sein Spiel zu versuchen, das aber schlecht gelang, der überlegene Geist hielt den untergeordneten ohne Mühe in Schranken, und Jahn blieb zuletzt in einer Fassung stehen, als wisse er nicht, ob er gefoppt worden."

Von schon Bekannten fand Humboldt in dieser Zeit auch den Cardinal Consalvi, der als Bevollmächtigter des Papstes erschien. Auch der Major v. Hedemann begrüßte den künftigen Schwiegervater während dieser Zeit. Der Buchhändler Cotta kam im Auftrag seiner Collegen,

---

4) Ebendas. II. 97.

5) Varnhagen v. Ense, Denkw. V. 87.

6) Ebendas., V. 113—114. Rahel's Briefe, II. 267—69.

so vieler andern diplomatischen und nicht diplomatischen Personen hier nicht weiter zu gedenken.

Auch an Abenteuern, an lustigen Erzählungen fehlte es nicht; und Humboldt selbst gab Stoff dazu. Das Ernstere wollen wir zuerst berichten, ein Duell nämlich, das die wenigstens äußerlich heitere Arena des Congresses beinahe mit Blut bespritzt hätte, und das um so mehr auffiel, weil es nicht zwischen ein paar jungen Hitzköpfen, sondern zwischen gesetzten Männern Statt hatte, die beide hoch gestellt, beide Minister einer angesehenen Macht waren, zwischen unserm Humboldt nämlich und dem Kriegsminister Preußens, Herrn v. Boyen. Diese Männer geriethen durch einen fast kindischen Etiketteanstoß an einander, wobei Humboldt wohl einigen Uebermuthes geziehen werden muß. Der Kriegsminister nämlich war zu einer Conferenz der fünf Mächte eingeladen, um in Betreff des bevorstehenden Feldzugs einige Erläuterungen zu geben (3. Mai). Die Sache war abgethan; man wollte zu andern Gegenständen übergehen, bei welchen die fernere Anwesenheit dieses Ministers nicht wohl angemessen schien. Statt ihm dies aber einfach anzudeuten, geleitete ihn Humboldt unter einem Vorwand, der das Blut des Militärs in Harnisch brachte, hinaus. Boyen forderte Genugthuung mit den Waffen in der Hand, Humboldt, dem der Muth nie fehlte, den nie der Gleichmuth verließ, nahm diese Forderung mit der heitersten Miene von der Welt an. Das Duell fand Statt. Es waren keine Zeugen dabei, als der Fürst v. Hardenberg und der auch von Humboldt sehr geschätzte Arzt Dr. Koreff. Man schlug sich ganz ernst und gewissenhaft; es schien aber, als wenn die Kämpfenden unantastbar seien, denn keiner erhielt eine Wunde. Manche lächelten über das leichtverletzliche Ehrgefühl des Ministers v. Boyen, allgemein aber bewunderte man die Ruhe und Ritterlichkeit und den guten Humor seines Gegners, die sich eben so unerschütterlich auf

der Mensur wie vor dem grünen Tische des Conferenzsaales zeigten. 7)

Noch eines Vorfalls gedenke ich. Bekanntlich kam der Maler Isabey nach Wien, um die merkwürdige Versammlung auch in einem Gemälde zu verewigen. Auf der einen Hälfte des Bildes waren die gekrönten Häupter versammelt, auf der andern die diplomatischen Hauptpersonen um die Tafel gruppirt, wo die Geschicke Europa's entschieden wurden. Jede einzelne Figur war Portrait; der Künstler wählte den Moment, wo Metternich den Herzog von Wellington einführt. Ein Umstand aber hätte die Absicht des Künstlers beinahe gestört. Sämmtliche europäische Bevollmächtigte von Bedeutung sollten auf diesem Blatte figuriren. Unter diesen aber durfte ein Mann wie Humboldt gewiß nicht fehlen. Nun erfuhr aber Isabey, daß er bei diesem Staatsmann auf großen Widerstand stoßen werde, denn man wußte, wie entschieden abgeneigt dieser sei, sich malen zu lassen. Hatte er doch selbst der Prinzessin Louise Radziwill, Schwester des Prinzen Ferdinand von Preußen, es abgeschlagen! Nur mit wenig Hoffnung also ging Isabey zu Humboldt. Seine Verlegenheit, mochte sie nun erkünstelt oder wahrhaft sein, vermehrte der, wie Graf de la Garde sagt, „sprichwörtlich gewordne Humor" des Angeredeten, der, seine weit vorstehenden großen blauen Augen auf ihn richtend, also antwortete: „Schauen Sie mich an, und gestehen Sie, daß mich die Natur mit einem zu häßlichen Gesicht versorgt hat, als daß Sie den Grundsatz, welchen ich mir gemacht, mißbilligen könnten, nie einen Sou für mein Portrait auszugeben.

---

7) De la Garde, II. 354—55. Ich bin, um die Farbe des Tages zu erhalten, in Obigem ganz der Darstellung und Beurtheilung dieses Berichterstatters gefolgt, und füge nur noch bei, daß das Duell im Prater vor sich ging, und daß man nach zwei Pistolenschüssen sich versühnte.

Sagen Sie selbst, würde die Natur nicht auf meine Kosten lachen, wenn sie eine so dumme Verblendung an mir gewahr würde? Nein! sie soll sehen, daß ich den schlechten Streich, den sie mir gespielt, zu würdigen weiß." — Der Maler, überrascht von dieser Erklärung, betrachtete jetzt mit Staunen die unregelmäßige Gestalt (figure hétéroclite) des Ministers. Er faßte sich jedoch alsbald und erwiederte, das sei gar nicht seine Absicht, von Sr. Excellenz eine Belohnung zu wollen für die so angenehme Mühe, die er auf sich zu nehmen wünsche. Er komme nur, denselben um die Gunst zu ersuchen, daß er ihm einige Stunden sitze. „Wenn Sie weiter nichts wollen," fiel Humboldt ein, „mit dem größten Vergnügen. Ich sitze Ihnen, so oft Sie wünschen. Geniren Sie sich ganz und gar nicht. Ich kann nur von meinem Princip nicht abgehen, für meine häßliche Figur nicht das Mindeste aufzuwenden." Humboldt saß dem Künstler, so oft dieser es begehrte. Als das Bild fertig war und Stiche desselben ins Publikum kamen, fand man Humboldt's Portrait am treusten, und dieser sagte mehr denn einmal: „Ich habe nichts gezahlt für mein Portrait. Isabey hat sich dafür an mir rächen wollen. Er hat mich sprechend ähnlich gemacht." [8])

Als die Nachricht von Napoleons Rückkehr nach Wien gelangte, waren zwar die schwierigsten Fragen entschieden; die Stockung aber, in welche die Geschäfte einmal gerathen waren, dauerte fort. Da kam die Schreckensbotschaft, die so manchen zittern machte. Humboldt aber nicht; er freute sich des Umschwungs und rief: „Vortrefflich, das gibt Bewegung!" [1])

---

8) De la Garde, II. 392—94.

1) Varnhagen, v. Ense, Denkw. V. 106.

Es war ein Glück, daß Napoleon dieses Wagstück nicht früher, und daß er es nicht später angetreten. Noch waren die Monarchen in Wien versammelt; Maßnahmen und Beschlüsse wurden schneller und einiger gefaßt. Zuerst erschien von Seiten der 8 Mächte, die den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, eine Erklärung, die aber lediglich gegen Napoleon und dessen Einbruch in Frankreich gerichtet war (13. März). Auch Hardenberg und Humboldt unterzeichneten sie (Klüber l. H. 1. S. 53—55). Es war kein Meisterstück. Man trennte Napoleon's Sache zu schnell von der Sache der Nation. Indem man dieser die Einhaltung des Pariser Friedensschlusses garantirte, hätte man die bestimmte Voraussetzung beifügen sollen, daß Frankreich Napoleon's Sache nicht zur seinigen machen werde. Dies holte man zwar in einem nachfolgenden Stücke gewisser Maßen nach, aber doch nicht feierlich und entschieden genug. Nach den weiteren Vorgängen in Frankreich und Napoleon's Anerbietungen fühlte man nämlich immer mehr, daß obige Erklärung nicht genüge. Der Ausschuß der acht Mächte setzte deshalb eine Commission nieder, welche prüfen sollte, ob es nöthig geworden, eine abermalige Erklärung zu erlassen. Die Commission erstattete am 12. Mai den Bericht: sie verneinte die Frage. Statt aber aufs Bestimmteste zu erklären, man sehe den Pariser Friedensschluß nicht weiter für bindend an, begnügte man sich, das Conferenzprotokoll dieses Tages in der Wiener Hofzeitung zu veröffentlichen (VI. 290—302).

Durch Vertrag vom 25. März erneuerten Oesterreich, Großbritannien, Preußen und Rußland ihre bisherige Allianz, insbesondere den Vertrag von Chaumont; man bestimmte zugleich die Hauptmaßnahmen für den Krieg, und lud alle Mächte Europas ein, diesem Bunde beizutreten. Das englisch-preußische Instrument dieses Vertrages trägt die Namen Hardenberg, Humboldt, Wellington (l. H. 4. S. 57—61).

Ein Zusatzvertrag vom 30. März bestimmte Englands Subsidien; er wurde Seiten dieses Staates durch Lord Clancarty, preußischer Seits von den oft erwähnten Bevollmächtigten geschlossen (II. 291—93).

Nun hatte man den Beitritt, besonders der mittlern und kleinen deutschen Staaten, zu unterhandeln. Mit Staaten königlichen Ranges und den zunächststehenden geschah es durch besondere Verträge; [2]) auch hier war Humboldt insonders thätig. [3]) Mit den kleinen Fürsten und Städten dagegen knüpfte man eine Generalverhandlung an. Am 29. März theilten die österreichischen und preußischen Bevollmächtigten diesem Gesammtkörper den geschlossenen Vertrag mit. Darauf antworteten die Bevollmächtigten der kleinen am 14. April. Bereitwillig zu Uebernahme jeder Last, begehrten sie nur, auch an den gemeinsamen Vortheilen Theil nehmen zu dürfen; dann verlangten sie, daß bei dem Friedensschluß auf ihre billigen Wünsche, besonders wegen einer festern und sichern Gränze, Rücksicht genommen werde (II. 205). Schon am 12. April lud Humboldt, in Metternich's und Hardenberg's Namen, die Bevollmächtigten ein, sich den Abend in der Staatskanzlei einzufinden. Auch Metternich und Wessenberg, Hardenberg und Humboldt erschienen. (IV. 395—96). Man beschloß die Redaktion einer allgemeinen Beitrittsurkunde, und ernannte von Seiten der großen Mächte eine Commission, solche mit einer Deputation der Kleinstaaten zu verhandeln. Von Preußen wurde Humboldt dazu beauftragt. Nach einigen Conferenzen, vom 20—27. April

---

2) Man sicherte diesen Staaten dieselben Ansprüche zu, die der Vertrag vom 25. März verbürgte; Würtemberg aber ließ sich noch ausdrücklich Theilnahme an den Friedensverhandlungen zusichern; siehe den Vertrag vom 30. Mai 1815, bei Klüber, VIII. 231.

3) v. Gagern, Antheil II. 154. 178.

(IV. 408—26), war die Sache erledigt und unterzeichnet (II. 273—89). — Aus allen diesen Verhandlungen scheint hier nur das noch bemerkenswerth, was uns Gagern berichtet, [4]) daß nämlich Humboldt für die norddeutschen Staaten eine Art Nothwendigkeit zu begründen suchte, sich Preußen anzuschließen, wobei an die Eintheilung in Nord und Süd, und der Main als Gränze gedacht wurde. So natürlich dies war, wußte man es anderer Seits doch zu umgehen, und zwar diesmal aus annehmbaren Gründen. Es wurde nämlich unter Englands Führung eine Armee in den Niederlanden gebildet; dieser wurden die Hannoveraner, Braunschweiger, Oldenburger, Nassauer und Hanseaten zugewiesen, auch königlich sächsische Truppen sollten nachfolgen. — Oesterreich, Rußland und Preußen setzten außerdem eine Commission nieder, zu dem Beruf, mit den kleinen deutschen Höfen über die Verpflegung der drei Armeen (vom Oberrhein, Niederrhein und den Niederlanden), über die Hülfsmittel zu ihrer Herbeischaffung und das Hospital- und Lazarethwesen zu unterhandeln. Dabei wirkten von Preußens Seite Humboldt und der geh. Staatsrath Stägemann (21—24. April, IV. 439—93, und zwar den Anforderungen gemäß, die der wackere Kriegsminister von Boyen gestellt hatte.

Nach Unterzeichnung der Bundesakte (10. Juni) eilten die Bevollmächtigten der verschiedenen Staaten theils in's Hauptquartier, theils in ihre Heimath zurück. Auch Hardenberg ging sofort nach Berlin. Nur Humboldt, Wessenberg und Clancarty weilten noch acht Tage, mit Nacharbeiten des Congresses beschäftigt. Dann gingen auch sie nach ihren Bestimmungsorten ab.

---

4) Antheil, II. 164—65.

Humboldt begab sich zunächst nach Berlin. Auch war schon bestimmt, daß er nicht mehr nach Wien zurückkehren sollte. Schon nach dem letzten Friedensschlusse nämlich war er zum künftigen Gesandten in Paris designirt worden. [1]) Nur der Krieg bewirkte abermals einen Aufschub in diesem Punkt, und erst den 3. Okt. 1815 erhielt er (zu Paris) das wirkliche Rappel-Schreiben von seinem bisherigen Posten, auf dem dann Gen. v. Krusemarck sein Nachfolger wurde.

Schon auf dem Weg in die Heimath erhielt Humboldt die Nachricht des Sieges von Waterloo. Kaum in Berlin angekommen, wurde er zu den Friedensunterhandlungen berufen. Nach wenigen Tagen ging er, über Frankfurt, nach Paris. Dort waren seit dem 10. Juli auch die Kaiser von Oesterreich und Rußland und der König von Preußen anwesend, und bald trat eine Commission von Bevollmächtigten der verbündeten großen Mächte in Conferenzen zusammen, um nicht allein die Bedingungen des Friedens mit Frankreich, sondern zugleich eine Menge anderer schwebender oder auftauchender Fragen zwischen den alliirten Höfen zu verhandeln. In dieser Commission wirkten als regelmäßige Mitglieder nur der Herzog v. Wellington und Lord Castlereagh für England, Fürst Andreas Rasumoffsky und Graf Nesselrode für Rußland, Metternich und Wessenberg für Oesterreich, endlich Hardenberg und Humboldt für Preußen. [1]) Später trat russischer Seits

---

1) Klüber, I. H. 1. S. 39. Rahel's Briefe, II. 224. (13. Juni 1814).

1) Andere Personen wurden nur in einzelnen Sitzungen zugelassen, so der russische Gesandte in Paris, Pozzo di Borgo, Fürst

Graf Capodistrias an die Stelle des Ministers v. Nesselrode. Gentz führte das Protokoll. Die Sitzungen wurden im ehemaligen Hotel Borghese, der Wohnung des Lord Castlereagh, in der Regel von 12 bis 3 Uhr gehalten. Der Fürst v. Metternich präsidirte ihnen. Später kam man oft im Hotel Sir Ch. Stuarts zusammen. — Bevollmächtigte der mittlern europäischen und deutschen Staaten wurden zu diesen Hauptverhandlungen nicht zugelassen; alle Bemühungen von einzelnen Seiten, dies zu erlangen, blieben fruchtlos.

Die Freunde des deutschen Vaterlandes erwarteten, daß man nach diesen abermaligen Anstrengungen Deutschland durch eine bessere Gränze gegen Frankreichs Uebermuth sichern werde. Besonders kämpfte Görres im rheinischen Merkur und E. M. Arndt in Flugschriften für diese Forderung. Frankreich sollte sogar, diesen Sprechern zufolge, alle ehemals zum deutschen Reiche gehörenden Provinzen, Elsaß, Lothringen, Burgund, die Freigrafschaft und die abgerissenen Stücke der Niederlande, herausgeben. Man sah davon ab, daß weit der größte Theil der damit geforderten Lande der französischen Zunge angehört, und wie gefährlich es sein mochte, Länder anzusprechen, die man nicht zu beherrschen weiß, und um eines so zweideutigen Gewinnes willen Frankreich so bitter zu reizen. Dennoch zeigten diese Ansprüche von einem hohen Aufschwung der Nation; man durfte um so gewisser erwarten, daß wenigstens das Nothwendige geschehe, daß durch Zurücknahme des Elsaß, einer rein deutschen Provinz, das blosliegende südwestliche Deutschland geschützt, und durch Entfernung Frankreichs vom Rheine das Streben der Franzosen selbst, das linke Rheinufer zu erlangen, gedämpft werden würde. Denn diesen Gedanken wird Frankreich kaum

---

Schwarzenberg und mehrere österreichische und preußische Generale, dann der preuß. Finanzminister Frh. v. Bülow, endlich auch die Bevollmächtigten Frankreichs.

aufgeben, so lange es nur einen Punkt am Rhein noch im Besitz hat.

Von Preußen besonders, das, vereint mit den Engländern, allein so ruhmvoll diesen Feldzug entschieden hatte, erwartete man, daß es energisch das deutsche Interesse vertreten würde. Man wußte, daß Blücher und Gneisenau in Paris waren, daß Stein dahin berufen worden; man hoffte auch von den eigentlichen Leitern der Politik das Beste. Stein hatte zwar so wenig, als die Feldherren, einen eigentlichen Theil an dem Friedensgeschäfte; das nationale Interesse aber war nicht weniger gut von den Männern vertreten, die Preußen in die Friedenscommission gesendet, von Hardenberg nämlich und Humboldt. Sie verschuldeten am wenigsten, daß der Erfolg so hinter allen Erwartungen zurückblieb. Humboldt namentlich, der jugendlich rüstige, widmete dieser Sache die ganze Energie, der wir ihn fähig wissen.

Zwar ruht auf dem Anfang dieser Verhandlungen ein Dunkel, das selbst die neuesten Werke über diesen Gegenstand und die darin mitgetheilten Aktenstücke [2]) nicht aufhellen; wir wissen auch nicht näher, wie Humboldt die Sache auffaßte, [3]) und wie weit er die Forderung auszudehnen

---

2) J. B. Cretineau-Joly, Histoire des traités de 1815, à Paris, 1842; A. F. H. Schaumann's Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland. Aus Aktenstücken. Göttingen, 1844. — Vielleicht, daß Hr. v. Gagern, der, öffentlichen Ankündigungen nach, in einer Fortsetzung seines „Antheils an der Politik" den zweiten Pariser Frieden behandeln wird, einige Aufhellung gibt! — Das Buch von Schaumann ist sonst sehr wichtig, nicht als Geschichtswerk, denn es ist durchweg Parteischrift, aber wegen der im Anhang mitgetheilten Denkschriften und Noten aus jener Zeit, die großentheils hier zum ersten Male im Druck erschienen sind.

3) Im Allgemeinen hat Humboldt schon viel früher (1800) seine Ansicht sehr bestimmt ausgesprochen. Im Naturzustande, sagt er, können die Gränzscheidungen der Flüsse mit ziemlicher Sicherheit auch als Gränzen der Völker angesehen werden. „Im Zustande

gewünscht; allein das geht aus unzähligen Zeugnissen [4]) mit Gewißheit hervor, daß die preußischen Bevollmächtigten nicht nur Elsaß, sondern auch Lothringen wirklich gefordert haben; daß sie aber darin von Oesterreich wenig oder gar nicht unterstützt wurden, von England und Rußland endlich eine rundum abschlagende Antwort erhielten. Da wir anzunehmen berechtigt sind, daß Hardenberg und Humboldt sich vorher über diesen Punkt verständigt hatten, und daß sie gleichmäßige Forderungen stellten, so wird ein schriftliches Zeugniß, auch nur von Hardenberg allein, hier hinreichendes Gewicht haben. Der Regierungsrath Butte (damals in Frankfurt a. M.) hatte dem Staatskanzler eine von ihm verfaßte Schrift: „Unerläßliche Bedingungen des Friedens mit Frankreich" zugesendet, worin nachdrücklichst für Rückgabe des Elsaß, Lothringens, der ehemaligen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, wie auch der französischen Niederlande gesprochen wurde. Hardenberg soll, wie man sagt, gleich nach Empfang dieser Schrift gegen den geh. Rath Stägemann geäußert haben, er sei erstaunt, in dieser Schrift fast buchstäblich die Bedingungen aufgestellt zu finden, die er in der Commission vorgeschlagen habe; er versicherte auch, noch von Paris aus (9. Okt.), dem Verfasser selbst, „fast alle seine Sätze fänden sich in den von ihm abgelegten Abstimmungen." „Wenn dennoch", fügte er hinzu, „der Friede nicht hiernach abgeschlossen wurde, so ist Preußen außer

---

der Bildung, wenn der Mensch auf dem Boden Kraft genug gewonnen hat, sich über denselben zu erheben, entsteht eine andre Art natürlicher Gränze zwischen verschiednen Nationen, die Verschiedenheit der Sprache und der Kultur." (Ges. Werke, III. 217—18).

4) Vergl. z. B. Rhein. Merkur, 30. Aug., 9. Sept., 15. Okt., 18. und 24. Nov. Im letzteren Stücke deutete auch Görres darauf hin, daß Preußen und Oesterreich noch nicht innig genug zu einander gehalten, und daß diese Scheidewand erst völlig fallen müsse, wenn es besser mit Deutschland werden solle.

Schuld. Es stand allein, und konnte, erschöpft an Menschen und Mitteln, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen; es mußte der höhern Rücksicht, der Einigkeit mit seinen Verbündeten, der Ruhe seiner Völker — sei sie auch weniger dauernd — die bessere Ueberzeugung aufopfern." [5])

So hatten also die preußischen Staatsmänner fast das Aeußerste versucht, um die Wünsche der Patrioten zu befriedigen; sie thaten es ohne eigentliche Nebenansicht für den preußischen Staat, und ärnteten nichts als Anfeindungen und Verdächtigungen aller Art. So sehr wir Ursache haben, uns über ihre volksthümliche und kräftige Haltung zu freuen, können wir doch nicht umhin, zu fragen, ob sie, nach der Lage der Dinge, wohl nicht zu viel gefordert haben? Vielleicht, daß sie von der Stimmung des Tages sich zu weit haben fortreißen lassen; vielleicht, daß sie die Forderung durchgesetzt hätten, wenn sie von vorn herein nur das Nöthigste verlangt, und sich darüber mehr mit Oesterreich verständigt hätten. Man ging weiter, und fand Oesterreich zögernd und fast abgeneigt, wie die andern; man reizte die Engländer, die die Verhandlungen in Wien noch nicht vergessen hatten und preußische Vergrößerungssucht witterten; Rußland wünschte ohnehin nicht, Deutschland verstärkt zu sehen. Da man mit dieser starken Forderung anstieß, war die Sache verloren. Es handelte sich gar nicht mehr um Abtretung von Provinzen, höchstens um Abtretung einzelner Punkte. So ging diese günstige Gelegenheit, das Elsaß, welches allein ein wahrhafter Verlust für uns ist, wieder zu erlangen, vorüber! Nicht ohne Oesterreichs Schuld, dessen Sicherheit so sehr dadurch berührt wird, das das vermittelnde Wort zu sprechen berufen war!

Man hat so oft und auch jüngst wieder von den

---

5) (Dorow's) Denkschriften und Briefe, V. 192—93.

geheimen Motiven gesprochen, welche unsere Großstaaten bewogen haben sollen, von dem Verfolg bedeutenderer Forderungen abzustehen. Keine dieser Mächte, sagt man, wollte der andern, oder den übrigen Bundesstaaten einen Zuwachs gewähren. Preußen anlangend, ist dies eine grundlose Verdächtigung; wir brauchen Humboldt gegen eine solche wohl nicht in Schutz zu nehmen;[6]) legen aber auch für Hardenberg Protest ein. Sollte er Lothringen etwa für Preußen gefordert haben! Es verstand sich von selbst, daß jeder wesentliche Gewinn Oesterreich zur Verfügung gestellt werden müsse, sei es nun, daß dieses, wie damals die Rede ging, einen erlauchten Sprößling seines Hauses zur Hut an die Gränze setzen, oder daß es — vielleicht besser! — diesen Erwerb benutzen wollte, um die Territorialansprüche Bayerns und der übrigen süddeutschen Staaten zu ordnen.

Der Verfasser des neuesten Werkes über den zweiten Pariser Frieden macht den Bevollmächtigten Preußens so gut wie Oesterreichs den Vorwurf, daß sie nicht genug darauf bedacht gewesen seien, die übrigen deutschen Staaten entschieden bei diesen Verhandlungen zu betheiligen. Dieser Vorwurf trifft; er weist auf ein Hauptgebrechen im deutschen Staatenverhältniß und berührt eine Forderung, die man

---

6) Humboldt erklärt sich auch deutlich, und zwar zur Zeit, wo man die letzten Bemühungen dahin wandte, wenigstens noch eine Reihe Festungen für Deutschland und die Niederlande zu erlangen. „La Belgique," sagt er, „acquerrait plusieurs points importants, l'Allemagne s'étendrait du côté du haut Rhin, ce qui serait d'autant moins nuisible, que les traités conclus à Vienne laissent toujours ouvert un arrangement entre l'Autriche et la Bavière, qui ne peut se réaliser qu'aux dépens de quelques-uns des petits princes de l'Allemagne, et qui serait prodigieusement facilité par quelque acquisition de ce côté. La Prusse gagnerait assez en voyant ses voisins ainsi renforcés, pour pouvoir se borner à quelques peu d'objets, tendant uniquement au but de compléter son propre système de défense." Siehe Humboldt's Denkschrift bei Schaumann, a. a. O., im Anhang, S. XXVI.

künftig wird befriedigen müssen, sollte es auch nicht im Sinne dieses hannöverischen Publicisten geschehen. Wir sind ganz der Meinung, daß Preußen darin 1815 nicht genug gethan,[7]) daß man sich mit den Mitstaaten hätte verständigen, daß man in deren Namen zugleich hätte auftreten sollen. Eine dritte deutsche Stimme, als Stellvertreterin der Kleinen, würden schon die andern Großmächte nicht wohl bei den Friedensverhandlungen zugelassen haben; durch Berathung der deutschen Mächte aber unter sich wäre Oesterreich aufgerüttelt worden, und das dringendste Interesse recht zur Sprache gekommen. Das hätte Früchte getragen, wenn auch nicht für den augenblicklichen Zweck. Denn für diesen ließen es mehrere deutsche und nicht deutsche Staaten auch sonst an Rührigkeit nicht fehlen! Der niederländische Bevollmächtigte, Freiherr v. Gagern, freilich nicht praktisch und der veränderten Verhältnisse eingedenk genug, drang lebhaft auf Zurückgabe aller ehemals zum Reiche gehörenden Glieder; Würtembergs Minister aber, Graf Wintzingerode, faßte in einem gut geschriebenen Memoire das wesentlichste Interesse Südwestdeutschlands in's Auge, und forderte zu dessen Sicherung das Elsaß. Alles ohne Erfolg.

Bei der schnöden Politik, die Rußland gegen uns an den Tag legte, war es in der Ordnung, daß es auch schriftlich den Forderungen Preußens am entschiedensten entgegentrat. Den 28. Juli schon überreichte Graf Capodistrias

---

7) Hardenberg fühlte wohl, daß nicht genug geschehe; nicht aber, was man eigentlich verabsäume. In seinem Memoire vom 8. Sept. sagt er zu den Bevollmächtigten der übrigen Großstaaten: Les cours alliées, comme celles de la Sardaigne, des Pays-Bas, de Bavière, de Wurtemberg, témoignent en partie un désir inquiet d'être informées de nos transactions et d'y prendre part. Elles ont le droit d'y prétendre tant que cela conforme leurs intérêts, et il faudra bien convenir de la marche à suivre à cet égard, dès que nous serons d'accord entre nous. Bei Schaumann, Anhang, S. C—CI.

in Rußlands Namen eine Denkschrift, in der die Prinzipien, nach denen man bei dieser Unterhandlung verfahren müsse, in ganz entgegengesetztem Sinne entwickelt waren. Mit Napoleon's Gefangennehmung, hieß es, habe das Bündniß, das man zu Wien geschlossen, seinen Zweck erreicht. Freilich müsse man jetzt von Frankreich Garantien fordern, aber nicht jene reellen, die auf Verkleinerung seines Länderbesitzes ausgingen, sondern nur moralische, auf die innern Staatseinrichtungen Bezug nehmende, oder moralisch reelle, z. B. Contribution und Hinwegnahme alles Kriegsmaterials. — So rächte sich die Unbestimmtheit der in Wien gegebenen Erklärungen. Der Krieg, behauptete man, sei gar nicht gegen Frankreich oder die französische Regierung, er sei nur gegen Napoleon und seine Anhänger geführt worden — der erste Pariser Friede müsse daher aufrecht erhalten, nur wieder in Kraft gesetzt werden. Eine Verdrehung, die man nicht nöthig hatte den Franzosen erst in den Mund zu legen, und die diese begierigst ergriffen. Bald sah man die Wirkung, die diese Darstellung hervorrief.

Als es nun schien, als solle aus diesem Feldzug gar kein Gewinn für Deutschland hervorgehen, übernahm es Humboldt noch, die Sätze des Grafen Capodistrias besonders zu widerlegen. Er schrieb ein Memoire, worin er hauptsächlich auf diese Rücksicht nahm, und zugleich die letzten Forderungen, die Preußen aufgestellt, nachdrücklich verfocht. Es war schon nicht mehr von Abtretung ganzer Provinzen, sondern nur von Auslieferung einer Reihe Gränzfestungen die Rede. Diese Denkschrift [9]) ist musterhaft. Wären die Gegner nicht so entschieden gewesen, diese richtige Auffassung der Sachlage, diese klare Ausführung der

---

9) Sie findet sich im Anhang bei Schaumann, a. a. O., Seite XXVII—XXXI.

Ideen, „diese Unumstößlichkeit der Beweisführung" hätte überzeugen müssen. — Humboldt bewies, daß man sich auf die Deklaration vom 13. März nicht mehr berufen könne, da die ganze Lage der Dinge sich verändert hätte. Frankreich habe seitdem gethan, was damals nicht vorausgesetzt worden — es habe die bestehende Regierung abgeschüttelt und derjenigen gehuldigt, gegen die ganz Europa vorher gekämpft hatte, auf deren Entfernung der erste Pariser Friede beruhe. Nicht um den Franzosen ein bestimmtes Gouvernement aufzudrängen, sondern um der durch sie bedrohten Sicherheit willen hätten die Verbündeten die Waffen geführt. Frankreich und die königliche Gewalt könnte man nicht mehr als identisch ansehen, und da man jenes habe erobern müssen, so sei man nun auch, bevor man an etwas anderes denke, sich selbst schuldig, Sicherung gegen ähnliche Gefahren zu fordern. Nur ein Mittel aber gebe es, das diese verbürge, ein Mittel, das der erste Friedensschluß noch nicht gewährt hätte, die Verminderung der französischen Uebermacht. Ueber die Art aber, wie das zu bewirken, erklärt er sich also: „Parmi les différentes méthodes qu'on pourrait adapter, soit pour affaiblir la France, soit pour renforcer ses voisins, la plus simple, la plus conséquente et la plus conforme au système général des puissances alliées, [10]) paraîtrait celle de procurer aux Etats voisins de la France une frontière assurée, en leur donnant, comme moyen de défense, les places fortes dont la France depuis qu'elle les possède, s'est servi comme point d'agression. . . Ce n'est pas depuis Napoléon ou depuis la révolution seulement que la France a fait des tentatives pour envahir

---

10) Man sieht, wie Humboldt schon auf die Stimmung der Alliirten eingeht, um nur zu etwas zu bewegen.

l'Allemagne et la Belgique. Elle les a toujours renouvelées de tems en tems, et les places qu'on lui ôterait à présent ont servi de base à ses opérations militaires. . . Les cours d'Allemagne doivent, d'ailleurs, attacher un intérêt particulier à revendiquer au moins une partie de ce qui lui a été injustement arraché.“ Mit feinster Ironie wies Humboldt dann die moralischen Garantien ab, für die Capodistrias gesprochen; er erklärt, daß Maßregeln, wie die Wegführung alles Kriegsmaterials nicht moralischer, sondern nur verletzender sein würden, als die Abtretung einiger festen Plätze; er sagt endlich, die Contribution allein führe eine Ungleichheit mit sich; Rußland und England brauchten nicht solche Summen für Gränzsicherung, die Deutschland, wenn es nicht durch Abtretungen gesichert würde, verwenden müsse. Die Kriegsentschädigung sei für Alle; Garantie aber gegen spätere Angriffe habe Deutschland allein zu fordern, da es allein oder vorzugsweis von Frankreichs Uebermacht bedroht sei, und doppelt bedroht sei, seit dieses noch durch die festen Plätze, welche Deutschland vertheidigen sollten, sich verstärkt habe.

Humboldt hat diese Denkschrift — dies glauben wir versichern zu können — etwa um die Mitte oder in der zweiten Hälfte des August (1815) geschrieben. Die Verhandlungen waren schon in die zweite Epoche getreten; die Forderung, Frankreich solle ganze Provinzen heraus geben, war zurückgewiesen. Preußen griff die Sache von neuem an. Um wenigstens Etwas zu erreichen, warf es sein Augenmerk nun auf die furchtbare Reihe französischer Gränzfestungen von Condé und Valenciennes bis Strasburg, und stellte in diesem Sinne gleichsam ein Ultimatum im Namen Deutschlands. Man konnte hoffen, diesmal durchzudringen, weil diese so herabgesetzte Forderung von Oesterreichs Ansicht nicht so entfernt war, zugleich aber mit dem Princip vereinbar

schien, das England und Rußland ausgesprochen: Frankreich rein auf den Besitzstand von 1790 zurückzuführen. Man forderte ja nur ungefähr so viel an Land und Leuten, als Frankreich über diesen Besitzstand hinaus im letzten Frieden behalten hatte. Da aber dieses Wenige doch eine Abtretung oder wenigstens Veränderung des einstmaligen Besitzstandes voraussetzte und auch hiegegen die Sätze des Grafen Capodistrias angerufen werden konnten, so schien es noch nöthig, mit der Ankündigung dieses Ultimatums eine nachdrückliche Widerlegung jener Sätze zu verknüpfen. Dies eben hatte Humboldt auf sich genommen; doch sprach er zugleich nachdrücklichst für die letzte Forderung selbst [11]).

---

11) Schaumann, der Verfasser des neuesten Werkes über diese Friedensverhandlungen, will diese nunmehrige Bewegung des preußischen Cabinets dem Fürsten Hardenberg allein zuschreiben, dessen Schwäche und den schnöden Motiven einer auf etwaige Vergrößerung Oesterreichs eifersüchtigen Politik. Er stellt nämlich die Sache so dar, als wenn Humboldt keinen Theil an dem Fortgang dieser Verhandlungen genommen habe. Man hörte ihn nicht, heißt es; er schwieg; er zog sich zurück; er erschien kaum mehr in den Conferenzen. Man belastete diesen Genius mit Nebenarbeiten, die freilich wegen der vielen Einzelheiten, die dabei berücksichtigt werden wollten, einen Mann von so ungeheurem, und dabei so geregelten Wissen erforderten, ihn aber auch von der Theilnahme an wichtigern Geschäften entfernten. – Diese ganze Darstellung ist erfunden; augenfällig in der Absicht, den Einen frei zu sprechen und zu erheben, den Andern anzuklagen. Das Sonderbarste aber ist, daß der Verfasser diese Darstellung, neben unbeglaubigten Privatangaben, gerade auf jenes Humboldt'sche Mémoire stützt, das doch ganz und gar nicht dazu stimmt, das allerdings den kräftigen Genius, der es verfaßt hat, zur Genüge bewährt, den Gegnern ganz die rechte Schärfe zeigt, sonst aber mit Hardenberg's Denkschrift vom 28. August ganz, und mit der nachfolgenden vom 8. September im Wesentlichen zusammentrifft. Der eigentliche Unterschied der beiderseitigen Arbeiten bestand nur darin, daß der Eine (Humboldt) mehr die Principien erörterte und die Forderung im Allgemeinen rechtfertigte, der Andere aber (Hardenberg) die Forderung in ihre Spezialität verfolgte. Daher nur kommt es, daß die Ansicht des Ersteren, wenn man einzelne Stellen herausreißt, vieldeutiger erscheint, während sie es, nach dem Zusammenhange des Ganzen, durchaus nicht ist. Auch er hat jetzt nur das preußische Ultimatum, die Festungslinie, im Auge. Wenn er sagt, das südliche Deutschland würde sich durch Gewähr dieser Forderung

Hardenberg aber stellte in zwei, schnell auf einander folgenden Denkschriften, der einen vom 28. August, der andern vom 8. September, das Detail dieser Forderungen auf. Man nahm damit Condé, Valenciennes, Maubeuge, Philippeville, Charlemont und Givet für Niederland, Thionville und Saarlouis für Rheinpreußen, Bitsch, Landau, Fort Vauban und Hüningen für das südliche Deutschland, Fort Joux und Fort L'Ecluse für die Schweiz und Savoyen in Anspruch. Die Befestigungswerke von Strasbnrg, vornehmlich der Citadelle, sollten geschleift werden. Zugleich drückte er den Wunsch aus, daß Strasburg, mit einem angemessenen Territorium, zur freien Stadt des Reiches erklärt, in das Verhältniß zurückkehre, in dem sie sich nach dem westphälischen Frieden befunden habe [12]). Die Festung Luxemburg sollte Niederland an Preußen abtreten. Dieselben For-

---

„du côté du haut Rhin" vergrößern, so kann man dies doch nicht etwa auf ganz Elsaß beziehen, denn gleich daneben wird ja gesagt, diese Vergrößerung würde so gering sein, daß damit keine eigentliche Veränderung des in Wien festgesetzten Besitzstandes eintreten und zu keinen neuen Verhandlungen Anlaß gegeben sein würde. — Hardenberg und Humboldt handelten hier noch in Einverständniß. Wir zweifeln gar nicht, daß Humboldt mehr für Deutschland gewünscht, als diese Forderung enthielt; daß er dies, wo er nur konnte, unverholener und kräftiger aussprach, und auch hier jene Energie bethätigte, die ihn überall auszeichnet. Darum aber die Sache selbst umstellen, Hardenberg in's Schwarze malen, und Humboldt Dinge unterlegen, für die nicht ein zureichendes Zeugniß spricht, ist sehr unrecht. Humboldt's Name bedarf es gar nicht, daß man die Leistungen des Andern herabdrücke, er leuchtet so schon glänzend genug.

12) Flassan, in seiner Geschichte des Wiener Congresses, berührt diese Verhandlungen ebenfalls und namentlich die Forderungen, von denen wir hier reden. Er legt sie Humboldten allein in den Mund. „La Prusse," sagt er, nachdem von Gagern's Anträgen gesprochen worden, „par l'organe de son plénipotentiaire, baron de Humboldt, insistait non moins fortement sur des cessions de la part de la France, et pour qu'elle abandonnât différentes places, telles que Montmédy, Longwi, Metz [?], Thionville et Sarre-Louis." (Congrès de Vienne, II. 455.) Eine Angabe, der nur die Genauigkeit fehlt!

derungen im Wesentlichen wiederholte er in der Denkschrift vom 8. Sept. Nur Strasburg, das zu erlangen — leider — schon unmöglich schien, ließ er ganz fallen. In einer Beilage berechnete man die Distrikte, auf die Deutschland dringe, noch genauer; es war eine Linie, gezogen von der Mosel unter Metz, jenseits der Saar hin, über die Vogesen weg, durch die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, nach dem Rhein, so daß, außer Saarlouis und Landau, doch wenigstens Saargemünd, Bitsch, Weißenburg, Fort Louis und Hagenau zu Deutschland zurückgekehrt wären, und der Keil, den Frankreich gegen die Pfalz hinein getrieben hat, mit sammt den wichtigen Linien von Weißenburg, hinweggenommen worden wäre. Endlich forderte Hardenberg für Preußen noch den Zutritt an die Maas, in der Gegend von Aachen, „afin d'élever de graves inconvéniens sur la frontière." [13])

Das hatte man nicht geahnt, daß auch diese letzte Anstrengung vergeblich sein würde. Rußland aber und selbst England verwarfen auch diese gemäßigte Forderung. Metternich glaubte, auch hier wieder als Mittler zwischen die Parteien treten zu dürfen. Er forderte nur Landau; die Festungen des Elsasses, mit Ausnahme eines minder bedrohenden Platzes, sollten geschleift werden; Strasburg nur seine Citadelle behalten. Nicht einmal dies wurde gewährt.

Mitten in dieser Noth faßte Humboldt einen Entschluß, der ihm die größte Ehre macht — er wandte sich auf eigene Hand an den Prinz-Regenten von England, dessen nähere Bekanntschaft er im Jahr 1814 gemacht hatte, und versuchte das letzte Mittel, Theilnahme an den Geschicken des Brudervolkes zu erregen, das vom hochmüthigen Moskowiter so schnöde behandelt wurde. Der Brief ist zu

---

13) Die beiden Denkschriften siehe bei Schaumann, im Anhang, XLVI — LVI und XCV — CXI.

Ende des August geschrieben; leider aber nur ein Bruchstück davon mitgetheilt worden [14]. Nachdem der Verfasser, wie es scheint, zuerst von den Beweggründen und der Rücksicht des österreichischen Cabinets gesprochen, legt er seine Lanze gegen die Russen ein und erklärt nun rückhaltlos sich über die Gründe der sogenannten Mäßigung des Kaisers Alexander und seiner Minister. „La générosite de la Russie," sagte er zu dem Regenten von England, „a un autre motif: elle s'explique par ses vues politiques: elle cajole la France pour l'éloigner de l'Autriche; et loin de prouver, par le fait, l'intérêt qu'elle affecte prendre au bien-être de l'Allemagne, il paraît au contraire, qu'elle ne serait pas fâchée de la voir toujours dans un état de faiblesse qui l'empêchât d'être d'aucun poids dans la balance politique de l'Europe. Un des négociateurs russes vivement attaqué, dans ces jours, sur la nécessité de garantir l'Allemagne contre les invasions françaises en privant la France des moyens d'agression et interpellé de s'employer auprès de l'empereur son maître pour le porter à appuyer les cours qui demandèrent à la France la cession des places fortes qui menacent ses voisins, ou de donner à ceux-ci plus de moyens de résistance, répondit ingénument, qu'il n'était pas de la politique de la Russie de donner à l'Allemagne des frontières assurées contre la France. Si

---

14) Von Montvéran in seinem Werke: Histoire critique et raisonné de la situation de l'Angleterre au 1. janvier 1816. A Paris. Tome 8 (1822), p. 323, 24. Montvéran führt den Brief mit den Worten ein: „Une lettre écrite, à la fin d'août, à S. A. R. le prince-régent d'Angleterre par le baron de H..... ministre du roi de Prusse, nous paraît une pièce historique d'un assez grand intérêt pour la donner ici. Elle montre l'état des partis de l'étranger et leur but. Nous en supprimons les paragraphes inutiles." — Schaumann hat dieses merkwürdige Bruchstück ganz übersehen.

à une telle expression, on a joint la probabilité qui existe, qu'un autre négociateur russe, le comte P... d. B.................. français, pourrait bien, dans le cas de changement de ministère en France, entrer lui-même dans ce ministère avec l'agrément de l'empereur A......, événement dont on a déjà parlé hautement, l'intérêt prononcé que le cabinet de Russie montre dans ce moment et à toute occassion pour la France, n'est certainement pas problématique.“ [15])

Auch dieser Schritt unseres Humboldt war umsonst. Weder Strasburg, ja nicht einmal die Weißenburger Linien kamen zu Deutschland. Das Wenige, was der nachherige Friedensschluß gewährte, ist bekannt. Es begannen nun (20. September) die Verhandlungen mit Frankreich, die uns wenig interessiren. Eben jetzt zog Kaiser Alexander die verbündeten Monarchen noch enger an seine Person, durch Stiftung der heiligen Allianz, welche am 26. Sept. von Kaiser Franz und Friedrich Wilhelm III. unterzeichnet wurde. Wie sehr damals der Haß der Russen gegen Humboldt zugenommen hatte, kann man denken; man erzählt auch in dieser Hinsicht ein Faktum, das merkwürdig genug wäre: Kaiser Alexander soll nämlich sich vom König von Preußen ausbedungen haben, Humboldt von dem Projekt der heiligen Allianz nichts zu sagen, bis sie abgeschlossen wäre. [16])

Zur Conferenz vom 20. September wurden auch die

---

15) Das „a joint“ im Obigen ist etwas bedenklich; Montvérant hat nach hautement ein Punktum; das Folgende giebt aber augenscheinlich den Nachsatz. — „Le comte P... d. B.“ ist unzweifelhaft Pozzo di Borgo, und vor „français“ muß noch gestanden haben, „qui est né“ oder „qui a été citoyen.“ Pozzo di Borgo war einst Abgeordneter von Corsika in der Nationalversammlung, und nunmehr russischer Gesandter zu Paris!

16) Nach handschriftlicher Mittheilung von guter Hand.

Bevollmächtigten Frankreichs eingeladen, Fürst v. Talleyrand, Herzog von Dalberg, Baron Louis. Man legte das Friedensprojekt vor. Die Franzosen äußerten sich noch erstaunt über die Zumuthungen; darauf antworteten aber die Verbündeten in einer Note vom 22. September, und erklärten: so solle es sein. 17) — Wenige Tage darnach trat wirklich eine Veränderung im französischen Ministerium ein. Talleyrand nahm seine Entlassung. Nicht Pozzo di Borgo selbst — dies wäre zu auffallend gewesen, trat an dessen Stelle, sondern der Herzog von Richelieu, der die besondere Gunst Kaiser Alexander's genoß, früher selbst in Rußland gewesen und sich länger in Odessa aufgehalten, und von dem Talleyrand sagte, qu'on l'avait nommé Ministre en France par ce qu'il connaissait le plus la Crimée. In der Friedenssache aber bewirkte diese Ernennung wenig. Was hätten auch die Verbündeten noch nachlassen sollen! In einer Conferenz vom 2. Okt. wurden die Präliminarien erledigt; das Protokoll gab die Grundlage des Friedensschlusses. 18) Die Kaiser von Oesterreich und Rußland waren schon abgereist, Friedrich Wilhelm III. verließ Paris den 9. Okt. Die Vollendung des Friedensgeschäftes aber dauerte fast noch drei Monate. Man setzte Commissionen nieder, die das Detail der Schlußverträge und unzählige Reclamationen besorgten. Einem besondern Comité ward die Redaktion des Hauptvertrages übergeben. Labesnardière und v. Gentz wurden zu Redakteuren, Wessenberg, Capodistrias und Humboldt zu Wächtern dieses Geschäfts ernannt. 19) — Daneben gingen die Haupt-

---

17) Diese Antwort siehe bei Schoell, Histoire abrégée, T. XI. (1818), S. 469 — 72.

18) Sämmtliche Sitzungsprotokolle wurden von Humboldt und Hardenberg unterzeichnet; die frühern aber und wichtigern fehlen uns bis jetzt ganz. Das Obige hat Cretineau-Joly mitgetheilt, und darnach Schaumann im Anhang zu seinem Werke (Nr. XVIII.)

19) Schoell, a. a. O. XI. 499.

konferenzen ihren Gang. In der vom 13. Oktober ward man mit Frankreich über die Zahlung der Entschädigungssumme, am 22. über die fünfjährige militärische Besetzung einig. Das Protokoll der vier Mächte vom 3. November [20]) bestimmte die Vertheilung der von Frankreich abgetretenen Distrikte und mehrere noch zu erledigende Territorialfragen in Deutschland. Preußen erhielt die von Frankreich abgetretenen Distrikte der Departemente Saar und Mosel, den Theil des ehemaligen Departements Saar, der in Wien Oesterreich übergeben worden, endlich die Aussicht auf das Herzogthum Westphalen, wofür Hessen-Darmstadt mit Mainz und einem Gebiet auf dem linken Rheinufer abgefunden werden sollte. Die Festung Luxemburg blieb dem Könige der Niederlande; es wurden aber Unterhandlungen angeknüpft, Preußen ein Besatzungsrecht und die Ernennung des Commandanten zu erwirken. [21]) — In der Sitzung vom 6. November verfügte man über die französische Contribution. Davon erhielt Preußen, gleich England, 25 Millionen Franken vorweg, dann 100 Millionen, wie jede der übrigen Großmächte, endlich 20 Millionen zu Befestigung des Niederrheins. [22])

Der Friedensvertrag wurde den 20. November 1815 unterzeichnet; das französisch-preußische Dokument von Richelieu, Hardenberg und Humboldt. Am selbigen Tage unterzeichnete man auch die Nebenverträge, einen über die Contribution, einen zweiten über die militärische Besetzung unter Herzog von Wellington, [23]) endlich einen sehr um-

---

20) Martens, Recueil de traités, Supplément, T. VI. p. 668—75.

21) Dies sind wohl die wichtigen Verhandlungen, welche Gagern mit Humboldt zu Paris gepflogen haben will. Siehe des Erstern Antheil, II. 41.

22) Siehe das Protokoll bei Martens, a. a. O., VI. 676—81.

23) An den die Bevollmächtigten der 4 Mächte deshalb am 20. November eine besondere Note richteten. Sie findet sich auch bei Schaumann, a. a. O., Anhang, Nro. XIX.

fassenden in Betreff von Reklamationen aus allen Gegenden Europas.[24])

Dieser letzte Vertrag machte die größte Mühe, und erforderte recht einen Mann von Humboldt's Thätigkeit und Ausdauer. Die vielfachen Forderungen, die Private, Körperschaften, öffentliche Anstalten an Frankreich zu machen hatten, waren, was leicht vorausgesehen wurde, nach dem letzten Frieden nicht nach Gebühr beachtet worden. Nun aber setzte man bestimmte Normen fest, wer Ansprüche machen könne, wie sie befriedigt werden müßten, endlich, wie in zweifelhaften Fällen schiedsrichterlich gesprochen werden sollte. Den ganzen Oktober und die Hälfte Novembers nahmen diese Arbeiten, wie die Prüfung einzelner Reklamationen in Anspruch. Zur Prüfung und Sonderung ward ein eigenes Comité bestellt, und Oesterreich darin durch den Freiherrn v. Wessenberg, Preußen durch den Staatsminister Freiherrn von Altenstein vertreten. Die Unterhandlungen mit Frankreich über diese Gegenstände betrieb dann Humboldt in Separatconferenzen, in denen für die Gegenseite die Staatsräthe Düdon und Portal unterhandelten und aus denen obiger Vertrag hervorging. Humboldt war von diesem Geschäft so in Anspruch genommen, daß seine Arbeiten sich oft tief in die Nacht hinein zogen. Diesmal war es aber wenigstens eine fruchtbare, erfolgreiche Thätigkeit.[25])

Auch bei andern Reklamationen entwickelten die preußischen Bevollmächtigten diese Energie und Thätigkeit. Es galt die Schätze der Kunst und Wissenschaft zurückzufordern, die die Franzosen aus den eroberten Landen nach Paris geschleppt hatten. Preußen, das ihnen ohnehin jetzt am

---

24) Martens, Recueil, Supplément, VI. 717—73.

25) Allgemeine Zeitung, 15. Dez. 1815 (Corresp. aus Paris, 30. Nov.); Schöll, a. a. O., XI. 499—500; Schaumann, a. a. O., S. 154.

verhaßtesten war, ging mit seinem Beispiel voran; es forderte alles zurück, nicht nur, was man aus seinen alten, sondern auch, was man aus den neuen Provinzen geraubt hatte. Der Minister von Altenstein bewies eben so viel Kenntniß und Takt, das Wichtige zu bezeichnen, als Humboldt Eifer und Energie, es zu fordern. Man wechselte Noten darüber (im August und September) und zog zuletzt militärische Macht zu Hülfe. Die Franzosen knirschten vor Wuth. Nun forderten alle Nationen, die Niederlande, Spanien, Italien, die kleinern deutschen Staaten ihre Schätze zurück. Das Rühmlichste war, daß Preußen seinen Fleiß und Eifer nicht blos im Interesse des eigenen Staats, sondern des gesammten deutschen Vaterlandes verwendete. Namentlich Baden leistete es unvergeßliche Dienste. Diese allgemeine Zurückforderung literarischer Schätze hatte zu Heidelberg den Gedanken erweckt, die Ansprüche dieser Universität auf die 1622 von den Truppen Maximilians von Bayern geraubten und nach Rom gebrachten Handschriften geltend zu machen und wenigstens 38 werthvolle Manuscripte der alten Palatina, die 1797 nach Paris geführt worden, jetzt von dort zu reklamiren. Die Regierung gab sofort ihrem Gesandten im Hauptquartier zu Paris, Freihern von Berstett, Auftrag. Berstett fand bei dem preußischen Ministerium gleich die geneigteste Aufnahme. Die Staatsminister Altenstein und Humboldt betrachteten, ächt patriotisch, die Ansprüche Heidelbergs als allgemein deutsche Angelegenheit und versicherten — der Letztgenannte in einer Note vom 10. August — ihre nachdrücklichste Verwendung. Hierauf kam der Geschichtsforscher Fr. Wilken, zur Zeit Prorektor der Universität, als Bevollmächtigter derselben nach Paris. Er fand die lebhafteste und wärmste Theilnahme, vor allen bei den preußischen Staatsmännern, den genannten Ministern und Geh.-Legationsrath Eichhorn.

Frankreich verweigerte zwar die Herausgabe. Glücklicher Weise aber konnten auch die päpstlichen Abgeordneten — Ritter Canova, dessen Bruder und Abbate Marini — nur durch militärische Hülfe Seiten des preußischen Generalmajors Freiherrn von Müffling, damaligen Gouverneurs von Paris, zu ihrem Zweck gelangen, so daß man auch etwas dagegen fordern durfte. Humboldt zumal konnte hier große Dienste leisten, er, der seit den Jahren mit diesen Römern, mit dem Staatssekretair Consalvi, mit dem Papst selbst in Berührung gewesen war. Auch verwendete sich Preußen so lebhaft, daß man in Rom gemeint war, Heidelberg für eine preußische Universität zu halten; und der Papst genehmigte es. Durch die Theilnahme ermuthigt, die diese Reklamation gefunden, beschloß Wilken, die ihm übertragene Forderung noch zu Paris auf die gesammte ehemalige bibliotheca Palatina auszudehneu, und wandte sich zu diesem Zweck Anfang Oktober an die Minister der Alliirten. Die beiden deutschen Höfe gingen unmittelbar an die Curie und stellten diese Forderung in einer Note, die preußscher Seits entworfen worden war. Auch dies war von Erfog, obwohl der Papst nur einen Theil der großen Sammlung herauszugeben beschloß. Es war der für Deutschland wichtigste Theil. Achthundert siebenundvierzig altdeutsche Handschriften wurden zur Verfügung des Königs von Preussen gestellt, der sie natürlich dem frühern Eigenthümer zuwies. Wilken ging selbst nach Rom, sie dort abzuholen; auch hier wurde er von dem anwesenden preußischen Geh.-Legationsrath von Ramdohr eifrig unterstützt, und überdies war er durch ein Schreiben Humboldt's an den Cardinal Consalvi nachdrücklichst empfohlen. Noch fünf wichtige Handschriften wurden, außer den 847, zurückgegeben. So kam wenigstens dieser nationale, für die erwachten altdeutschen Studien so wichtige Schatz in's Vaterland zurück. „Daß

unsere Hoffnung, sagt Wilken, nicht unerfüllt blieb, verdanken wir besonders der eifrigen und patriotischen Fürsprache und Verwendung Sr. Excellenz des königlich preußischen Staatsministers, Freiherrn von Humboldt, bei den höchsten Behörden.“ Preußen bedung sich nichts, als die freieste Benützung der Schätze für alle Deutschen. Im Januar 1816 beförderte dann General Müffling die seiner Verwahrung übergebenen Heidelberger Handschriften von Paris an Humboldt nach Frankfurt, der sie am 14. Januar d. J. dem großherzoglichen Gesandten, Geh.-Rath v. Berstett, daselbst überantwortete. [26])

An dem Tage, an welchem das Friedensinstrument mit seinen Nebenverträgen vollzogen wurde, unterzeichneten Hardenberg und Humboldt noch zwei Dokumente: I. einen Allianztraktat der vier Mächte vom selbigen Tage. Er wurde in 5 Separatinstrumenten vollzogen, und erneuerte die Verträge von Chaumont und Wien für jeden Fall eines Angriffs von Frankreich; [27]) II. die Akte, durch welche die Alliirten die Neutralität der Schweiz anerkannten. [28])

Damit endeten die wichtigen Verhandlungen von Paris.

Dem geselligen Verkehr blieb hier noch weniger Zeit übrig als in Wien. Auch war für die Preußen, bei der Erbitterung, die gegen sie obwaltete, die Aufforderung nicht

---

26) Fr. Wilken, Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelbergischen Büchersammlungen. Heidelberg, 1817. S. 238—70, 549—52.

27) Martens, Recueil, Supplément, VI. 734—38. Die Mächte versprachen sogar, im Fall der Noth die Gesammtheit ihrer Kräfte in Bewegung zu bringen, behielten sich aber dann auch vor, „d'arrêter entre elles, relativement à la paix qu'elles signeraient d'un commun accord, des arrangements propres à offrir à l'Europe une garantie suffisante contre le retour d'une calamité semblable.“

28) Ebendas., VI. 740—42.

so groß. Mit Manchem jedoch verknüpften Humboldt noch geistige oder wissenschaftliche Interessen, wo das politische schon getrennt war, wenn auch nicht Alle dem Beispiel der Frau v. Staël gefolgt sein dürften, welche auch jetzt den alten römischen Freund nicht vergaß, sondern ihn, so gut wie Gentz, den gemäßigten und weit weniger gehaßten, das eine Mal mit diesem zu sich einlud. [1]) — Um so inniger mochten die Deutschen zusammen halten. Humboldt genoß dazu die Nähe des Bruders, wenn diesen auch meist der König um sich haben wollte. Er genoß ferner, und zwar zum letzten Male, den anregenden Umgang des Grafen Schlabrendorf. Dieser konnte sich auch jetzt nicht von Paris trennen, so viele Lockungen in die Heimath auch an ihn ergingen. Dagegen lehnte Oelsner, der vieljährige Genosse des Grafen, die Anerbietungen nicht ab, die ihm auf Humboldt's, seines Jugendfreundes, [2]) Veranlassung von der preußischen Regierung gemacht wurden und die eine Anstellung im Departement des Auswärtigen versprachen. Er ging vor Ende 1815 nach Frankfurt, dort seine Bestimmung abzuwarten. Hier traf er auch mit Humboldt und dessen Familie zusammen, von der er fortdauernd Beweise des Wohlwollens erhielt, selbst, als Widersacher sich bemühten, ihn auch bei diesem Gönner anzuschwärzen. [3]) Der Staatskanzler Fürst Hardenberg wünschte eine Bundeszeitung herausgegeben zu sehen; der Gedanke eines offiziellen Blattes jedoch zerschlug sich bald. Nachdem Oelsner auf eigene Hand

---

1) Gentz Schriften, V. 285.

2) Siehe oben Th. I. S. 36.

3) „Bei Hrn. von Humboldt," schreibt Oelsner 1817 noch von Frankfurt aus an Rahel, „hat man mir zu schaden gesucht, indem man behauptet, ich hätte schlecht an (dem Grafen) Reinhard gehandelt, als er im Jahre 1815 hier gefangen saß, mich seiner nicht angenommen, mich furchtsam zurückgezogen." Siehe Varnhagen von Ense's Galerie von Bildnissen, II. 120—21.

zwei Hefte einer Bundeslade (1817) hatte erscheinen lassen, erhielt er die Erlaubniß, mit einem Gehalt der Regierung nach Paris zurückzukehren. Schon war die Zeit, wo man gern solche Köpfe anstellte, vorüber.

Am Schluß dieses Zeitraums, in dem wir Humboldt so rastlos thätig fanden, sei auch der Auszeichnungen gedacht, die ihm theils von seinem Könige, theils von andern Mächtigen vielfach zu Theil wurden. Schon im Jahr 1813 ernannte der König ihn zum Ritter des großen rothen Adlerordens; auch erhielt er das eiserne Kreuz zweiter und den russischen St. Annen erster Klasse; bald darnach das Großkreuz des kaiserlich österreichischen Leopoldordens. Im Jahr 1815 erhielt er dann die Großkreuze des dänischen Danebrogordens, des Verdienstordens der bayrischen Krone und des badischen Hausordens der Treue. Endlich wurde ihm noch die höchste Civil-Auszeichnung des Befreiungskampfes zu Theil; Hardenberg und W. v. Humboldt waren die Einzigen, die der König des eisernen Kreuzes erster Klasse am weißen Bande würdig erachtete. [1])

Auch gehörte er zu den hervorragenden Männern, die der preußische Staat nach dem zweiten Pariser Frieden, zu Anerkennung ausgezeichneter Dienste, mit großen Dotationen beschenkte. Blücher, York, Bülow von Dennewitz, Kleist v. Nollendorf, Trauentzien und Gneisenau, Hardenberg und Humboldt, endlich Knesebeck, wurden mit solchen bedacht [2]) Die Dotation, die Humboldt (März 1817)

---

1) Von Hippel, Beiträge zur Geschichte Friedrich Wilhelm III. Bromberg, 1841. S. 117.

2) Die Dotationen der Generale soll der König noch in Paris unterzeichnet haben.

bestimmt wurde, sollte 5000 Rthlr. jährliche Einkünfte geben, [3]) und er durfte sie selbst sich auswählen. Humboldt reiste deshalb im genannten Jahre nach Schlesien, und wählte Schloß und Herrschaft Ottmachau im Fürstenthum Neiße. [4]) Die Herrschaft war früher Besitzthum der Fürst-Bischöffe von Breslau; erst kürzlich hatte der Staat sie erworben; nun ging sie an die Humboldt'sche Familie über, und brachte dem neuen Eigenthümer mit der Zeit wohl 8 bis 9000 Rthlr. ein. Die Herrschaft liegt oberhalb der Stadt, an beiden Ufern des Flüßchens Neiße, in schöner, überaus fruchtbarer Gegend. Es gehören dazu, außer Stadt Ottmachau mit dem sehr romantisch gelegenen Schlosse, die herum liegenden Güter und Ortschaften Friedrichseck, Ritterwitz u. a.

Auch in seiner Laufbahn durfte Humboldt der glänzendsten Beförderung gewärtig sein. Den Rang und Titel eines Staatsministers besaß er schon; auch hatte ihm Hardenberg das Versprechen gegeben, ihn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernennen zu lassen, sobald eine Veränderung damit vorgenommen werden würde. [5]) Zur Zeit nämlich stand dieses Ministerium unter der speziellen Oberleitung des Staatskanzlers. Zunächst war Humboldt aber, wie schon erwähnt wurde, zum Gesandten in Paris ernannt, wo jetzt ein gescheider Kopf recht am Platz war, um wo möglich, das Königthum vor schlimmen Rathgebern zu hüten. Das Hotel des Prinzen Eugen (ehemaligen Vicekönigs von Italien) in der Rue Lille, das der König von Preußen während beider Okkupationen bewohnt hatte, war

---

3) Allg. Zeitung, 6. Apr. 1817 (Corresp. vom Main, 30 März.)

4) In der Allg. Zeitung vom 31. Okt. 1818 (Corresp. aus Berlin, vom 19. Okt.) ist eine authentische Mittheilung über diese Güterschenkungen enthalten, und die Humboldt'sche Dotation zu 100,000 Reichsthalern angeschlagen.

5) Nach handschriftlicher Quelle.

für die Gesandtschaft dieses Monarchen angekauft worden. Humboldt sollte jedoch nicht sogleich in Paris bleiben, sondern sich zunächst nach Frankfurt a. M. begeben, um daselbst, als Mitglied einer Territorialkommission, die noch obschwebenden deutschen Gebietsverhandlungen zu Abschluß zu bringen. Mehrere jüngere Männer wurden ihm für diese Frankfurter Mission zu Gebot gestellt, darunter Einer, der diesem Umstand einen großen Theil seiner Ausbildung und eine engere Verbindung mit der Familie unsres Humboldt verdanken sollte. Dies war der Freiherr Heinrich von Bülow, aus Mecklenburg, der zweimal seine Studien in Heidelberg unterbrochen hatte, um unter die Fahnen zu eilen, sich während dieser Friedensverhandlung bei dem Staatskanzler für den preußischen Dienst und das diplomatische Fach gemeldet hatte, und sogleich die Bestimmung erhielt, unter Leitung dieses hervorragenden Staatsmannes beschäftigt zu werden. Dagegen bot Hardenberg dem noch immer in Paris weilenden Bruder Humboldt's an, bis zur Rückkehr des Letztern die diplomatischen Geschäfte in Paris zu übernehmen. Alexander v. H. lehnte es jedoch ab; und dies veranlaßte die interimistische Anstellung des bisherigen Gesandten in München, C. F. H. Grafen v. Goltz auf diesem Posten, auf dem er jedoch nur bis zu Humboldt's Rückkehr fungiren sollte. —

Wichtiger aber als alle diese Auszeichnungen, die W. v. Humboldt während und kurz nach diesen Begebenheiten zu Theil wurden, war der Ruf und die Verehrung, die er sich bei den besten seiner Zeitgenossen erworben hatte. Und er hatte dies, obschon die Großartigkeit seiner Leistungen nur Wenigen, nur bruchstückweise bekannt war. Auch war es ein solider Ruf. Ungleich so manchen, deren Größe schwindet, je näher wir ihnen treten, leuchtet dieser Name nur heller, so oft ein Blatt auftaucht, das von ihm kömmt,

oder auch nur streifend ihn berührt. — In Preußen zählte man schon damals ihn zu den ersten Köpfen; und bald erschien er als derjenige, auf den jetzt sich die meisten Hoffnungen richteten. Der Staatskanzler stand in einem Alter, wo selten die Kraft noch aushält; Freiherr von Stein aber war für diese ruhigere Zeit und die verwickelteren Forderungen des Tages nicht so geschaffen, wie für jene Epoche, wo er mit gewaltiger Hand den Anstoß geben konnte. Auch wußte er seine Schroffheit und die Unlust am Gang der Dinge so wenig zu zügeln, daß man seine Ausbrüche bald auch da für ungerecht hielt, wo sie es nicht waren. Humboldt stand in voller Kraft; er fühlte, daß jetzt ein anderer Zeitraum anbreche, und wußte mit glücklichem Instinkt der Richtung der Zeit zu begegnen. Bis jetzt war es einem kräftigen Geiste leicht worden, sich in der Höhe zu halten; die Woge der Begebenheiten trug ihn selbst fort, die Größe der Ereignisse stählte die Kraft; jetzt aber galt es, die ganze Zähigkeit und Energie des Charakters zu bewähren, es galt, den Menschen einzusetzen, um im Gewühl der Leidenschaften und Parteien sich gleich zu bleiben und das Ziel, das man im Auge hatte, nicht zu verlieren.

Den 25. November (1815) verlies Humboldt Paris, einen Tag später als der Staatskanzler. Er holte ihn ein, und kam mit ihm am gleichen Tage (28. November) in Frankfurt an, und blieb da, während Hardenberg alsbald nach Berlin abging. [1]) Auch die andern Glieder der Territorialcommission, die Gesandten Oesterreichs, Englands, Rußlands, trafen am Orte ihrer Bestimmung ein, von österreichischer Seite Freiherr v. Wessenberg, von englischer

1) Allg. Zeitung, 2. und 3. Dez.

Lord Clancarty, von russischer J. v. Anstett. Sie waren lediglich zu diesem Geschäft berufen, und hierbei mit eigenen Hülfsarbeitern versehen. Unter Humboldt arbeiteten Legationsrath Graf v. Flemming, Hofrath Bois des Landes und als Attaché Freiherr v. Bülow. Von Flemming war schon in der Congreßzeit die Rede; er blieb nur bis Anfang des nächsten Herbstes bei Humboldt, und ging dann im folgenden Frühjahr als preußischer Gesandter nach Brasilien. [2]) Bülow stieß im Dezember 1815 zu seinem Chef, und wurde gleich als „talentvoll, arbeitsam und sehr brauchbar" erkannt. Er bildete sich unter dieser Leitung in wenigen Jahren zu dem Staatsmann, dem man die wichtigsten Geschäfte übertrug, und der jetzt (seit 1842) die auswärtigen Angelegenheiten des preußischen Staates leitet. — Die Arbeiten der Territorialcommission schritten nicht so rasch fort, als Manche erwartet hatten; die Gesandten der entfernten Mächte sahen erst den nähern Instruktionen entgegen, und vor allem mußten Bayerns Ansprüche durch besondere Uebereinkunft des Wiener Cabinettes mit diesem Staate erledigt werden.

Während so die Geschäfte nur langsam vorrückten, bot Frankfurt Anregungen genug. In starken Colonnen marschirten preußische Heerestheile in die Heimath zurück und durch diese Stadt. Der greise Blücher rastete einige Zeit hier, Stein blieb, mit seiner Familie, den ganzen Winter daselbst, gegen das Frühjahr sprach auch Gneisenau zum Besuch ein. Zudem langten auch die Gesandten beim künftigen Bundestage einer nach dem andern an, darunter Männer, die gewiß keine Schuld trugen, wenn die spätern Verhandlungen nicht den Erfolg hatten, den man gehofft hatte; ich nenne hier den mecklenburgischen Gesandten,

---

2) Allg. Zeitung, 20. Sept. 1816; 19. Febr. 1817 — Graf Flemming starb im J. 1827 (8. Okt.) zu Arensberg in Westphalen.

Freiherrn v. Plessen, der sich erst später umstimmen ließ, den niederländischen Gesandten, Herrn von Gagern, den hannöverischen Cabinetsrath v. Martens, den bremischen Bürgermeister Smidt. Preußen eilte nicht so mit der Ernennung; überhaupt verzögerte sich die Eröffnung des Bundestages sehr. Zu Wien hatte man sie auf 1. November 1815 angesetzt. Da hinderten zunächst die Friedensverhandlungen, und nun wollte man auch die noch schwebenden Territorialfragen erst beseitigen. Endlich mochte man von mancher Seite wohl auch Zeit zur Vorbereitung wünschen. So kam es, daß sich die wirkliche Eröffnung bis in den November des folgenden Jahres verschob. — Friedrich Schlegel erschien als Legationsrath bei der österreichischen Präsidialgesandtschaft, fand aber für seine Ansichten selbst in Frankfurt wenig Boden. Von preußischen Diplomaten traf Humboldt zur Zeit nur Freiherrn v. Otterstedt, der bei der Stadt Frankfurt als Geschäftsträger beglaubigt war. Da Humboldt noch nicht eingerichtet war, machte dieser gleichsam die Honneurs von preußischer Seite. [3]) Endlich nenne ich noch den Grafen v. Reinhard, der als französischer Gesandter erschien und an Humboldt gewiß einen längst Bekannten begrüßte.

Frau v. Humboldt, mit der Familie, weilte noch in Berlin. Noch im J. 1815 fand die Hochzeit der zweiten Tochter, Adelheid, mit dem Obristlieutenant v. Hedemann Statt. — Erst im Mai des nächsten Jahres verließ Frau v. Humboldt Berlin, zunächst um nach Carlsbad

---

3) So erzählt Frau von Varnhagen, in ihren Briefen (II. 361) von einem großen Thee, den Hr. v. Otterstedt am 21. Dez. (1815) gab. Wohl 150 Personen erschienen; Blücher, Humboldt, Stein's, Schlegel, sie selbst, alle Fürsten, die in Frankfurt lebten, waren zugegen. — Den Weihnachtsabend traf sie Humboldt wieder bei einer Kinderbescheerung, zu der auch Graf Flemming, Schlegel ꝛc. geladen waren (II. 360).

zu gehen. Mitte Juli besuchte Zelter unsern Humboldt in Frankfurt. „Er war sehr liebenswürdig," schreibt er an Göthe, [4]) „und erwartet seine Familie aus Carlsbad." Endlich fanden sich die so lang Getrennten wenigstens auf einige Zeit wieder zusammen.

Von der guten Stimmung, in der Humboldt damals, besonders nach der Ankunft seiner Familie, sich befand, spricht Frau von Varnhagen in einem ihrer Briefe mit Entzücken. Sie war nach Frankfurt gereist, um ihre Freundin wieder zu sehen. Zugleich hielt sich die Gräfin Custine mit ihrem Sohne — dem neuerdings besonders durch sein Werk über Rußland bekannt gewordenen Legitimisten — dort auf. „Mit ihnen," schreibt Rahel an ihren Gemahl, „speiste ich gestern Mittag (25. Sept.) zuletzt bei Humboldt's, wo Humboldt sich eine ganz neue Haut von wahrhafter Liebenswürdigkeit angezogen hatte. Gestern erreichte es nun seine Höhe, denn eine ganze Weile finde ich ihn so geschält. Er beherrschte ganz allein, und nöthig, und mild das Gespräch, ließ nichts Steifes, nichts Dummes aufkommen, ist in gleichem Ton mit Hausleuten, Gästen und Kindern, sagte unaufhörlich komisch-Frappantes, aber nicht wie im Winter und Sommer, aus tiefer Langweil, und in deren dennoch harten, ärgerlichen Tinten; diese alte Ueberzeugung der Dinge hat bei ihm eine wieder neue Wendung genommen; er ist von der tiefsten sorgenlosesten Aufrichtigkeit über alle Gegenstände, und dies giebt seinem Benehmen und Sagen eine wahrhaft mild-heitere Grazie. — Mich dünkt, er hat mehr Verstand, als je. — Oder hab' ich mehr. Wir beide sind auch ganz weich, ganz leise, ganz milde, ganz wahr und ganz weit, weit vorwärts in unseren Aeußerungen mit einander.

---

4) Briefw. zw. Göthe u. Zelter, II. 284.

Den Abend fand ich ihn noch wieder bei Gräfin Custine: eben so."

In Frankfurt fand Humboldt auch mehr Muse, seinen Lieblingsstudien nachzugehen, und hier war es, wo er die so lang erwartete Uebersetzung von Aeschylos Agamemnon endlich zum Druck abgehen ließ. Er schrieb im Februar 1816 die Einleitung dazu, an und für sich eine bedeutende Arbeit, wichtig besonders für die Charakteristik der griechischen Poesie, namentlich der Tragik und des Aeschylos insbesondre, wichtig ferner für die Theorie der Uebersetzungskunst. [1]) Humboldt widmete das Ganze seiner Gattin, die von früh an diese Studien mit Geist und Herzen begleitet hatte. [2]) So erschien diese Uebersetzung des Agamemnon im Frühjahr 1816 bei Gerh. Fleischer in Leipzig. [3])

Seit 1804 war nicht leicht ein Jahr verstrichen, ohne daß er an diesem Werk gebessert hätte: noch zuletzt aber hatte es einen wichtigen Verschub erhalten. Keine der bisherigen Recensionen nämlich konnte einer Uebersetzung, die nicht blos einen unbestimmten schwankenden Schatten des Urbilds darstellen sollte, füglich zu Grunde gelegt werden. Nun wußte Humboldt, daß Gottfried Hermann in Leipzig sich mit einer neuen Ausgabe des Aeschylos beschäftige. Er trat daher — wenn ich nicht irre, nach den Tagen der Leipziger Schlacht — mit diesem ausgezeichneten Philologen in Verbindung, der ihm von seiner Bearbeitung

---

1) Siehe oben Th. I. S. 243—50.

2) Siehe oben Th. I. S. 145—46.

3) In 4to. Sie steht nun auch in den gesammelten Werken, III. 1—96.

des Agamemnon auch alles mittheilte, was ihm, sowohl zur Berichtigung, wie zur Auslegung des Textes, bei der Uebersetzung nützlich sein konnte. Dadurch war Humboldt in den Stand gesetzt, einen durchaus neu geprüften Text zu Grunde zu legen; [4]) und er ist ihm so genau, als möglich war, gefolgt. Er bekennt, daß er ohne diese Förderung vorzüglich die Chorgesänge nie gewagt haben würde dem Publikum vorzulegen. So aber fühlte er sich ermuthigt, mitten in großen Geschäften noch einmal Hand an dieses Werk zu legen.

So trat denn diese im J. 1796 begonnene Arbeit endlich in die Welt. Sie gilt noch heute für ein Musterstück; als das Vorzüglichste, was für Uebersetzung des Aeschylos insbesondere geleistet worden. A. W. Schlegel, der große Meister in diesem Fache, erkannte Humboldt als ebenbürtigen und berufenen Kritiker seiner eigenen Arbeiten an, deshalb namentlich, weil er „in der Kunst charakteristischer Nachbildung selbst am Aeschylos eine so schwierige Aufgabe gelöst habe." [5])

Ein großes Geschenk war diese Uebersetzung für alle Freunde der alten Dichtung. So für Göthe, der im Sommer 1816, in einem kleinen thüringischen Bade sich daran labte. „Agamemnon, übersetzt von Humboldt," schreibt er in seinen Tag- und Jahresheften, „war mir so eben in die Hände gekommen, und verlieh mir den bequemen Genuß eines Stückes, das ich von jeher abgöttisch verehrt hatte." [6])

---

4) Die auf den Sinn sich beziehenden Veränderungen des Textes hat Hermann selbst, in einem Anhang zu dem Werke, angegeben.

5) Siehe A. W. Schlegel's Indische Bibliothek, B. II. H. 2. Bonn, 1826, S. 218; auch Humboldt's ges. Werke, I. 110.

6) Göthe's Werke, B. 32, S. 114.

Während dieses Aufenthalts in Frankfurt kam Humboldt die Nachricht zu, daß Graf Goltz den Pariser Gesandtschaftsposten behalten, er selbst aber anderweit verwendet werden solle. Der französische Minister, Herzog v. Richelieu, ein hoch überschätzter Mann, fand Goltz bequemer, als W. v. Humboldt, und unterhandelte zeither mit Hardenberg, um diesen los zu werden. Er nahm den Antheil als Vorwand, den Humboldt an einem demüthigenden Frieden genommen habe, und behauptete, es müsse das Nationalgefühl verletzen, ihn als Gesandten in Paris zu sehen. Die Wahrheit aber war, daß dem Herzog in seiner Mittelmäßigkeit die Nähe eines so wichtigen Mannes nicht behagte. Hardenberg gab nach, und bot jetzt Humboldt den eben offen werdenden Londoner Posten. Baron v. Jacobi-Klöst, der viele Jahre dort gewesen war, hatte seine Entlassung erbeten, um den Rest seiner Tage in Ruhe zuzubringen. [1]) Humboldt verwunderte sich zwar über Hardenberg's Nachgiebigkeit und Richelieu's Zumuthungen; die Hoffnung, an einem Orte, dessen Clima seiner Gattin zusagte, mit den Seinigen vereinigt, und, wie nicht leicht anderswo, halb der Wissenschaft, halb dem Staate leben zu können, war zu schön, um sich so leicht von ihr zu trennen; in anderer Rücksicht freilich war ihm der Londoner Posten lieber. Es war nicht angenehm, für die Folgen der Restauration unter diesen Elendigkeiten verantwortlich zu scheinen. Humboldt nahm daher das neue Anerbieten an, und so trug Graf Goltz, ein fast noch eingeschränkterer Mann, als Richelieu, den Pariser Posten bleibend davon. [2])

Es war jedoch nicht die Absicht der Regierung, Humboldt sofort nach London gehen zu lassen. Erst sollten die

---

1) Siehe auch Allg. Zeitung, 22. Mai 1816.

2) Nach handschriftlicher Mittheilung.

Geschäfte in Frankfurt bis zu einem gewissen Punkt geführt werden, und dazu fand der Staatskanzler Niemand geeigneter, als den, der diese Angelegenheiten in Wien und Paris mit betrieben hatte; dann wünschte man, ihn auch in dem Kreise der ersten Staatsdiener, der demnächst in Berlin zusammentreffen sollte, um die Verfassungsfrage und ein umfassendes Finanzgesetz zu berathen, mit in Thätigkeit zu sehen. Endlich glaubte man allgemein — und vielleicht auch Humboldt selbst, daß man ihn in den höchsten Regierungszweigen bald nothwendiger erachten, und ihm eine Stellung geben würde, auf die er gegründetere Ansprüche hatte, als irgend Jemand. Wir werden jedoch bald sehen, was sich der Erfüllung dieser Hoffnung entgegen stellte.

In Frankfurt ward ihm noch eine andere Thätigkeit zugewiesen, er ward nämlich, jedoch nur provisorisch, zu den Angelegenheiten des neuen Bundestags gerufen. Der bisherige Gesandte Preußens an den hessischen Höfen, Geh. Rath v. Hänlein, war zum künftigen Gesandten am Bunde erkohren worden. Plötzlich ward diese Ernennung zurückgenommen; v. Hänlein ging wieder nach Cassel, und an seiner Stelle ward der frühere Minister des Aeußern, Graf von der Goltz — mit dem Pariser nicht zu verwechseln! — zum Bundestagsgesandten bestimmt. Da aber derselbe nicht augenblicklich in Frankfurt eintreffen konnte, die einleitenden Arbeiten nun aber vorgenommen werden sollten, so ward Humboldt einstweilen mit seinen Funktionen beauftragt. [3]) Man fand jetzt gerathen, die Eröffnung des Bundestags nicht länger hinauszuschieben; die sämmtlich schon anwesenden Gesandten vereinigten sich im September, mit Anfang des nächsten Monats die vorbereitenden Sitzungen

---

3) Laut Anzeige in Frankfurter Zeitungen, siehe Allg. Zeitung vom 27. Aug. 1816.

zu beginnen, in den ersten Tagen des November aber den Bundestag feierlich zu eröffnen. An diesen Präliminarconferenzen — sieben der Zahl nach, vom 1. Okt. bis 4. Nov. — nahm Humboldt Theil; zur Eröffnung selbst erwartete man den Grafen Goltz. Die vorbereitenden Sitzungen wurden im fürstlich Thurn- und Tarisschen Palast, der Wohnung des kaiserlichen Präsidialgesandten, abgehalten, und waren von Wichtigkeit für den freiern Geist, den der Bund in den ersten Jahren entwickelte. Nachdem man von den Vollmachten Kenntniß und die Beitrittsurkunden Würtembergs und Badens zum Bund in Empfang genommen, die förmliche Eröffnung des Bundestages festgesetzt und die Verhältnisse der Bundesversammlung zur Stadt Frankfurt bestimmt hatte, [4]) schritt man zur Feststellung einer vorläufigen Geschäftsordnung des Bundestages. [5]) Hier hatte Humboldt den bedeutendsten Einfluß, und nur zum Vortheil der Sache, [6]) wie denn auch Gagern bekennt, sie sei an sich gut und in guten Händen gewesen, [7]) wobei er jedoch nicht zu bemerken vergaß, daß er selbst die entschiedene Publikation der Protokolle durchgesetzt habe, die dem Entwurfe nach stets von der Versammlung abhängen sollte. Der Bundestag behielt diese provisorische Geschäftsordnung in den ersten Jahren bei, und erst im Jahr 1819 wurde sie nach den indeß gemachten Erfahrungen revidirt, und durch eine definitive Geschäftsordnung ersetzt.

Am Ende sollte Humboldt Preußen auch bei der feier-

---

4) Siehe Allg. Zeitung, 21. 28. 31. Okt. 1816.

5) Ebendas., 1. u. 7. Nov.

6) In dem oben S. 18 citirten Art. der Biographie Nouvelle des Contemporains wird auch gesagt, Humboldt habe der Bundesversammlung im Okt. d. J. ein Mémoire eingereicht, „concernant le mode à établir pour la discussion des affaires qui seraient jugées de la compétence de la diète.“

7) v. Gagern, Antheil III. 30.

lichen Eröffnung des Bundestags selbst, am 5. Nov. 1816, vertreten. Der Graf von der Goltz war zwar am 3. angelangt, befand sich jedoch in Folge eines Unfalls auf der Reise unpaß und mußte seine Stelle an diesem Tage Humboldt überlassen. Tags vorher noch hatte dieser die Absicht hintertrieben, eine kirchliche Feier mit der Eröffnung zu verbinden. [8]) In der That war es ungeschickt, Anstalten treffen zu wollen, die doch nicht übereinstimmend zu Stande gebracht werden, und nur an die unselige Spaltung der Nation erinnern konnten. Es fand demnach nur die solenne Auffahrt der Gesandten zu der um 11 Uhr Vormittags beginnenden Sitzung im Thurn- und Tarisschen Palais Statt. Das sämmtliche Personal der Gesandtschaften war gegenwärtig; mit Humboldt Hofrath v. Hänlein, der Sohn, der bei der Bundesgesandtschaft verblieben war, Bois des Landes und Bülow. Der präsidirende Gesandte, Graf v. Buol-Schauenstein eröffnete die Versammlung mit einer würdigen Rede, die, indem sie einen Blick auf Deutschlands Geschichte warf, ebenso sehr die Achtung vor der Selbstständigkeit der einzelnen Bundesglieder, als die Nothwendigkeit eines festern nationalen Verbandes darlegte. Darauf antworteten die übrigen Gesandten, einige länger, die meisten kurz. Humboldt sprach zunächst die Gesinnungen und Wünsche seines Königs aus, indem er dabei auf die Vortheile hinwies, die aus einem allgemeinen und beständigen Gesammtvertrage der Deutschen hervorgehen müßten, aus einem Vertrage, dessen Wesen nach Außen und Innen hin sichernd, bewahrend und erhaltend sei, und der das Zusammenwirken selbstständiger, unabhängiger und in ihren Rechten gleicher Staaten zum

---

8) Mit einem ähnlichen Vorschlag trat Gagern im Beginn des Wiener Congresses hervor, wurde aber, wie er selbst sagt, von Metternich und den Preußen sehr kalt damit aufgenommen. Antheil, II. 49.

gemeinschaftlichen Wohl durch gemeinschaftlich festgestellte gesetzliche Formen und Einrichtungen möglich mache. Indem der deutsche Bund auf diese Weise in wohlthätigen, allgemeinen Beziehungen mit dem europäischen Staatensysteme stehe, bilde er zugleich aufs neue Länder zu einem politischen Ganzen, deren Bewohner durch gemeinsame Abstammung, Sprache, Andenken, und eine ehemalige ehrwürdige Verfassung unauflösbar verbunden seien. Der Redner drückte dann die Hoffnung aus, daß dadurch die Sicherheit aller Einzelnen, wie des gemeinsamen Vaterlandes verbürgt, und alle Vorzüge erhalten und erweitert werden würden, durch die Deutschland auf die Achtung der andern europäischen Nationen Anspruch mache. Endlich fügte er für sich noch einige Worte hinzu. „Mir persönlich," sagte er, „hätte nichts Erfreulicheres begegnen können, als den ehrenvollen Beruf zu erhalten, diese Gesinnungen hier und an diesem Tage auszusprechen, und einer Versammlung, wenn auch nur augenblicklich, anzugehören, welcher meine innige Verehrung und mein lebhaftes Bestreben, nach allen meinen Kräften mit Ihr zu dem gemeinschaftlichen Zweck hinzuarbeiten, gewidmet ist, und deren gütiges und geneigtes Vertrauen ich mir angelegentlich erbitte." Darauf wurden sämmtliche Vollmachten vorgelegt, und die von allen Gliedern beigebrachten Ratifikationen der Bundesakte verlesen. Hiermit endete die Sitzung. Dann war große Tafel beim präsidirenden Gesandten, bei welchem sich auch am Abende eine glänzende und zahlreiche Gesellschaft einfand. Der Stadt aber verkündete Kanonendonner und Glockengeläute das wichtige Ereigniß. [9])

Humboldt hatte sich auf schickliche Weise mit diesem abgefunden, und mit frohen Hoffnungen eine Einrichtung

---

9) Vergl. außer dem ersten Protokoll der deutschen Bundesversammlung die Allg. Zeitung vom 10. 12. und 28. Nov. 1816.

begrüßt, die so entscheidend für Deutschlands Zukunft sein mußte. Daneben aber verleugnete sich auch hierbei seine Natur nicht, so daß die Gemahlin Friedrich Schlegel's, das Echo ihres Gatten, gleich darnach an eine Freundin schreiben konnte: „Humboldt hat verhindert, daß man den Bundestag mit einer kirchlichen Feier eröffnete; er hat es bei Allen durchgesetzt, sich aber keine Freunde dadurch erworben. Er hat auch sehr anregende Toasts verhindert, die bei der Tafel ausgebracht werden sollten u. s. w. Kurzum, unser Freund hat seine heidnische Götterhaftigkeit (die kein Blut in den Adern haben) tüchtig bewiesen. Möge es ihm wohl bekommen!" [10])

Den 11. Nov. fand die erste eigentliche Geschäftssitzung des Bundestages Statt, und schon in dieser trat Graf von der Goltz seine Funktion als Bundestagsgesandter an. Wir unsern Theils freuen uns, daß Humboldt nicht an den weitern Geschicken dieser Versammlung Theil haben sollte. Wie viel ehrenwerthe Männer zählte diese — und was änderten sie? Wie oft hat man die Bundestagsgesandten, die nichts sein können als das treue Organ ihrer Cabinette, mit Unrecht für die Beschlüsse verantwortlich machen wollen! Freiherr von Gagern nahm einst den Anlauf, als sähe er sich in einer Deputirtenkammer. Wie schnell hat man ihn von seiner Stellung enthoben! —

Die Arbeiten der Territorialcommission hielten Humboldt bis in den Januar 1817 zu Frankfurt. Sie stützten sich in der Hauptsache auf das Pariser Protokoll vom 3. Nov. Da es nur galt, sich mit den kleineren deutschen Staaten vollends zu verständigen, so lag das Geschäft fast allein in Humboldt's und Wessenberg's Händen; die

---

10) (Dorow's) Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt u. Literatur, Th. IV. Berlin 1840, S. 122.

Gesandten Englands und Rußlands waren mehr als Zeugen und im Nothfall als Vermittler zugegen. Bayern machte die Hauptschwierigkeit. Zwar fand es sich im April 1816 bewogen, die rheinische Provinz als theilweise Entschädigung für die an Oesterreich abgetretenen Lande anzunehmen, immer aber mit Vorbehalt seiner Ansprüche auf den Länderzusammenhang. — Preußen hatte sich vornehmlich mit Hessen-Darmstadt zu verständigen. Hessen sollte das Herzogthum Westphalen abtreten, und dafür Entschädigungen jenseits des Rheins erhalten. Mainz und die umliegenden Cantone wurden ihm zugesprochen; es hätte sich jedoch gern an der Nahe und nach dem Hundsrück ausgedehnt; auch machte die Stellung der Bundesfestung eigenthümliche Schwierigkeit. Dennoch wurde den 30. Juni 1816 zu Frankfurt der Vertrag geschlossen, — nämlich zwischen Wessenberg, Humboldt und den hessischen Bevollmächtigten H. W. C. v. Harnier und Heinr. Frh. v. Münch. [11]) Darin ward auch die Wiederherstellung Hessen-Homburgs garantirt. Auch wurden um dieselbe Zeit, wie zum Spott, aber der Wiener Congreßakte gemäß, kleine Fetzen überrheinischen Landes, eben diesem Homburg, ferner Oldenburg und Sachsen-Coburg hingeworfen; Graf Pappenheim ließ sich durch eine Geldentschädigung von Preußen abfinden. [12]) Endlich kam, in Folge schon in Paris begonnener Unterhandlungen, am 8. Nov. 1816, ein Vertrag zwischen Preußen und Niederland wegen Besetzung der Bundesfestung Luxemburg zu Stande; Humboldt und Gagern waren die Unterhändler. So blieb denn zuletzt nur der Territorialstreit zwischen Bayern und Baden unerledigt. Bayern war für den Fall, daß die männliche

---

11) **Martens**, Recueil de traités, XIV. 73 u. ff.

12) Dies that später auch Mecklenburg-Strelitz, durch Vertrag vom 22. Mai 1819.

Linie des Hauses Baden aussterbe, der Rückfall der badischen Pfalz zugesichert worden. Dadurch, und durch Ueberlassung des Main- und Tauberkreises, hätte es den Zusammenhang seines Landes errungen. Es schien nun, als wenn jener auf dem Congreß zu Wien vorgesehene Fall in Bälde eintreten würde, da die letzten Sprossen des Hauses Baden zur Zeit nicht für ebenbürtig gehalten wurden. Das badische Fürstenhaus ließ jedoch alle Minen springen, um die Anerkennung der Grafen von Hochberg zu erlangen, und, mit Beseitigung früher von den Großmächten geschehener Versprechungen, die Integrität des Landes zu sichern. Eine Frage von solcher Bedeutung war aber auf gewöhnlichem Wege nicht zu schlichten; es bedurfte Zeit, sie zu lösen, und am Ende sprach wieder einmal ausländischer Einfluß die Entscheidung. — So ging denn die Territorialcommission, ohne die Geschäfte zum völligen Abschluß gebracht zu haben, Anfang 1817 auseinander.

Am 11. Jänner verließ Humboldt mit den Seinigen Frankfurt. Er begab sich zunächst nach Weimar, wo er Göthe'n besuchte, der sich darüber in seinen Tag- und Jahresheften also vernehmen läßt: „Persönliche Erneuerung früherer Gunst und Gewogenheit sollten mich auch dieses Jahr öfters beglücken . . . Herr Staatsminister von Humboldt sprach auch diesmal, wie immer, belebend und anregend bei mir ein.“ [1])

Von Weimar gingen Humboldts auf das uns schon bekannte Gut Burgörner; im Februar kamen sie nach Berlin. Auch jetzt aber sollte Humboldt nicht lange mit den Seinigen

1) Göthe's Werke, B. 32, S. 133.

vereinigt bleiben. Die älteste Tochter, Caroline, kränkelte; man hatte ihr angerathen, Seebäder in Neapel zu brauchen. Frau v. Humboldt beschloß, mit den Töchtern und in Begleitung ihres Schwiegersohnes — v. Hedemann — abermals eine Wallfahrt ins gelobte Land anzutreten. Es graute ihr ohnehin vor der Nebelinsel, auf die Humboldt bald abzugehen dachte. — Einem Glied der Familie jedoch mußte diese Trennung doppelt schwer werden, der jüngsten Tochter Gabriele. Noch in Frankfurt hatten sich die Bande geknüpft, durch die Baron Bülow für immer an diese Familie gekettet wurde. Gabriele aber war noch sehr jung, und Bülow sollte erst seine Carrière machen, zunächst aber, als nunmehriger Legationssekretär seinen künftigen Schwiegervater nach London begleiten.

Im April trat Frau v. Humboldt die Reise an; den 3. Mai kam sie nach Rom; im Sommer ging sie nach Neapel, im Herbst nach Rom zurück. Von einem Zeitpunkt zum andern schob sie die Rückkehr hinaus, ganz beglückt im dortigen Leben, und mit Sinn und Geist, wie vormals, der Kunst und den Künstlern zugewandt. Ihr eignes Befinden widerrieth ihr auch, das Londoner Clima aufzusuchen. Dann harrte sie wohl auch einer Wendung im Geschicke ihres Gatten. Den 19. Okt. schrieb sie noch an eine Freundin: „Ich bleibe den Winter und gehe zum Sommer über Berlin, wo ich bei Theodor's [des ältesten Sohnes] Heirath gegenwärtig sein soll.“ Im August lange sie auf der „Nebelinsel“ an. Sie scheide von Rom, wie man vom Leben scheide. [2]) Ihre erste Station sollte das Bad von Nocera im Kirchenstaat sein. Noch einmal kehrte sie nach Rom, und blieb daselbst, bis

2) Vergl. ihre Briefe aus den Jahren 1817—18 an Friederike Brun, in deren „Römischen Leben,“ II. 320—334.

Humboldt im Sommer 1819 eine, wie es schien, feste Stellung zu Berlin angetreten hatte. Dann kehrte sie zurück. Schöne Kunstwerke folgten ihr in die Heimath. [3])

Humboldt blieb zunächst in Berlin, und legte damals den Grund zum Zerwürfniß mit dem Staatskanzler. Noch stand er aufs Beste mit ihm, so wie auch der König ihm vielfach seine Huld bewies. Er erhielt jetzt für die in schwierigen Zeiten geleisteten Dienste jene oben erwähnte Dotation; [1]) und war unter denen, die der König gleich bei der Gründung, durch die Cabinetsordre vom 20. März (1817), aus besonderm Vertrauen in den neuen Staatsrath berief. Diese neue Schöpfung hatte aber kaum ihre Thätigkeit begonnen, so wandte sie, wenn auch indirekt, sich gegen den, der sie eigentlich ins Leben gerufen, gegen den Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg, und Humboldt war es, der diesen Angriff leitete, und ihm durch das Gewicht seiner Persönlichkeit eine nachhaltige Bedeutung gab.

Seit wenigen Jahren war eine große Veränderung in der Lage der Dinge eingetreten, und es schien zweifelhaft, ob der Staatskanzler ihr werde Stand halten können. Wir haben den ritterlichen Eigenschaften und großen Verdiensten dieses Staatsmanns gewiß Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hatte inmitten der Drangsal das unter Stein Begonnene kräftig fortgebildet, ein freies Bauernthum begründet, die Bevorzugungen des Adels gemindert, die Zünfte abgeschafft u. s. w.; er hatte Menschenrechte geschaffen, ohne die man Bürgerrechte nicht denken kann. Auch diese war er im

---

3) Darunter die herrliche Statue der Spes von Thorwaldsen, die dieser für sie in Marmor ausgeführt hatte.

1) Vergl. auch die Allg. Zeitung, 6. April 1817.

Begriff, ins Leben zu rufen, als der Krieg die Reformen unterbrach. In hohem Grade zu rühmen fanden wir auch die Leitung der auswärtigen Politik, besonders während der verhängnißvollen Jahre 1811 bis 1813. So schwierig aber diese Zeit war, so begünstigte sie doch auch seine wohlwollenden Absichten in vieler Hinsicht; der König stützte ihn gegen Widersacher; die Rechte der Krone wurden durch jene Veränderungen kaum berührt. Als aber der Widerstand stärker wurde, traten auch die Schwächen des Kanzlers merkbarer hervor, der Mangel an Energie, ein gewisses Schwanken und Zögern, das die Dinge nicht zum Bruch kommen lassen wollte, ein Ausweichen und Nachgeben, wo er den Gegnern standhaft hätte begegnen sollen. Eitel auf seine Stellung, suchte er sich zu halten, wie es ging; eifersüchtig auf Talente, die ihn überflügeln könnten, suchte er Kräfte dieser Art von den Geschäften oder wenigstens vom Mittelpunkte derselben zu entfernen; dagegen es manchmal auch unwürdigen Individuen gelang, sich bei ihm in Gunst zu setzen, und Macht und Einfluß zu gewinnen. Vorzüglich aber mangelte ihm die Jugendkraft, um in bewegter Zeit dieses Steuerruder noch lang mit Glück zu regieren. Er hätte gern die Einen durch die Andern im Zaum gehalten; aber der Andrang war zu stark, und bald war er froh, sich mit den Siegenden verbünden zu können, um wenigstens am Ruder zu bleiben.

Daß damals ein gewisser Rückgang eintrat, war natürlich. Der öffentliche Geist war während des Kriegs so mächtig worden, so viel hochfliegende Hoffnungen waren aufgetaucht, daß der ruhig Betrachtende, besonders der, welcher mit dem Zustand Preußens etwas tiefer bekannt war, früh schon die Ebbe kommen sehen mochte, die auf diese Fluth folgen werde. Niemand aber mochte ahnen, daß die große Bewegung so kleinlich ausgehen werde. Vielmehr sah ganz

Deutschland jetzt gespannt auf einen Staat, der sich so mächtig gezeigt, und durch die Besitzungen am Rheine seinen Einfluß so erhöht hatte.

Allerdings war die Arbeit nicht gering, die die preußische Regierung nach dem Kriege erwartete. Wie viel gab es zu ordnen, wie viel Unterbrochenes fortzuführen, Neues einzurahmen, Zugesagtes zu begründen! Wie heftig brach, selbst ehe die Friedensverhandlungen beendigt waren, schon der Parteikampf hervor! Einer mächtigen Partei war diese kräftige Regung des Volkes längst zuwider gewesen. Jetzt, wo die Noth vorüber war, hob sie kühn ihr Haupt. Schmalz, der Ankläger der geheimen Verbindungen, gab das Signal. Es begann ein furchtbares Kleingewehrfeuer der Presse. Der König unterdrückte den Kampf; er unterdrückte zu gleicher Zeit (Jan. 1816) das freimüthige, aber auch oft übermüthige Organ von Görres, den rheinischen Merkur. [2]) Er gab sogar Schmalz den Adlerorden, was die Patrioten so erzürnte, daß ein Mann, wie Gneisenau, schon damals den Abschied nehmen wollte. — Allerdings lagen rohe, im Einzelnen wohl auch feindliche Elemente in den Gemüthern; im Allgemeinen aber herrschte ein edlerer, hingebender Sinn, und leicht hätte man das scheinbar Gefährliche durch ruhiges und volles Einhalten der Bahn des Fortschritts in Ordnung gewiesen. Erst indem man das Rohe eben so roh erdrückte und den Fortschritt in wesentlichen Dingen beschnitt, bereitete man gefährlicheren Stimmungen den Weg. Wie leicht zu

---

2) Auch Humboldt mißbilligte den leidenschaftlichen Ton, mit dem dieses Blatt oft seine Ansichten kund gab. Auf eine Beschwerde, die Bayern schon auf dem Congreß zu Wien im deutschen Comité (14. Nov. 1814) deshalb erhob, erklärte er, Grund dazu sei allerdings vorhanden; man würde aber besser thun, keine Notiz davon zu nehmen, wie denn auch Preußen über die in einer angeblich zu München erschienenen Schrift enthaltenen Schmähungen keine Beschwerde geführt habe. (Klüber, Akten, II. 191—2).

befriedigen, wie bescheiden waren die Wünsche der Mehrzahl des Volkes und der meisten Sprecher in den Jahren 1815 bis 1819, wie viel gehässiger, dem Bestehenden feindlicher erschien der Widerspruch nach 1830! Daran trug lediglich die vorangegangene Reaktion Schuld.

Nur in Einem mochte damals die Sache schwieriger sein, als sie seitdem erschienen ist. Der Kampf der Meinungen wogte nicht blos in den Reihen des Volkes; er machte sich vielmehr in fast gleicher Stärke in den höchsten Kreisen fühlbar, und selbst die ersten Staatsmänner waren von dieser Spaltung der Meinungen und Systeme ergriffen. Das macht aber eben den Entscheidungskampf der Jahre 1817 bis 1819 so wichtig, daß die bedeutendsten und begabtesten Männer des Landes näher oder entfernter Theil nahmen, und jede Meinungsnüance von einem namhaften Repräsentanten vertreten war.

Für das Haupt der Widerstandspartei, des Adels, der Absolutisten und aller derjenigen, die durch Verfassungsveränderungen noch mehr zu verlieren fürchteten, hielt man den Fürsten von Wittgenstein, der, wie wir schon früher angedeutet, in hohem Maße das Vertrauen des Königs besaß. Er leitete zur Zeit auch das Ministerium der Polizei, übernahm aber bald (1819) das des königlichen Hauses, ein Amt, wo sein Einfluß sich mehr verstecken konnte. — Bedeutenden Einfluß gewann bald auch Fr. Ancillon, der bisherige Erzieher des Kronprinzen, dann Mitglied des auswärtigen Ministeriums und des Staatsraths. Die geistvollen Schriften dieses Mannes zielten großentheils auf die Verfassungsfrage. Er verfehlte auch die Wirkung nicht, da Wenige Scharfblick genug hatten, um zu spüren, wie in ihnen, unter dem Anschein der Vermittlung, der Geist des Jahrhunderts befehdet wurde.

Unter den Geistern der Bewegung gab es sehr verschiedene

Nüancen; alle aber forderten ein tapferes, freisinniges, energisches Regiment. Zuerst nenne ich diejenigen, die, bei geringerem Vertrauen zu constitutionellen Einrichtungen, die Erinnerungen an die Zeit Friedrichs des Großen vereint mit denen des Befreiungskampfes festhielten, die allen Rückschritt haßten, und die Freiheit der Presse als besten Wächter einer sonst ungehemmten Regierung betrachteten. Als das Haupt dieser Richtung kann man Gneisenau ansehen. Die meisten Feldherrn gehörten zu ihr, Blücher, Boyen, Grolmann u. A.; in gewissem Sinn auch Beyme, in dem sich die altpreußischen Ansichten auf eigenthümliche Art oft mit den keckſten Richtungen des Tages verknüpften. — Zunächst an diese Männer reiht sich die nicht minder energische Partei des Freiherrn von Stein. So ungestüm ihr Haupt mit seinen jeweiligen Stimmungen hervortrat, so schwankend erschien es in Hinsicht auf seine Forderungen selbst. So viel ist gewiß, daß er Schritte gethan wissen wollte, um die preußischen Verhältnisse mit der allgemeinen Richtung der Zeit in Einklang zu setzen; die Schritte aber, die er selbst andeutete, erschienen nicht immer als die zeitgemäßen. Daher auch unter seinen Anhängern und Verehrern sich der Eine mehr zu Görres, der Andere zu der modernen Betrachtungsweise Schleiermacher's, der Dritte zu denjenigen neigte, die noch nicht viel von einer preußischen Constitution wissen wollten. Ich nenne hier nur Gruner, Eichhorn und Arndt. — Entschieden constitutionell war die Richtung, für welche Görres als Sprecher auftrat; aber sie hatte einen etwas mittelalterlichen Zuschnitt. Es schien, als ginge die Absicht vornehmlich dahin, dem Adel und der Kirche — über die sich das Beamtenthum emporgeschwungen hatte — ihre Stellung wieder zu verschaffen, wo dann auch das Bürgerthum seinen Theil hinnehmen möchte. — In Manchem verwandt mit den beiden letztgenannten Richtungen, aber begabter mit politischen

Fähigkeiten waren Männer, wie Niebuhr (damals aber in Rom), Vincke und solche, die vor Allem dem Vielregieren entgegenwirken, die Thätigkeit der Staatsgewalt nach der Weise Englands auf Gränzen zurückweisen, und durch Erneuung des Selbstregierens in den untern Kreisen die Fähigkeit, auch in den höhern mitzuwirken, begründen wollten. — Endlich bezeichne ich diejenige Richtung, die, ohne das zunächst in Preußen Mögliche und Ausführbare zu überschreiten, am bestimmtesten die Verbindung mit den liberalen Ideen anstrebte — die Richtung von Humboldt und Schön (damaligem Oberpräsident der Provinz Westpreußen zu Danzig). Sie theilten ganz das Streben, die Ausdehnung der Regierungsgewalt zu begränzen, aber sie forderten zugleich Bürgschaften für die individuelle Freiheit, die der Corporationsgeist oft mehr tyrannisirt, als der Staat. Sie erkannten die Nothwendigkeiten, den Bürger vor allem an eigene Bewegung und politisches Interesse zu gewöhnen; und deshalb forderten sie ständische Verfassung, d. h. eine solche Richtung der Bürger aufs Allgemeine, wodurch ihre Theilnahme am öffentlichen Leben am besten gebildet und erhöht würde. An große Gerechtsame dieser Stände dachten sie zunächst nicht. Das wäre übereilt gewesen, und wer hätte von dem bisher absoluten Fürsten auf einmal so viel begehren wollen! Humboldt hatte daher, mit gutem Bedacht, sein Minimum zu Wien aufgestellt; und er war früh entschlossen, selbst mit nur berathenden Ständen vorerst fürlieb zu nehmen, wenn es nur Reichsstände wären. Dann war der erste Schritt wenigstens gethan.

Zwischen diesen Parteien, der einen, die dämmen und anhalten, der andern, die entschiedenen Fortschritt auf den Bahnen verlangte, die zur Befreiung geführt, stand nun der Staatskanzler mitten inne, persönlich der letzten viel zugeneigter, aber zögernd und schwankend, um es mit der andern

nicht gar zu verderben, und immer bedacht, sich auf die eine zu stützen, wenn die andere ihm über den Kopf wachsen wollte. Inzwischen gewann die Widerstandspartei Boden, und eh' er sichs versah, lag das Heft, das er noch zu führen glaubte, schon nicht mehr in seinen Händen. — Auch in seinen Gehülfen trat das Schwankende seiner Richtung zu Tag. Auf der einen Seite hatte er Stägemann, [3]) Altenstein, Klewitz, Rother u. s. w., auf der andern Schuckmann, und bald verschmähte er selbst die Hülfe des Demagogenriechers, Herrn von Kamptz, nicht.

Die Constitutionsfrage war der Mittelpunkt des Kampfes, obwohl dieser bei andern fast unverhüllter hervortrat. Denn bald deckte man, zum Verdrusse des Staatskanzlers, auch in seiner Verwaltung die Blößen auf. Allein jenes war die vorherrschende Frage. Stein hatte auch hier den Anstoß gegeben. Gewiß hatte die Einführung des constitutionellen Systems in diesen Staat besondere Schwierigkeiten, aber diese lagen oft gar nicht, wo man sie gern suchte, und sie wurden nur zu gern von denen hervorgehoben, die gar keine Verfassung wollten. Allerdings gab es auch Manche, die die Einführung widerriethen, weil sie nichts als eine Beschränkung der Regierung durch die Aristokratie befürchten mochten. Die Mehrzahl der Widersacher aber führte ganz andere Gründe an. Sie hielten das Wesen eines Militär-

---

3) Dieser Name ist uns schon mehrmals in Humboldt's Leben begegnet. F. A. von Stägemann war einer der begabtesten Staatsmänner, eifriger Patriot, und liebenswürdiger Dichter; freisinnig, aber mehr nach Art der Altpreußen. Humboldt hielt große Stücke auf ihn. In den Jahren 1817 — 19 war Stägemann die rechte Hand des Kanzlers nach der liberalen Seite; die Richtung der Zeit hatte ihn weit an sich gerissen. Zu Anfang des Jahres 1819 übernahm er die Oberleitung der neuen preußischen Staatszeitung — schon eine schlüpfrige Stellung! Als die Reaktion siegte, schlug auch er um, aber ohne den angebornen Freisinn zu verlieren.

staats entgegen, und behaupteten, daß Preußen in seiner Lage, die schnelles, kräftiges Handeln heische, ein solcher sein und bleiben müsse. Die Natur des Staates, sagten sie ferner, sei zu verschiedenartig, um eine Gesammtverfassung zur Zeit möglich zu machen. Wo denn der Tausendkünstler sei, der die Mark und Posen und die Rheinlande in eine einzige Versammlung vereinigen könne? Zunächst, sagten schon Gemäßigtere, habe die Regierung mit Einrichtung der Verwaltung, des Budgets, der Finanzen vollauf zu thun, und vor allem müsse der Parteigeist sich abkühlen, ehe man zu einer so wichtigen Veränderung schreiten könne. — Auf alles dies erwiederte man mit Recht, wie sehr es endlich Zeit sei, Preußen auch zum Civilstaat zu machen. Habe man doch das Militär selbst volksthümlich gestaltet! Die aufgeklärte Theilnahme eines Volkes an der Politik sei eine Verstärkung der Regierungskraft, von der Frankreich und England so oft Nutzen gezogen, und deren Werth Preußen in den Befreiungsjahren und in Wien wohl gefühlt habe. Gerade ein so seltsam zusammengesetzter und so zerstückelter Staat habe doppelten Grund, den Gemeingeist zu heben, ein gemeinsames Band um Altes und Neues zu schlingen. Nicht blos die Augen, auch die Bestrebungen müßten in Berlin fixirt werden. In den Jahren der Noth sei die Erhebung des Beamtenstandes auf Unkosten der Aristokratie eine Wohlthat gewesen; er habe jedoch damals zur Genüge mit seinen Kräften allein gewirkt; allgemach sei er nur ein andres Bevormundungsmittel worden, und fürchte nun, so gut wie der Adel, durch politische Concessionen zu verlieren. Diese aber seien feierlich versprochen worden, die Bundesakte garantire sie, und das preußische Volk habe gewiß verdient, nicht geringer gehalten zu werden, als die übrigen Deutschen. Man brauche nicht so viel von Vorbereitungen und Gefahren zu reden. Sei es doch nie die Absicht der Regierung gewesen,

dem Lande Rechte einzuräumen, die eine starke Regierung unmöglich machten. Das Schlimmste jedoch sei dieses Zögern und Schwanken. [4]) Allerdings sei die Zeit eine aufgeregte, aber so könne die Aufregung nur zunehmen. Es sei freilich nöthig, den Geist der Zeit in eine bestimmte Bahn zu lenken; dies aber werde man nicht bewirken, außer durch das Zugeständniß verfassungsmäßiger Freiheiten, so karg diese vorerst auch ausfallen möchten.

Der Staatskanzler wollte aufrichtig diesen Schritt. Er hatte schon im Edikt vom 27. Okt. 1810 verkündet, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen, als für das Ganze, geben zu wollen; hatte diese Zusicherung bei jedem Anlaß wiederholt, und in den bedrängtesten Zeiten schon Eingesessene der Provinzen zur Berathung einzelner Maßregeln in Berlin versammelt. Er hatte den König noch vor der Veröffentlichung der Bundesakte bewogen, seinem Volke deshalb ein bestimmtes Versprechen zu geben. Jetzt (1817) sollte auch der Staatsrath, der lange verkündete, ins Leben treten, und aus ihm ein constituirender Ausschuß hervorgehen, der die Verfassungsfrage erledige.

Des Staatskanzlers eigene Ansichten in diesem Betreff ließen das Beste hoffen. Er hatte zwar, als geborener Hannoveraner, in früherer Zeit schwerlich andere Begriffe von ständischen Dingen gehegt, als die in dortiger Gegend herkömmlichen; vielleicht daß sie bei ihm in Folge einer Reise, die er in frühen Jahren gemacht, etwas englische Tünche bekommen hatten; er konnte auch jetzt nichts wollen, was die Verhältnisse des preußischen Staats übersprungen hätte.

---

4) Im J. 1813 hatte die Regierung gar keinen Zweifel über ihre Stellung zum Volke. In der Verordnung der Landwehr sagt der König: „Die Zeit erlaubte nicht, mit meinen getreuen Ständen darüber in Berathung zu treten!“

Aber er hatte die Fortgänge der Zeit begriffen. Man darf sich nur der Antworten erinnern, die er, aus dem Stegreif, Görres in jener berühmten Unterredung zu Coblenz gab, und man wird nicht zweifeln, daß es sein ernstlicher Wille war, die ständische Einrichtung den Forderungen der Zeit anzupassen, so daß auch bei kargem Zuschnitt derselben der gesammte Volksgeist sich darin aussprechen könne. Man hat neuerdings sogar die Behauptung aufgestellt, [5]) Hardenberg sei geradewegs auf eine Constitution nach französischem Zuschnitt losgegangen, und sich dabei auf die Mitgarantie berufen, die er bekanntlich den künftigen Reichsständen in Betreff neu aufzunehmender Staatsschulden zusicherte. Damit hat man aber zu viel beweisen wollen. Es sagt nur so viel, daß Hardenberg in der Hauptsache mit jenem Minimum einverstanden war, welches Humboldt in Wien als maßgebend aufgestellt hatte; worin neue Auflagen — wozu natürlich auch Staatsschulden gehören, die das Volk einst abzahlen soll — zu den Punkten gerechnet wurden, in denen dem Volke ein Bewilligungsrecht zugestanden werden sollte.

Demnach sollte man glauben, der Staatskanzler würde sich in dieser Frage mit den Männern des Fortschritts in bestem Einverständniß befunden haben. Doch auch hier trat bald eine Differenz hervor. Die Letztern forderten, daß ohne Säumniß die nöthigen Schritte geschehen sollten. Hardenberg aber wollte Zeit gewinnen; er sprach schon 1815 gegen Vertrautere die Ansicht aus, daß die Volksvertretung aus Entwicklungen hervorgehen müsse, „deren Zeit und Gestaltung sich nicht so im voraus bestimmen lasse.“ Er hätte dennoch den Andrang vielleicht auch rascher befriedigt; aber

---

5) Bülow-Cummerow, Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland. Berlin, 1842. S. 21—25. — Wenn Hardenberg ein Kronfideicommiß zu errichten rieth, so lag darin nur ein Gedanke an die Zukunft.

er stieß, so oft er etwas Entscheidenderes wagen wollte, auf Widerstand, und sah sich bald genöthigt, mehr als er wohl selbst gewollt, Gewicht auf ehemalige Verfassungszustände zu legen, die doch besonders bei der Verschiedenheit der Theile dieser Monarchie nicht von so großer Bedeutung waren, und aus denen man das etwa noch Brauchbare rascher hätte ausscheiden können. Er wollte sich aber nicht treiben lassen, indeß die Widersacher diese Verzögerung nutzten. Kam noch dazu, daß unter denen, die ihn antrieben, Männer waren, die ihn auch sonst zu überflügeln drohten, die sich nicht scheuten, Schwächen der Verwaltung offen aufzudecken, so fühlte er sich noch weniger geneigt, seinen Schritt zu beschleunigen. Solcher Angriff trat aber schon 1817 hervor, und von diesem haben wir zunächst hier zu sprechen.

Am 30. März, dem Jahrestage der ersten Einnahme von Paris, ward der Staatsrath feierlich eröffnet. Auch ergingen an diesem Tage zwei Cabinetsordren — die ersten königlichen Mittheilungen an den Staatsrath — wovon die erste einen Ausschuß aus dessen Mitte zur Entwerfung der Constitution, die andere einen gleichen zur Prüfung eines neuen Finanzgesetzes niedersetzte.

Wie der Staatsrath überhaupt, so war auch der Constitutionsausschuß — den wir zur Unterscheidung von einem später niedergesetzten den weitern Ausschuß nennen können — ein Inbegriff der höhern Beamtenintelligenz, die die verschiedensten Richtungen in sich trug. Auch Humboldt war zum Mitglied des Ausschusses ernannt. Nur das ist von dieser Maßregel zu sagen: daß sie nicht ganz mit dem Edikt

vom Mai 1815 übereinstimmt. Die dort verheißene constituirende Commission sollte aus Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestehen, jetzt übertrug der König dieses Geschäft dem Staatsrathe, zunächst diesem Ausschusse allein. [1]) — Doch bestimmte die Cabinetsordre schon das Auskunftmittel. In den letzten Tagen, wo der Staatsrath dieses Jahr versammelt war, ward eine Sitzung der Verfassungscommission gehalten. Der Staatskanzler entwickelte in

---

1) Die ganze Cabinetsordre lautet so: „Ich habe in der Verordnung vom 22. Mai 1815 über die zu bildende Repräsentation des Volkes bestimmt, daß eine Commission in Berlin niedergesetzt werden sollte, die aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestände, um sich mit der Organisation der Provinzialstände, der Landesrepräsentanten und der Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde nach den in jener Verordnung aufgestellten Grundsätzen unter Ihrem, des Staatskanzlers, Vorsitze zu beschäftigen. Der Krieg, die gänzliche Feststellung des Besitzstandes und die Organisation der Verwaltung, haben die Ausführung jener Anordnung bisher verhindert. Da jetzt der Staatsrath errichtet ist, so will Ich die zu der gedachten Commission zu bestimmenden Staatsbeamten aus seiner Mitte nehmen, und dem Staatsrath die Erfüllung meiner Absicht übertragen. Ich bestimme zur Commission Sie, den Staatskanzler, als Vorsitzenden; den Fürsten Radziwill; den General der Infanterie Graf von Gneisenau; den Staatsminister v. Brockhausen; den Staatsminister Freiherrn von Altenstein; den Staatsminister v. Beyme; den Staats- und Justizminister v. Kircheisen; den Staatsminister Freiherrn v. Humboldt; den Staats- und Finanzminister Grafen v. Bülow; den Staatsminister des Innern v. Schuckmann; den Staats- und Polizeiminister Fürsten v. Wittgenstein; den Staats- und Kriegsminister Generalmajor v. Boyen; den Minister-Staatssekretär v. Klewitz; den Generallieutenant und Generaladjutant v. d. Knesebeck; den Domdechanten Grafen v. Spiegel; den Geh.-Staatsrath v. Stägemann; den Generalmajor v. Grolmann; den wirklichen Legationsrath Ancillon; den Staatsrath v. Rehdiger; den Geh.-Justizrath u. Professor v. Savigny; den Geh.-Legationsrath Eichhorn; das Mitglied aus den Rheinprovinzen, welches noch in den Staatsrath eintreten wird. Diese Commission soll sich zuerst mit der Zuziehung der Eingesessenen aus den Provinzen beschäftigen, ihre Arbeiten sollen dem Staatsrath vorgetragen, und von diesem mir die Vorschläge eingereicht werden, worauf Ich das Weitere verfügen will. Berlin, den 30. März 1817. Friedrich Wilhelm. — Zum Mitglied ans den Rheinprovinzen ward noch im Juni d. J., der (kurz darnach auch zum Präsidenten des Appellationshofs zu Köln erhobene) rechtskundige Daniels bestimmt.

einem ausführlichen Vortrag die Art und Weise, wie das Verfassungswerk zu begründen sei, zeigte, daß zunächst eine genaue Kenntniß des Vorhandenen und dessen, was vorhanden gewesen, nöthig sey, und beantragte, Commissarien in die verschiedenen Provinzen zu senden, mit der Bestimmung, an Ort und Stelle Nachrichten über die alten Verfassungen zu sammeln, und mit Eingesessenen der Provinzen über diese Angelegenheit zu reden, und ihre Meinungen zu hören. Die Commissarien wurden aus der Mitte des Ausschusses ernannt. Ihre Arbeiten sollten vor der nächsten Staatsrathssitzung geendigt sein, und in dieser der Berathung zu Grunde gelegt werden. — Im September reisten die ernannten Commissarien nach den ihnen zugewiesenen Landestheilen ab, v. Altenstein nach den Rheinprovinzen, v. Klewitz nach den Marken und Pommern, v. Beyme nach Schlesien. [2]) — Darin bestand aber auch die ganze Thätigkeit, die dem Constitutionsausschuß in dieser und der nächsten Zeit zufiel.

Ungleich rüstiger griff man den zweiten Gegenstand an, der damals im Werke war. Der Finanzminister Graf v. Bülow, ein Neffe des Staatskanzlers, hatte den Entwurf zu einem Gesetz über die Steuerverfassung des Königreichs höchsten Ortes überreicht. Der König trug dem Staatsrath sofort die sorgfältige Prüfung desselben auf, und ernannte zur besondern Bearbeitung dieses „wichtigen Gegenstandes" ebenfalls eine eigne staatsräthliche Commission, in dieser aber den Staatsminister v. Humboldt zum Vorsitzenden und den geh. Oberregierungsrath Friese zum Referenten. [3]) Die

---

2) Allg. Zeitung, 11. u. 12. Sept. 1817.

3) Außerdem war der Ausschuß aus folgenden Mitgliedern zusammengesetzt: den Fürsten von Puttbus u. Radzivill; mehreren Räthen der höchsten Verwaltungsstellen, nämlich Ladenberg, v. Diederichs, Rother, Maaßen, Hoffmann, v. Rehdiger, Scharnweber,

Commission sollte die Sache vorbereiten, und dann dem Staatsrathe vortragen, dessen Gutachten aber an den König gebracht werden. Es handelte sich hauptsächlich um zeitgemäße Anordnung der indirekten Steuern, deren Einrichtung in Preußen noch sehr im Argen lag. Man konnte hier, eher als in mancher andern Frage, eine durchgreifende Maßregel erwarten, was auch die Stellung der Monarchie zu den übrigen deutschen Staaten höchlich wünschen ließ. Der Entwurf aber leistete keineswegs den Forderungen einer aufgeklärten Finanzpolitik Genüge, und fand entschiedenen Widerspruch. Namentlich schien es unpassend, das Volk forthin mit gewissen drückenden oder verhaßten Consumtionssteuern zu belasten. Da aber die Commission nicht blos begutachten, sondern im Fall, daß sie den vorgelegten Plan mißbilligte, selbst Vorschläge machen sollte, so gab es unter den Mitgliedern selbst heftige Erörterungen. Schon hier zeigte sich Humboldt's Stärke. „Unvergeßlich," äußert darüber ein Mann, der einst Mitglied dieser Commission war und dessen Urtheil uns vorliegt, [4]) „ist mir die große Klarheit, mit welcher Humboldt den Vorsitz in dieser Commission führte." Nachdem die Mehrzahl über das Gutachten und die Grundzüge eines zeitgemäßern Systemes sich vereinigt hatte, wurde dem Staatsrath in pleno Bericht abgestattet. Hier nun trat, in der Sitzung vom 2. Juli, Humboldt als Hauptsprecher auf, und deckte, in einem freien und eben so kühnen als sachreichen Vortrag, die Blößen sowohl des lügenhaft glänzenden Rapports, den der Minister über den Zustand der preußischen Finanzen entworfen, wie auch des von ihm vorgelegten Gesetzentwurfes, und zwar, wie Einige

---

v. Beguelin jun. und v. Dewitz, endlich den zehn Oberpräsidenten der Provinzen.

4) Handschriftlich.

sagten, mit etwas Ungestüm auf. Es erhob sich ein großer Sturm. Mehrere einzelne Mitglieder traten gegen ihn auf; er nahm die Einwürfe ruhig auf, und antwortete jedem Einzelnen wieder in einer trefflich gesprochenen Rede, die noch etwas länger dauerte, als der erste Vortrag, der drei Viertelstunden gedauert hatte. [5]) — In der Sache kam es auch hier nur zu einem aufschiebenden Ergebniß. Der Staatsrath ward gleich darnach vertagt, und noch war nichts entschieden, als die Niederlage des Bülow'schen Projektes. Die Verschiedenheit der Ansichten war noch zu groß, um einen Beschluß zu Stande kommen zu lassen, und erst in den nächstfolgenden Jahren gelang es einer viel minder zahlreichen Commission, die Grundlage der Steuergesetzgebung zu entwerfen, welche im Wesentlichen noch besteht. — Ueber das Auftreten W. v. Humboldt's aber in dieser Versammlung — sagt ein andrer Zeitgenosse — erscholl nur eine einstimmige Bewunderung, seine Gabe der Rede, sein scharfes und kühnes Eindringen in die Sachen, wurden von Freund und Feind staunend anerkannt. [6])

Hardenberg fühlte bald die Folgen dieses Auftritts, und sah, daß sein Verwandter nicht mehr zu halten war. Dieser mußte noch im Dezember d. J. resigniren und mit einem kleinen Handelsministerium, das man ihm aufbaute, fürlieb nehmen. — Das Verhältniß zwischen dem Staatskanzler und Humboldt war durch diesen Vorgang sehr erschüttert; auch der König scheint schon mißtrauischer gegen den Letztern geworden zu sein. Das Publikum aber sah ihn seitdem als das Haupt der Opposition an, und mehrmals wiederholte

---

5) Handschriftliche Notizen; Allg. Zeitung, 20. Juli 1817 (wo aber Humboldt fälschlich zum Referenten gemacht wird), und 3. Okt. 1818.

6) Varnhagen von Ense, Denkw. VI. 200—201.

sich das Gerücht, der Kanzler wolle von den Geschäften zurücktreten. „Hätte ihn Humboldt oder Gneisenau — denn diese beiden nannte man — damals abgelöst, so wäre er auf dem Gipfel des Ruhmes von den Staatsgeschäften geschieden, . . . und rüstigere Hände hätten vielleicht vollbracht, was seinen schon matteren nicht mehr gelingen wollte.“ 7)

In Berlin fand Humboldt auch seinen alten Freund F. A. Wolf, nach langer Trennung, wieder. Wolf, vielfach angefeindet von Schülern und Genossen, fühlte sich immer unwohler in seinen Verhältnissen; an Humboldt aber schloß er sich nur desto fester. Als er in diesem Jahre, zum Ersatz des Museums der Alterthumswissenschaften — dessen Unterbrechung Humboldt sehr ungern gesehen hatte — die litterarischen Analekten eröffnete, schickte er, statt Vorworts, ein Schreiben an diesen Genossen voraus, 1) in dem er alle seine Klagen und Bitterkeiten ausschüttete. Zugleich empfiehlt er ihm, „dem Freunde mehrerer Mitarbeiter,“ die neue Zeitschrift, mit dem Wunsche, daß er, wenn es seine Muße erlaube, sie mit eignem Antheil fördern wolle.

Er nahm auch politisch Partei für Freund Humboldt, und es schien kurz darnach Manchem, als sei er ein von diesem zurückgelassener Posten. Man sagte ihm sogar nach, er theile jenem in altgriechischer Sprache, als der sichersten

7) Ebendas., VI. 227—28.

1) Litterarische Analekten, vorzüglich für alte Litteratur u. Kunst, her. v. F. A. Wolf, B. 1. Berlin, 1817—18. S. III.—XXII. Humboldt wird unter der Chiffre: H. W. G. H. angeredet; der Brief war wirklich geschrieben und zu dem jetzigen Zweck nur etwas erweitert worden; er ist datirt 18. April 1816.

Geheimschrift, die verfänglichsten Neuigkeiten mit. Gewiß eine thörichte Beschuldigung, äußert Varnhagen. [2])

Im Juli ging Humboldt von Berlin ab, und machte zunächst eine Reise nach Schlesien, um sich die Güter auszuwählen, die seine Dotation ausmachen sollten. Er nahm, wie wir schon bemerkt haben, die Herrschaft Ottmachau. Darauf besuchte er — in der ersten Hälfte des August — den Staatskanzler in Carlsbad, wo dieser eine Kur brauchte. So erschüttert ihr Verhältniß war, blieb doch zur Zeit alles übertüncht. Es wurde hier verabredet, Humboldt solle den Kanzler am Rheine erwarten, um mit ihm gemeinschaftlich dort die neuen Besitzungen zu organisiren.

Kaum aber war Humboldt abgereist, so that es dem Kanzler leid. Humboldt erhielt Nachricht, daß seine Anwesenheit in London dringend sei, und er demnächst auf diesen Posten sich begeben möchte. Einen Mann, der überall, wo er sprechen oder handeln konnte, so mächtig auftrat, der eben erst im Staatsrath eine solche Bewegung verursacht hatte, wollte der Staatskanzler nicht in seiner Nähe haben; er ertheilte daher jene Bestimmung, die nicht wohl abzuweisen war. Zwar riethen Freunde, Humboldt solle (da der Kanzler seine längst gegebenen Versprechungen in Betreff eines Ministeriums nicht halten zu wollen scheine) London wieder ausschlagen, und in den Staatsrath zurückkehren. Abwesend werde er verlieren. Er aber entschloß sich, zu gehen. [1])

Ende August schon war er in Frankfurt. Hier wollte er den Staatskanzler, der auf dem Wege nach den Rheinprovinzen täglich eintreffen konnte, erwarten. Allein plötzlich

---

2) Varnhagen v. Ense, Denkw., VI. 235.

1) Nach handschriftlichen Mittheilungen.

kam die Nachricht, der Fürst sei erkrankt, und habe, statt nach dem Rheine, den Weg nach Pyrmont eingeschlagen. Mit einigen dringenden Aufträgen sandte er den geheimen Rath Rother nach Frankfurt. Humboldt's Abreise stand nun nichts mehr im Wege.

Doch weilte er noch einige Zeit daselbst. Varnhagen — damals preußischer Geschäftsträger am badischen Hofe — begegnete ihm dort, und berichtet, Humboldt habe zwar verhehlt, daß er ungern nach London gehe, jedoch durchblicken lassen, daß er nicht lange dort bleiben werde. [2]) — In Frankfurt ward Humboldt das Vergnügen zu Theil, seinen greisen Lehrer Dohm, den würdigen Veteranen der preußischen Diplomatie, noch einmal wieder zu sehen. Dohm war höchst erfreut über dies zufällige Zusammentreffen. Er kam von einer Rheinreise zurück, und fand in Frankfurt unsern Humboldt und den in preußische Dienste getretenen geh. Legationsrath Klüber. Beide machten ihm sehr interessante Mittheilungen, auf deren Natur die Bemerkung von Dohms Schwiegersohn und Biographen [3]) schließen läßt, wenn er sagt, sie hätten nur aufs neue bethätigt, daß dem allergrößten Theil des jetzt lebenden Geschlechts die eigentlichen Triebfedern und Beweggründe, hinsichtlich dessen sowohl, was geschieht, als dessen, was unterbleibt, nicht bekannt würden, indem gerade die am besten unterrichteten Personen zu schriftlicher und öffentlicher Mittheilung nicht Zeit, nicht Lust, oder auch die sonst nöthige Vergünstigung nicht hätten.

In der zweiten Hälfte Septembers ging Humboldt nach London ab. Er reiste über Brüssel, wo gerade die königliche

---

2) Varnhagen v. Ense, Denkw., VI. 207.

3) Ch. W. Dohm. Nach seinem Wollen u. Handeln. Von W. Gronau. Lemgo, 1824. S. 535.

Familie Hof hielt. Varnhagen, [4]) der zufällig auch eine Reise dahin gemacht hatte, traf abermals mit ihm zusammen, und hatte zugleich mit ihm eine Audienz beim Prinzen von Oranien. Der preußische Gesandte Fürst von Hatzfeld stellte sie Sr. königl. Hoheit vor.

Am 8. Oktober 1817 meldeten Londoner Zeitungen, der neue preußische Gesandte, Baron v. Humboldt, sei, in Begleitung seines Legationssekretärs, Frhrn. v. Bülow, über Harwich zu London eingetroffen. Den 10. Okt. hatte die feierliche Aufwartung beim Prinz Regenten in Carltonhouse — dem königlichen Palaste — Statt. Er fuhr in den Wagen des österreichischen Botschafters, Fürsten Paul Esterhazy, beim Prinzen auf, und wurde, unmittelbar nach dem neuen spanischen Gesandten, durch den Staatssekretär des Auswärtigen, Lord Castlereagh, Sr. königl. Hoheit vorgestellt. In seiner Begleitung waren die Herren Jouffroy, Bülow und Graf Lusi. Humboldt erhielt noch am selbigen Tage eine Privataudienz, in der er sein Beglaubigungsschreiben überreichte. Die eigentliche Antrittsaudienz hatte er erst am 5. Dezember. [1]) Denn kurz nach seiner Ankunft in London setzte der Tod der Prinzessin Charlotte, Erbin des Thrones und Gemahlin des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, den Hof, wie ganz England, in tiefste Trauer.

---

4) In seinen Denkwürdigkeiten (VI. 217—18) sagt er, er sei im höchsten Grade gespannt gewesen, wie Humboldt, der geistreiche, witzige, nach allen Seiten schlagbereite, in allen Gebieten einheimische Mann, sich hier benehmen würde. Dieser stand aber noch viel höher, als er sich gedacht hatte. Obwohl der Prinz ganz liebenswürdig war, fand Humboldt sich doch nicht zu dem geringsten Aufwand, nicht einmal zu einer etwas eleganten Phrase bewogen, und war in nichts von den gewöhnlichen Diplomaten zu unterscheiden. Der kundige Altmeister des Faches, fügt Varnhagen hinzu, kannte das Terrain. „Wo die Kosten schon anderweitig bezahlt sind, muß man sie nicht doppelt bezahlen wollen"

1) Allg. Zeitung, 19. und 23. Okt. 18. Dez. 1817.

Dem Prinz Regenten war Humboldt eine sehr erwünschte Erscheinung. Er zeichnete ihn auf jede Art aus, und bewies ihm große Vertraulichkeit. „Am Sonnabend" — sagte der Londoner Courier vom 26. März (1818) — „wohnte der Prinz Regent einem glänzenden Mittagsmahl beim preußischen Gesandten, Freiherrn v. Humboldt, bei. Der Prinz erklärte seinen Willen, daß die alte englische Herzlichkeit bei der Tafel herrsche, und sang selbst zwei Lieder, als das Tischtuch weggenommen war."

In den Geschäften herrschte freilich noch der altgewordene Torysmus; auch das Auswärtige leitete noch Castlereagh. Aber schon trat die Gegenpartei mächtiger im Parlament hervor, und kündete sich die Veränderung an, die später Canning ans Ruder brachte. Ueberhaupt bot England — die Hochschule des öffentlichen Lebens — dem Manne, dem in der Verfassungsfrage seines eigenen Vaterlandes noch eine bedeutende Rolle bestimmt war, ein sehr lehrreiches und gewichtiges Schauspiel dar. Und gewiß hat ihm dies den Aufenthalt werth gemacht, wenn ihm auch das materielle Treiben, so gut als das aristokratische, nicht immer sehr behagen mochte. Dafür spricht auch das Wort von J. E. Bollmann, dem unternehmenden Deutschen, der unsern Humboldt schon in Wien kennen gelernt hatte, und jetzt in London sich aufhielt. Er schrieb (28. Nov. 1817) an Varnhagen: „Herrn von Humboldt habe ich vor ein paar Tagen gesehen, — er ist recht freundlich, findet die englischen Nebel ganz anders, wie die deutschen — sie sind pittoresk und interessant. Uebrigens scheint er sich dem Allgemeinen hinzugeben, und würde auch in der größten Spannung noch das Alberne und Groteske des zwecklosen Gedränges bemerken." 2)

---

2) Mitgetheilt in Varnhagen's Denkw. und verm. Schriften, I. 128.

Fragen wir nach den eigenen Geschäften, die Humboldt auf diesem Posten betrieb, so sind uns wenigstens einige der wichtigeren zu bezeichnen vergönnt: I. Die Betreibung von Maßregeln gegen die Barbaresken. Von mehreren Seiten, namentlich von Hamburg aus, arbeitete man damals dahin, der Piraterie der nordafrikanischen Staaten ein Ende zu machen. Preußen verfocht lebhaft die Sache, ohne zur Zeit den Zweck ganz zu erreichen. [3]) — Humboldt schloß II. eine Uebereinkunft zur Ausrottung des Negerhandels. Er versprach, daß Preußen das Durchsuchungsrecht bei den Mächten des Continents thätigst unterstützen würde, wogegen England sich anheischig machte, Schritte gegen die Barbaresken zu thun, und den deutschen Schiffen den Eintritt in das Mittelmeer, aus dem sie bis dahin so gut wie ausgeschlossen waren, zu eröffnen. Leider hat der nachherige preußische Minister Bernstorff sich dem Durchsuchungsrecht — dem einzigen sichern Mittel zur Abschaffung des Negerhandels — lange engherzig widersetzt. [4]) — Endlich war Humboldt III. thätig beim Abschluß der preußischen Anleihe vom J. 1818. Im April d. J. kam der w. geh. Oberfinanzrath Rother — gegenwärtig Minister, auch unserm Humboldt bis in den Tod zärtlichster Freund! — nach London, um diese Anleihe mit S. v. Rothschild zu unterhandeln. Er brachte sie sofort zu Stande; Humboldt leistete aber bei den Formalitäten

---

3) Im Sept. 1818 las man in öffentlichen Blättern, Baron v. Humboldt, der preußische Gesandte am englischen Hof, habe wegen des Unfugs der Barbaresken ein Memoire in London übergeben, wovon Abschriften den Ministern der drei andern Höfe mitgetheilt worden seien. Darauf habe die englische Regierung erklärt, daß sie zwar aus Grundsätzen der Humanität dem Antrage des preußischen Hofes beitreten wolle, jedoch nur in dem Falle [?], wenn auch die andern europäischen Mächte dasselbe zu thun bereit wären. Vergl. Allg. Zeitung, 13. Sept. 1818.

4) Nach handschriftlichen Angaben.

dieser Angelegenheit seine Dienste. Londoner Blätter vom 30. Okt. berichten: den Tag vorher hätten der preußische Gesandte Frh. v. Humboldt, der Rath Bornemann, und Hr. Rothschild vor einem Notarius der Bank von England die Sicherheits- und Hypothekeninstrumente für das preußische Anlehn von 5 Millionen Pf. St. übergeben. [5])

Nicht lange nach seiner Ankunft in London war Humboldt entschlossen, den Posten bald aufzugeben. Seine Gemahlin hatte ihm geschrieben, daß ihre Gesundheit sich verschlimmere, und ihr den Aufenthalt in dem feuchten England schlechterdings nicht erlaube. Eine solche Familientrennung war aber Humboldt auf die Länge unerträglich. Er bat daher, schon im Frühjahr, daß man ihn des Postens entheben möchte.

Jetzt aber begann der Undank gegen ihn sich auffallend zu entwickeln. Schon im Nov. vorigen Jahres hatte man ein eignes Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts eingerichtet, und damit den Frh. v. Altenstein betraut. Jetzt ging man damit um, einen längst gehegten Plan auszuführen, und dem Ministerium des Aeußern wieder einen eigenen Chef zu geben. Als ob aber Niemand im Staate vorhanden, der dieses Postens würdig erschienen wäre, zog man einen Ausländer herein, einen Mann von gewiß edlem Charakter, dessen Persönlichkeit überall anmuthete, der aber auch nicht entfernt die hervorstechenden Fähigkeiten besaß, die diese Wahl hätten erklären können. Alle Welt hatte vielmehr den Mann auf dieser Stelle erwartet, der dem Vaterland in den schwierigsten Zeiten die anerkanntesten

---

5) Allg. Zeitung, 11. Nov. 1818.

Dienste geleistet hatte. Der Kanzler hatte es diesem selbst versprochen. Wir wissen zwar, was man in einigen Rücksichten gegen Humboldt geltend machte. Möglich war es, daß ein Geist von dieser Ueberlegenheit einem Staate, der in Friedenszeiten manchmal wie auf Eiern gehen muß, manche Mißliebigkeit hätte zuziehen können. Die Diplomaten scheuten ihn. Rußland zumal würde schlimm dazu gesehen haben. Aber wußte denn der Staatskanzler dies 1815 nicht so gut, als 1818? Im April des letztgenannten Jahres trug man zum ersten Male dem Grafen Christian v. Bernstorff, bisher dänischen Gesandten am preußischen Hofe, dieses Amt an. Man hat sogar behauptet, die Ernennung sei durch des Kanzlers Furcht vor Humboldt's Rückkehr beschleunigt worden. Sie aber lag gewiß längst in der Politik des Fürsten. Wir wissen nur, daß man den Antrag schon im Mai mit größtem Nachdruck wiederholte, und daß im August die dänische Hofzeitung Bernstorff's Entlassung und dessen Uebertritt in preußische Dienste verkündete. Er erschien aber als preußischer Minister erst auf dem Congreß zu Aachen, wo auch nicht Humboldt, sondern Bernstorff den schwarzen Adlerorden erhielt — als hätte dieser sich schon das größte Verdienst um den preußischen Staat erworben!

Diese Berufung machte große Sensation. Humboldt selbst war gereizt, weniger durch den Vorgang an sich, als über den Staatskanzler, der wirklich nicht redlich an ihm gehandelt hatte. Bezeichnend scheint uns auch eine Aeußerung, die der damalige niederländische Gesandte in Rom, J. G. v. Reinhold, in einem Briefe vom 7. Nov. 1818 nach Deutschland schrieb. [1]) „Die Frau v. Humboldt," sagt

1) Mitgetheilt in den (Dorow'schen) Denkschriften u. Briefen zur Charakteristik der Welt und Litteratur, Th. V. Berlin 1841. S. 220.

er, „macht keinerlei Anstalt zum Abzuge, lebt aber immer mehr für sich. Die Verhältnisse ihres Mannes haben sie sehr verstimmt; auch leidet ihre Gesundheit. Ich möchte wissen, wie man in Preußen überhaupt die Einschiebung des Grafen v. Bernstorff ansieht." [2])

Es scheint, als wenn Humboldt, nachdem er Kunde

---

2) Um zu hören, wie man in Preußen den Vorgang aufnahm, wollen wir die Stimme eines Hardenbergianers und dann die des Frh. v. Stein anführen. Der mehrerwähnte Th. G. v. Hippel, in seinen „Beiträgen zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III." (Bromberg, 1841, S. 151 — 2) äußert sich bei Ernennung des Grafen Bernstorff zum Minister des Auswärtigen also: „Die öffentliche Meinung hatte zwar, statt Bernstorff, den eingebornen Wilhelm v. Humboldt für solche Stellen ernannt zu werden erwartet. Humboldt's durchdringender Verstand bedarf auch keiner Lobrede. Allein er theilte mit allen Männern von großer Geistesüberlegenheit, denen die Hingebung des Gemüths fehlt [?], die zur Liebenswürdigkeit wird, das Schicksal: mehr gefürchtet, als geliebt zu werden. Niemand mag in den Geheimnissen seiner Gedanken gern von einem Andern erforscht werden. Humboldt's angeborner, durch die Kultur tiefer Wissenschaften gesteigerter Scharfsinn, das Talent, Andere zu ergründen, war den sogenannten klugen Leuten unerträglich. Geniale Köpfe befreundeten sich bald mit ihm aus Wahlverwandtschaft. War er ihnen, wie meistens, an Wissenschaft überlegen, so lernten sie gerne von ihm, an den Strahlen seines Genius sich sonnend." Dann fährt er fort: „Es mochte nothwendig geschienen haben, einen Mann von Verstand, Offenheit und Liebenswürdigkeit, aber geringerem Talent, an die Spitze von Geschäften zu stellen, die einer häufigen persönlichen Mittheilung mit klugen Leuten, den Gesandten, unterworfen sind, als einen Mann, der nur Geist war, nichts als Geist." — Auf dieses, unter solchen, die Humboldt nur mehr äußerlich oder aus den Geschäften kannten, weit verbreitete Urtheil lassen wir das des Frh. v. Stein folgen. Nachdem dieser auf das Gerücht, daß Humboldt sich zurückziehen wolle, schon in einem Briefe vom 17. Aug. 1818 angedeutet hatte: wie sich viele der bessern und tüchtigern Männer ganz von dem Staatskanzler abgewendet hätten, schrieb er den 16. Sept. an Herrn v. Gagern: „Bernstorff ist ein vortrefflicher, edler Mann. Welche Stellung er gegen den König, gegen den Staatskanzler hat, weiß ich nicht; ob er Kraft habe, den Stall des Augias auszumisten, ist eine Frage, die seine Geschäftsführung erst beantworten wird. An Geist und Wissen übertrifft ihn Humboldt unendlich, und ich bewundre die Geschicklichkeit des Staatskanzlers, alle tüchtige, talentvolle Männer lahm zu legen. — Der Geist des Herrn ist von ihm gewichen, der Segen des Himmels fehlt dem alten Sünder, nichts gedeiht unter ihm, nichts gelingt ihm." (v. Gagern, Mein Antheil an der Politik, Th. IV. Stuttg. u. Tübingen, 1833. S. 64).

von dieser Ministerialbesetzung bekommen, nun geradezu resignirt, und die Entlassung von seinem Posten gefordert habe. Im August cirkulirte wenigstens, gleichzeitig mit der Nachricht von Bernstorff's Berufung, allenthalben das Gerücht, Humboldt habe seine Entlassung gefordert, und wolle sich zurückziehen. Einige sagten, von allen Geschäften, Andere, um nur im Staatsrath thätig zu sein. General v. Gneisenau, hieß es, werde ihn in London ersetzen. [3]) Daran war vieles voreilig. Es bereitete sich damals der große Monarchen- und Ministercongreß zu Aachen vor. Bis dahin scheint man Humboldt vertröstet zu haben, dort werde auch er erscheinen und da seine Angelegenheit erledigt werden.

Im September kam Alexander von Humboldt zu seinem Bruder nach London. Er kam von Paris, und ging (im Okt.) nach Aachen, wohin ihn der König gerufen hatte, der immer größere Freude in seinem Umgange fand. Den 13. Okt. traf er in Aachen ein. Alexander beabsichtigte damals, einen längst entworfenen Reiseplan, nach Tibet und in den malayischen Archipelagus, endlich zur Ausführung zu bringen. Der König setzte ihm, zu Aachen, einen jährlichen Zuschuß von 12,000 Thlrn. für die Dauer dieser Reise aus. In einigen Monaten sollte sie ins Werk gesetzt werden. Sie kam aber doch nicht zu Stande; Alexander ging den 26. Nov. nach Paris zurück, und lebte daselbst noch eine Reihe Jahre nur seinen Studien.

Mochte nun Wilhelm noch von Geschäften in London zurückgehalten oder der Ruf, in Aachen zu erscheinen, noch

3) Allg. Zeitung, 24. Aug. 3. Okt. 1818.

nicht an ihn ergangen sein, er blieb noch mehrere Wochen in England zurück. Als er erschien, waren nicht nur die Hauptgeschäfte dieses Congresses fast schon beendet, die Aufhebung der französischen Okkupation beschlossen 2c., sondern auch eine Nebenfrage, die dort zur Entscheidung gebracht wurde, die badische Erbfolge und Territorialangelegenheit, schon so gut wie zum Schlusse geführt. [1]) In dieser Sache war Humboldt früher in Frankfurt thätig gewesen, und sollte es demnächst wieder sein. Es scheint, daß seine schleunige Ankunft damit in Verbindung stand. Den 5. November meldeten die Nachrichten aus Aachen, daß er mit Kourierpferden von London eingetroffen sei. [2])

Die Erbfolge der Grafen von Hochberg konnte eigentlich schon im J. 1817 als entschieden erachtet werden; und somit — da die günstige Gelegenheit, Baden hinlänglichen Ersatz zu schaffen, für jetzt vorüber war — auch die Territorialangelegenheit. Der Kaiser von Rußland gab wieder einmal den Ausschlag. Doch fand das badische Haus und Volk auch an Preußen einen eifrigen Beschützer. Preußen hatte das Benehmen des bayrischen Cabinets vom J. 1814 noch nicht verschmerzt; auch wünschte es, in einer Zeit, wo es sich selbst in noch so gespannter und gehemmter Lage sah, nicht, diesen Mittelstaat so günstig arrondirt zu sehen; endlich wollte es, aus guten Gründen, die Staaten am Oberrhein nicht zum Vortheil dieses Dritten verringert sehen. Nur das schien sonderbar, daß man das übrige Deutschland,

---

1) Preußischer Seits wirkten jetzt Hardenberg u. Bernstorff allein. Wir glauben, daß in vertraulichen Besprechungen damals auch andere deutsche Angelegenheiten berührt wurden, in einer Weise, worüber das J. 1819 völlig aufklärte. Metternich u. Hardenberg waren schon vor dem Congreß in Coblenz und auf dem Johannisberg zusammengetroffen! Schritt für Schritt ging das Wiener Cabinet auf sein Ziel los.

2) Allg. Zeitung, 14. Nov. 1818.

den Bund, auch jetzt nicht fragte. Die Sache wurde in Aachen von den Großmächten entschieden, das Successionsrecht anerkannt; die formelle Erledigung der Territorialangelegenheit aber nach Frankfurt gewiesen, wo sich zum Abschluß dieser Sache, auf den Grund der Aachener Bestimmungen, so wie zur Fertigung eines allgemeinen Territorialrecesses die früher dort gewesene Commission und zwar in denselben Personen, die 1816 darin gearbeitet hatten, nochmals versammeln sollte.

Nach London kehrte Humboldt nicht wieder zurück; Frh. v. Bülow blieb dort, und versah mehrere Jahre die Geschäfte. Humboldt sollte zunächst nach Frankfurt gehen; im Uebrigen ward ihm nun doch die Aussicht auf ein Ministerium in Berlin eröffnet, oder wenigstens auf die Hälfte eines solchen, welche man dem alternden Herrn v. Schuckmann abzunehmen gedachte. Das Verhältniß mit Hardenberg war äußerlich hergestellt, besonders während der Anwesenheit des jüngeren Humboldt zu Aachen. Hardenberg machte die Zusage, weil er wohl einsah, daß der König ein solches Talent nicht wollte feiern lassen.

Hardenberg und Humboldt verweilten noch in Aachen, als die Fürsten und Minister schon abgereist waren. Anfang Dezember verließen auch sie den Congreßort; sie passirten am 4ten beide durch Coblenz, [3]) von wo der Kanzler direkt nach Berlin ging, der Andere nach Frankfurt.

Hier traf Humboldt einige Tage nachher ein; [4]) J. v. Anstett war schon dort; alsbald langten auch die beiden andern Glieder der Territorialcommission, Lord

---

3) Allg. Zeitung, 11. Dez. 1818.

4) Ebendas., 17. Dez.; Frh. v. Stein an Gagern, aus Frankfurt, 18. Dez.

Clancarty und Freiherr v. Wessenberg, daselbst an. Von Bayerns Seite ward Herr von Pfeffel zu Unterhandlungen erwartet.

Fürst Hardenberg zögerte wie gewöhnlich, und hätte den kräftigeren Genossen vielleicht nochmals von Berlin zu entfernen gewußt, wäre nicht in der unmittelbaren Nähe des Königs ein Mann gewesen, der Humboldt's Ankunft wünschte, in der Hoffnung, durch ihn seinen Einfluß gegen den des Fürsten von Wittgenstein zu stärken, nämlich der freigesinnte, edle Witzleben, [1]) zur Zeit Generaladjutant und vortragender Rath des Königs. Dieser bestärkte den Monarchen in dem Wunsche, W. v. Humboldt als verwaltendes Mitglied des Ministeriums nach Berlin zu ziehen. Hardenberg weigerte sich, wie man sagt, und als er sah, daß dem Uebel nicht mehr auszuweichen war, suchte er bei der Theilung des Ministeriums des Innern Humboldt's Stellung so beengt als möglich zu machen.

Durch Cabinetsordre vom 11. Jan. 1819 wurde

---

1) „Eine wichtige Person im Leben dieses Königs, von ausgezeichnetem natürlichen Talent, freier Denkart, zu sentimental als Geschäftsmann, zu vertrauend, nach mehr strebend, als er umfassen konnte, überaus anmuthig in Gefühl u. Sitten, der aber leider! unvorsichtig, vielleicht mehr aus Musikliebe, als aus Lust zu gefallen, sich tief in die Agendensache verstrickte, sie erleichterte u. hier viel Unheil beförderte.“ So wird Witzleben von Unterrichteten geschildert. Die Freundschaft mit Humboldt dauerte ungeschwächt fort, auch als dieser aus den Geschäften geschieden war; Witzleben suchte noch später seinen Rath und blieb ihm mit größter Innigkeit bis ans Ende zugethan, so daß Alexander v. Humboldt beim Tode des Bruders zu der Aeußerung sich veranlaßt fand: „sein Bruder sei Witzlebens treuester politischer und auch gemüthlicher Freund und am tiefsten von dem Gefühl durchdrungen gewesen, daß die Natur in demselben die edelsten Gaben des Geistes, der Charakterstärke u. der zartesten Sinnesart vereinigt habe!“ Vergl. Dorow's Job v. Witzleben. Leipzig, 1842. S. 73.

Fürst von Wittgenstein des Polizeiministeriums entbunden, dieses ganz aufgehoben und mit dem Ministerium des Innern vereinigt. Von diesem wurden dagegen folgende Gegenstände getrennt: a) die ständischen Angelegenheiten und Verhandlungen mit den Landständen; b) die städtischen und übrigen Communal-Sachen; c) das Provinzial- und Communal-Schuldenwesen; d) die sogenannten landschaftlichen Creditsysteme; e) die Militärsachen, insofern sie nicht als rein militärisch vom Kriegsminister ausschließlich besorgt werden, also die Angelegenheiten der Armee-Ergänzung, der Landwehr-Formation, des Service-, Vorspann-, Marsch- und Einquartirungswesens, und die Mitwirkung zur Mobilmachung. „Dieses, nebst dem Departement des Fürstenthums Neufchatel, welches der Staatskanzler abgiebt, wird dem Staatsminister Freiherrn v. Humboldt, welcher Sitz und Stimme im Ministerium erhält, anvertraut." — Fürst v. Wittgenstein ward durch dieselbe Ordre zum Minister des königl. Hauses ernannt. [2])

Die Nachricht, daß Humboldt nach Berlin kommen und in das Ministerium treten werde, machte an diesem Ort gewaltige Sensation. Besonders das erregte Erwartungen, daß ihm die ständischen Angelegenheiten übertragen waren, obschon damit eigentlich mehr die künftige Leitung dieser Angelegenheiten, als deren Begründung bezeichnet sein mochte. In jedem Fall aber war derjenige, dem die erstere zufallen sollte, auch am ersten berufen, die andere zu fördern. Die ganze Bestimmung aber kann mit als Beleg dienen, daß sich der Kanzler in dieser Sache noch zum großen Theil im Einverständniß mit ihm wußte. Auch Stein war ganz zufrieden über diese Ernennung. Den 5. Aug. d. J. schrieb er

---

2) Allg. Preußische Staatszeitung 24. Jan. 1819.

von Schloß Cappenberg an Gagern: „Von Humboldt's Einwirkung auf die Geschäfte erwarte ich mir sehr vieles; er hat hinlängliche Beharrlichkeit und Gewandtheit, um Hindernisse zu beseitigen.“ [3])

Eine wichtige Partie des neugebildeten Ministeriums waren besonders die bäuerlichen Verhältnisse, zumal in einer Zeit, wo man wegen des Verfassungswerkes ernstlich daran denken mußte, die längst erwartete ländliche Gemeindeordnung zu Stande zu bringen. Die öffentliche Meinung hielt Humboldt ganz für den Mann, der dem Lande diesen Dienst leisten könne. [4])

Die Trennung des Ministeriums des Innern in zwei Theile war übrigens kein glücklicher Gedanke. Wenn der Eine dieser Minister die Communalsachen, der Andere die Polizei unter sich hatte, so konnte es an Reibungen nicht fehlen. Es hieß auch, Humboldt habe noch Bedingungen zur Uebernahme desselben gestellt, weil er fürchtete, sowohl mit Hrn. v. Schuckmann, als mit dem Gewerbdepartement des Grafen v. Bülow in Collisionen zu gerathen. Diese

---

3) v. Gagern, Antheil, IV. 77.

4) Wie sehr dieser dem Gemeindewesen sein Augenmerk zugewendet, geht aus einem später noch zu erwähnenden, ohne Zweifel an Witzleben gerichteten Schreiben, dat. 29. Nov. 1821, hervor, worin er dem Empfänger des Briefes vorrückt, in einer wichtigen Erörterung über die Ministerien „des wichtigsten Geschäfts des Ministeriums des Innern kaum erwähnt zu haben.“ „Ich meine,“ sagt er, „die innern politischen Verhältnisse des Staats, die Rechte und Stellung der verschiedenen Classen seiner Mitglieder, der Corporationen, Stände und Gewerbe gegen einander. Zum Theil sind diese Verhältnisse allerdings dergestalt gesetzlich bestimmt, daß ihre Erhaltung u. Behandlung der Justizbehörde anheim fällt, allein zum Theil sind sie anderer Natur: sie müssen nach allgemeinen und besonderen Staatsmaximen geleitet werden. Selbst der gesetzlich bestimmte Theil bedarf einer solchen Leitung, da z. B. Ew. Hochwohlgeboren gewiß auch öfter bemerkt haben, daß nicht alle Regierungen die Städteordnung in gleichem Geiste handhaben, wenn sich auch gewiß keine erlaubt, die gesetzlichen Bestimmungen derselben umzuändern oder zu verletzen.“ Bei Dorow, Job von Witzleben. S. 16.

Schwierigkeiten wurden jedoch, soweit als thunlich, gehoben, und man sah der Ankunft Humboldt's zu Berlin entgegen, sobald die Frankfurter Territorialverhandlung beendigt sein würde. [5])

Zu Frankfurt war Humboldt in lebhaftem Briefwechsel mit Witzleben und Stein. Mit letzterm besonders hatte er damals viel Verkehr, und es läßt sich denken, daß die Verfassungsfrage Hauptgegenstand ihrer Unterhaltungen war. Stein brachte einen Theil des Winters in Frankfurt zu; im Frühling besuchte ihn Humboldt in Nassau. Den 22. Mai meldete Stein an Gagern: „In diesem Augenblick ist Humboldt bei mir, der sie grüßen läßt." [1]) — Auch einer besondern Angelegenheit, die den noch immer thatkräftigen Mann damals beschäftigte, verfehlte Humboldt nicht, nach Kräften seine Theilnahme zuzusichern. Stein gründete damals (20. Jan. 1819) in Frankfurt die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde, der wir die Herausgabe des großen Nationalwerkes, der Monumenta Germaniae, verdanken. Humboldt konnte durch seine Bekanntschaften im Ausland der Unternehmung wesentliche Dienste leisten, und war auch unter den Ersten, welche die Gesellschaft unter ihre Ehrenmitglieder aufnahm.

Die Geschäfte der Territorialcommission fesselten ihn bis in den Juli zu Frankfurt. Erst Ende Januar war der

5) Allg. Zeitung, 14. 15. 25. März 1819.

1) Briefe des Frh. v. Stein an den Frh. v. Gagern, S. 69. 75.

bayerische Gesandte v. Pfeffel eingetroffen. Bayern protestirte natürlich gegen den Inhalt des Aachener Protokolls. Es war aber zu spät. Den 8. Mai reiste der Gesandte ab, ohne etwas bewirkt zu haben. [1]) Darauf wurde Seiten der vier Mächte, zu Frankfurt 10. Julius, ein förmlicher Vertrag mit Baden abgeschlossen, [2]) und am 20. d. M. der von dieser Commission entworfene, berühmte Territorialreceß von diesem Tage unterzeichnet. Beide Aktenstücke unterzeichnete auch Humboldt. Der Frankfurter Territorialreceß vereinigte alle seit der Akte des Wiener Congresses in und außer Frankfurt getroffenen Territorialverträge in einem Gesammtinstrument, als eine Art Nachtrag der Congreßakte. [3])

Schon am 22. Julius reiste Humboldt nach Berlin ab. [4])

Ende Juli langte Humboldt zu Berlin an. [1]) Den 12. August ward ihm sein Ministerium von dem Fürsten

1) Allg. Zeitung, 1. Febr., 16. u. 30. Mai 1819.

2) Er hob, zu Gunsten Badens, die onereusen Clauseln des Frankfurter Vertrags vom 20. Nov. 1813 auf und garantirte den jetzigen Länderbestand des Großherzogthums. — Im 7. Artikel des Territorialrecesses wurde jeder weitere Anspruch Bayerns auf Schadloshaltung für nichtig erklärt, weil es das Angebotene nicht acceptirt habe. Das stand nun freilich mit den Wiener Conferenzprotokollen in Widerspruch!

3) Der Vertrag vom 10. Jul. u. der Territorialreceß stehen bei Martens, Nouv. Recueil, IV. 604 2c. 634 2c.

4) Allg. Zeitung, 27. Juli.

1) Allg. Zeitung, 6. Aug. 1819. — Noch in demselben Jahre traf auch die Familie, nach so langem Aufenthalt in Italien, wieder mit ihm zusammen. Humboldts wohnten damals im Eckhaus der Behren- u. Charlottenstraße, wo einst Prinz Louis Ferdinand gehaust hatte.

Staatskanzler feierlich übergeben. [2]) Durch eine Cabinetsordre vom 20. desselben Monats verordnete der König, daß die den Herren v. Humboldt und v. Schuckmann anvertrauten Ministerien künftig **Ministerien des Innern** heißen, und sich als verschiedene Departements durch die Namen der sie leitenden Chefs unterscheiden, mithin „Ministerium des Innern, Departement des Staatsministers Freiherrn v. Humboldt," und „Ministerium des Innern, Departement des Staatsministers v. Schuckmann," bezeichnet werden sollten. [3])

Als Humboldt sein Ministerium antrat, sah es schon düster am politischen Horizonte aus. Die Reaktion nahm gewaltig zu; einzelne, zum Theil sehr beklagenswerthe Ereignisse hatten den willkommensten Vorwand geboten. Ich nenne nur das Wartburgfest, die Coblenzer Adresse, endlich die Ermordung Kotzebue's Schon die Coblenzer Adresse hatte den König mißtrauisch gemacht; sie scheint ihn namentlich bewogen zu haben, sich mit der Verfassungsfrage nicht zu übereilen, sondern das Heft zunächst fest und ungeschwächt in der Hand zu behalten. Schon damals erklärte er (21. März 1818): nicht jede Zeit sei die rechte, eine Veränderung in der Verfassung des Staates einzuführen, und er, der die Verheißung gegeben, behalte sich auch das Recht vor, zu bestimmen, wann die Zusage einer landständischen Verfassung in Erfüllung gehen solle. — In die schon schwüle Atmosphäre trat nun auf einmal noch der Unglücksfall mit Kotzebue (23. März 1819), den Absichten einer gewissen Partei nur zu erwünscht. Oesterreich schien nur auf eine solche Thatsache gewartet zu haben. Jetzt faßte man ernstlicher die Universitäten ins Auge, auf die schon zur Zeit des

---

2) **Ebendas.**, 26. Aug.
3) **Ebendas.**, 7. Sept.

Aachener Congresses die bekannte Denkschrift von Stourdza so deutlich gewiesen hatte; dann fingen Verdächtigungen nach allen Seiten an, und es begann (Juli 1819) die Demagogenuntersuchung, das Reich des Herrn v. Kamptz. Männer, wie Arndt, Jahn, die Welcker, Reimer u. A. wurden wie Verschwörer behandelt. Endlich aber beabsichtigte man noch durchgreifendere, allgemeinere Maßregeln. Nach Carlsbad ward ein Congreß deutscher Minister berufen. Ende Julius gingen die Bevollmächtigten dahin ab, von preußischer Seite der Minister des Auswärtigen, Graf v. Bernstorff. Auch war über die Gegenstände dieses Congresses schon eine Vorberathung zu Töplitz zwischen Metternich, dem Könige von Preußen und dem Staatskanzler Hardenberg gepflogen worden. — So sah es aus, als Humboldt das Ministerium antrat. Es war gewiß ein ahnungsreiches Wort, das F. A. v. Stägemann damals (7. Aug.) in einem Briefe niederlegte, indem er, Humboldt's Ankunft berührend, von dessen „neuestem Verhängniß" sprach. [4])

Die öffentliche Meinung aber knüpfte große Erwartungen an diesen Antritt. Humboldt galt als die Hauptstütze des Liberalismus in Preußen; immer mehr richteten sich die Hoffnungen der Fortschreitenden und Constitutionellen auf diesen begabten Fürsprecher, der noch jüngst (zu London) Gelegenheit gehabt hätte, neue Erfahrungen über parlamentarische Institutionen einzusammeln; der das Verhältniß Preußens zu Deutschland zu würdigen wußte, und einsah, daß diesem

4) Siehe K. E. Oelsner's Briefe an Stägemann. Herausg. von Dorow. Leipzig 1843. S. 96.

ohne eine preußische Volksvertretung die rechte Consistenz fehle. [1])

Auch täuschte er, so weit es in seiner Macht lag, diese Erwartungen nicht. Früh schon hatten die Freiheitsideen sich in ihm festgewurzelt, er hatte sogar die Idee individueller Freiheit mit einer Unbedingtheit erfaßt, die zu sehr über die Bedürfnisse der wirklichen Welt und insbesondere unserer Zeit und unsres Volkes hinwegsah. Wir sahen ihn von der höchst praktischen Tendenz ausgehen, der Wirksamkeit des Staates Gränzen zu setzen; er that es aber in einer Ausdehnung, der die Menschen selten oder nie gewachsen waren. Die Deutschen nun gar waren weit entfernt, die Hülfe des Staats so weit entbehren zu können. Wir sahen, wie er das richtige Grundprinzip, daß alles auf Entwicklung der Invidualkraft ankomme, daß nicht die Gattung, noch irgend eine größere oder kleinere Gemeinschaft, und am wenigsten der Staat, sondern das individuelle Leben, der Mensch und dessen Ausbildung der höchste und eigentliche Zweck aller Dinge sei — wir sahen, wie er dies Prinzip in einer Unbedingtheit und einer Vereinzelung erfaßte, [2]) von der längeres Nachdenken ihn wohl zurückbringen mußte. Das Prinzip aber gab er darum nicht auf, auch als ihn mannigfache Einsicht in das praktische Leben und große Begebenheiten zu einem engern Anschluß an die Bedürfnisse der Zeit und des Volkes bewogen hatten.

Dadurch aber zeigte er gerade seinen staatsmännischen Beruf, daß er, sobald er es mit der Wirklichkeit zu thun hatte, nicht blos die Richtung seines Geistes, die freilich in dem Gegebenen nicht ganz aufgehen konnte, sondern eben

---

1) Siehe z. B. die Correspondenz aus Erfurt vom 12. Febr. in der Allg. Zeitung vom 27. Febr.; die aus Leipzig vom 30. März, in der Beil. dieser Zeitung vom 22. April 1819.

2) Siehe oben Th. I. S. 171—198.

so sehr die dringenden Bedürfnisse und entschiedenen Wünsche der Mehrzahl oder der Gebildeteren seiner Zeit und seines Volkes um Rath fragte; daß er, durchdrungen von der Ahnung, in den vorherrschenden Ideen einer Epoche etwas Göttlichem zu begegnen, diese Ideen aufsuchte, sie mit dem eignen Sinnen und Denken in Verbindung setzte, und so auf persönliche, aber dem Weltgeist befreundete Weise in das Allgemeine einzugreifen sich bemühte.

Es war von jeher lebendigste Ueberzeugung in ihm, daß nur durch freie Institutionen ein Volk gehoben und gestärkt werden könne. Er selbst aber würde die Verwirklichung dieser Freiheit vielleicht auf einem Wege erzielt haben, der seinen Lieblingsgedanken mehr entsprach, hätte nicht jener praktische Sinn ihn eines Andern belehrt. So hielt er denn die letzten Prinzipien in treuem Sinne, aber er schloß sich inniger an das nähere Bedürfniß der Nation und die vorwaltende Richtung des Jahrhunderts an, die auf Verfassungsleben und auf Theilnahme der Bürger an den gemeinsamen Angelegenheiten des Staates zielt. Daß dies die vorwaltende Richtung der Zeit sei, sagte ihm der Einklang der jugendlichen und vorgerückteren Zeitgenossen; daß es Bedürfniß auch der großen Mehrzahl sei, die besonders damals im Allgemeinen noch wenig Lust bezeigte, in den öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme zu führen, verkündeten ihm die glücklichen Resultate, die jede Aufrüttelung des Volkes aus seinem jahrhundertelangen Stillleben in dem Charakter desselben hervorbrachte.

Endlich erkannte er, daß dieser praktische Gesichtspunkt dem ideellen die Hand biete. Die deutsche Nation ist von politischer Selbstbefähigung so zurückgekommen, daß man ihr nicht anders mehr dazu helfen kann, als dadurch, daß man sie gleichsam nöthigt, sich wieder mit praktischen Interessen zu beschäftigen. Das Allgemeine hat noch den meisten Reiz;

es erweckt den praktischen Sinn am leichtesten, und Schritt vor Schritt bildet sich die Kraft, im engern Kreise der leitenden Hand des Staates zu entrathen. — Und einer Stärkung des Gemeinseins bedarf der Deutsche gleich dringend in nationaler Rücksicht, wenn er nicht Gefahr laufen soll, bei nächster Gelegenheit wieder einmal von Wälschen oder Kosacken mißhandelt zu werden. —

Schon zu Wien sahen wir Humboldt die constitutionellen Bestrebungen nach Kräften unterstützen. Er faßte dabei sein engeres Vaterland vornehmlich ins Auge, das in diesem Punkte gleichsam die Mitte halten zu sollen scheint zwischen dem zurückstehenden österreichischen, und den in dieser Hinsicht vorgerückten kleineren Staaten Deutschlands. Er stellte ein Minimum ständischer Rechte auf, dem sich Preußen unbedingt, Oesterreich vielleicht bei Provinzialverfassung unterwerfen konnte. — Fortan wandte er dem preußischen Verfassungswerke sein Augenmerk zu; mit verdoppeltem Eifer, seit ihn das Vertrauen des Monarchen in den Constitutionsausschuß und in den Ministerrath berufen hatte. Er war von der Nothwendigkeit der Reichsstände für Preußen durchdrungen, und arbeitete jetzt, so viel er nur konnte, zur Verwirklichung dessen, was seiner patriotischen Ueberzeugung sowohl für die dauerhafte Befestigung der Monarchie und ihrer Stellung in Deutschland, als für die Entwicklung des preußischen Volkes das Zweckmäßigste schien. Und er konnte dies um so zuversichtlicher, da die Akte des deutschen Bundes und die Zusage seines Königs noch dazu aufmunterten.

Aber auch hier zeigte er sich als Staatsmann. Er forderte nicht plötzlich, was die Idee des Repräsentativsystems auch bei entschieden monarchischer Form zu begehren scheint und was er früh schon, wie uns dünkt, begriffen hatte. [3])

---

3) Siehe oben Th. I. S. 201–2. 204–5.

Und diese Ideen, deren Verwirklichung er der Zukunft überließ, waren von dem abstrakteren Liberalismus noch sehr verschieden. Ruhte doch seine ganze Anschauung der Freiheit auf anderem Grunde! — Er hatte den Geist ergriffen, der die Welt durchweht; aber er glaubte nicht, dem Buchstaben folgen zu müssen, in dem er vorübergehend sich ausdrückt, oder von andern Nationen uns überliefert wurde. [4])

Er forderte von einer preußischen Constitution nichts, was unter den gegebenen Umständen unmöglich war. Er wollte nur die Anfänge des constitutionellen Lebens gegründet, und — sofern es durchzusetzen — den Weg bezeichnet wissen, auf dem sich einst weitere Rechte daran knüpfen ließen. Er war im Wesentlichen mit berathenden Ständen zufriedengestellt; aber nur durch Reichsstände sah er den Zweck erfüllt. In jenem vielbesprochenen Minimum von Rechten, die sein Bundesplan von 1815 sämmtlichen deutschen Landständen verbürgen wollte, war zwar in zwei bestimmten Fällen — bei Einführung neuer Steuern oder Erhöhung der schon vorhandenen — den Ständen eine mitbeschließende Stimme zuerkannt, [5]) es sind dies aber Fälle, in denen die Regierung auch nur dem Rathe der Stände sich nicht leicht entziehen dürfte. Dennoch war es ein Glied in der Kette, die noch manches aufnehmen kann;

---

4) Humboldt's Werke — und hier sind seine Schriften aus seiner letzten Lebensperiode so vollgültig, als die Aeußerungen aus der Zeit seines politischen Wirkens — enthalten noch manchen Fingerzeig, der den deutschen Charakter seiner politischen Richtung bewährt. „Fessellose Freiheit," sagt er, „frommt nie auf Erden" (IV. 379). Er fordert, daß man „Gesetzmäßigkeit mit der Freiheit verbinde, d. h. ihr durch Schranken das eigene Dasein sichere." (Einl. zur Kawisprache.) Endlich sagte er so schön: „das Gesammtstreben der Menschheit bezweckt im letzten Resultate nichts Anderes, als Gesetzmäßigkeit forschend zu finden oder bestimmend zu begründen."

5) Siehe oben S. 287.

und ein glücklicher Gedanke, weil es die schrittweise und gesunde Entwicklung des Verfassungswerkes gleichsam vorzeichnet.

Humboldt wollte keinen Sprung in den preußischen Verhältnissen gemacht wissen; aber einen entschiedenen Schritt, und keinen halben. Hier war von keiner Schwächung der Staatsgewalt die Rede; sie sollte nur ein Mittel an die Hand bekommen, die Wünsche des Volkes besser kennen zu lernen. Die Rechte, die dem Volke eingeräumt werden sollten, waren gering; dadurch aber, daß ein bestimmter Antheil am Allgemeinen eröffnet wurde, konnte der praktische Sinn gestärkt, der Nationalgeist gebildet, politische Selbstbefähigung begründet werden.

Nie war seine Meinung, daß man ein Staatsgebäude nach bloßen Grundsätzen der Vernunft aufführen könne [6]). Er hielt es auch für ein Glück, daß unsere frühere Geschichte so manches Vorbild gewährt, das man befragen, daß sich noch manche Elemente vorfinden, die man benutzen könne. [7])

---

6) S. oben Th. I. S. 163.

7) Besonders merkwürdig, in dieser Rücksicht sowohl, als für sein damaliges Streben überhaupt, ist ein Schreiben, das er, kurz vor seinem Ministerialantritt, an den Verfasser einer Schrift: „Ueber die Verfassung Westphalens," den Hofgerichtsadvokaten Sommer in Kirchhunden bei Arensberg im Herzogthum Westphalen richtete, und aus dem die Absicht hervorleuchtet, den Gegnern zu sagen, daß sie es nicht allein seien, die das Historische und noch Vorhandene zu würdigen wüßten. Der Brief lautet: Frankfurt a. M., den 31. März 1819: Ew. Wohlgeboren haben mir durch ihre Schrift ein sehr schätzbares Geschenk gemacht, und ich habe dieselbe mit verweilender Aufmerksamkeit und lebhaftem Interesse durchgelesen. Es wäre ungemein zu wünschen, daß alle Theile des preußischen Staats sich gleich gründlicher und gunstvoller Darstellungen und Beurtheilungen ihrer ehemaligen oder bisherigen Verfassungen zu erfreuen hätten. Daß neue Verfassungen, wo sie dauerhaft und beglückend sein sollen, so viel als möglich müssen auf einen historischen Grund gebaut werden, daß man bei ihnen von gutgeordneten Gemeindeverfassungen auszugehen hat, um aus festen und lebendigen Elementen ein organisches Ganzes zusammenzufügen, und daß der wesentliche Nutzen landständischer Einrichtungen in der Erweckung und Erhaltung

Namentlich bei Bestimmung der Glieder, die zur Standschaft berufen sein sollen, so wie des Wahlgesetzes war die Rücksicht auf Gerechtsame, die sich bis auf die jüngste Zeit herab erhalten hatten, unerläßlich. Im Allgemeinen aber mußte man mehr das gegenwärtige Bedürfniß zu Rathe ziehen, als die Ueberlieferung, mehr von Grund aus neu bauen, als auf ältere Fundamente stützen. Von Humboldt aber ließ sich auch hier nur das Beste hoffen, und in keinem Falle war er gemeint, die Einführung der Verfassung von dieser Rücksichtnahme auf ehemalige Verhältnisse hinhalten zu lassen.

---

eines wahrhaft staatsbürgerlichen Sinnes in der Nation gesucht werden muß, in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Wesen einen von isolirender Selbstsucht abziehenden Antheil zu nehmen, zu dem Wohle desselben von einem durch die Verfassung selbst bestimmten Standpunkt aus mitzuwirken, und sich auf diesen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos auf's Allgemeine gerichteten Strebens, zu beschränken, darüber müssen alle einig sein, welchen ein Urtheil über diesen Gegenstand gebührt. Jeder Deutsche wird auch mit Freude erkennen, daß die Vorbilder solcher Verfassungen nicht brauchen aus Staaten hergenommen zu werden, die, als neu entstanden, keine Vergangenheit besitzen, oder die sie muthwillig zerstört haben, sondern daß sich dieselben in unserer vaterländischen Geschichte reichlich vorfinden, so wie noch viele Elemente in noch fortbestehender Einrichtung. Die Frage kann nur sein, wie das Neue an das Alte zu knüpfen, wie das örtliche Einzelne zum Allgemeinen verschmolzen werden kann? Und was hernach vom Bisherigen und vom Lokalen aufgeopfert werden muß? Und hierzu liefert Ew. Wohlgeboren Schrift wichtigen Stoff der Betrachtung. Indem ich Ihnen meinen Dank für die Mittheilung derselben wiederhole, bitte ich Sie, die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung anzunehmen. Humboldt. — Kürzer faßte er sich mit der Antwort, die er in einem ähnlichen Falle an den bekannten Kriegsrath v. Cölln richtete: „Ew. Hochwohlgeboren danke ich hierdurch ergebenst für die mir unterm 27. d. M. gefällig gemachte Mittheilung des 1. Hefts des historischen Archivs der preußischen Provinzialverfassungen. Es verdient allgemein beifällig aufgenommen zu werden, da es bis jetzt noch an einer Schrift gefehlt, in welcher die Entstehung der brandenburgischen Verfassung und Gesetzgebung, im Zusammenhange mit der äußern Gestaltung der Monarchie, in einer kurzen übersichtlichen Darstellung, historisch-pragmatisch entwickelt ist. Berlin, 30. Okt. 1819. Humboldt." — Diese Briefe bewahrt die Allg. Zeitung vom 10. Juni und 14. Nov. 1819.

Es that auch sehr Noth, daß ein bewegender Geist sich des preußischen Verfassungswerkes annahm, wenn es nicht ganz in Stillstand gerathen sollte. An Materialien fehlte es nicht, allein der Kanzler zögerte, der Constitutionsausschuß hatte bis zum Juli 1819 so gut als nichts gethan. [1]) Indeß war das Verlangen nach einer preußischen Constitution immer dringender geworden, seit Baden (1817) damit vorgeschritten und selbst Bayern (1818) den Vorsprung gewonnen hatte. Auch Humboldt soll erklärt haben, Preußen dürfe, nach diesem Vorgange Bayerns, noch weniger zurückbleiben [2]) Doch gerade diese ständischen Verhandlungen in München mochten den Gegnern des constitutionellen Lebens lebhafte Besorgnisse einflößen; und das Wiener Cabinet bot gewiß alles auf, etwas Aehnliches in Berlin zu hintertreiben. Es ging sogar im Sommer 1819 das Gerücht, Fürst Hardenberg habe dem Könige die Grundzüge einer Verfassung vorgelegt; dieser aber habe vor ihrer Genehmigung weitere Vorarbeiten verlangt. Soviel ist gewiß, daß die zunehmende Reaktion mehr und mehr auch auf dieses Werk ihren Druck äußerte. Schon im J. 1818 wollte man oft zweifeln, ob die Regierung mit etwas anderm umgehe, als Provinzialstände einzurichten.

---

1) Oelsner schreibt, 23. Juli 1819, an Stägemann, ein Mitglied dieses Ausschusses: „Aus Ihrem Schreiben, vom 16. d., geht hervor, daß der erlauchte Ausschuß an der Constitution gearbeitet hat, wie die französische Akademie an dem neuen Wörterbuche, über dessen Grundlagen man noch nicht einverstanden ist.“ (A. a. O., S. 87.)

2) Man schrieb aus Berlin (16. Febr. 1819) in öffentlichen Blättern: „Die Freunde des Hrn. v. Humboldt versichern, die neuesten Vorgänge in Bayern hätten Se. Durchl. den Fürsten Staatskanzler veranlaßt, jenen Minister aufzufordern, seine Ansicht über das System, welches Preußen unter den gegenwärtigen Umständen zu ergreifen habe, zu erkennen zu geben, und Hr. v. Humboldt habe seine Meinung dahin geäußert, daß man keine Zeit verlieren dürfe, die Arbeiten zu dem künftigen Verfassungswerk einzuleiten.“ Vergl. Allg. Zeitung, 6. März 1819.

Humboldt aber warf sich mit allem Eifer auf das Verfassungswerk. Er hat damit und durch den Auftritt, der ihn so schnell wieder vom Ruder entfernte, seine kurze Ministeriallaufbahn verewigt. Ungleich so Vielen, die ihren Freimuth vergessen, sobald sie die Staffel erklommen haben, machte er auch jetzt seine Ansichten auf das nachdrücklichste geltend.

Er verfaßte ausführliche Denkschriften [3]) über Repräsentativverfassung für Preußen, und einen Entwurf zur Constitution selbst, über den er vorher mit Stein correspondirt haben soll. Beides, diese Denkschriften, so wie später der Entwurf cirkulirten unter den Gliedern des Constitutionsausschusses und auch sonst in höhern Kreisen. Allgemein wurde der Scharfsinn bewundert, nur Wenige aber fanden sich befriedigt, weil man entweder schon mehr wollte, als zunächst in Preußen beabsichtigt wurde, oder auch den kleinen Anfängen eines preußischen Verfassungslebens abgeneigt war. Das Wort „Reichsstände" schreckte Viele, wie das Haupt der Medusa.

---

3) Varnhagen v. Ense führt in seiner Skizze über Humboldt (Denkw. und verm. Schriften, IV. 297—8) eine dieser Denkschriften als Zeugniß auf, wie Humboldt oft seinen Gegenstand zu umstricken, mit den feinsten Gedankenzügen und stärksten Schlußfolgen zu umweben wußte, daß man glaubte, die Sache zu haben, während man doch nur das umhergelegte Netz hatte. „Hauptsächlich in seinen diplomatischen Arbeiten fand sich Anlaß zu dieser künstlerischen Meisterschaft, den Gegnern nicht selten zur hülflosen Verlegenheit. Bewundernswürdig an Scharfsinn und Freiheit, an fester Gliederung und Durchführung, ist besonders eine Denkschrift, worin er Verfassungsgrundsätze erörtert; er giebt die bündigste, gefälligste Umhüllung, man glaubt schon alles sicher festzuhalten, aber zur Sache ist nichts gethan, es ist nur eine Aufgabe, eine geistige Uebung gewesen. Jedoch weder die Gesinnung, noch die Thatkraft Humboldt's können hiebei in Frage stehen; in so weit als die Aufgaben an ihn gewiesen waren, hat er sie mit Nachdruck und Weisheit gefördert und die Nothwendigkeit großer Fortschritte bei jeder Gelegenheit auf das Bestimmteste ausgesprochen. . Er hatte auch nach der Einleitung die Hauptsache wirklich schon bereitet."

Es geschah auch wirklich ein Ruck in der Verfassungssache. Kurz nach Humboldt's Eintritt in's Ministerium ernannte der König eine aus wenigen Mitgliedern zusammengesetzte Commission, die einen vollständigen Verfassungsentwurf bearbeiten sollte. Dieser engere Ausschuß war aus der Mitte der früher bezeichneten Constitutionscommission genommen. Er stand unter dem Präsidium des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg, und zählte fünf Mitglieder, nämlich die beiden Minister des Innern, v. Humboldt und v. Schuckmann, den wirklichen Geh.-Legationsrath Ancillon, den Geh.-Staatsrath und Präsidenten des Appellationshofes zu Köln, Daniels, und den Geh.-Legationsrath Eichhorn [4]). Auch hier waren wieder sehr entgegengesetzte Ansichten vertreten; man konnte fast eben so viel Separat-Vota und Entwürfe erwarten, als Mitglieder waren. — Diese Commission, hieß es, werde sofort zur Arbeit schreiten und solche alsdann dem weitern Ausschusse zur Prüfung vorlegen. Den 13. Oktober soll die erste Sitzung Statt gefunden haben [5]), worauf vielleicht durch Vorgänge, von denen wir bald reden, sofort eine Unterbrechung herbeigeführt wurde. — So viel wir wissen, legte der Staatskanzler selbst dieser Commission einen Entwurf zu einer reichsständischen Verfassung vor; worauf Humboldt seinen eigenen Entwurf [6]),

---

4) Vergl. Allg. Zeitung, 11. Sept. (Berlin, 4. Sept.) u. die Mittheilung eines sehr unterrichteten Correspondenten aus Berlin, vom 30. Sept., ebendas., 11. Okt. 1819, die dadurch noch an Glaubwürdigkeit gewann, daß die Vossische Zeitung in Berlin, unterm 6. Nov., sie größtentheils abdruckte, und am Schluß beifügte: Diese Commission habe ihre Arbeiten bereits angefangen, und werde solche demnächst der Prüfung des größeren Ausschusses unterwerfen.

5) Allg. Zeitung, 24. Okt. 1819.

6) „Wir haben," sagt der schon genannte Correspondent der Allg. Zeitung vom 11. Okt., „Entwürfe zur Verfassung im Druck und schriftlich vor uns, zum Theil mit Einsicht geschrieben und Gutes enthaltend, und offenbar aus einer wohlmeinenden Ansicht herrührend."

als eine Art Contre-projet, eingab. [7]) Was unmittelbar nach Humboldt's Entfernung vorgegangen ist, liegt im Dunkel; das letzte Ergebniß werden wir später berühren.

Trotz aller Constitutionsausschüsse und Verfassungsentwürfe war die ganze Frage noch schwebend; ja von Tag zu Tag minderte sich die Hoffnung, daß wirklich Reichsstände eingeführt werden würden. Eine mächtige Partei wollte längst nur Provinzialstände; Hardenberg selbst beabsichtigte zwar die Einführung von Reichsständen, der König aber schien für gut zu finden, zuerst Provinzialstände zu versammeln, die überall den örtlichen Verhältnissen nachgebildet wären. Der Staatskanzler ging darauf ein, und versicherte Görres (12. Jan. 1818): Seien diese provinziellen Vertretungen erst in Gang gesetzt, so würden sie sich alsdann später leicht in einen Reichsrath vereinigen lassen.

Obwohl wir die oben bezeichneten Humboldt'schen Denkschriften, so wie den von ihm verfaßten Entwurf leider noch entbehren müssen, läßt sich doch Folgendes mit Bestimmtheit versichern. Einmal, daß er in Bezug auf die den Ständen einzuräumenden Rechte mit dem Staatskanzler einig war, und zunächst für sie nur eine berathende und begutachtende Stimme begehrte, die Punkte ausgenommen, wo er schon in Wien ein Verwilligungsrecht gefordert hatte. Doch würde er auch diese Forderung aufgeopfert haben, wenn nur wirkliche Reichsstände begründet würden. Dagegen läßt sich nachweisen, daß er, auch mit dem Staatskanzler, über die Art und Zeit der Einführung differirte. [8])

---

7) Es ist zuverlässig, daß es von Humboldt's Hand einen Entwurf zur Constitution gab. Später aber haben selbst viele seiner besten Freunde sich diesen nie verschaffen können. Es wird sogar behauptet, daß der Entwurf gar nicht mehr vorhanden sei [?.]

8) Er war überhaupt mit dem Zögerungssystem des Staatskanzlers höchst unzufrieden und machte bittre Vorwürfe. Was half

Auch ihm waren die Provinzialstände recht, aber nur, wenn sie entweder zugleich mit Reichsständen oder ganz kurze Zeit vor deren Errichtung eingeführt würden.

Als Zeugniß dafür führen wir ein Schreiben auf, [9]) das Humboldt den 29. Nov. 1821 verfaßt hat. Es ist ohne Zweifel an den General v. Witzleben gerichtet, und diente als Antwort auf ein Projekt, worüber dieser um ein Privatgutachten gebeten hatte. Es war nämlich damals, in Folge der österreichischen Einflüsse, das saubere Projekt aufgetaucht, neben den Sachministerien besondere Provinzialministerien zu errichten. Humboldt nun hielt die preußische Verwaltung zur Zeit für so mangelhaft, als es nur immer die Begünstiger dieses Projektes konnten, und berief sich deshalb auf seine zwiefache Erfahrung, seine ehemalige als Staatsbeamter, und seine jetzige als Privatmann. Aber das jetzt vorgeschlagene Mittel sah er für ganz ungeeignet an, sie zu verbessern, und es war ihm leicht, es zu beweisen. Er warf hiebei eine Menge treffender Winke hin, führte die Nothwendigkeit der Einheit in den Regierungsmaßregeln, zumal für den preußischen Staat, zu Herzen, [10]) und ergriff schließlich diesen Anlaß, um ein nachdrückliches Votum

es auch, eine Commission nach der andern zu ernennen, wenn man hinterher alle Mittel aufsuchte, den Zweck zu eludiren!

9) Mitgetheilt von Dorow in der Schrift: Job v. Witzleben. Mittheilungen desselben und seiner Freunde zur Beurtheilung preußischer Zustände und wichtiger Zeitfragen. Leipzig, 1842. S. 13—34. Wir können diese köstliche Reliquie zugleich für einen Beleg der geistvollen und graziösen Art ansehen, womit Humboldt politische Fragen behandelte.

10) „Das Wesen des Staats besteht in der Verknüpfung der einzelnen Kräfte zur Gesammtkraft. Das Regieren verlangt daher zuerst Einheit in allen Maßregeln, die von dem obersten Regierungspunkt ausgehen. Außer seinem allgemeinen Zwecke, außer dem Bedürfniß seiner Mitglieder, ihre Kräfte, sofern sie dem Staat angehören, nicht durch Zersplitterung geschwächt, sondern durch

über die verwandte ständische Frage, nämlich über die Untauglichkeit bloßer Provinzialstände, abzugeben. Der Schluß dieses Schreibens lautete also:

Ein Bedenken möchte ich jedoch Ew. Hochwohlgeboren mittheilen, da Ihr Aufsatz auf die Möglichkeit so wichtiger Veränderungen in der Verwaltungsorganisation schließen läßt. Sie erwähnen selbst des genauen Zusammenhangs, der zwischen der Einrichtung der höchsten Verwaltungsbehörden und der Entscheidung der Frage über die ständische Einrichtung ist. Dieser Zusammenhang aber erstreckt sich viel weiter, namentlich auf die Einrichtung der Regierungen, die Eintheilung in Provinzen, ja selbst auf die Stellung aller Beamten, vorzüglich der Landräthe. Ich gestehe, daß so lange diese Frage schwebend ist, wie sie denn seit dem Erscheinen des Edikts von 1815 nicht anders als schwebend genannt werden kann, ich mir nicht getrauen würde, zu irgend einer andern als ganz unwesentlichen und in nichts bedeutend eingreifenden Veränderung der jetzigen Geschäftsverwaltung zu rathen.

In Rücksicht der Stände äußern Ew. Hochwohlgeboren Ihre Meinung: daß allgemeine Stände nicht, wohl aber zunächst Provinzialstände zu gewärtigen sind. Meine Ueberzeugung ist, daß es sehr bedenklich sein würde, Provinzialstände, ohne allgemeine, zu errichten, und daß, wenn man beide, aber in einem Zwischenraume, will, der Zwischenraum gleich bei der Einführung der erstern unwiderruflich bestimmt und nur sehr kurz, auch, bei dieser Einführung, der Plan für die allgemeinen schon vollkommen festgesetzt sein muß. Provinzialstände können nur für Provinzialzwecke dienen, und Allgemeines kann der Staat nicht durch sie erreichen wollen. Hierin ist die erste Lücke. Denn wenn der Staat einmal Stände für nothwendig hält (und ohne dies muß er sie nicht bilden), so ist es consequenterweise unmöglich, daß in der Nothwendigkeit nicht auch Dinge liegen sollten, die nur durch allgemeine Stände erreichbar sind, und für die man sich nur mit Provinzialständen behilft. Doch ist dies nur ein Mangel.

Leitung in gerader Richtung geschont zu sehen, hat jeder Staat (der unsrige vorzüglich, der nicht in Europa in die natürlichste Lage gestellt ist) individuelle Maximen, auf denen sein individuelles Leben beruht." (S. 21).

Wenn Provinzialstände nur über Provinzialgegenstände reden dürfen, wie denn dies streng gehalten werden muß, und es keine Gelegenheit giebt, über allgemeine Maßregeln auf gleiche Weise zu sprechen, so werden sie künstlicher Weise der allgemeinen eine provinzielle Absicht, ein einzelnes Interesse abzugewinnen suchen, und kein Reglement wird sie hindern können, jene Schranken zu überschreiten. Dies liegt in der Natur des Menschen; auch werden sie ja durch die allgemeinen Maßregeln berührt; sie können sie drückend finden, und so ist es natürlich kaum zu tadeln, wenn der Theil, der als Ganzes mit seinen Nebentheilen nicht reden darf, doch nun isolirt für sich sprechen will. Entsteht dies aber: so erwächst der Regierung ein ungeheures Hinderniß. Wie soll sie sich mit vier, fünf, vielleicht noch mehr Versammlungen, deren jede noch dazu, ihrer Stellung nach, die Sache aus einem einseitigen Gesichtspunkte ansieht, über eine Maßregel verständigen? Dennoch werden die Bewohner der Provinz auf Seite ihrer Stände sein. So findet die Regierung die Gemüther und die Stimmung überall gegen sich, und muß sich gefaßt darauf machen, auch wenn sie die Maßregeln mit Kraft durchsetzt, diesen dumpfen innern Widerstand wenigstens nur partiell zu besiegen. Dies ist eine große, wahre, nicht eingebildete Gefahr, mit jeder Einrichtung von Provinzialständen verbunden und unausbleiblich; wie beschränkt ihre Rechte auch sein mögen, sobald sie nur das Recht haben, zu sprechen, und ihre Stimme als die Stimme ihrer Committenten gilt.

Die Provinzialstände werden nothwendig in ihren Ansichten getheilt sein; es wird daraus mehr oder weniger die Gefahr einer Zerreißung des Staates, wenigstens in der Gemüthsart und Stimmung, entstehen. Die Regierung wird daher mehr Schwierigkeit finden, weil sie bei jeder Versammlung eigener Argumente bedürfen wird, und weil eine Provinzialversammlung, ihrer Natur nach, einiger und einer fremden Ansicht sogar weniger zugänglich ist. Dagegen werden sie sich gegen die Pläne der Regierung leicht gegenseitig unterstützen, und dies ist eine zweite Gefahr. Kein noch so scharfsinniger Kopf kann sich herausnehmen, die Gränzen zwischen dem zu ziehen, was blos Provinzial-, und was allgemeine Angelegenheit ist. Der Staat wird sich vorbehalten müssen, selbst dies im Einzelnen zu bestimmen. Dies wird aber wieder eine Quelle von Unzufriedenheit und Mißtrauen werden. Dann werden doch die Provinzialstände dies sogar in dem ihnen zustehenden Rechte der Beschwerdeführung ausüben, und welcher Minister wird nicht lieber eine von ihm vorgeschlagene Maßregel vor einer, aus Männern von verschiedenen Provinzen zusammengesetzten Versammlung, als gegen viele Versammlungen vertheidigen wollen? Mit

isolirten Provinzialständen wird man keinen der Vortheile allgemeiner besitzen, allein fast alle Nachtheile und ganz neue, aus der Schiefheit der Lage entstehende. Denn jede Provinzialversammlung wird die fehlende allgemeine ersetzen und vorstellen wollen, und schon der nothwendig werdende ewige Kampf gegen dies Streben ist schädlich und gefährlich da, wo nur das höchste Vertrauen und die höchste Einigkeit herrschen sollte.

Dies sind Nachtheile, die ich nebst andern geringern von allein dastehenden Provinzialständen erwarten würde. Augenblicklich werden die beiden jetzt nur zu laut gewordenen Parteien sich darüber freuen. Die eine wird froh sein, daß wenigstens keine allgemeinen Stände entstehen, die andere wird sich Glück wünschen, daß es wenigstens nun Provinzialstände giebt, und denken, daß die allgemeinen von selbst nachfolgen müssen. Die letztere wird Recht haben. Sie werden, wenn man es auch wollte, kaum zu vermeiden sein, der Geschäftsgang wird selbst auf sie führen; die Schwierigkeiten, welche die Verwaltung bei den Provinzialständen finden wird, werden das Gefühl ihrer Nothwendigkeit erregen. Aber es wird sehr bedenklich sein, wenn die Regierung dies nicht gleich bei der Einrichtung der Provinzialstände bedenkt, sie schon da vorbereitet und eigentlich mit jenen, wenn sie auch in der Zeit nachfolgen, gestiftet hat. Folgen allgemeine Stände erst, wenn die Provinzialstände schon öfters versucht haben, ihre Gränzen zu überschreiten, so ist es schon schlimm. Der Geist des Instituts ist alsdann schon verdorben, und es ist schwer, ihn zu verbessern.

Der Ausspruch des Staats, daß er die Stimme gewisser Personen für die Stimme des Volks ansehen will, ist von einer solchen Wichtigkeit, daß man sich dieselbe nie zu groß denken kann, und keine menschliche Weisheit kann die Folgen davon übersehen. Damit thut ihn der Staat, sowie er auf irgend eine Weise Stände schafft. Sollen denn nun, so viel möglich, die Vortheile geärntet, die Gefahren vermieden werden, so muß das Verhältniß der Stände gegen die Regierung durchaus klar, einfach, gerecht und offen sein. Ihre Lage muß so bestimmt werden, daß ein Versuch, die Gränzen derselben zu überschreiten, gar nicht vor der Vernunft und dem Gefühl zu entschuldigen sein würde, und daß die sträfliche, aus Leidenschaften entstehende Lust dazu weder Vorwände noch Anreizungen findet. Diese Bedingungen scheint es mir unmöglich bei Provinzialständen, ohne allgemeine, zu erfüllen. Die bei uns wenigstens allgemein nicht, im Volke wirklich gar nicht vorhandene Lust, in öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme zu führen, wird absichtlich durch Errichtung von Ständen geweckt, und dadurch, daß es nur Provinzialstände sein sollen, auf einem Punkt

festgehalten, auf dem es nicht natürlich ist, daß sie sollte stehen bleiben können. Die theoretischen Einwürfe, die man gegen ein solches System machen kann, sind aber noch die geringsten. Die wahren Schwierigkeiten, Collisionen, Unbequemlichkeiten, Gefahren würden sich erst bei der Ausführung finden. Provinzialstände mit Provinzialministern verbunden, schienen mir gar einen Zustand der Dinge herbeizuführen, in dem ich verzweifeln würde, daß die oberste aller Verwaltungsbehörden, die auch nur im Mittelpunkt stehen muß, noch die Zügel zu halten im Stande sein würde. —

Da es bei ständischen Angelegenheiten sehr gut ist, auf das Geschichtliche und den ehemaligen Zustand zurückzugehen, so ist es Ew. Hochwohlgeboren gewiß auch nicht entgangen, daß in den Ländern, wo es Provinzialstände gegeben hat, diese so entstanden sind, daß der für sich bestehende Staat neue, mit Ständen versehene Provinzen erhielt. Ob es ein Beispiel giebt, auch nur ein einziges, wo man in einem Staate, absichtlich und auf Einmal, Provinzialstände, ohne allgemeine, geschaffen hätte, muß ich bezweifeln. Die Frage: ob man Provinzialstände, ohne allgemeine, oder allgemeine mit Provinzialständen (was gewiß sehr nützlich und gut sein würde) oder ohne dieselben, einrichten will, ist daher ohngefähr dieselbe mit der: ob ein Staat wieder eine Verbindung mehrerer Staaten werden oder Ein Staat bleiben soll?

Ich sehe zu meiner Beschämung, daß ich viel weitläufiger geworden bin, als ich Anfangs dachte. Wenn ich dabei auf die unleserliche Hand sehe, weiß ich kaum, wie ich es entschuldigen soll, Ew. Hochwohlgeboren die Mühe zuzumuthen, die vielen Blätter zu lesen. Ich mochte indessen, was ich schrieb, keinem Privatschreiber anvertrauen, und muß auf Ew. Hochwohlgeboren gütige Nachsicht rechnen.

Mit der hochachtungsvollsten Ergebenheit und Freundschaft

der Ihrige

Wilhelm von Humboldt.

Auch nicht entfernt ist ein Grund zu der Annahme vorhanden, daß Humboldt diese Frage im Jahre 1821 anders angesehen habe, als zwei Jahre vorher. Die Meinungsverschiedenheit liegt offen zu Tage, und auch ohne anderweite Veranlassung würde ein Bruch zwischen den Parteien auf die Länge nicht wohl zu vermeiden gewesen sein.

Doch nicht durch die Verfassungsangelegenheit, oder durch Meinungsverschiedenheiten in dieser Frage sollte die Katastrophe herbeigeführt werden, die den Ausgang des Jahres 1819 so denkwürdig für Preußens Geschichte macht. Die preußische Constitution lag noch zu fern; selbst der engere Constitutionsausschuß war sicher zu einem Schlußergebniß noch nicht gelangt, als plötzlich der Kampf auf ein anderes Terrain überging, und da, weil es sich um einen positiven Rückschritt handelte, eine viel heftigere Gestalt annahm. Den Anlaß hiezu gaben die Carlsbader Beschlüsse, die der Bund am 20. Sept. proklamirte. [1])

Der Inhalt dieser Beschlüsse ist uns zur Genüge bekannt. Man hat dafür gesorgt, daß sie nicht in Vergessenheit kommen können. Man gab dem 13. Artikel der Bundesakte eine authentische, sehr einschränkende Auslegung, nahm Maßregeln gegen Schulen und Universitäten, fesselte die Presse durch umfassende Censureinrichtungen und setzte in Mainz eine Centraluntersuchungscommission nieder. — Zugleich ward ein neuer Ministercongreß anberaumt, [2]) der sich im Spätjahr zu Wien versammelte, und dem wir die Schlußakte des deutschen Bundes danken — ein Werk, das die Bundesstaaten mehr consolidirte, jedoch nur im Interesse der Fürsten und des monarchischen Princips, wobei die Geschützten es gar nicht achteten, wie sehr auch sie gefesselt wurden.

Es war ein böser Geist, der die Politik zu beherrschen anfing; und das Traurigste war, nicht daß alle Regierungen übereinstimmten, sondern daß Männer, die vor wenig Jahren noch die Rechte der Völker verfochten, und zu den

---

1) Am 18. Okt. wurden sie in Preußen publicirt, und die neue Büchercensur eingeführt.

2) Im Nov. reiste Gr. Bernstorff ab; die Conferenzen begannen am 25. dieses Monats.

Besten gehört hatten, — wie Gr. Münster, Plessen und solche — sich einschüchtern und so sehr umstimmen ließen! Nicht daß die Regierungen gar nicht Grund gehabt hätten, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Die beste aber, die sicherste lag in dem festen und ruhigen — nicht langsamen — Fortschreiten im Gebiete bürgerlicher Einrichtungen, nicht aber in diesem zuversichtlichen Sichselbstüberheben über eine tüchtige und gemäßigte Nation. Immer mochte man gewisse Maßregeln gegen die unbärtigen Staatsverbesserer ergreifen, der periodischen Presse Gränzen setzen, ja selbst gewisse Principien eines abstrakten Liberalismus als unverträglich mit der Monarchie und namentlich deren bisheriger Entwicklung in unserm Vaterlande zurückweisen; aber unrecht war es, so viele Verheißungen oder Erklärungen umzudeuten, oder als nicht geschehen zu betrachten, fast alle Aeußerungen des Volkes unter Censur zu setzen, und, auf ein paar Jugendfrevel hin, gleichsam die Nation in Untersuchung zu ziehen.

Allerdings wurde durch diese Beschlüsse und die nachfolgende Schlußakte Deutschland inniger verknüpft, und die Centralgewalt gestärkt. Es fragt sich aber, ob man dies willkommen heißen konnte, wenn es nur im Interesse der Unfreiheit und der Reaktion geschah, und ob diejenigen Staatsmänner nicht Recht hatten, die, da nun der Bund einmal eine so einseitige und negative Richtung bekommen hatte, es jetzt für besser hielten, das Band in solcher Lockerheit zu erhalten. Bis heute wenigstens hat der Erfolg nur gelehrt, daß mit dieser Veränderung sich sämmtliche deutsche Staaten einer von Oesterreich beherrschten Gesammtrichtung unterthan gemacht haben, aus der sie einst Mühe haben werden, sich loszuwinden, einer Politik, die eben so sehr die Selbstständigkeit der einzelnen Regierungen, als die Fortschritte der deutschen Völker lähmt. Nur dies Eine mag uns trösten, daß nach

dieser Gesammtlähmung auch der Fortschritt ein gemeinsamer wird sein müssen.

So hatte sich denn Preußen von fremder Politik ins Schlepptau nehmen lassen, um geträumte oder zu groß geachtete innere Gefahren zu beseitigen. Wir wissen wohl, welche mächtige Partei Hardenberg und Bernstorff umlagerte; wie Viele damals Thron und Vaterland am Abgrund glaubten; wissen auch, welche Rücksicht die preußische Regierung dem Wiener Cabinete schuldete. Rechtfertigt dies aber, daß sie die Haltung aufgab, die sie über den Parteien haben sollte, und durfte sie vergessen, daß eine strenger conservative Richtung in Oesterreichs Verhältnissen geboten ist, wogegen Preußen ein bewegendes, und, wo das nicht sein kann, wenigstens vermittelndes Element darzustellen berufen ist?

Es war ein Unglück, daß Hardenberg nicht zurücktreten wollte, nicht für ihn nur, sondern für den Gang der Dinge, dem er seinen angesehenen Namen lieh. Er wollte sich nicht sagen, daß er längst nicht mehr das Heft in Händen habe; er glaubte vielleicht, weiteren Rückschritten noch vorbeugen zu können. So ward er von einer Concession zur andern getrieben, und eh' er sich's versah, war er den Männern, mit denen er 1814 und 1815 noch zusammengestanden, vollkommen entfremdet. Schon mußte er sich selbst zum Werkzeug der Reaktion hergeben, und bald sah er sich gezwungen, die früheren Genossen aufzuopfern, um — sich zu halten. Er war mit sich selbst unter äußeren Einflüssen zerfallen.

Humboldt [1]) war schon länger gereizt, gereizt durch

---

1) Wir geben die Schilderung der Ministerialkrisis von 1819 und des Sturzes der Opposition hier zum ersten Mal aus authentischerer Quelle. Es bleibt noch manches zu wünschen; für die Thatsächlichkeit des Gegebenen aber glauben wir einstehen zu können.

die Wendung, die man unerfüllten Verheißungen einer Verfassung und allgemeiner Reichsstände geben wollte, gereizt durch die ganze Politik des Staatskanzlers, der, statt, wie früher, sich auf Talent und öffentliche Meinung zu stützen, nur Hülfe von außen, von Oesterreich und Rußland, erwartete. Die Carlsbader Beschlüsse aber empörten ihn; er erklärte sie für „schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend," und scheute sich nicht, diese Opposition ins Ministerium selbst zu tragen. Hatte er bisher angetrieben, wo er konnte, so stand es ihm wohl an, sich unverholen von der Richtung Hardenberg's loszusagen, in dem Augenblick, wo sie die Bahn des Fortschritts entschieden zu verlassen schien.

Er verband sich mit dem Großkanzler v. Beyme und eröffnete, unter Hinzutreten des Kriegsministers v. Boyen, [2]) eine Opposition im Staatsministerium, die er mit Hartnäckigkeit und streng systematisch verfolgte, und in der er wegen dieser Carlsbader Beschlüsse den Fürsten Staatskanzler und den Minister Grafen von Bernstorff aufs heftigste angriff.

Dieser Angriff zerfiel in zwei Akte. Im ersten griff er geradewegs das Materielle dieser Beschlüsse an, vornehmlich in Bezug auf die Demagogenfrage; [3]) und zog diesmal ziemlich das ganze Staatsministerium auf seine Seite. [4]) Darauf erfolgte von Sr. Maj. dem Könige ein ungnädiger Bescheid.

Bisher ruhte hier Alles auf noch dazu meist falschen Gerüchten. Männer sogar, die unserm Humboldt sehr nahe gestanden, erhielten über den Gang dieser Sache nie die gewünschte Kenntniß.

2) Sonderbar, daß Humboldt mit diesem Manne, mit dem er sich zu Wien im Duell geschlagen hatte, noch in so nahe Berührung kommen sollte!

3) Er erklärte laut: ein Staatsminister, ein Minister des Auswärtigen überschreite seine Rechte, wenn er verspreche, preußische Unterthanen fremden Gerichten zu unterwerfen. Man solle, verlangte er, den Minister Bernstorff in Anklagestand versetzen, und die ganze Maßregel cassiren; zugleich aber festsetzen, daß hinfüro solche Projekte allemal erst ans Staatsministerium gebracht werden müßten.

4) Das Staatsministerium bestand damals, außer dem Staats-

Nun begann der zweite Akt. In diesem zwang der durch jenen ungnädigen Bescheid bewirkte Abfall des größeren Theils der Minister die verbundenen muthigeren und unabhängigeren Glieder, Humboldt, Beyme und Boyen, allein voran zu gehen. In drei wesentlich übereinstimmenden Schriftstücken, deren Vorlegung bei des Königs Majestät sie begehrten und durchsetzten, erneuerten sie den frühern Angriff; versteckten ihn aber mehr hinter die Behandlung des Gegenstandes aus dem politischen Gesichtspunkt, indem sie die Carlsbader Beschlüsse als der Natur des deutschen Staatenbundes nicht entsprechend, als dem Bundestage eine Preußens Selbstständigkeit vernichtende Macht beilegend, und zu einer Preußen beschränkenden, unzeitigen Consolidation des Bundes führend darstellten, und aus diesen Gründen auf ein Zurücktreten Preußens von den Carlsbader Beschlüssen antrugen.

Sind wir recht unterrichtet, so ereigneten sich diese Vorgänge sämmtlich während des Monats Oktober 1819. Die Folgen davon traten jedoch erst zum Schluß des Jahres hervor, ein deutliches Anzeichen, daß sie nicht sogleich entschieden waren, sondern Kampf kosteten. Ein zufälligerer Umstand scheint die Krisis geendigt, und den wohl unvermeidlichen Ausgang entschieden zu haben.

Ein solcher Angriff war in den Annalen Preußens etwas Unerhörtes. Man fürchtete, daß der größere Theil

---

kanzler und dem Kronprinzen, welcher Sitz und Stimme darin hatte, aus den Staatsministern v. Kircheisen (Justizminister), Grafen v. Bülow, v. Schuckmann, Fürsten von Wittgenstein, v. Boyen, v. Beyme (Minister der Gesetzrevision und des rheinischen Justizwesens), v. Klewitz (Finanzminister), Frh. v. Altenstein, Grafen v. Lottum (Minister des k. Schatzes), Grafen v. Bernstorff, und W. v. Humboldt.

des Staatsministeriums von dieser Richtung fortgerissen werden würde, wenn man nicht schleunige Maßregeln ergriffe. Auch kamen jetzt noch andere Dinge zur Sprache, zum Theil als Folge jenes Angriffs, die die Verstimmungen und Befürchtungen vermehrten. Die coalisirten Minister lehnten sich gegen die ganze Stellung des Staatskanzlers auf, durch dessen Hand allein die Sachen an den König gingen.[1]) Wenn, erklärten sie ferner, der König die Minister — wie er wollte — verantwortlich mache in Rücksicht der Staatsverwaltung, so müsse ihr Verhältniß ein freieres werden, so dürfe der Staatskanzler nicht unbedingt über ihnen stehen. — Von der andern Seite ging man eben jetzt mit einer wichtigen Veränderung in der Organisation der Landwehr um. Der Kriegsminister v. Boyen widersetzte sich dieser, doch ohne Erfolg,[2]) und dies war es, was ihn und einen ihm befreundeten Militär zu dem Schritte bewog, der die Ministerkrisis beschleunigte.

Der Staatskanzler konnte das Schwierige seiner Lage nicht verkennen; Fürst von Wittgenstein ergriff den Augenblick, ihn zu bearbeiten, und Hardenberg verband sich nun mit dem, der ihm durch sein Gewicht beim Könige so oft im Wege gestanden, und gegen den er noch jüngst zuweilen gern mit Humboldt oder Witzleben gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, um einen Widerstand zu erregen.

Wittgenstein bewies dem Kanzler, daß die Opposition gesprengt werden müsse. Ein großer Theil des Adels war in Bewegung. Das Wiener und Petersburger Cabinet, denen

---

1) Im Cabinetsbefehl vom 3. Juni 1814, der das Ministerium einrichtete, war vorgeschrieben, „daß die Minister alle Berichte an den König dem Staatskanzler zusenden sollten."

2) Die Ordre vom 22. Dez. 1819 gab der Landwehr die Form, in der sie seitdem besteht. Sie trat in eine engere Verbindung mit dem stehenden Heere.

der Sturz der Opposition nur erwünscht sein konnte, mochten nicht als müßige Zuschauer dabei stehen. Humboldt namentlich war den Russen längst zuwider. Oesterreich war seiner Sache noch nicht gewiß; [3]) noch ein paar Schritte, wie diese Humboldt'schen gegen die Carlsbader Beschlüsse, und der große Wiener Reaktionsplan war vernichtet!

Endlich kam ein zufälliger Umstand, und erleichterte das Spiel der Gegenpartei. Der Kriegsminister v. Boyen forderte — aus Mißmuth und Aerger über die erwähnte Militärmaßregel — Mitte Dezembers seinen Abschied, den der König nach einigem Widerstreben gewährte. Seinem Beispiele folgte einer der ersten preußischen Militärs, der Generalmajor v. Grolmann, damals Direktor der ersten Abtheilung im Kriegsministerium. Der König bewilligte auch ihm den Abschied, ein paar Tage später (25. Dez.).

Die Leichtigkeit, womit man die Entfernung des Kriegsministers bewirkt hatte, gab den Widersachern Muth. Man sagte dem König, nichts sei erlangt, wenn der wichtigste, geistreichste von Allen im Ministerium bleibe. Der König soll, als man ihm die Maßregel vorschlug, gezaudert haben; er wollte von W. v. Humboldt nicht lassen [?]. Wittgenstein und der Kanzler drangen in den Monarchen, und gewannen. Acht Tage nach Boyen's Verabschiedung — mittelst Cabinetsordre vom 31. Dezember 1819 — erhielten W. v. Humboldt und Beyme ihren Abschied. Man darf

---

3) Man lese nur den merkwürdigen Brief von Gentz vom Ende Oktobers 1819, worin er seinen Genossen Adam Müller bittet, etwas zu vorschnellen Wünschen Stillschweigen zu gebieten. Bei diesem Anlaß ruft er ihm zu: „Wir wissen, daß die preußische Regierung in sich selbst gespalten und zerfallen ist, aber die, welche an ihrer Spitze stehen, haben in der letzten Zeit, und bis auf den heutigen Tag, auf dem mit Oesterreich gemeinschaftlich betretenen Wege eine Treue und Festigkeit bewiesen, die wir dankbar anerkennen müssen." Schriften von Fr. v. Gentz, V. 75.

wohl sagen, sie wurden als gefährlich aus dem Ministerium gestoßen. Humboldt sollte die Pension eines Staatsministers von 6000 Thalern erhalten: er schlug sie aus, und zog sich sofort in das Privatleben zurück.

Den 4. Jan. 1820 meldete die preußische Staatszeitung die in dieser Ausdehnung wenigstens unerwartete Ministerialveränderung. Zuerst wird die dem General von Boyen bewilligte Entlassung angezeigt; auch die des Gen. v. Grolmann. Dann hieß es: „Auch haben des Königs Majestät die Staatsminister v. Beyme und Frh. v. Humboldt von den Geschäften des Staatsraths und des Staatsministeriums sowohl, als der ihnen anvertrauten Departements vorerst, und bis ihre Thätigkeit wieder in Anspruch genommen werden kann, zu dispensiren geruht.“ Die Gesetzrevision wurde Beyme'n gelassen. Die Geschäfte des Humboldt'schen Ministeriums aber gingen, laut der Staatszeitung, an den Minister v. Schuckmann, das Departement Neufchatel wieder an den Staatskanzler zurück. — Auch fand man sich, 8. Januar, veranlaßt, in der Staatszeitung zu erklären, daß „die Geschäfte der von Sr. Majestät dem Könige zur Bearbeitung der künftigen ständischen Verfassung ernannten Commission, ungeachtet der Staatsminister Freiherr v. Humboldt aus derselben ausgeschieden sei, ihren Fortgang hätten.“

Die Verbindung mit dem Hofe war zunächst ganz abgebrochen. Der König war tief entrüstet, Humboldt, den er einst fast jeden Abend bei sich oder bei der Prinzessin Radziwill gesehen, in so heftiger Opposition gegen seinen Willen zu finden. — Des Staatskanzlers Erbitterung scheint sich gemindert zu haben, als seine Absicht erreicht war. Wenigstens

schrieb Gentz, freilich ein Diplomatikus, 3. Febr. 1821 an Al. v. Humboldt, Hardenberg habe sich auch über den Bruder stets sehr freundlich geäußert, „malgré les différends qui les ont séparés.“ [1])

Im Volk aber machte die Nachricht von dieser plötzlich erfolgten und in die vielfältigsten Gerüchte eingehüllten Ministerialveränderung einen außerordentlichen Eindruck. Die meisten glaubten, sie sei durch die Verfassungsfrage herbeigeführt worden, und gewisser Maßen hing freilich das Eine mit dem Andern zusammen. Diese Theilnahme ging durch ganz Deutschland. Selbst in entferntern Ländern beschäftigte sie die Gemüther. [2]) Die deutsche Presse freilich schwieg; in französischen Journalen aber, z. B. der Renommée, ließ sich der Groll, den man diesseits des Rheins empfand, doch hören. — In Preußen sah man das Ausscheiden dieser vier ausgezeichneten, um König und Vaterland hochverdienten, im Volke hochgeachteten Männer, die den besten Theil ihres Lebens dem öffentlichen Dienste geopfert hatten, und nun mitten in ihrem Wirken unterbrochen wurden, stets mehr als einen Nationalverlust an; [3]) und weitum fühlten die Kundigen, welch' unersetzliche Lücke vornehmlich der Abgang eines Charakters und Talentes, wie Wilhelm Humboldt, in dem kaum entwickelten preußischen

---

1) Schriften von Fr. v. Gentz, V. 288.

2) So schrieb der englische Gesandte in Neapel, Sir William A'Court, ein rechter Tory, an den preußischen Generalkonsul S. Bartholdy nach Rom (3. Febr. 1820): „J was very glad to hear of prince Hardenberg's triumph. — The fall of Humboldt does not seem to be much relished by the Prussians here.“ (Fürst Hardenbergs Sieg hat mich gefreut. Humboldt's Fall scheint den hier anwesenden Preußen nicht angenehm zu sein.) Mitgetheilt in (Dorow's) Denkschriften und Briefen, Th. III. Berlin, 1839. S. 156.

3) Selbst entschiedene Anhänger Hardenberg's hielten es für einen solchen. Siehe z. B. des Präsidenten Th. G. v. Hippel's Beiträge zur Geschichte Friedrich Wilhelm's III. S. 153.

Staatsleben zurückgelassen habe. Große Anerkennung und die Wünsche seiner Mitbürger begleiteten ihn in die Zurückgezogenheit. Von Zeit zu Zeit lebte die Hoffnung wieder auf, ihn auf den politischen Schauplatz zurückkehren zu sehen. So namentlich beim Tode des Staatskanzlers und nach der Juliusrevolution. Dies hat sich aber an ihm nicht erfüllen sollen; [4]) auch würde es, falls er selbst Lust bezeigt hätte, die Gegenpartei wohl zu hintertreiben gewußt haben. — Ganz gut! Wenn nur das Vorbild, das er gegeben, in unserer Erinnerung haftet, und die Hoffnung sich erfüllt, den Saamen, den er in die Zukunft gestreut, auf dem dürren Boden unsrer Politik einst noch aufgehen zu sehen. —

Die Reaktion hatte einen vollständigen Sieg gewonnen Sie trat auch, nach dem Sturze der Opposition, ungescheut. hervor. Der Staatskanzler versicherte zwar noch immer seinen Willen, später auch Reichsstände ins Leben zu rufen, und bewog wirklich den König, in dem Gesetz über das Staatsschuldenwesen vom 17. Jan. 1820 die Bestimmung zu treffen, daß künftig keine neue Schuld ohne die Mitgarantie der Reichsstände contrahirt werden solle. Ihre Einrichtung aber setzte er nicht durch. Bei der Communalordnung soll der König ihm zum ersten Male mit Bestimmtheit entgegen getreten sein. Im Uebrigen folgte Hardenberg als treuer Knappe der Metternich'schen Politik auf den Congressen von Troppau, Laibach und Verona, und starb nach dem letztern (1822), mit dem traurigen Nachruf, sein eigenes Werk gehemmt, und dem Rückschritt großen Vorschub geleistet zu haben. Die Reichsstände traten nicht ins Leben. Ein Separatvotum,

---

4) Die beiden gleichzeitig ausgeschiedenen Militärs sind in volle Aktivität zurückgetreten, nachdem sie mit der neuen Landwehrordnung sich ausgesöhnt hatten: General v. Grolmann im J. 1825, v. Boyen im J. 1841 — wo er, obwohl bei hohen Jahren, aber ein rüstiger Greis, die Leitung des Kriegsministeriums von neuem übernommen hat.

das der König von dem Minister v. Voß verlangte — der schon vor Hardenberg's Tode in das Ministerium eintrat, und auch ohne den Rang eines Staatskanzlers das größte Vertrauen genoß — soll in der Verfassungsfrage noch zuletzt den Ausschlag gegeben haben. Alle Gedanken an Reichsstände wurden auf eine entferntere Zukunft vertagt; und (1823—24) nur Provinzialstände eingeführt. — Durch solche Vorgänge hatte Preußen sehr an Vertrauen in Deutschland verloren, namentlich bei den constitutionellen Staaten. Später, nach dem Sturm von 1830, suchte es das Verlorne auf anderem, auf materiellem Wege wieder zu gewinnen, und mancherlei Gefahren durch den Zollverein zu begegnen. Das hat auch Früchte getragen; aber es befriedigt nicht. Diejenigen, die ein ungeschwächtes Vertrauen zu diesem Staate bewahren, hoffen stets, daß das Leben, das ihn in den Jahren 1807 bis 1819 durchwehte, und das so Großes bewirkt, nicht erstorben sei, sondern wieder frische Blüthen treiben müsse. —

Humboldt konnte mit dem Gefühl zurücktreten, daß er das Seinige gethan habe, ohne die Gränzen einer loyalen Opposition zu überschreiten. Er trat gern in das Privatleben zurück, da auf jenem Felde zunächst nichts Erfreuliches mehr für ihn zu wirken übrig blieb. Mancher wird sagen, er hätte nun den Kampf auf ein weiteres Terrain tragen, und nur kühner auftreten sollen. Dazu aber war in Preußen und ist in Deutschland noch kein Raum; auch Stein konnte ja seinen Unmuth nur in Briefen auslassen. — Humboldt hörte freilich nicht auf, an den Interessen des Vaterlandes, der Menschheit, der Freiheit das regste Interesse zu nehmen. Er sprach auch entschieden über heimathliche Fragen seine Ansicht aus, wenn er, wie z. B. von Witzleben, auf

vertraulichem Wege darum ersucht wurde. Eine Art Rehabilitation, die er im Jahr 1830 erlebte, führte ihn auch in den Staatsrath — aber nicht in das Staatsministerium — zurück; er nahm dort wieder Theil in pleno und in Ausschüssen, ohne eigentlich mehr zu erfüllen, als den Wunsch seines Fürsten.

Er trat gern von den Geschäften zurück; denn er hatte, vor seinem Ende, noch ein eigenes Feld zu bestellen, wo er Großes wirken konnte. Lange vielleicht hatte ihm im Geist schon das Tuskulum vorgeschwebt, in das er sich einst zurückziehen wolle.

Von persönlicher Erbitterung war keine Spur in ihm. Hat er vielleicht auch später Manches anders angesehen, als z. B. einst zu Wien; von irgend einer Meinungsveränderung aus gekränkter Stimmung kann doch bei ihm nicht die Rede sein. Er ging noch später mit Bernstorff um, wie mit Stein, und als wenn nichts vorgefallen wäre. Merkwürdig vor allem aber scheint uns die Art, wie er noch später den Fürsten Hardenberg beurtheilte, und dabei ein gewisses Bedauern ausdrückte, an dem verworrenen politischen Treiben seiner Zeit selbst diesen Antheil gehabt zu haben. Varnhagen von Ense nämlich, der bekannte Künstler in biographischen Darstellungen, hatte ihm mitgetheilt, daß er damit umgehe, das Leben des verstorbenen Staatskanzlers zu schreiben. Humboldt erklärte seine Freude, daß diese Arbeit in solche Hände falle, und äußerte sich in der Erwiederung an Varnhagen, 7. Mai 1830, also: „Meine Empfindungen für diesen Mann [Hardenberg] sind in allen Zeiten, auch wo wir von einander gänzlich abwichen, immer dieselben geblieben, und es freut mich daher, daß er bei Ihnen gewiß zugleich die würdigende und schonende Behandlung erfahren wird, welche er verdient. Man kann mit Wahrheit von ihm sagen, daß, wenn man die Begebenheiten von 1810 bis 1816 wie die

Entwicklung eines Drama's betrachtet, ein Dichter keinen geeigneteren Charakter hätte finden können, dieselbe für Preußen herbeizuführen, als den seinigen. Ich habe dies in der Mitte dieser Begebenheiten oft gefühlt, und in Momenten, wo er gefährlich zu leiden schien, für den Ausgang gezittert. Dagegen ist es gewiß auch wahr, daß man für sich selbst vielleicht eher auf den Antheil an diesem Drama verzichtet hätte, um in entschiedenerer Größe und Festigkeit über den Begebenheiten zu stehen." [1])

Er legte überhaupt wenig Gewicht auf das, was er selbst in diesem Drama gewirkt hatte, und was ihm widerfahren war. Sein Bruder Alexander bat ihn mehrmals kurz vor dem Tode, etwas über die Geschichte seiner Entlassung zu diktiren. Die Antwort war immer der Ausdruck der tiefsten Verachtung für so unwichtige Vorfälle; das seien vorübergehende Zustände, und er wenigstens halte es nicht mehr der Mühe werth, sich damit zu beschäftigen.

---

1) Aus den Briefen von W. v. Humboldt an Varnhagen, die in (Dorow's) Denkschriften und Briefen, B. III. Berlin, 1839. S. 4—12 mitgetheilt wurden.

Siebentes Buch.

Letzte Lebens- und Mußejahre, ganz der Wissenschaft und der Kunst geweiht, vorzugsweise der vergleichenden Sprachforschung und der Philosophie der Sprache, die hiedurch ein dauerndes Fundament erhalten.

1820 bis 1835.

Siebentes Buch.

Wir haben Humboldt bis ans Ende seiner eigentlich politischen Laufbahn begleitet und sind nun am letzten Stadium seines Lebens angelangt. Wir sahen, wie bereitwillig er von den Geschäften schied, als diese eine trübe Wendung nahmen und man seine Einsprache nicht ferner dulden wollte. Er trat in das Privatleben zurück. „Aber er hört darum nicht auf, vielseitig zu wirken und zu streben: alle Kraft und Anstrengung, die er so lange und so erfolgreich nach außen gewendet hatte, concentrirt er nun auf Wissenschaft und Kunst, sein Forschungsgeist dringt in die tiefsten und zartesten Eigenthümlichkeiten der Sitten und vorzüglich der Sprachen entferntester Welttheile ein, sucht mit hellem Blick ihren Zusammenhang in der Culturgeschichte der Menschheit auf; er schmückt den angestammten Landsitz Tegel durch einen Verein großartiger Kunstgebilde zu einem sinnigen Tempel aus, den Freunden zum heitersten Asyl, sich selber zu geistiger Verjüngung. Dort besucht ihn unausgesetzt die Muse und bringt immer frische Kränze seinen alternden Tagen. Zufrieden und gefaßt, voll Zuversicht auf ewige Fortdauer, scheidet er sanft aus dem Kreise seiner Lieben, unvergeßlich Allen, die ihn kannten.“ [1])

---

1) **Worte Friedrichs v. Müller** (a. a. O.).

Auf dem politischen Gebiete war damals nur wenig Erfolg zu hoffen; ein reiner Charakter lief weit mehr Gefahr, sich zu beschmutzen. Giebt es doch, in unserer Zeit zumal, achtungswerthe Stimmen, die selbst das vorangegangene politische Wirken Humboldt's und Aehnlicher nur für gering ansehen, weil es nicht mehr Erfolg hatte; die geradezu sein staatsmännisches Talent in Zweifel ziehen, weil es nicht von jenem Glücke begleitet war, das Andere hatten, die von den Verhältnissen des damaligen Deutschlands überhaupt und ihrer Lage insbesondere getragen und gehoben wurden. Aber es ist uns gar nicht darum zu thun, eine Beurtheilung solcher Art, die nur nach dem Erfolg und noch dazu nach einem nur vorübergehenden Erfolg, mißt, hier zu widerlegen. Wir glauben nur, daß Humboldt's Rücktritt auch uns weniger bedauerlich erscheinen kann, wenn das, was er noch in glücklicherer Zeit geleistet hatte, schon Zweifeln dieser Art Raum lassen konnte, seien diese an sich auch so unhaltbar, wie sie wollen. Hörte man doch schon in jenen bewegteren Jahren die Klage, daß keine Hoffnung sei, daß Humboldt für seine wissenschaftlichen Arbeiten und besonders für Vollendung seiner umfassenden Sprachforschungen so bald hinreichende Muße finden werde, und wies man doch darauf hin, daß ein Geist, dessen früheren Leistungen nur vielleicht mitunter die Leichtigkeit der Darstellung und eine durchweg bündige und gefällige Entwicklung gefehlt hatten, bei fortgesetzten tiefen Studien und nach solcher praktischen Thätigkeit diese Mängel so sehr überwunden haben müsse, daß man nur wünschen könne, ihn wieder in der Reihe der Autoren und auf dem wissenschaftlichen Gebiete thätig zu sehen, wo ein solcher Geist viel Unvergänglicheres gründen werde, als in den traurigen politischen Verhältnissen dieser Zeit.

So widmete sich denn Humboldt einem Felde, wo er etwas Reines zu thun fand, etwas Großes und Neues zu

gründen möglich war. Nicht, daß er das Interesse für das Vaterland oder die allgemeinen Angelegenheiten der Menschheit aufgegeben, oder einen Antheil daran gar nicht mehr bekundet hätte. Allein sein eigentliches Wirken war von nun an ganz der Wissenschaft, der Kunst gewidmet. Es war ihm damit zugleich vergönnt, ganz seinen innersten Bedürfnissen zu leben; frei von Formen und Ansprüchen, die die Politik geltend macht, auch das Gemüthliche seines Wesens unverhüllter an den Tag legen zu können und im innigeren Verkehr mit den Seinigen, in einem still befriedeten heiteren Dasein die Bahn seines Lebens zu beschließen.

Zunächst lenkte Humboldt auch die Forschung nicht durchaus auf Gegenstände, die dem praktischen Leben ganz entfernt waren. In einer Abhandlung „über die Aufgabe des Geschichtschreibers" lehrte er eine würdigere Auffassung der Weltgeschichte, und gab Grundzüge einer Geschichtsphilosophie, die uns noch mangelte. Dann aber versenkte er sich vornehmlich in das vergleichende Studium und in die Philosophie der Sprache. Die Ergebnisse seiner Forschung legt er allmählig in Sitzungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vor. Ganze Welttheile mit ihren Sprachformen umfaßt er in diesen Studien; doch zuletzt firirt er dieselben auf der Inselgruppe Polynesiens und auf Zusammenstellung seiner Forschungen über die letzten Gründe und die allgemeine Natur der Sprache, und hinterläßt uns in drei Quartbänden die Früchte solchen Nachdenkens. Dies Alles füllt jedoch den reichen Inhalt seiner spätern Lebensjahre noch nicht aus. Er wirkt daneben auch für die Kunst im weitesten Umfang, giebt letzte Urtheile über die Koryphäen unserer Litteratur, mit denen er so lange und so nah verbunden gewesen. Endlich besuchte ihn selbst, mehr denn je, der poetische Genius. In einer herrlichen Reihe von Sonetten legte er, „wie in einem poetischen

Tagebuche," die ernsten und heitern Stimmungen und die Gefühle seiner letzten Tage nieder.

Wir könnten diese Mußejahre auch in zwei Hälften trennen, von denen die eine bis zum Tod seiner Gattin reichen würde, die zweite den Rest seines Lebens umfaßte. Die erste Hälfte überließ er sich dem Studium der Sprachen in größter Ausdehnung, so wie den geistigen und geselligen Anregungen der Stadt. Er lebte, wenigstens im Winter, zu Berlin, nur im Sommer meist in Tegel, seltener auf seinen Magdeburger Besitzungen, in Burgörner, oder auf der neuerworbenen schlesischen Herrschaft. Die letzten Jahre seines Lebens dagegen concentrirte er seine Thätigkeit auf die Hauptaufgaben seines Alters und zog sich, auch darin den großen Alten ähnlich, fast durchaus in die Einsamkeit des Landlebens, auf Schloß Tegel zurück, welches er sich zu einem wahren Musensitze geschmückt hatte.

* * *

Allgemeiner Umriß von Humboldt's Leben in den Jahren 1820 bis 1835.

Sehnsucht nach Familienleben hatte Humboldt bewogen, den Posten in London aufzugeben. Schon im Spätjahr 1819 war die Familie in Berlin wieder mit ihm vereinigt. Jetzt aber, wo die Last der Staatsgeschäfte ihm abgenommen war, konnte er des Zusammenseins genießen, wie es seit den Tagen in Rom ihm nicht mehr dauernd vergönnt worden. Er schloß sich auch in diesen spätern Jahren mit zunehmender Innigkeit an Gattin und Kinder an, so wie überhaupt das Gemüthliche in ihm mehr hervortrat und die Eiskruste schmolz, hinter welcher er, in den Jahren der politischen Thätigkeit,

sein Ich oft verborgen hatte. Die Gattin hatte ihrerseits den Drang nach dem Süden ersättigt. Die Kinder waren herangewachsen. Theodor, der älteste, hatte geheirathet und sollte jetzt, wo die Waffen ruhten, die neuerworbene schlesische Herrschaft bewirthschaften; der jüngere Sohn, Hermann, lernte, nachdem er herangewachsen, die Forstwissenschaft, übernahm jedoch später die Hälfte der Herrschaft Ottmachau und widmete sich mit lobenswerthem Eifer deren Cultur. Ein stiller, einfacher Mensch von angenehmen Sitten, der unverheirathet blieb. Auch Caroline, die älteste Tochter, heirathete nie. Sie hatte viel vom Wesen des Vaters und war seit dem Tode seines Lieblings Wilhelm unter den Kindern ihm am engsten verbunden. Es war eine sprachgelehrte, ernste und kluge Person, von Tiefe des Gemüths und vieler Eigenart des Charakters. Adelheid, die zweite Tochter, lebte mit dem Gemahl, Obrist von Hedemann, der Adjutant des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs, war, fortan in der Nähe der Eltern. Die jüngste Tochter, Gabriele, endlich war dem Freiherrn von Bülow verlobt, den wir in London verlassen haben.

Humboldt's bewohnten zu Berlin Anfangs das Eckhaus der Behren- und Charlottenstraße. Bald aber nahmen sie ihre Wohnung am Gensdarmenmarkt, französische Straße Nro. 42, wo sie den ganzen ersten Stock, eine Treppe hoch, inne hatten und, wie Niebuhr erwähnt, [1]) 1500 Thlr. jährlichen Miethzins zahlten. Das Haus gehörte, als Humboldts darin wohnten, dem geheimen Rathe Dr. Rust. Mehrere Jahre hatte zugleich der Direktor des Cultusdepartements, Nicolovius, der unserm Humboldt schon in Königsberg so nahe stand, das Glück, dessen Hausgenosse zu

1) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, Th. III. S. 105.

sein und mit ihm und der von ihm innigst verehrten Familie in beständigem vertrauten und erheiternden Verkehr zu leben. [2]) In diesem Hause starb auch Frau v. Humboldt.

Hier versammelte Humboldt die interessanteste Gesellschaft. Was nur an einem Ort wie Berlin von Geist und Bedeutung vorhanden sein mochte, oder der Ruf dieser Stadt von außen zuführte, suchte und fand Zutritt in diesem Hause. Prinzen des königlichen Hauses, hohe und höchste Staatsbeamte, die ersten Namen der Wissenschaft, in einer Zeit, wo neben Humboldt noch ein Schleiermacher, Wolf und Hegel, später auch Alexander v. Humboldt dieser Stadt und Universität solches Ansehen verliehen, wo außerdem so viele seltene und aufstrebende Kräfte sich jenen Männern anreihten — sie Alle begegneten sich in den gastlichen Räumen dieses Hauses, wo dann die ausgesuchtesten Zierden der Frauenwelt, darunter so hervorragende Erscheinungen, wie Frau v. Varnhagen, Bettina v. Arnim, Charlotte v. Kalb, eine Gräfin Schlabrendorf [3]) u. s. w. die Höhe dieser Stadt spiegelten. Und selbst in dieser Fülle des Geistes strahlte noch die Anmuth der Frau des Hauses siegreich hervor, jenes gesellschaftliche Talent, das in Paris, Wien und Rom unvergeßlich war, jener Geist und jenes Wissen, die bei Frauen so selten mit solcher Lieblichkeit und so viel Ebenmaaß verbunden erschienen.

---

2) Alfred Nicolovius, Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius. Bonn, 1841. S. 319.

3) Sie war eine geborne Gräfin Kalckreuth und Nichte des Pariser Schlabrendorf, und ausgezeichnet durch Kraft und Schärfe des Geistes. Dorow hat sie uns neuerdings als eine wahre Zuchtruthe des vornehmen Berlins geschildert. (S. dessen Erlebtes a. d. Jahren 1790–1827. Th. III. Leipzig, 1845. S. 168–69). Sie schonte in der That Niemand. „Ach! die Versprechungen," rief sie einst, „im blühenden Mai gemacht, wo Alles in Säfte aufschießt — sind harte Nüsse, selbst für die Zähne eines Humboldt nicht zu knacken, der doch sonst Alles aufzubeißen und zurecht zu stellen versteht."

Und nun Humboldt selbst! Der Denker, der Gelehrte, der Staatsmann — der die meisten Länder Europa's aus eigener Anschauung kannte und den Erdkreis in seinen Studien umfaßte, der heute einem Lenker des Staates die Schätze gediegener Weisheit spendete, morgen mit einem der ersten Gelehrten die neuesten Entdeckungen der Wissenschaft, z. B. Champollions Hieroglyphenforschungen durchsprach, der das eine Mal die Erinnerungen der Jenaer Tage auffrischte, ein anderes Mal Begegnisse und Anekdoten aus der Zeit seiner politischen Laufbahn zum Besten gab, dann wieder ein Bild der glücklichen Stunden entfaltete, die er einst in Rom und Albano verlebt hatte. Dieser Humboldt, dem jedes Mittel und jede Waffe zu Gebot stand, mit denen man Geister festhält — imponirende Würde, Fülle der Beredsamkeit, die größte Schärfe der Satyre und Ironie; dem, als wenn er das Leben nur von der scherzhaften Seite betrachtete, eine unendliche Heiterkeit, bald in neckender Laune, bald in fröhlicher Mittheilung entströmte; der, wie er mitten im Getriebe der Politik den ideellen Trieb nicht verleugnet hatte, der in ihm wohnte, jetzt, wo Mancher ihn in minutiösen Sprachforschungen untergegangen meinte, einen Flug des Gedankens enthüllte, der mit dem Wissen nur zugenommen hatte, und dabei eine Tiefe der Empfindung offenbar werden ließ, deren Niemand diese, wie es schien, eiskalte Seele und einen so durchdringenden Verstand fähig gehalten hätte.

Wie aber Humboldt durch seine Gegenwart das Leben dieser Hauptstadt bereicherte, so war es ihm natürlich auch vergönnt, an jenen geistigen, künstlerischen und geselligen Genüssen Theil zu nehmen, die unter den deutschen Städten Berlin jetzt so einzig darbot. So vieles Anregende, was dort sich vereinigt fand, war zum Theil durch seine eigene Mithülfe gegründet oder auf die Stufe, auf der er es jetzt fand, gehoben

worden. Was wirkte nur die Universität allein, die er gegründet hatte! Schon konnte er sich nun der Früchte freuen, wo er einst gesäet hatte.

Wir verfolgen nun einzeln die Hauptbegegnisse der spätern Jahre. Schon Ende Mais des Jahres 1820 ging seine Gattin über Dresden — wo sie ein paar Wochen verbrachte — nach Töplitz und von da auf ihr Gut Burgörner. [1]) Er selbst blieb noch länger in Berlin. Den 29. Juni hielt er in der Akademie der Wissenschaften den ersten Vortrag. Er las die wichtige Abhandlung „über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung." Als diese Abhandlung in der Sitzung am 3. August zur Feier des Geburtstags des Königs auch öffentlich vorgetragen wurde, war er selbst schon abgereist; Prof. Buttmann las die Abhandlung an seiner Stelle. — Im December desselben Jahres wurde Humboldt von der Akademie der Künste zu Berlin zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. [2])

Das Jahr 1821 eröffnete sich für die Familie mit einem sehr angenehmen Ereigniß; der Bräutigam Gabrielens, Freiherr von Bülow, kehrte von London zurück, nachdem er zwei Jahre daselbst die Geschäfte des preußischen Hofes versehen hatte. Er trat nunmehr, als geheimer Legationsrath, in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten und war hier besonders in den Handelsangelegenheiten thätig. Schon am 10. Januar hielt er seine Hochzeit mit Gabriele v. Humboldt. Auch ihm war es gewiß viel werth, nun, da er ein

---

1) Rahel's Briefe, III. 23.

2) Allg. Zeitung, 11. Jan. 1821. (Corresp. a. Berlin, vom Ende Decembers.)

so enges Band mit Humboldt und dessen Hause geschlossen hatte, für eine Reihe Jahre in Berlin bleiben zu können.

Am 12. April las Humboldt in der Akademie der Wissenschaften die Abhandlung „über die Aufgabe des Geschichtschreibers," wie er denn von jetzt an fast jedes Jahr einen oder mehrere Vorträge vor diesen wissenschaftlichen Ephoren hielt. Auch veröffentlichte er noch in demselben Jahre eine längst vorbereitete Schrift, „die Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Spaniens vermittelst der Vaskischen Sprache."

Doch sollte ihn und die Seinigen in diesem Jahre noch ein recht betrübendes Ereigniß treffen. Der wackere Schwiegersohn unseres Humboldt, Obrist v. Hedemann, hatte einen Bruder, der sehr aus der Art geschlagen war und schon in früher Jugend sich durch großen Leichtsinn bemerklich machte. Seine Ueberspanntheit war ohne Grenzen und bereitete einer trefflichen Familie viel Schmerz und Kummer. Im Befreiungskrieg hatte er tapfer gedient und dann in Westpreußen, als Forstinspektor, eine Stellung gefunden, ohne jedoch den excentrischen Sinn zu verlieren. In diesem Zustande gerieth er auf den wahnwitzigen Gedanken, einen Aufstand in Westpreußen zu erregen, um dem preußischen Staate zu einer Verfassung zu helfen und eine Umänderung des Regierungspersonals zu erwirken. Nachdem er sich zu diesem Zweck mit einer Anzahl untergeordneter Menschen verbunden hatte, schritt er zum Werk, nicht ahnend, daß er schon verrathen sei. Die Regierung ließ die Sache zum Ausbruch kommen, bei welchem Hedemann und seine Genossen gefaßt und den Gerichten übergeben wurden. — Anfangs Julius erscholl die Nachricht von diesem Rebellionsversuch und machte großes Aufsehen. Humboldt, der sich eben in Ottmachau aufhielt, soll — der nahen Verwandtschaft wegen — über diesen Vorfall sehr erregt gewesen

sein.[3]) Wie leicht konnte es einer gewissen Partei einfallen, diese Thatsache auch gegen ihn zu benutzen und mit seiner vorangegangenen Opposition in Beziehung zu bringen. Der König kannte freilich seine Leute zu gut, um etwaigen Zuflüsterungen dieser Art Gehör zu geben. Auch ließ er, gewiß um der Familie willen, jede mögliche Rücksicht gegen den Unglücklichen obwalten. Dieser wurde auf die Festung Graudenz in Verwahrung gebracht, nach wenigen Jahren jedoch begnadigt und, wie man berichtet, selbst wieder angestellt. — Auch hierbei soll der edle General v. Witzleben vermittelnd und wohlthätig, zur Zufriedenheit Aller, eingewirkt haben.[4])

Am 17. Jänner 1822 las Humboldt in der Akademie seine Abhandlung „über das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung." — Im Sommer begab er sich auf einige Zeit nach Burgörner, woselbst ihn der Freiherr v. Stein mit einem Besuch erfreute.[5])

Während der Jahre 1822 bis 1824 baute Humboldt das neue Schloß in Tegel. An die Stelle jenes alten Jagdschlößchens, worin er seine Kinderjahre verlebt hatte, trat ein prächtigeres Gebäude, damit es eine Stätte würde, wo ein kunstsinniger Geist den Rest seiner Tage würdig beschließen könnte. Das ererbte Besitzthum ward jetzt eine neue Schöpfung. Wir erwähnten schon (Th. I. S. 6 — 7), daß Humboldt,

---

3) Dorow, Erlebtes, Th. III. S. 290.

4) Dorow, a. a. O.

5) (v. Gagern:) Mein Antheil an der Politik, Th. IV. S. 121 — 123 (in den Briefen Stein's an Gagern vom 16. Aug. und 17. Sept., wo er, auf seinem Schlosse Cappenberg wieder eingetroffen, dieser Reise gedenkt.

um einen alten Thurm aus der Zeit des großen Churfürsten bei diesem Aus- und Umbau schicklich zu benutzen, eine sinnige Anordnung ersann, nach welcher alle vier Ecken sich thurmartig erheben. Das Ganze erhielt einen antiken Charakter. Im Innern ward das Schloß mit den erlesensten Schätzen der Skulptur und Malerei, aus alter und neuer Zeit, geschmückt, die namentlich während des langen Aufenthalts in Rom erworben worden waren. „Hier (in Tegel)," schreibt Humboldt selbst den 21. Mai 1827 an Gentz, [1]) „habe ich mir eine Wohnung mit Gypsen und Marmor eingerichtet, die Ihnen auch Freude machen würde. Sie haben noch das alte Haus gekannt. Jetzt wandelt man unter lauter schönen Gestalten umher, von denen besonders die in meinem Zimmer nicht an einem Ueberfluß von Toilette leiden."

Er machte auch sonst Tegel in jeder Weise zu einem schönen Landsitz, soweit es eine etwas anmuthigere Gegend der Mark nur gestattet. Die Gartenanlagen um den Tegeler See hin, die schon der Vater angelegt hatte, erhoben sich jetzt zu einem reizenden Park, den Humboldt noch mit Monumenten schmückte, besonders durch das Grabdenkmal, das er seiner Gattin errichtete und unter dem auch seine irdischen Ueberreste ihre Ruhestätte gefunden haben.

So ist denn der Ort, dem dieser Genius noch sein Gepräge aufdrückte und wo er auch die letzten Jahre seines Lebens verbrachte, durch Schloß und Park, durch classische Erinnerungen aller Art, endlich durch eine gewählte und sinnvoll angeordnete Kunstsammlung eine der interessantesten Umgebungen der preußischen Hauptstadt geworden. Schon zu

---

1) In meiner Sammlung der Schriften Friedrichs v. Gentz, Th. V. Mannheim, 1840, wo S. 290 – 301 sich vier Briefe unseres Humboldt an Gentz finden, auf die ich mich noch öfter beziehen werde. Es genügt, den Ort, wo diese Briefe stehen, einmal genannt zu haben. Sie wurden sämmtlich in den Jahren 1827 – 1828 geschrieben.

Lebzeiten des Verewigten stand jedem geistig Besuchenden der Zutritt in Tegel gastlich offen, und wie hätte eine kunstsinnige, drei Stunden nur entfernte, in ihren Umgebungen so arme Stadt, wie Berlin, einen solchen Genuß sich entgehen lassen sollen!

In den ersten Tagen des Jahres 1823 sah Humboldt seinen Bruder Alexander wieder. Dieser war während des Congresses von Verona zum König von Preußen gestoßen, und hatte denselben auf einer Reise durch Italien begleitet. Jetzt kehrte er mit diesem über Berlin, wo er einige Monate verweilen wollte, zurück, um später nach Paris, seinem damaligen Wohnort, heimzukehren.

Bei dieser Gelegenheit ward auch zuerst wieder eine Verbindung unseres Humboldt mit dem Hofe angeknüpft. [1]) (Nur die mit dem Kronprinzen scheint nie unterbrochen worden zu sein.) Auch besuchte der König seitdem alljährlich einmal den verabschiedeten Staatsmann in Tegel.

Humboldt's Werth ward überhaupt in den ersten Monaten des Jahres 1823 auf einmal wieder recht ins Gedächtniß gerufen, und im Publikum verlautete schon, dieser Mann werde jetzt zum Leiter der ganzen Staatsgeschäfte ernannt werden. Anfang Decembers 1822 war der Staatskanzler Fürst Hardenberg in Genua gestorben. Zum Nachfolger desselben war Hr. v. Voß, der damals das größte Vertrauen des Königs genoß und der wenige Monate vorher, als Staatsminister, in den aktiven Dienst wieder eingetreten war, schon so gut wie bestimmt. Voß starb aber schon

---

1) Vergl. auch Allg. Zeitung, 7. Febr. 1823.

am 30. Jan. 1823, und der König war in großer Verlegenheit, wem er jetzt den wichtigen Posten eines ersten Ministers übergeben solle. Ein Mann, den der König noch im Sinn hatte, der Feldmarschall Graf Kleist von Nollendorf starb kaum drei Wochen nach Voß (17. Febr.) Die Verlegenheit wuchs. Aus dieser Zeit ist uns jüngst eine Unterredung mitgetheilt worden, die der König damals mit seinen vertrautesten Räthen gepflogen haben soll. Wir dürfen dieser Mittheilung nicht gerade wörtliche Autorität beilegen, denn sie kommt uns aus mündlicher Ueberlieferung zu und zunächst nicht aus dem zuverlässigsten Munde. [2]) Da aber an diese Unterredung sich Weiteres anknüpfte, was durch ein nachher zu erwähnendes Dokument bekräftigt wird, so wollen wir jenes Cabinetsgespräch hier als Einleitung vorausschicken.

Der König, obschon von einem Schnupfenfieber ergriffen, befahl dennoch, Vortrag zu halten. Nachdem er zuvor allein mit dem Fürsten v. Wittgenstein gesprochen, erschienen der General v. Witzleben und Cabinetsrath Albrecht. Der König sprach über den erfolgten Tod des Ministers v. Voß, und fuhr dann fort: Ich habe mich schon seit mehreren Wochen mit der Idee beschäftigt, wie der Platz des Ministers v. Voß, dessen Verlust leider in der letzten Zeit nicht mehr zweifelhaft blieb, ersetzt werden könnte. Von den mir bekannten, durch ihre Stellung geeigneten Personen wäre allerdings der Minister v. Humboldt der fähigste, aber er genießt zu wenig Vertrauen im Auslande, daß auf keine Weise daran gedacht werden kann. Ich habe sämmtliche Minister beachtet und bin immer bei dem Grafen Lottum als dem geeignetsten stehen geblieben. Sagen Sie mir jetzt Ihre Meinung darüber. —

---

2) Dorow, Erlebtes, III. 327—29. Der Berichterstatter sagt, das Gespräch sei Ende Januars 1824 vorgefallen. Das ist gleich offenbar falsch. Es kann nur im Februar 1823 Statt gefunden haben.

Albrecht: Wenn Ew. Majestät den Minister Humboldt aus den erwähnten Gründen nicht nehmen können, so glaube ich, daß der Graf v. Lottum der fähigste und geeignetste ist. — Witzleben schwieg; Se. Majestät zu demselben: Und was meinen Sie? — Witzleben: Der Minister v. Humboldt ist nach meiner vollen Ueberzeugung der einzig völlig Brauchbare; wenn Ew. Majestät ihm aber nicht das volle Vertrauen schenken können, ohne welches er die Pflichten einer solchen Bestimmung nicht erfüllen kann, so würde ich wenigstens unterthänig anheimstellen, ihn zum Präsidenten des Staatsraths und auch Mitgliede des Ministerii zu ernennen, dem Grafen Lottum aber das Präsidium des Ministerii zu übertragen. — Nein, das geht nicht, entgegnete Se. Majestät. Beide Stellen können nicht getheilt werden. — Fürst Wittgenstein: Graf Lottum ist ein sehr besonnener Mann, der sehr viel Conciliatorisches hat. — Se. Majestät bemerkten dagegen: Ob er aber die nöthige Energie haben wird, um, wo es erforderlich ist, durchzugreifen, das ist eine andere Frage und das ist das einzige Bedenken, welches ich habe. — Fürst Wittgenstein: Schwach ist er freilich etwas, Ew. Majestät. — Ich weiß aber keinen bessern, erwiederte der König. — Dieser soll hierauf alle Minister durchgegangen und von ihnen eine bewundernswürdige Charakteristik entworfen haben. Witzleben aber sprach nochmals zu Gunsten Humboldt's und besonders von der richtigen Ansicht, die dieser über die jetzige Lage der Dinge habe.

Schon aus dieser Unterredung geht hervor, daß es zu einem großen Theil Rücksicht auf das Ausland, und, wie wir nachher finden werden, Rücksicht gegen Rußland war, was Humboldt's Erhebung zum ersten Minister Preußens entgegentrat; ferner, daß es vornehmlich General Witzleben war, der diese Erhebung betrieb. Wir haben schon berichtet, daß Witzleben auch nach der Katastrophe von 1819 in

genauer Verbindung mit Humboldt blieb.[3]) Wir wissen auch, daß er bei wichtigeren Angelegenheiten gern dessen Rath einholte. Dies soll er — wie wenigstens Dorow behauptet — auch gethan haben, als — im Spätjahr 1821 — die Frage angeregt wurde, ob etwa durch Wiederherstellung der Provinzial-Minister eine größere Einfachheit des Geschäftsganges und überhaupt eine bessere Verwaltung erzielt werden dürfte? Diese Frage ward mehreren hohen Provinzial-Beamten, welche damals zur Berathung solcher Gegenstände in Berlin versammelt waren, zur Beantwortung vorgelegt. Unter diesen Männern nun sprach sich vorzüglich der Oberpräsident v. Vincke († 1844) — ein Kopf von großer Einsicht in höhere Staatsverhältnisse, der aber doch nicht selten stark auf die Seite der historischen Schule hinneigte und namentlich für provinzielle Institutionen zu große Vorliebe hegte — für die Wiederherstellung der Provinzial-Minister aus. Seine Gründe und Entwürfe über diesen Gegenstand entwickelte er in einer Denkschrift vom 13. November desselben Jahres. Er soll auch — wie abermals Dorow versichert — den General v. Witzleben, der in seiner Stellung als Generaladjutant und vortragender Rath des Königs für alle wichtigeren Staatsfragen lebhaft sich interessirte, Anfangs ganz auf seine Seite gezogen haben. Witzleben jedoch habe noch jenes Gutachten unseres Humboldt eingeholt, das uns in einem Schreiben — dat. Berlin, 29. Nov. 1821 — vorliegt, von dessen Inhalt wir schon früher Rechenschaft gegeben haben.[4]) Humboldt's Schreiben und eine Denkschrift des

---

3) Siehe oben S. 366.

4) Siehe oben S. 383—87. Wir wissen schon, daß Humboldt diese Gelegenheit ergriff, um über einen zweiten, mit obiger Frage aber in naher Berührung stehenden Gegenstand, nämlich über die damals schon in den Vordergrund getretene Idee, nicht Reichs-, sondern nur Provinzial-Stände einzuführen, unverholen seine Meinung auszusprechen. Dieses Schreiben hatte Dorow in einer Schrift

Präsidenten v. Hippel über denselben Gegenstand hätten W. auch völlig umgestimmt und zum lebhaftesten Gegner jenes Antrags gemacht, der auch wirklich und, wir hoffen, für immer durchfiel. [5])

Daß jenes Humboldt'sche Schreiben an Witzleben gerichtet gewesen, ist uns zwar mehr als zweifelhaft worden; gewiß aber ist, und es wurde dem Verfasser dieser Erinnerungen auch von andrer Seite versichert, daß Witzleben auch in spätern Jahren gern und oft Humboldt's Rath

---

über Witzleben mitgetheilt, so daß man fast zu der Annahme gedrängt wurde, es müsse an diesen gerichtet gewesen sein. In einer neueren Schrift desselben Dorow (Erlebtes, III. 296) wird das auch ganz bestimmt behauptet. Allein in eben diesem Werke theilt Dorow ein anderes Aktenstück mit, das uns zu starkem Zweifel an der Richtigkeit jener Aussage veranlaßt — nämlich die schon genannte Denkschrift des Herrn v. Vincke (Erlebtes, IV. 285—293). Die Ansichten und Entwürfe, welchen Humboldt's Brief entgegnet, stimmen so ganz mit den in dieser Denkschrift niedergelegten überein, daß wir entweder zu der nicht wohl zulässigen Annahme uns verstehen müssen, der General Witzleben habe ganz dieselben — so eigenthümlich Vincke'schen — Ideen wiederholt, oder der Vermuthung Raum zu geben haben, Humboldt's Schreiben sei gar nicht an Witzleben, sondern an Herrn v. Vincke gerichtet, und Vincke, der gewiß längst in einem, wenn auch nicht so vertraulichen Verhältniß zu Humboldt stand, habe diesem seinen Aufsatz mitgetheilt und ihn zur Aeußerung seiner Meinung aufgefordert. Nun, da dieser Zweifel aufgestiegen, will uns auch scheinen, daß der Ton des Briefes weit mehr für Vincke als Empfänger spricht, denn für Witzleben. Er ist etwas förmlich. Endlich äußert Humboldt, er habe seine Bedenken gegen die ihm mitgetheilte Denkschrift um so schärfer geprüft, da das Urtheil eines Mannes, der, wie der Verfasser, im Stande sei, die Mängel und Vorzüge der verschiedenen Verfassungssysteme aus der Erfahrung zu kennen, und der die hier vorkommenden Fragen seit langer Zeit zum Gegenstand seines Nachdenkens gemacht habe, von dem größesten Gewicht für ihn sei." Das paßt doch augenfällig eher auf den Oberpräsidenten von Vincke, als auf den Generaladjutanten des Königs.

Ich nehme um so weniger Anstand, meinen Zweifel an Dorow's Angabe, so bestimmt sie auch auftritt, zu äußern, da es mir überhaupt scheinen will, als wenn der Freund der neueren Geschichte diesem Herausgeber so vieler Aktenstücke allerdings sehr zu Dank verpflichtet sei, man aber dennoch dessen eignen Ansichten und Mittheilungen stets nur mit der größten Vorsicht folgen dürfe.

5) Dorow, Erlebtes, III. 295—96. IV. 275—85.

einholte. Es kann uns also nicht befremden, wenn er den Mann, dessen Geist er so zu würdigen wußte, selbst an die Spitze der Geschäfte gestellt zu sehen wünschte und eine Gelegenheit, sich dahin zu erklären, mit aller Lebhaftigkeit ergriff.

Diese Gelegenheit aber ward ihm jetzt, nach dem Tode Hardenberg's und des Ministers v. Voß, wirklich geboten. Hatte doch der König selbst bei diesem Anlaß mit so großer Anerkennung von Humboldt gesprochen, daß man wohl wagen durfte, diesen Antrag zu wiederholen. Das that auch Witzleben, sobald der Anlaß gegeben war. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg hatte Entwürfe zur Verbesserung des preußischen Verwaltungs-Organismus hinterlassen, die der König sehr werth hielt und seinen vertrauten Rathgebern zur Aeußerung vorlegte. Witzleben gab darauf, unterm 3. März 1823, gleichfalls schriftlich, Bemerkungen über die nachgelassenen Vorschläge des Staatskanzlers und ergriff diesen Moment, um noch ein Mal für die Erhebung unseres Humboldt zu votiren. Da auch dieses wichtige Aktenstück jüngst veröffentlicht worden, [6]) so wird die uns berührende Stelle desselben hier schicklich einen Platz finden.

Gleich im Eingang dieser „Bemerkungen" führt Witzleben die Nothwendigkeit aus, einen ganz tüchtigen Mann an die Spitze des Ministeriums sowohl, als des Staatsraths zu stellen. Zunächst spricht er von dem Beruf dieses Präsidenten und folgert aus diesem, daß es ein Mann sein müsse, „der, nächst einer vollständigen Geschäftskenntniß, Eigenschaften besitze, die ihm Vertrauen beim Könige und Autorität beim Ministerio erwerben könnten." Hierauf fährt er also fort:

„Es ist traurig, sagen zu müssen, daß vorzüglich in Hinsicht des letztern Punktes keiner der jetzigen Minister diesen Anforderungen entspricht. Da des Königs Majestät in seiner hohen Stellung

6) Bei Dorow, a. a. O., IV. 298–316.

so selten Meinungen unumwunden ausgesprochen hört, so halte ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, die meinige so vorzulegen, als wenn ich sie jeden Augenblick vor dem ewigen Richter zu vertreten bereit sein müßte. Ich habe bei Gott dem Allmächtigen keinen andern Bewegungsgrund als des Königs Wohl, für das ich jeden Augenblick Blut und Leben zu lassen bereit bin. Und so spreche ich denn ohne Rückhalt aus, daß im ganzen Staate kein bekannter Mann existirt, der allen Anforderungen zu der wichtigen Stelle eines Präsidenten in dem Maße genügte, wie der Minister von Humboldt. Ich werde ihn, so wie ich ihn kenne, zu schildern suchen, keine Fehler verschweigen, aber auch die guten Eigenschaften gehörig würdigen.

„Der Minister von Humboldt ist ein Mann von umfassendem Wissen, einem seltnen Scharfblick, gewiegter Geschäftskenntniß; er befindet sich in den besten Jahren, genießt einer zwar nicht starken, aber zähen Gesundheit und ist an anhaltendes Arbeiten gewöhnt. Ihm fehlt nicht eine Art Gemüthlichkeit, die wohlthuend anzieht und eine nähere Verbindung erleichtert. Er hat große Ansichten von der Staatsverwaltung, beurtheilt die preußische ungemein richtig, und ist überhaupt eingeweiht in die höhere Politik und Regierungskunst. Er kennt die Zeit mit allen Schroffheiten und Klippen und ist dem monarchischen Princip aufrichtig und treu ergeben. Man spricht nicht vortheilhaft von seiner Sittlichkeit, doch wage ich darüber nicht zu urtheilen, weil mir all' und jeder Beweis ermangelt. Sein reiferes Alter dürfte indeß wohl das Gerücht, wenigstens jetzt, Lügen strafen. Da man von Todten nur Gutes reden soll, so schweige ich über die Anschuldigungen ähnlicher Art gegen einen verewigten Staatsmann [Hardenberg!] Man sagt ferner, daß er im Auslande kein Vertrauen genösse. Dieses wird des Königs Majestät am besten beurtheilen können, indeß bemerke ich, daß bei aller Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse doch die inneren die Hauptsache sind, zumal er mit den fremden Höfen in keine unmittelbare Berührung tritt, und der König Mißgriffe nicht zulassen wird, welche das glückliche Einverständniß stören könnten. Daß aber die inneren Verhältnisse durchaus eine kräftige Führung entschieden erheischen, hat der König selbst erkannt und ausgesprochen, und daß dies jetzt um so nöthiger ist, liegt an den sich gestaltenden äußeren Conjunkturen, aus welchen Verwicklungen und Krisen diese uns nur hervorziehen kann.

„Zweitens dürfte es wohl keineswegs unmöglich sein, daß der Minister von Humboldt sich das Vertrauen nach Außen erwürbe, wie dies auch mit dem Fürsten Metternich zum Kaiser von Rußland geschehen ist, der früher eben so gegen ihn war, als er ihm jetzt sein Zutrauen geschenkt hat. Bei der Reinheit der Gesinnung des Kaisers ist vielleicht das Gerücht, welches in früherer Zeit des Fürsten Metternich Sittlichkeit nicht ohne Flecken ließ, ein Hauptgrund der damaligen Abneigung des Kaisers gewesen. Wenn der König neulich bemerkte, daß ein Mann, der auf den bewegten Posten gestellt werden soll, die allgemeine Opinion für sich haben müsse, so ist dies vollständig bei dem Minister von Humboldt der Fall. Es mag Minister und Beamte geben, die gegen ihn sind, weil sie die Schärfe seines Verstandes fürchten, die in Alles eindringt und keine Täuschung duldet. Im Publikum ist nur eine Stimme für ihn. Wie der Kronprinz über ihn denkt, weiß der König zum Theil selbst, zum Theil geht es aus einer Unterredung hervor, die ich vor dem Tode des Feldmarschalls Grafen Kleist mit ihm hatte. Bei dem Bedenken, welches ich äußerte, daß der Feldmarschall mir weder die Eigenschaften zu besitzen scheine, welche für die Stelle eines Präsidenten nothwendig seien, noch insbesondere der Erwartung, dem Ministerium zu imponiren, entsprechen würde, kam der Prinz nach einer kurzen Schilderung der Minister und insbesondere des Grafen Lottum in seiner eigenthümlichen Weise von selbst auf den Minister v. Humboldt und sagte: „„daß, wenn er unter eigener Verantwortlichkeit zu handeln hätte, er ohne Scheu den Minister v. Humboldt wählen würde, ihn dem Könige vorschlagen könne er aber nicht.""

„Ich äußerte, daß hierin ein Widerspruch läge, da er auf der einen Seite seine vollkommene Brauchbarkeit anerkenne, auf der anderen wieder ein Bedenken dagegen zu haben scheine.

„Darauf erwiederte er mir wörtlich: „„Wenn der König ihn nimmt, so soll es mich herzlich freuen, denn ich erinnere mich noch mit Vergnügen des Lebens und der Thätigkeit, die im Ministerio waren, als er darin saß.""

„So habe ich mein Herz ausgeschüttet, und es bliebe mir nur noch übrig, einige Worte über den Mann zu sprechen, der nach dem Minister v. Humboldt der einzige im Ministerio ist, auf den sonst des Königs Wahl fallen könnte: den Grafen v. Lottum. Dieser sonst mit den herrlichsten Eigenschaften ausgestattete Staats-

mann hat leider nicht die Kraft des Charakters, die ein Hauptrequisit der Stelle eines Präsidenten sein muß. Zudem ist seine Gesundheit schwach, und die Verlegenheit des Königs würde um so größer sein, wenn auch er mit Tode abgehen sollte."

Nachdem hierauf Witzleben, zum Aufsatz des Staatskanzler's übergehend, eine Reihe eigener Vorschläge und Bemerkungen über Dinge und Personen abgegeben — wobei er namentlich auch auf die Entfernung des Ministers v. Altenstein antrug — schloß er endlich mit den Worten:

„Wenn Ew. Majestät das Ministerium auf die oben angegebene Weise reorganisiren und den Minister Humboldt an die Spitze setzen, so werden Sie einen Zustand herbeiführen, der Höchstihnen in dem Maße Genugthuung und Ruhe gewähren wird, als der jetzige sorgenvoll und bedenklich ist. Und so möge nun die Gnade des Himmels über Ew. Majestät wachen und Ihren Geist erleuchten, damit Sie das Rechte wählen, zum Heil Ihrer und Ihres von der Vorsehung Ihnen anvertrauten Volkes."

Gewiß ein wichtiges Dokument und gleich ehrenvoll für Humboldt, wie für Witzleben selbst. Wie lauter war diese Sprache! Wie fein wußte W. die sogenannten Gründe der Abneigung K. Alexanders zu berühren, wie geschickt die Aeußerung des preußischen Thronfolgers herbeizuziehen! Die Gerüchte über Humboldt's Sittlichkeit sind ihrer Zeit viel herumgetragen worden und man hört sie noch heute öfter. Witzleben gedenkt ihrer recht mit Absicht, und es ist interessant, wie er es thut. Wir werden an anderm Orte auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Darüber war den Kundigen gar kein Zweifel, daß Humboldt als ein Staatsmann erster Größe sich zeigen würde, wo ihm die Macht dazu gegeben wäre. Allein die damalige Zeit war einem solchen Leiter des preußischen Staates ganz entgegen; und schwerlich hätte er sich, wenn er es geworden wäre, in dieser Lage halten können. Die Widersacher ließen auch gewiß es an sofortigen Gegenvorstellungen nicht fehlen.

Vornehmlich soll — wie wenigstens Dorow berichtet [7]) — der Minister v. Altenstein gegen Humboldt agirt und mit den kleinsten Details die Nachtheile hervorgehoben haben, welche aus der Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Mannes, namentlich als Präsident des Staatsraths, hervorgehen würden. Witzleben jedoch trat auch diesen Machinationen herzhaft entgegen, und kam immer auf seinen Lieblingsmann Humboldt zurück. Er erörterte die Wirksamkeit, die dem Präsidenten des Ministeriums sowohl als des Staatsraths zukomme, und zeigte, daß derselbe, zumal in der letztern Behörde, unmittelbar durchaus keinen größeren Einfluß haben werde, als das jüngste Mitglied derselben, da seine Stimme nicht mehr gelte als die der Uebrigen. „Wolle man sagen", erklärte General v. Witzleben, „daß der Präsident in angegebenen Fällen einen indirekten Einfluß gewinnen wird, theils durch die Leitung der Diskussion und durch geschickte Unterbrechung derselben zur gehörigen Zeit, theils durch gewandtes Auffassen der geäußerten Meinung und beredten Vortrag der seinigen, so wie durch kluges Stellen der Fragen: so ist dies wesentlich nicht viel mehr der Fall, als bei den übrigen Mitgliedern; denn wenn er z. B. die Diskussion für geschlossen erklärt, so hat ein jedes Mitglied das Recht, dagegen zu protestiren, so wie ebenmäßig jeder Beisitzer befugt ist, die Stellung der zur Abstimmung kommenden Fragen zu verwerfen und eine andere vorzuschlagen. Der Geist ist es, der entscheidet, und dieser wohnt allerdings dem Herrn v. Humboldt bei: diesen wird Herr v. Altenstein aber doch nicht fürchten oder als Contrebande bezeichnen wollen? Wenn nun noch die Vorträge des [Minister=] Präsidenten in Gegenwart des Kabinetspersonals gehalten werden, wie dies der König schon ausgesprochen haben soll, so ist nicht wohl einzusehen, wie — alles Obige auf den

---

7) A. a. O., III. 330—31.

Minister v. Humboldt angewendet, irgend ein Nachtheil aus der Persönlichkeit desselben hervorgehen kann."

Der König wich jedoch nicht von der schon gefaßten Ansicht. Zwar ward Graf Lottum nicht zum wirklichen Präsidenten des Ministeriums ernannt — denn diese Stelle blieb seitdem unbesetzt; er erhielt jedoch den Vortrag beim König über die Berathungen im Staatsministerium, also immerhin die Stellung eines ersten Ministers.

Humboldt war indeß und blieb somit den Forschungen erhalten, durch die er in den Reichen der Wissenschaft und des Gedankens sich ein unsterbliches Verdienst erwerben sollte. Wir werden die Früchte dieser intellektuellen Thätigkeit nachher im Zusammenhange vorüber führen und wollen, um Wiederholungen zu meiden, jetzt nicht einmal der einzelnen Vorträge, die er in der königlichen Akademie der Wissenschaften hielt, weiter gedenken. Hier haben wir zunächst nur die äußern Lebensumstände und Begegnisse seiner letzten Jahre und sein geistiges und gemüthliches Dasein im Allgemeinen zu verfolgen.

Noch im Spätjahr 1823 treffen wir ihn in Thüringen. Den 12. Nov. war er, wie Eckermann berichtet [1]) bei Göthe, dem der Besuch dieses alten Freundes immer die wohlthätigste Aufheiterung gewährte. Humboldt brachte diesmal die Briefe mit, die ihm Schiller in seiner spekulativen Periode geschrieben hatte; Göthe'n jedoch, dem dieser spekulative Trieb stets ferner gelegen, und der nicht immer erkennen wollte, wie nothwendig er mit Schiller's Wesen zusammenhing, scheint diese Mittheilung nicht durchweg behagt

1) Gespräch mit Göthe, I. (1836) 84.

zu haben; denn damals war es, wo er diese spekulative Epoche Schiller's eine unselige nannte. [2]) Hier hatte Humboldt Anlaß genug, zu widersprechen, und er ist solchen Ansichten nachher auch öffentlich, in der Vorerinnerung zum Briefwechsel, entgegengetreten, ohne den Natur- und Künstlergenius Göthe's irgend dabei zu verletzen. — Den 14. Nov. war Humboldt vom Großherzog zu Hofe geladen, [3]) an dem er gewiß schon in früheren Jahren Gunst und Zutritt gefunden hatte. War er doch einer der Ersten, die Carl August mit einem Großkreuz seines neugestifteten weißen Falkenordens der Wachsamkeit beehrte!

Auf der Rückreise besuchte Humboldt auch den alten Jenaer Freund Ilgen in Schulpforta, [4]) wo dieser schon seit Jahren sein segensreiches Rektoramt führte, das eine wahre Pflanzschule tüchtiger Männer geworden. Mit ihm und seiner „muntern" Frau konnte unser Gast sich abermals recht in die schönen Tage an der Saale versetzen, anderer Interessen hier nicht zu gedenken, die diese Männer verbanden.

Er ging dann nach Berlin zurück. Den nächsten Sommer verbrachte er, so viel es scheint, ganz auf dem neuen Schlosse zu Tegel. Dort besuchte ihn Anfangs Junius Niebuhr, der damals auf einige Zeit vom Rhein nach Berlin gekommen. Er fuhr, wie er selbst nach Bonn an seine Gattin schreibt, mit Minister Grafen Bernstorff nach Tegel. — Niebuhr war auch einen Theil des nächsten Winters in Berlin, als Humboldt's wieder in der Stadt wohnten. So lesen wir in seinen Briefen, daß er im Jänner 1825 mehrere Male bei ihnen zu Mittag aß, und zwar ein Mal, um über die Champollion'schen Hieroglyphenarbeiten mit Humboldt, welchen diese, wie die

---

2) Ebendas., I. 88. Vergl. meine Erinnerungen an Humboldt, I. 317—18.
3) Eckermann's Gespräche, I. 86.
4) Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, III. 375.

Bildersprache und der Zusammenhang der Schrift mit der Sprache überhaupt, damals lebhaft beschäftigten, zu reden. „Solche Gespräche," meldete Niebuhr, „hat man hier sehr selten." Auch die übrige Familie hielt er werth. Den Tochtermann (Bülow) zählt er zu den vorzüglichsten Männern, die Berlin besitze, und selbst eine kleine Enkelin, die schon die Freude des Hauses war, rühmt er als ein besonders niedliches Kind. [5])

Das Jahr 1824 ward auch durch zwei Todesfälle bezeichnet, die Humboldt nahe berührten. Am 8. August starb F. A. Wolf zu Marseille, der vergebens gehofft hatte, in einem mildern Clima seine zerrüttete Gesundheit herzustellen; kurz darnach, den 21. desselben Monats, der Graf v. Schlabrendorf zu Paris. — Wolf war, seit wir ihn 1817 in Berlin verlassen haben, nur immer grämlicher und unverträglicher geworden; er erfuhr aber auch manche bittere Kränkung. Humboldt jedoch hielt ihn stets in Ehren, obschon er ihm keineswegs jede Sonderbarkeit und Uebertreibung durchgehen ließ. [6]) Er nahm auch bis zuletzt an seinen Studien und Arbeiten regen Theil. So wissen wir, daß Wolf'en in den vorletzten Jahren besonders die Vorarbeiten zu einer griechischen Grammatik nach seinem eigenen Systeme beschäftigten, und daß er auch hier wieder sich von unserem Humboldt vielseitig unterstützt und angeregt sah. [7]) Wie hoch Humboldt aber den Kern dieses Mannes hielt, bewies vor allem die Anerkennung, die er dem Todten spendete. Er sprach sie besonders in einem Briefe aus, den er, 5. Sept. 1833, an Varnhagen schrieb, indem er ihn mit Göthe in Vergleich stellte.

---

5) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, B. 3. (1839), S. 82. 83. 107. 110.

6) Siehe z. B. Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, Th. III. (1834), S. 286.

7) Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's, II. 156.

„Durch Körte's Leben veranlaßt," das sind seine Worte, „habe ich mich viel mit Wolf in diesen Tagen beschäftigt. Zwischen ihm und Göthe macht in den allgemeinsten Charakterzügen die Nemesis den bestimmenden Unterschied. Das klingt sehr paradox. Allein in Göthe war ein Hauptzug die göttliche Scheu, das beständige Maßhalten in Allem, die Bewahrung der nothwendigen Schranken. In Wolf war ein Streben nach dem Gegentheil, ein Uebermaß, oft selbst im Vortrefflichen. Daher bisweilen eine eben so göttliche Vermessenheit. Sehr schön war in Wolf die reine und ungeheuchelte Verehrung Göthe's: dieser war dagegen, besonders zuletzt, wahrhaft ungerecht gegen ihn, und erkannte lange nicht genug seinen, auch abgesehen von aller Gelehrsamkeit, wahrhaft großen und vielumfassenden Geist." [8])

Im nächsten Jahre (1825) öffnete sich für Humboldt ein neues, aber erwünschtes Feld der Thätigkeit. Schon seit einem Jahre war eine Anzahl Berliner Künstler und Kunstfreunde, die ehemals in Italien gewesen waren, zusammengetreten, um durch jährliche Beiträge den in Rom studirenden vaterländischen Künstlern Gelegenheit zu Arbeiten zu geben, welche blos ihr Fortschreiten in der Kunst zur Absicht haben sollten. Dieser Gedanke erweiterte sich jedoch bald, sowohl in Bezug auf den Zweck, als auf die Theilnehmer der Gesellschaft, und schon im Jahr 1825 ging aus jenem ersten Plane der Verein der Kunstfreunde in dem preußischen Staate hervor. Zuerst bestimmte man zwar die Preise nur solchen Künstlern, die sich gerade Behufs ihrer Studien in Italien aufhielten; doch auch diese Einschränkung ließ man später fallen. Die Geschäfte führten ein Direktorium und ein Künstlerausschuß. An die Spitze des erstern wurde gleich im Beginn W. v. H.

---

8) Vergl. außerdem Humboldt, Einleitung zur Kawi-Sprache, CCLVII.

gestellt, der durch seine vielseitige Kunstbildung und durch die genaue Bekanntschaft mit Rom und römischen Künstlern hierzu sehr geeignet war. Er selbst mußte wohl auf diese Thätigkeit einen Werth legen. Denn die Kunst, und auch die bildende Kunst, betrachtete er letzlich immer auch als Mittel, als ein Mittel zur Ausbildung des ganzen Menschen. Ja er erklärte, daß die Rückwirkung der Kunst auf das Publikum ihm höher stehe, als die Kunst selbst, da diese, wenn man einen Augenblick vergesse, daß alles Geistige seinen Zweck nur in sich trage, ihren Werth erst durch ihren Einfluß auf den Menschen und seine allgemeine Bildung erhalte. [9]) Er bewährte diese Gesinnung auch durch die That. Mit regem Eifer widmete er sich den Angelegenheiten des Vereins. Von ihm rührt auch das Programm her, das dieser unterm 23. August 1825 ergehen ließ, und regelmäßig ein oder ein paar Mal im Jahre legte H. über die neueste Wirksamkeit des Vereins den Mitgliedern desselben Bericht ab. Den ersten dieser Berichte erstattete er am 29. Januar 1826; den letzten am 23. März 1835, vierzehn Tage vor seinem Tode. Diese Berichte hatten einem großen Theile ihres Inhalts nach nothwendig blos lokale Beziehung; die Stellen jedoch, welche allgemeines Interesse bieten, hat man, nebst dem Programm, das die erste öffentliche Aufforderung zur Theilnahme an dem Vereine enthielt, neuerdings auch in die Humboldt'schen Werke aufgenommen. [10]) Eine sehr schätzenswerthe Beigabe. Sie giebt uns Bruchstücke Humboldt'scher Ansichten über dieses Kunstgebiet [11]) und enthält manchen Wink zur neueren Kunstgeschichte Deutschlands.

---

9) Ges. Werke, III. 335.
10) B. III. S. 307—383.
11) Siehe auch oben II. 98—99.

Im Frühjahr 1826 ging H. nach Schlesien, um einige Zeit in Ottmachau zuzubringen. Er reiste über Breslau und machte dort neue Bekanntschaften. Unter anderm besuchte er den bekannten Philologen und Lexikographen Franz Passow, der in einem Briefe vom 30. April einem Freunde meldet, daß er vor einigen Tagen durch diesen Besuch sehr angenehm überrascht worden sei. [1]) Wir werden später noch erwähnen, wie H. sich für die lexikographischen Arbeiten dieses Mannes interessirte; er ehrte aber auch sicherlich dessen Gesinnungen; denn Passow gehörte zu den Professoren, die, den älteren Wachler an der Spitze, wacker gegen die damals auch in Breslau überhand nehmenden romantisch-pietistischen Rückschritte kämpften.

Im Sommer finden wir H. wieder in Tegel, während die Gemahlin im Gasteiner Bade war. „Minister v. Humboldt" schreibt Zelter den 28. Juli an Göthe, „grüßt Dich herzlichst. Er fragte gestern nach Deinem Wohlseyn und wir haben viel von Dir gesprochen. Er fing selbst von der Schiller'schen Briefsammlung an zu reden, die Du angekündigt hättest, und das Capitel gab Stoff zu angenehmer Unterhaltung, indem auch Er sich jener Zeit glückselig wußte. Er ist allein in Tegel, indem die Ministerin nach Gastein unterwegs ist und eine Tochter bei sich hat. Auch Er ist der Meinung, daß die Schiller'sche Briefsammlung ein willkommnes Geschenk für die Welt sei, woraus die Entstehung seiner bessern Werke anschaulich werde, und wie er sich an Dich heraufgebaut hat." [2])

Am Ende dieses Jahres besuchte er Göthe'n selbst.

---

1) Franz Passow's Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler. Herausgegeben von Albrecht Wachler. Breslau, 1839. S. 305.

2) Briefwechsel zw. Göthe u. Zelter, IV. 187—88.

Zuvor war er in Jena, wo er den alten Major von Knebel traf. „Der Minister Humboldt ist schon zweimal bei mir gewesen," schrieb Knebel am Thomastage (21. Dez.) dem Kanzler von Müller in Weimar. „Morgen geht er nach Weimar." [3]) Da aber blieb H. ins neue Jahr hinein. Göthe schreibt davon seinem Zelter, 9. Jan. 1827: „Ich kann vertrauen, daß es mir diese Tage sehr wohl gegangen ist, indem Herr von Humboldt länger, als ich hoffen dürfen, bei uns verweilte und Gelegenheit gab, eine vieljährige Lücke vertraulicher Unterhaltung auf das allerschönste auszufüllen."

Das Jahr 1826 wird für uns noch durch zwei Begebnisse denkwürdig, die H. Antheil und Interesse erregten, wenn auch in sehr verschiedenem Maße.

Das erste war der griechische Freiheitskampf, welcher die dumpfen zwanziger Jahre hindurch die Opposition gegen das System des Fürsten von Metternich wach erhielt. In Berlin zwar wurde längere Zeit ein öffentlicher Antheil an diesem Gegenstande niedergehalten, im April 1826 aber — kurze Zeit nach dem Tode Kaiser Alexander's — trat hierin ein Umschwung ein. Man durfte nun sogar thätig für die Griechen auftreten. Professor Hufeland und drei Geistliche Berlins, Strauß, Ritschl und Neander, erließen Anfangs Mai d. J. einen Aufruf zu Unterstützung der Griechen, auf den sich ein wahrer Enthusiasmus kund gab. Die eingegangenen Gaben wurden in den Berliner Zeitungen aufgeführt. Gleich Anfangs machte sich, nächst den Beiträgen der Prinzen August

---

3) K. L. v. Knebel's litterarischer Nachlaß u. Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen v. Ense u. Th. Mundt. 3. B. Leipzig, 1836. S. 92.

und Albrecht, der des Staatsministers von Humboldt bemerkbar, von welchem gemeldet wurde, daß er 50 Thaler beigesteuert hätte. [1])

Von ganz anderer Art war das zweite Ergebniß, dessen wir hier zu gedenken haben. Es war auch eine Aufrüttelung des Preußenthums, sie gehörte jedoch mehr dem geistigen Gebiet an und trug in Vielem die Farbe und Richtung der Zeit. Es wurden nämlich in demselben Jahre unter Hegel's Auspicien die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik gestiftet, die dann im folgenden Jahre zu erscheinen anfingen. Zeugte diese Stiftung für die Bedeutung, die die Hegel'sche Philosophie damals schon gewonnen, so bewies sie zugleich das Streben nach einer immer ausgedehnteren Herrschaft. Zwar lud man eine Reihe berühmter Zeitgenossen, die dieser Richtung ganz fern standen, gleichfalls zur Theilnahme an diesem Unternehmen ein, darunter Göthe und W. v. Humboldt. Im Grunde aber wurden solche Namen mehr als Schmuck verbraucht. Humboldt entging das nicht; aber er nahm, gerade um solche Einseitigkeit zu verhindern, die Einladung an. Auch lieferte er später einige Beiträge zu diesen Jahrbüchern.

Der Weg, den die deutsche Philosophie seit Schelling eingeschlagen hatte, war nicht der, auf welchem unser Humboldt wandeln konnte. Er hielt, wie sein Freund Schiller, so lang er lebte, fest an dem Fundament des kritischen Systems. Wie sehr Beide erkannten, daß die Philosophie in ihrer Auffassung der Gegenstände, in Gliederung und Bewältigung der einzelnen Gebiete des Denkens, endlich auch in der Form selbst zu tieferer Objektivität geführt werden müsse, als sie in der Richtung des 18ten Jahrhunderts lag, wie sehr sie dies einsahen und selbst zur Verwirklichung dessen arbeiteten, so wenig konnten sie doch den unkritischen Dogmatismus, der nach Kant auftrat,

1) Allg. Zeitung, 16. Mai 1826.

für das Ziel unseres Denkens halten, wenn dieses auch an Vertiefung und wissenschaftlicher Gliederung vielfach gewinnen mochte. So urtheilte einst Schiller über Fichte, über Schelling; so würde er, hätte er länger gelebt, auch über die in Vielem nachhaltigere und jedenfalls umfassendere Philosophie Hegel's geurtheilt haben. Humboldt ließ sogar gegen diesen noch mehr Abneigung spüren, als gegen seine Vorgänger, vielleicht deshalb, weil sein System mit der Unbedingtheit auftrat, die, unter dem Vorgeben, alle früheren Denkstufen in sich zu haben, jeden andern Weg ausschließt. Und konnte H. wohl die Philosophie seiner Zeit für so fertig gelten lassen, er, der so viel Lücken sah, die sich nur in unendlich innigerem und fortdauerndem Verkehr mit dem Positiven, mit den einzelnen Disciplinen der Wissenschaft, allmählig ausfüllen lassen?

Noch ungünstiger fast dachte H. über die Außenseite und formelle Erscheinung der Hegel'schen Philosophie, und das hob er zunächst hervor, als er ein gelegentliches Urtheil über sie abgab, das uns erhalten ist. „In das, was Sie von den Jahrbüchern sagen," schrieb er den 1. März 1828 an Gentz, „stimme ich vollkommen überein. Es sind einige sehr lesbare Sachen, wie die Varnhagen'schen, einige gründlich wissenschaftliche, wie die Boppische, darin, allein dem Ganzen kann ich den Geschmack nicht abgewinnen. Hegel ist gewiß ein sehr tiefer und seltener Kopf, allein daß eine Philosophie dieser Art wahrhaft Wurzel schlagen sollte, kann ich mir nicht denken. Ich wenigstens habe mich, so viel ich es bis jetzt versucht, auf keine Weise damit befreunden können. Viel mag ihm die Dunkelheit des Vortrags schaden. Diese ist nicht anregend und, wie die Kantische und Fichtische, kolossal und erhaben, wie die Finsterniß des Grabes, sondern entsteht aus sichtbarer Unbehülflichkeit. Es ist, als wäre die Sprache bei dem Verfasser nicht durchgedrungen. Denn wo er auch ganz gewöhnliche Dinge behandelt, ist er nichts weniger, als leicht

und edel. Es mag an einem großen Mangel von Phantasie liegen. Dennoch möchte ich über die Philosophie nicht absprechen. Das Publikum scheint sich mir in Absicht Hegel's in zwei Classen zu theilen; in diejenigen, die ihm unbedingt anhängen, und in die, welche ihn, wie einen schroffen Eckstein, weislich umgehen. Er gehört übrigens nicht zu den Philosophen, die ihre Wirkung blos ihren Ideen überlassen wollen, er macht Schule und macht sie mit Absicht. Auch die Jahrbücher sind daraus entstanden. Ich bin sogar darum mit Fleiß in die Gesellschaft getreten, um anzudeuten, daß man sie nicht so nehmen solle. Ich gehe übrigens mit Hegel um, und stehe äußerlich sehr gut mit ihm. Innerlich habe ich für seine Fähigkeit und sein Talent große Achtung, ohne die oben gerügten Mängel zu verkennen."

Man sieht, Humboldt wollte über den relativen Werth dieser Philosophie nicht aburtheilen; er konnte auch den Jahrbüchern, namentlich in ihrer ersten Epoche, das Verdienst der Anregung nicht absprechen, so wenig die Grundrichtung ihm gefiel. Und auch diese achtete er wenigstens; hier war nicht zu spotten, wie etwa über Steffens' naturphilosophisches Christenthum. Humboldt war auch nicht etwa gereizt darüber, daß Hegel gleich im Beginn der Jahrbücher mit einer Kritik über eine von ihm kürzlich gelieferte Arbeit auftrat, worin dem Gegenstand gar nicht der Werth eingeräumt wurde, den er ihm zuerkannte.

Ueber diese Kritik [2]) müssen wir hier etwas Näheres sagen. Humboldt hatte 1825 und 1826 in der Akademie der Wissenschaften zwei Vorträge über eine berühmte philosophische Dichtung der Indier, nämlich über die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Epos Maha-Bharata

---

2) Sie stand in den Jahrbüchern für wiss. Kritik von 1827, Januar, No. 7–8 und Oktober, No. 181—87, und findet sich jetzt in Hegel's Werken.

gehalten, die im Jahr 1826 auch gedruckt erschien. Ein Exemplar davon sendete Humboldt selbst an Hegel. Dieser, der von Bewunderung indischer Weisheit weit entfernt war, ergriff die getreue Humboldtische Darstellung als Gelegenheit, um den Gegenstand nach seiner Ansicht zu beleuchten. Indem er jedoch den sittlichen und religiösen Gehalt des Gedichts erörterte, war er, wie auch Rosenkranz einräumt, [3]) nicht ganz frei von dem vorgefaßten polemischen Gedanken, zu zeigen, „daß die ältere Litteratur des Orients keineswegs ein so absoluter Inbegriff göttlicher Weisheit sei, als wofür man sie oft ausgegeben," sodann, daß der indische Orient recht eigentlich pantheistisch sei. Dies war zum Theil wahr, und Humboldt würde dem kaum widersprochen haben, wenn man nur den bedeutenden Gehalt dieser mystisch-pantheistischen Philosophie nach Gebühr gewürdigt hätte. Das war aber bei Hegel nicht der Fall; er mußte vielmehr dessen Aufsatz indirekt gegen sich gerichtet ansehen, so sehr der Werth jener Abhandlung insbesondere und seine Gelehrsamkeit, sein Geschmack im Allgemeinen gerühmt wurden — zuletzt also Dinge, die entweder nicht zur Sache gehörten, oder über die Hegel'n nicht einmal vorzugsweise ein Urtheil zustand. Recht aber hatte dieser, wenn er, wenigstens indirekt, Humboldt tadelt, daß er eine solche Mischung von Religion und Philosophie, wie sie in dieser Dichtung herrscht, ein vollständiges philosophisches System nannte. Auch verdenken wir es unserm Philosophen nicht, wenn er vor der, in dieser Abhandlung entwickelten, indischen Yoga-, d. h. Vertiefungslehre, die Humboldt so gut auszulegen wußte, ein gewisses Grauen empfand. Diese Lehre führt folgerichtig von allem Weltantheil ab. Humboldt aber ließ sie auch nur für den Moment gelten, wo er nicht handeln sollte, sondern ganz der Weltüberschauung sich hingeben durfte. Dann

---

3) Siehe dessen Leben Hegel's. Berlin, 1844. S. 397—98.

fühlte er in sich selbst eine Verwandtschaft mit jenen indischen Weisen; denn auch er konnte sich zeitenweise fast der Erinnerung an eine Gegenwart entschlagen, der er kurz darauf wieder den lebhaftesten Antheil widmet, der er so viele Jahre seine ganze Kraft gewidmet hatte. Er konnte, noch lebend, von dieser Wirklichkeit beinahe abscheiden, wie jene Indier von ihrer Zeit. Darum wirkte jene Dichtung so gewaltig auf ihn; „denn," schreibt er selbst an einen Freund (Gentz), „ich bin den Vertieften, von denen darin die Rede ist, so unähnlich nicht." Jenes Gedicht war nach seiner Ansicht das Tiefste und Erhabenste, das die Welt aufzuweisen habe. „Ich las es," schreibt er in dem bezeichneten Briefe an Gentz, „zum ersten Mal in Schlesien auf dem Lande, und mein beständiges Gefühl dabei war Dank gegen das Geschick, daß es mich hatte leben lassen, dies Werk noch kennen zu lernen. Es ist mir ein Beispiel gewesen, wie, wenn man alles für ganz abgeschlossen hält und nun meint, man könne ohne Gefahr, etwas zu versäumen, abgehen, sich doch noch eine Erscheinung darstellen kann, die man um alles nicht hatte ungekannt zurücklassen mögen."

Mit Hegel's Urtheil über den Gegenstand war er natürlich nicht einverstanden. Es schien ihm sogar, als wenn in der Bezeichnung „der höchstverehrte Verfasser," die Hegel in dieser Kritik so oft wiederholt, eine kleine Ironie läge, während dieser es doch aufrichtigst und ernstlichst gemeint. Varnhagen sagt mir, daß er Schuld an diesem Ausdruck gewesen sei. Hegel fragte ihn, wie auteur illustre im Deutschen zu sagen sei. Varnhagen schlug obige Bezeichnung vor, die Jener sogleich annahm. — Das freundliche Verhältniß jedoch, in welchem Humboldt zu diesem ausgezeichneten Denker stand, wurde nicht im mindesten gestört. Der Biograph des Letzteren erwähnt sogar, daß Humboldt in einem Dankbillet sich sehr schmeichelhaft für Hegel über diese Arbeit geäußert

habe. [4]) Das konnte auch mit Humboldt's sonstiger Ansicht recht wohl bestehen. Ohne Zweifel hatte Hegel ihm seinen Aufsatz sogleich übersendet. Geziemte es nicht, besonders in diesem Falle, dem Empfänger, nicht sowohl, was er gerade an dieser Arbeit mißbilligte, als vielmehr das, was er überhaupt an Hegel und dessen Arbeiten schätzte, hervorzuheben? Seine volle Herzensmeinung aber über den vorliegenden Artikel ist uns in dem mehrerwähnten Schreiben an Gentz bewahrt. „Die lange Recension über mich," fährt er in jener Aeußerung über Hegel fort, „kann ich am wenigsten billigen. Sie mischt Philosophie und Fabel, Aechtes und Unächtes, Uraltes und Modernes; was kann das für eine Art der philosophischen Geschichte geben? Die ganze Recension ist aber auch gegen mich, wenn gleich versteckt, gerichtet, und geht deutlich aus der Ueberzeugung hervor, daß ich eher alles, als ein Philosoph sei. Ich glaube indeß nicht, daß mich dies gegen sie parteiisch macht."

„Ich kann," fuhr hierauf Humboldt gegen Gentz fort, „ich kann von mir in allen Rücksichten sagen, daß ich in mir und ohne allen Unmuth und ohne alle Absicht, nur mir selbst, wie außer der Welt, lebe. Wie man aufnimmt, was ich jetzt thue, wie man beurtheilt, was ich gethan habe, berührt mich nur, insofern ich es belehrend finde, oder insofern ich darin, oft selbst zu meiner Belustigung, den Gang der Welt und der Menschen sehe. Meine Sache habe ich, wie Sie am besten wissen, auf etwas ganz Anders gestellt, und sie ruht auf unerschütterlichen Pfeilern. Darin bin ich heute, wie ich war, als wir hier [in Berlin] die Nächte durchwandelten. Ich werde es immer als einen seltnen Segen meines innern Geschickes betrachten, in dem, wonach ich strebe, nicht herumgetappt zu haben, sondern Einer Richtung gefolgt zu sein."

---

4) Rosenkranz, a. a. O. S. 397—98.

Auf was H. seine Sache gestellt hatte, ist uns wohl bekannt; wir kommen auch noch darauf zurück. Daß er jenem indischen Gedicht so viel Theilnahme zuwandte und es selbst, halb in Uebersetzung, halb in Auszug bearbeitete, hing allerdings mit der innersten Richtung seines Wesens zusammen. In das Indische im Allgemeinen aber ward er durch den Gang seiner Studien selbst geführt. „Ich habe mir," schrieb er schon den 21. Mai 1827 an Gentz, „in dem Sprachstudium einen eigenen Weg gebahnt und habe darin noch mehr zu verfolgen, als die Jahre erlauben werden, die mir zu leben übrig bleiben. Eben dies Studium hat mich vorzüglich tief in das Indische geführt und mir von einer andern Seite her den Genuß des Alterthums verschafft, der im Griechischen schon immer einen großen Reiz für mich hatte." Was ihn so sehr an die Bhagavad-Gita fesselte, war nicht nur die eigenthümliche Schilderung indischer Contemplation, die darin gegeben ist, sondern eben so die poetische Form. Wir sahen, wie H. von jeher ein besondres Interesse an philosophischen Dichtungen nahm, wie dieses Interesse ihn so gewaltig zu Schiller hinzog. Eben diese Neigung tritt denn auch am Schlusse dieser Abhandlung über die Bhagavad-Gita deutlich hervor. Der Verfasser spricht von der ältesten Philosophie, die immer als Dichtung auftrete; von jener glücklichen Scheidung der Poesie und Prosa, die Plato und die Griechen zu Stande brachten; endlich von spätern Lehrdichtern, z. B. Lukretius. Zuletzt bricht er wieder eine Lanze für seinen Schiller; dieser beweise, daß es in unsrer Zeit wahrhaft philosophische Gedichte geben könne, wobei man nur an dessen Gedicht: „die Künstler" denken dürfe. [5])

Ganz andere Motive allerdings, als die sind, welche H. erfüllten, wirkten mit, als das Studium des Indischen zuerst unter uns begründet wurde; auch ist nicht zu leugnen, daß

---

5) Siehe Ges. Werke, Th. I. S. 96—109.

von mancher Seite der Philosophie und Dichtung dieses Volkes ein oft zu ausgedehntes und gefährliches Lob gespendet wurde. Wie verdroß es Göthe'n, daß Friedrich Schlegel die Weisheit Indiens heraufbeschwor, um den crudesten Autoritätsglauben und Christkatholizismus zu stützen. Jene Vergötterung und diese Nebenabsicht hatte auch Hegel im Auge, als er obige Beurtheilung verfaßte. Er hätte aber besser gethan, eine andere Gelegenheit zu ergreifen und das Interesse, das Humboldt, das die Sprach- und Alterthumsforscher in diese damals neuentdeckte Welt trieb, von dem Mißbrauch Anderer schärfer zu unterscheiden. Duo si faciunt idem, non est idem. Aber Hegel wollte sich wohl zugleich an einem namhaften Denker aus der Kant'schen Schule reiben und warf deshalb den von Humboldt so gepriesenen Gegenstand in die Speichen seiner Alles zerreibenden Dialektik.

Schon im Eingang des zweiten Buches dieser Erinnerungen [1]) hatten wir die Grundrichtung des Humboldt'schen Wesens vorangedeutet, wohl versichert, daß alles, was wir nachher von dessen Lebens- und Entwicklungsgange zu berichten hätten, jener Schilderung, wenn sie gelungen war, zum Beleg dienen werde. In diesen letzten Lebensjahren Humboldt's aber kommt die Natur seines Geistes am offensten zu Tage. Jetzt wurde es auch dem blöderen Auge klar, auf was er eigentlich seine Sache gestellt hatte; wie es im tiefsten Grunde zunächst nicht das Einwirken auf die Welt, also nicht das Handeln, sondern ein überwiegend idealischer Trieb war, was ihn beseelte. Er war seinem Kern nach eine erforschende Natur; das Endziel dieses Forschens waren die Ideen; selbst die

---

1) Siehe oben I. 49—53.

umfassendste Intellektualität war diesem Zwecke untergeordnet. Darin jedoch unterschied er sich nachdrücklich von jenen indischen Weisen, daß er sich nicht, wie sie, in das bloße Anschauen der Gottheit, sondern, als ächter Sohn des geschichtlicheren Welttheils, in das Erkennbarere und Praktischere, in die Erforschung der geistig sinnlichen Natur des Menschen, in die Gesetze der Weltentwicklung und den Gang der Weltgeschichte vertiefte. Dann lebte er aber, sobald er nicht handeln sollte, mehr in der Summe der Begebenheiten, mehr in der Vergangenheit und besonders mehr im Alterthum, als in der Gegenwart, mehr in der Idee, als in der Wirklichkeit. Dies hing endlich mit einem andern Stücke der Weltansicht zusammen, die früh in ihm sich befestigt hatte, mit der Gewißheit, daß die Entwicklung und Vollendung der Individualität das höchste Princip aller Dinge sei, und daß der Tribut selbst, den der Einzelne der Gesammtheit zu bringen verpflichtet ist, letztlich doch wieder vornehmlich zu Beförderung jenes Hauptzwecks geboten sei. Der Allgemeinheit hatte H. seinen Tribut gebracht; er brachte ihn noch, sofern seine Thätigkeit die Welt berührte. Vornehmlich aber lebte er jetzt sich selbst; auch sein wissenschaftliches Thun diente gleich sehr seiner Selbstbefriedigung und war, von dieser Seite betrachtet, nicht der eigentliche Zweck, sondern nur ein Mittel, sich dieses Zweckes in seiner ganzen Tiefe zu bemächtigen.

So drückt sich Humboldt's Wesen und seine Stimmung auch ganz rückhaltlos in den vertraulicheren Mittheilungen aus, die wir aus dieser Zeit von ihm besitzen. Schon die oben aufgeführte Stelle, wo er mit größtem Gleichmuth davon spricht, wie die Welt das aufnehme und beurtheile, was er jetzt thue oder gethan habe, war ein hinreichender Beleg dafür; dasselbe tritt noch in andern höchst merkwürdigen Aeußerungen zu Tage, die wir in den öfter erwähnten Briefen an Gentz finden. „Mir geht es sehr wohl," schreibt er den

21. Mai 1827 aus Tegel an diesen. „Außer dem Leben in meiner Familie und den wenigen, meine Privatangelegenheiten betreffenden Geschäften lebe ich allein in Studien und wissenschaftlichem Treiben.“ Die Annehmlichkeit sogar des bloßen Lernens sei ja auch Gentz sonst eine nicht fremde Empfindung gewesen. Er aber habe sich jetzt in dem Sprachstudium einen Weg gebahnt, den er eifrig verfolgen müsse, wenn er das Ziel, nach dem er da strebe, erreichen wolle. Den 13. Julius desselben Jahrs spricht er sich, indem er Gentz zu einem Zusammenkommen in Salzburg einladet, ferner gegen diesen Freund aus: „Ich habe eine wahre Sehnsucht, Sie zu sehen, und würde unendlich gern, so lange es die Umstände erlaubten, zusammenbleiben. Der Genuß des Umgangs geht immer erst da an, wo man sich gar nichts Eigentliches zu sagen hat, und wir würden jetzt gewissermaßen wieder so sein, als wir vor langen Jahren in Berlin waren, wo wir auch an gar nichts Aeußerem hingen, sondern nur Ideen, Gefühle und Menschen besprachen, alles um des ganz Allgemeinen oder des höchst Individuellen willen. Denn das Befinden, das doch nicht individuell ist, noch wird, ist der wahre Stoff, über den man die Meinung ändert, sich spaltet und streitet, und auch der wahre Tummelplatz des gewöhnlichen Alltagslebens im Großen und Kleinen. Ich kann mir nicht denken, daß wir in dem, was man eigentlich Ansichten nennen kann, verschieden wären, liebster Freund. Allein auch mit Menschen, von denen ich allerdings abweiche, irrt mich das sehr wenig. Ich habe bei jeder Sache zwei Ansichten, und es ist mir, wenn ich nicht eben handeln muß, ziemlich eins, mit welcher man sich zu beschäftigen vorzieht. Ich habe von jeher ein althistorisches Interesse gehabt, und da schrumpft alles Menschliche unglaublich zusammen, man sieht mehr den Strom, der die Dinge fortreißt, als die Dinge selbst. An Lebendigkeit glaube ich allerdings nicht verloren zu haben. Sie stammte immer in

mir daher, daß ich sie nicht aus dem Leben schöpfte, wenig am Leben hing, und mir wenig aus dem Leben machte. Beides Letzte ist jetzt in viel höherem Grade bei mir der Fall, nicht aus Ueberdruß; was mich sonst erfreute in aller Art, reizt mich ebenso lebhaft noch jetzt, aber weil ich reifer in Ideen bin, und man mit Ideen doch immer aus dem Leben, was nicht der wahre Sitz der Ideen ist, hinausreist. Auch ist das Leben ein Akt, der wohl geführt, aber auch wohl beschlossen sein will, und wer klug ist, geht also gern, wenn er am glücklichsten ist. Und glücklich bin ich sehr, so innerlich und äußerlich geschlossen, daß ich keinen Wunsch habe, den ich nicht durch mich erreichen könnte. Wissenschaftlich beschäftige ich mich jetzt sehr. Doch geht auch das nur nebenher und ist nicht das eigentliche Ziel."

Wundern wir uns nun noch, wenn Humboldt über das, was ihm am Ende seiner politischen Laufbahn widerfahren war, auch nicht ein Wort verlieren mochte?

So bewundernswerth er uns in diesen Aeußerungen erscheint, kann es uns dennoch einigermaßen befremden, daß er gegen einen Mann wie Gentz nicht etwas mehr damit zurückhielt. Allerdings hatte er in der Zeit, wo ihm zu handeln oblag — vom Wiener Congresse zumal bis zu den Carlsbader Beschlüssen — den Gegensatz seiner Richtung zu der dieses Jugendfreundes hinreichend bewiesen, und er durfte wohl, nachdem er seinen Theil durchgekämpft, auch gegen ihn den höhern Standpunkt, von dem er den Lauf der Dinge betrachtete, durchblicken lassen. Von diesem Standpunkt erscheint allerdings der Kampf gegen die Bewegung so berechtigt, als der für sie; es kommt dann blos auf die Lauterkeit der Ueberzeugung

an, mit der man seine Partei ergreift, und auf die Waffen, mit denen man für sie kämpft. Sahen wir doch,[1]) wie Humboldt Männern, wie Gentz, wie Fr. Schlegel, auch wenn er sie bekämpfte, Gerechtigkeit widerfahren ließ; wie er des eigenen Wegs gewiß, sich gar nicht scheute, von solchen Gegnern auch zu lernen und noch aus ihren Irrthümern Belehrung zu schöpfen. An seinem Freiheitssinne zweifelte man doch nicht! Widmete er nicht zu derselben Zeit, wo er so versöhnend an Gentz schrieb, den Griechen, die dieser als Rebellen verfolgte, offene und thätige Theilnahme? Dessenungeachtet aber wünschten wir, H. hätte in einem Briefe an Gentz solche Ausdrücke vermieden, wie die: er könne sich nicht denken, daß sie Beide in dem, was man eigentlich Ansichten nennen könne, verschieden wären. Er schränkte zwar diese Aeußerung sogleich ein; allein sie blieb gefährlich, weil sie die politische Differenz zu sehr herabsetzte und dazu dienen konnte, einen Conservativen von Gentz's Schlag noch mehr in seiner Denkart zu verhärten; auch erscheint sie im Licht von Humboldt's Leben fast sophistisch. Gentz durfte sich allerdings dieses Beweises von Achtung freuen, die Humboldt ihm noch an den Tag legte; dieser aber hätte sich von wohlwollenden Empfindungen und Erinnerungen der Jugend doch nicht so weit fortreißen lassen sollen. Wie ihm aber in seinen spätern Jahren alles wieder näher trat, was ihm einst theuer gewesen war, so selbst Gentz. Wie würde er sonst wieder einen so vertraulichen Briefwechsel mit ihm gepflogen haben? Er dachte sich den Freund noch, wie er gewesen war, als sie einst in Berlin halbe Nächte hindurch sich in philosophischen Gesprächen ergingen. Die Entfernung begünstigte eine Täuschung, die längeres Zusammenleben vielleicht bald vernichtet hätte.

---

1) Siehe Th. I. S. 124–25. Th. II. S. 218–19. 221–22.

Im Herbst 1826 kam Alexander von Humboldt nach Berlin. Er ward vom König, der ihn als wissenschaftlichen Rathgeber um sich haben wollte, bewogen, sich im nächsten Jahre ganz nach seiner Vaterstadt zu übersiedeln — ein Entschluß, zu dem er sich recht eigentlich von der Absicht bestimmen ließ, endlich einmal mit dem zu leben, von dem er immer getrennt gewesen war, mit seinem Bruder. Zunächst ging er jedoch (Mitte Decembers) nach Paris, seinem bisherigen Aufenthaltsort, zurück.

Im folgenden Jahre ward aber auch ein Theil der Familie von Berlin entfernt. Der Schwiegersohn unseres Humboldt, Freiherr von Bülow, erhielt im Februar 1827 den Gesandtschaftsposten in London, den er früher nur als Geschäftsträger versehen hatte, und auf dem er namentlich in den dreißiger Jahren bei den dort abgehaltenen Conferenzen sich jenen angesehenen diplomatischen Namen erwarb, der ihn bis an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten Preußens führte. — Bülow's Gemahlin und Kinder blieben zunächst in Berlin zurück. Er selbst ging, kurz nach seiner Ernennung, auf den Posten ab, und zwar über Paris, von wo ihn Alexander von Humboldt, der im Begriff war, in das Vaterland zurückzukehren, nach London begleitete. Beide Männer wurden von Canning, der noch am Leben war, mit Wohlwollen überhäuft. Alexander aber ging alsbald über Hamburg nach Berlin. „Alexander ist nun auch hier" schreibt W. v. Humboldt am 21. Mai 1827 an Gentz, „und hat ganz eigentlich seinen Wohnsitz hier genommen. Er ist thätiger und lebendiger als je, und wir reden oft von Ihnen." Der Bruder blieb auch von nun an zu Berlin, verweilte jedoch oft mit dem König in Potsdam und kehrte noch jährlich wenigstens einige Zeit in die französische Hauptstadt, die ihm nun einmal zur zweiten Heimath geworden war, zurück.

Auch sonst hatte sich Berlin damals mancher Anregung

zu erfreuen, wenn sie auch mehr vorübergehend war. Anfangs 1827 verweilte der Freiherr von Stein einige Zeit da, um seine alten Freunde einmal wieder zu sehen; im Mai aber kam A. W. von Schlegel, nach zwanzigjähriger Abwesenheit von der Hauptstadt, zu längerm Besuche dahin. Schlegel hatte sich noch früher und ausschließlicher, als H., in die Sprache und Litteratur der Indier vertieft. Auf Humboldt's Anregung [1]) hatte er (1818) eine Professur an der neu begründeten Rheinuniversität zu Bonn erhalten; auch blieben beide Männer, bei so verwandten Studien, fortwährend in Verkehr. Während des damaligen Aufenthalts zu Berlin hielt Schlegel vor einem größern Publikum Vorlesungen über die Theorie und Geschichte der bildenden Künste. Auch diese Thätigkeit des ausgezeichneten Mannes mußte für Humboldt ein lebhaftes Interesse haben; doch wurde dieser schon im Julius durch eine Badreise von Berlin abgerufen.

Schon seit Jahren befand Frau von Humboldt sich in leidendem Zustand. Der vorjährige Aufenthalt in Gastein aber war ihr vortrefflich bekommen; der darauf folgende Winter verging glücklich. Sie beschloß daher, wieder in dieses Bad zu gehen. Humboldt, der jede Trennung von ihr jetzt schmerzlicher empfand, begleitete sie; auch Caroline, die älteste Tochter, ging mit. Er gedachte, auch selbst zu baden, nicht gegen ein bestimmtes Uebel, denn er war eigentlich gesund, aber er glaubte, sich doch dadurch zu stärken.

Am 13. Julius, auf der Hinreise nach Gastein schrieb

---

1) Wie wenigstens Zelter Göthe'n andeutet; vergl. ihren Briefwechsel, II. 438.

er, von Zeitz aus, nochmals an Gentz, den er in Gastein zu treffen gewünscht hatte, um ihn mindestens zu einer Zusammenkunft in Salzburg zu bestimmen. Gentz jedoch, der jetzt alle Jahre nach Gastein ging, konnte gerade diesmal seiner Geschäfte wegen vor September nicht von Wien abkommen. Sie sahen sich nicht.

Humboldt's Reise ging über Baireuth nach München. Hier verweilten sie einige Tage. Ende Julius langten sie in Gastein an, von wo sie zwischen dem 21sten und 24sten August ihre Rückreise antraten, um noch mit den andern Kindern, wahrscheinlich auf einem der Güter, zusammenzutreffen.

Frau v. Humboldt that das Bad auch diesmal außerordentlich wohl. Er selbst auch fühlte sich gestärkt. Ueberhaupt hatte ihm Gastein unendlich gefallen und ganz eigen an sich gefesselt. „Ich habe nicht leicht," schrieb er den 31. Oktober, „eine anziehendere Berggegend gesehen und eine reizendere Stille genossen, als da. Ich werde mit großem Vergnügen wieder hingehen."

Als Humboldt dieses schrieb, war er wieder zu Tegel eingetroffen. Alsbald aber ging er in die Stadt, in der diesmal noch ein besondrer Genuß seiner wartete. Sein Bruder Alexander legte, was er schon in Paris einmal, aber in französischer Sprache vorgetragen hatte, jetzt seiner Vaterstadt vor: die Ergebnisse nämlich seiner Forschungen über physische Erdkunde, indem er einen Cyclus von Vorlesungen darüber eröffnete. Er begann diese Vorträge in einem der Säle des Universitätsgebäudes am 3. November 1827 und schloß, mit der 61sten Vorlesung, am 26. April des nächsten Jahres. In freier Rede, mit aller Kraft des Geistes und

aller Wärme des Herzens, führte der beredte Lehrer das Weltall in einer wunderbaren Bilderreihe vorüber. Diese Vorträge erregten so großes Aufsehen und zogen so viele Zuhörer herbei, daß der Vortragende gezwungen war, fast gleichzeitig einen zweiten Cursus über denselben Gegenstand in der großen Halle der Singakademie zu beginnen, eine Wiederholung des erstern, nur eingerichtet für eine größere und gemischtere Versammlung. Da erschienen der König, die königliche Familie, die ersten Männer und Frauen der Stadt, und zwar ununterbrochen. [1]) Wilhelm Humboldt war natürlich unter den Zuhörern; vielleicht aber zog er die strengern Vorträge im Universitätsgebäude vor. Den 1. März 1828 äußert er sich gegen den Wiener Freund, für den fast jede geistige Größe der Zeit etwas Dämonisches hatte, also: „Alexander ist wirklich eine **puissance** und hat durch seine Vorlesungen hier eine neue Art des Ruhmes erworben. Sie sind unübertrefflich. Die Furcht würden sie aber leicht verlieren. Er ist mehr wie je der Alte, und es ist, wie es war, ein Charakterzug in ihm, selbst eine eigne innre Scheu, eine nicht abzuleugnende Besorgniß in der Art des Auftretens zu haben."

Bekanntlich gab Alexander v. H. damals nur einen Vorgeschmack dessen, was er jüngst erst in seinem Cosmos, als unvergänglichen Schlußstein langen Wirkens, auch der Welt vorzulegen begonnen hat. [2])

Im Frühjahr 1828 machte W. v. H. seine letzte größere Reise. Frau v. Bülow, seine jüngste Tochter, war in Berlin

---

1) Varnhagen von Ense, in seinem Hans von Held. Leipzig 1845. S. 244—45 — so vieler Zeitungsberichte aus jenen Tagen nicht zu gedenken.

2) Siehe dessen Cosmos. Entwurf einer physischen Erdbeschreibung. 1. B. Stuttgart und Tübingen. 1845. S. IX.—XII.

geblieben, sollte aber nun ihrem Gatten nach London nachfolgen. Humboldt beschloß, mit der Frau und der ältesten Tochter die jüngste an ihren Bestimmungsort zu begleiten und zugleich einen Besuch in Paris zu machen.

Den 30. Mai reisten sie von Berlin ab. Sie gingen sogleich nach Paris, wo sie mehrere Wochen verweilten, um jedoch nach der Rückkehr von London nochmals daselbst einzusprechen.

Paris bot damals einen besonders schönen und anregenden Eindruck. Es war der glänzende Zeitpunkt von Guizot's, Cousin's, Villemain's Vorlesungen, die Epoche eines großen geistigen Aufschwungs, der gleich mächtig zum Sturz der älteren Bourbonen und zur Gründung einer politisch bessern Zeit, als zur Erweiterung des geistigen Gesichtskreises der französischen Nation beitrug. Ueberhaupt war das geistige Treiben dort damals überaus aufstrebend und erfrischend.

Auch nicht blos für allgemeinere Interessen, sondern nicht weniger für ganz spezielle war ein immer größerer Reichthum dort zu finden. Zu Paris hatte das allgemeine und vergleichende Sprachstudium zur Zeit eine Art Centralpunkt gefunden, hier stand es in der höchsten Blüthe. Silvestre de Sacy, der Vater der allgemeinen Sprachforschung in Frankreich, auch unserm H. von früher her bekannt, wirkte hier inmitten einer neuen sprachgelehrtern Generation, unter die der große deutsche Sprachforscher nicht als ein unbekannter Name trat. Schon in der Sitzung vom 19. August 1825 hatte ihn die Pariser Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, zugleich mit dem Philologen Creuzer in Heidelberg, mit großer Stimmenmehrheit zu ihrem auswärtigen Mitgliede (associé étranger) ernannt. [1]) Doch viele der jüngern Gelehrten und

1) Vergl. Allg. Zeitung, 27. Aug. 1825 (Art. Frankreich.)

Sprachforscher Frankreichs lernte er gewiß jetzt erst persönlich kennen, z. B. Champollion, den Erforscher der Hieroglyphen, Jacquet, den Kenner asiatischer Sprachen. Besonders aber hatten Abel Rémusat, St. Martin, Bournouf, und sein in Paris lebender Landsmann Julius Klaproth ihn durch ihre wohlwollende Aufnahme zu Danke verpflichtet. „Ich mag," schrieb er nach der Rückkehr in die Heimath, den 13. Dez. desselben Jahres, dem Letztgenannten, „ich mag diese Herren nur nicht mit Briefen belästigen und warte nur eine passende Gelegenheit ab. Ich werde mich ewig der interessanten Wochen in Paris in diesem Frühjahr erinnern." [2]) Humboldt blieb auch mit fast allen diesen Männern in wissenschaftlicher Correspondenz und ergriff noch an Ort und Stelle die Gelegenheit, für ein so freundliches und ehrendes Entgegenkommen eine Art Gastgeschenk zurückzugeben. Er trug, während seines Aufenthalts in Paris, im Institut, dessen Mitglied er war, eine neue sprachgelehrte Abhandlung vor. [3])

Zu London traf Humboldt seinen Schwiegersohn, Frhr. v. Bülow, auf dem Posten, den er selbst einst inne gehabt; er konnte auch sonst manchen Staatsmann, manchen Gelehrten entweder erst kennen lernen oder wieder begrüßen. Der große Canning war schon todt. Dagegen fand H. seinen frühern Collegen, den österreichischen Botschafter Fürsten Paul Esterhazy, welchen wiederzusehen, wie er wenigstens an Gentz schrieb, ihn im recht eigentlichsten Verstande freute; dann den als Minister für die hannöverischen Angelegenheiten noch immer in London lebenden Grafen von Münster. König Georg IV., der schon als Prinz-Regent Humboldt seine Gunst

---

2) Dieses Schreiben an Klaproth wurde im 3. Heft von Dorow's Facsimilies mitgetheilt.

3) Ueber die Verwandtschaft des griechischen Plusquamperfektums, der reduplicirenden Acriste und der Attischen Perfekta mit einer Sanskritischen Tempusbildung.

zugewendet hatte, empfing ihn jetzt mit der größten Auszeichnung. Er verlieh ihm nicht nur das Großkreuz des Guelphenordens, sondern ließ ihn auch durch den berühmten englischen Maler Ritter Lawrence für den Waterloo-Saal auf dem königlichen Schlosse Windsor malen, wo Humboldt's Bild jetzt hängt neben denen der Monarchen, der ersten Staatsmänner und Feldherrn der Befreiungszeit, neben Metternich, Hardenberg, Schwarzenberg, Wellington und Blücher!

Den 19. Julius verließ Humboldt mit den Seinen — der Gemahlin und ältesten Tochter — die brittische Hauptstadt. Sie begaben sich wieder nach Paris und eilten, nach einem nochmaligen Aufenthalt daselbst, über Straßburg nach Gastein, wo sie vom 15. August bis 15. September die Badkur wiederholten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie dort mit Gentz, dem sie ihren Aufenthalt für diese Zeit angekündigt hatten, diesmal wirklich zusammentrafen.

Den Rest des Herbstes brachte H. noch in Tegel zu.

Nachdem das Bad von Gastein auf das Befinden der Frau v. Humboldt längere Zeit so glücklich gewirkt hatte, daß ihr Gemahl noch am 1. März dieses Jahres mit einer Art Triumph an Gentz schreiben durfte, er könne sich aus dem Reiseplan, von dem er ihn unterrichte, abnehmen, wie gut es mit der Gesundheit der Frau stehe, brach jetzt, nach der Rückkehr von der Reise, das Uebel plötzlich stärker hervor und nahm bald die schlimmste Wendung. Schon Ende Novembers und Anfang Decembers lag sie sterbenskrank in Berlin; [1]) im Januar hieß es abermals, sie sei am Sterben, [2]) doch fristete

---

1) Briefwechsel zw. Göthe u. Zelter, V. 133.
2) Rahel's Briefe, III. 320 (16. Jänner 1829).

sich das Leben bis in den März. Noch am 24sten dieses Monats schrieb Rahel in einem Brief: „Frau von Humboldt war am Sonntag [am 22sten] schon sterbend; schlug die Augen auf, sagte zum Mann: „Es ist ein Mensch fertig!" selbst den Tod erwartend. Vergebens; sie lebt wieder; nimmt Antheil. Alexander erzählte dies. Schönes Wort. Gott sei bei ihr. Sie soll viel gebetet haben. Ganz recht. Das heißt mit Gott sprechen. Anderes haben wir ihm nicht zu sagen." Nun aber ging es mit Frau von Humboldt schnell zu Ende; sie starb am 26. März 1829.

Der Verlust dieser Frau mußte weit empfunden werden. „Die seltenen Vorzüge ihres Geistes und Charakters," sagte eine öffentliche Mittheilung aus Berlin [3]) nach ihrem Tode, „machten die Verewigte zum Gegenstande allgemeiner Theilnahme und Verehrung." Auch war sie durch ihre Reisen mit Allem in Verbindung gekommen, was das Zeitalter in Wissenschaft und Kunst Großes aufzuweisen hatte, und wie in Rom, in Wien und Paris, war auch in Berlin ihr Haus der Mittelpunkt der geistreichsten und angenehmsten Gesellschaft gewesen.

Am tiefsten aber empfand ihren Verlust die Familie, vor allem der Gemahl. Seine Liebe zu ihr hatte schon in den letzten Jahren an Innigkeit noch zugenommen, jetzt aber erreichte sie den Höhepunkt. Es war, als wenn er sich ihrer neu versichert hätte, nachdem sie ihm in eine höhere Welt vorangeschritten. Das Bild ihres Wesens verließ ihn nicht mehr; es schlang sich in alle seine Ideen, es folgte ihm in seine Träume, es veredelte jede Stunde, die er strengen Forschungen entriß. Endlich mußte die Hoffnung auf persönliche Fortdauer, die immer in ihm gelebt, in diesem Drang, mit seiner Gattin wieder vereinigt zu werden, unendlich an Zuversicht und Stärke gewinnen.

---

3) Allg. Zeitung, 19. April 1829.

Was ihn nach ihrem Tode zuerst beschäftigte, war ein Grabmonument, das er ihr auf seinem Landsitz Tegel, unter Mitwirkung des großen Bildhauers Rauch, zu errichten beschlossen hatte. Dies Denkmal erhob sich an einer Stelle des Parkes, die die Abgeschiedene vorzüglich geliebt und zu ihrer Ruhestätte selbst ausgewählt hatte. Einstweilen wurde der Leichnam auf dem Kirchhofe in Tegel beigesetzt, bis das Grabmal vollendet war. [4]) Wie oft schritt dann, unter Schauern der Ewigkeit, unser verlassener Freund den Cypressengang durch, der nach dem Denkmal führt, das diese Reste barg, von dessen Gipfel aber eine schöne Statue von Thorwaldsen, die Spes, die der Künstler eigens für Frau v. Humboldt in Marmor ausgearbeitet, [5]) tröstend und beseligend herabblickte!

Bald konnte er von Tegel sich kaum mehr trennen. Er zog sich aus dem Gewühl der Stadt in diese Einsamkeit zurück, um ganz seinen Erinnerungen und seinen Studien zu leben.

Daß der Tod der Gemahlin auch in seinen Studien einen Abschnitt machte und welchen, wollen wir später berichten. Zunächst war es ein Glück für ihn, daß sich mancherlei Zerstreuungen und Beschäftigungen darboten, die seine Mußestunden ausfüllten und erquickten; was um so nothwendiger war, da, wenige Wochen nach jenem Todesfalle, (im April) auch sein Bruder, Alexander, für längere Zeit von Berlin schied, der jetzt seine letzte große Reise, die nach dem Ural, antrat und erst am Schlusse des Jahres zurückkehrte.

---

4) Allg. Zeitung, a. a. O.

5) Im Jahr 1817; vergl. Friederike Brun, Römisches Leben, II. 327—28.

Zu den zerstreuenden Beschäftigungen, die unserm H. jetzt zu Theil wurden, gehört besonders der Antheil, der ihm bei der großartigen Einrichtung des neuen Museums übertragen wurde. Der König rief ihn im Mai (1829) an die Spitze einer Commission, die den Auftrag zur innern Einrichtung dieser neuen Schöpfung erhielt — eine Wahl, die man von allen Seiten mit Zustimmung und Antheil begrüßte. In Berlin freute man sich besonders auch, daß der hochverehrte Staatsmann durch Annahme dieser schönen und gewiß fruchtbringenden Wirksamkeit den dortigen Lebenskreisen näher vereint bleiben würde, als dazu nach dem herben Verlust, den er kürzlich erlitten, der Anschein vorhanden war. [1])

Die niedergesetzte Commission bestand aus den ersten Künstlern und namhaftesten Kunstforschern Berlins: aus Schinkel, dem Erbauer des Museums, den Bildhauern Rauch und Tieck, dem Maler Wach, dem Hofrath Hirt und dem nachherigen Direktor der Gemäldegallerie, Dr. Waagen. Mit den meisten dieser Männer war H. längst verbunden; auch wirkte er, an der Spitze des Kunstvereins, mit ihnen vereinigt. Besonders freundschaftlich stand er zu Rauch und Schinkel. Nächst den Mitgliedern der Commission widmete auch der kunstliebende Kronprinz der Museumseinrichtung großen Antheil. Es verstand sich, daß H. bei Leitung dieser Sache sich mehr als geschäftskundiges, denn als sachverständiges Mitglied benahm, wobei ihm Raum genug blieb, eigene Ansichten und Erfahrungen, die er erworben, zum Vortheil der Berathung mitzutheilen. Sein Antheil aber ging vornehmlich dahin, die Berathung zu leiten, widersprechende Ansichten auszugleichen, endlich die Beschlüsse herbeizuführen, nach beendigtem Geschäft aber dem Könige geziemenden Bericht über die getroffene Einrichtung und die Motive derselben vorzulegen.

---

1) Allg. Zeitung, 29. Mai (Corresp. a. Berlin, vom 20. Mai).

Besonders gab die Anordnung der Gemäldegallerie zu interessanten Erörterungen Stoff. Die Berliner Sammlung hatte sich zwar noch kürzlich durch manche Ankäufe, namentlich durch die Solly'sche Gallerie, bereichert, doch gehörte sie noch keineswegs zu den bedeutendsten ihrer Art. Man mußte daher um so eifriger bedacht sein, ihren Werth durch eine zweckmäßige Aufstellung zu erhöhen. Man wählte eine geschichtliche Aufstellung, und führte sie mit ganzer Strenge durch, damit nicht nur „die äußerliche Geschichte in der Fortbildung des Technischen, sondern der wesentliche Fortgang der innern Geschichte in ihrem Unterschiede der Schulen, der Gegenstände und deren Auffassung und Behandlungsweise" erkennbar seien. Und in der That ist es besonders diese sinnvolle Anordnung, was die Gemäldesammlung des Berliner Museums auszeichnet.

Als die Commission sowohl über die Wahl der Gemälde, als über deren Anordnung vorläufig übereingekommen war, zog man, dem Wunsche des Kronprinzen gemäß, noch einen angesehenen auswärtigen Kunstkenner, den Freiherrn v. Rumohr, zu Rathe. Dieser, wie er selbst berichtet, [2]) war eben (im J. 1829), von einer Reise in Italien, nach Holstein auf seine Güter zurückgekehrt, als ihn ein Schreiben Humboldt's benachrichtigte, daß die Commission sich auf Anregung des Kronprinzen mit ihm in Verbindung zu setzen wünsche, und ihn zu Begutachtung ihrer Sitzungsprotokolle auffordere. Hr. v. Rumohr unterzog sich diesem Auftrag, und seinem Gutachten und Plane ist man mit sehr leichter Abänderung zuletzt gefolgt.

Am 3. August 1830 ward das Museum, eine neue Zierde Berlins, eröffnet, und am 21sten desselben Monats stattete Humboldt dem Könige über die getroffene Einrichtung

---

2) Rumohr, Drei Reisen in Italien, Leipzig, 1832. S. 277—78. 290.

Bericht ab. Der König war davon außerordentlich befriedigt. Auch das Museum ehrte das Andenken der Begründer. In seiner Vorhalle stehen zwei Marmorbüsten: die Schinkel's, des Erbauers, und die W. v. Humboldt's, dem die erste Organisation der Anstalt übertragen war. Die Büste des Letztern ist vom Bildhauer Tieck gearbeitet, nach einer andern, die einst Thorwaldsen in Rom gefertigt hatte.

Bekanntlich ist die Anordnung der Gemälde des Museums, noch zu Lebzeiten W. v. H.'s, der Gegenstand eines berüchtigten Streites geworden. Ein Mann, der sich schon überlebt hatte, seines Namens wegen aber selbst in die Commission gezogen wurde, aus dieser jedoch noch vor Beendigung des Geschäfts ausgeschieden war, Hofrath Hirt, trat ein paar Jahre nachher öffentlich gegen die getroffene Einrichtung und namentlich Rumohr's Vorschläge auf; der Angriff wurde jedoch durch den Direktor der Gemäldesammlung, Dr. Waagen, in einer besondern Schrift (1832) nach Gebühr zurückgewiesen.

Zur Stärkung des körperlichen Befindens ging Humboldt in den Jahren 1829 und 1830 wieder nach Gastein. Für Gemüth und Geist aber suchte er noch andere Labungen. Mehr noch, als bisher, lebte er jetzt auch der Vergangenheit. Und wie der schwärmerische Zug, die Sentimentalität, die seiner Jugend eigen gewesen, nun im Alter auffallend wieder zu ihm zurückkehrten, so hing er auch mit verdoppelter Innigkeit an dem, was ihn in frühen Jahren beglückt hatte — an Rom, an den Jenaer Tagen, besonders aber an dem Andenken Schiller's. Längst hatte er wohl die Absicht, das schöne Denkmal ihres Umgangs, seinen Briefwechsel mit diesem dereinst der Welt zu übergeben; durfte doch schon Körner, der

Herausgeber der Schiller'schen Werke, in dem schon 1812 diesen beigefügten Lebensabriß des Dichters mehrere Stellen aus jenem Briefwechsel mittheilen. Nun, nachdem Göthe seine Correspondenz mit dem Freunde veröffentlicht, stand H. nicht an, dasselbe zu thun. Er bereitete Anfang des Jahres 1830 die Herausgabe des Briefwechsels und schrieb im Mai, zu Tegel, die herrliche Vorerinnerung dazu. Die Sammlung erschien, kurz darnach, im Cotta'schen Verlag zu Stuttgart.

Unmittelbar daran knüpfte sich eine ähnliche Beschäftigung — die auf den noch lebenden Dichterfürsten Göthe und auf Rom Bezug hatte. Göthe hatte im vorangegangenen Jahre den letzten Theil seiner italienischen Reise veröffentlicht, worin besonders die Schilderung seines zweiten römischen Aufenthalts mächtig hervorleuchtete. Mußte nun eine Mittheilung der Art H. jederzeit aufs tiefste berühren, so besonders jetzt und in seiner damaligen Stimmung. Hiezu kam, daß ein Mann, der jetzt öfter mit ihm verkehrte, und der als besonders eifriger Verehrer Göthe's bekannt ist, Varnhagen von Ense nämlich, den guten Gedanken hatte, H. zur Besprechung des neuen Werkes in den Berliner Jahrbüchern aufzufordern. Schon im März hatte Varnhagen deshalb nach Tegel geschrieben. Humboldt fand den Antrag sehr dankenswerth und schrieb am 21sten desselben Monats von da zurück: „Es ist allerdings ein anziehender Gedanke, über Göthe's Aufenthalt in Rom zu schreiben, da der Mann und der Ort so viele Betrachtungen herbeiführen, die man leicht mit einander verbinden kann. Ich habe aber eigentlich zwei sehr widersprechende Eigenschaften in mir, immer pünktlich Wort zu halten, und meine Freiheit doch sehr ungern gebunden zu fühlen. Darum ist es mir in der That, so sehr ich es bedaure, unmöglich, Ew. Hochwohlgeboren Güte ganz zu entsprechen, und die Recension wirklich zu übernehmen. Ich

will in den nächsten zwei bis dritthalb Monaten die Sache im Auge behalten. Sollte ich Ihnen dann aber nichts zuschicken, so bitte ich Sie, mir das ausdrückliche Geständniß zu ersparen, daß ich nichts, was ich des Gegenstandes würdig hielte, zu Stande gebracht habe." Doch ließ er diese schöne Veranlassung nicht vorübergehen, sondern sagte den Aufsatz bald bestimmt zu; doch konnte er denselben erst am 20. August von Tegel abgehen lassen. Er leitete ihn mit folgenden Worten an Varnhagen ein: „Es thut mir überaus leid, den von mir selbst gesetzten Zeitpunkt um mehrere Wochen überschritten zu haben, und Ew. Hochwohlgeboren erst heute die Arbeit zu schicken, zu welcher Sie mich mit so vieler Güte aufgefordert haben. Ich bin Ihnen für diese Aufforderung recht aufrichtig verbunden, da mir die Arbeit sehr viel Vergnügen gemacht hat. Es bleibt mir jetzt blos zu wünschen übrig, daß Sie auch Ihren Erwartungen entsprechen möge. Sollte ich zu spät kommen und die Göthe'sche Schrift anderweitig vertheilt sein, so erbitte ich mir den Aufsatz zurück. Wünschen Ew. Hochwohlgeboren Abänderungen in einzelnen Stellen, so haben Sie nur die Güte, mir dieselben anzuzeigen. Ich werde mich dann sehr gern darüber mit Ihnen besprechen." Das Buch war nicht vergeben, und an Aenderungen dachte man nicht. Man war froh, einen solchen Schatz heben zu dürfen. Schon im September erschien dieser Aufsatz in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. Der Verfasser hatte nicht nur die schönste Gelegenheit gefunden, seiner eignen Erinnerung an Rom tiefe, sehnsuchtsvolle Worte zu leihen, sondern zugleich die Selbstvollendung unseres großen Dichters zu Rom, im Mittelpunkte neuerer Kunst, zu veranschaulichen — was um so dankenswerther war, weil Viele entweder nur die Jugendwerke des Dichters schätzen, oder darüber verwundert stehen, daß Göthe während seiner italienischen Reise nicht ein neues größeres

Werk concipirte, sondern nur die schon entworfenen umbildete und vollendete.

Mit diesem Aufsatz mußte dem noch lebenden Dichter eine große Freude bereitet sein. Varnhagen hatte es auch nicht erwarten können, ihn von der an Humboldt ergangenen Aufforderung zu benachrichtigen. Darauf antwortete Göthe (25. April): „Herrn Minister von Humboldt empfehlen Sie mich zum allerbesten; lehnt er auch ab, über dieses oder jenes sich öffentlich zu erklären, so bin ich doch gewiß, daß es ihm manche angenehme Stunde macht, denn sein Andenken, wie aller innigsten Freunde, ist mir ganz eigen und individuell vor der Seele, da wo frühere Bezüge, deren ich so viele auf das liebenswürdigste genossen, in die Erinnerung treten.“ [1]) Als Humboldt's Aufsatz erschienen war, schrieb auch Zelter darüber an Göthe (26. Sept.) und zwar so, als verstehe sich das ganz von selbst, daß man Göthe'n rühme und preise. „Nun ist seit 8 Tagen,“ schrieb er, „auch die diesjährige Kunstausstellung offen. Vor einigen Tagen kommt der Minister von Humboldt auf mich zu: „Haben Sie denn wohl meine Anzeige des 29sten Bandes von Göthe's neuer Ausgabe (über Rom) gelesen, womit ich mir auch Ihren Dank verdienen wollen?“ Glücklicher Weise konnte ich eben Rede stehen, um das erwartete Lob auszusprechen. Diese Kritik hat auch insofern Werth, da sie von einem gelehrten Diplomaten ausgeht, der Jahre nach einander italienische Kunst und Natur an Ort und Stelle in friedlicher Muße als Nahrung und Speise einnehmen können.“ Göthe antwortete ihm aber gleich darauf also (29. Okt. 1830): „Mich freut, daß Du Herrn v. Humboldt wegen seiner Aeußerungen über meinen

---

1) Der Brief findet sich in der Reihe von Briefen Göthe's an Varnhagen, welche in Th. Mundt's litterarischen Zodiacus, Okt. 1835, S. 260—80, mitgetheilt worden.

römischen Aufenthalt etwas freundlich Dankbares gesagt hast; mir haben sie zu Erinnerung und Nachdenken viele Gelegenheit gegeben. Es ist merkwürdig, wie er alles an- und aufregt, wie er sich in die dortigen Zustände versenkt hat, und mich daselbst betrachtet. Ihm von innen heraus entgegen zu gehen, fand ich alle Ursache, und bin auf mancherlei Betrachtungen über mich selbst zurückgeführt worden." [2])

So sprach Göthe, und mit vollem Recht; denn dieser Aufsatz gehört zu dem Besten, was über seinen Dichtercharakter und den Bildungsgang desselben geschrieben worden ist.

Während H. in solcher Weise an Kunst und der Litteratur Theil nahm, im Stillen aber mehr noch in seine Sprachforschungen versenkt war, brach in Paris eine Revolution aus, die der vorurtheilslos Betrachtende längst hatte kommen sehen können. Mit einem Schlage ward der Zustand Frankreichs geändert. Ganz Europa schien eine neue Epoche antreten zu wollen, und wirklich wurde fast in allen Frankreich benachbarten Ländern entweder ein neuer Zustand herbeigeführt oder doch ein namhafter Fortschritt errungen. Deutschland verdankt diesem Anstoß einen regern Sinn für politisches Leben und — den Zollverein. Freilich stand aber auch der Feind im Westen viel bedrohlicher da; im Osten war die polnische Wunde aufgebrochen; Deutschland, und Preußen insbesondere, befanden sich in sehr kritischer Lage.

Der Bruder unseres Humboldt, der jetzt immer höher im Vertrauen des Königs stieg, und, bei seiner langen Verbin-

---

2) Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, VI. 25. 40—41.

dung mit der französischen Hauptstadt, sich sehr natürlich zum Vermittler zweier Nationen darbot, ging schon im September 1830, zur Begrüßung der neuen Dynastie, und im Februar des nächsten Jahres abermals mit einer wichtigen Sendung nach Paris. Doch auch an Wilhelm sollte diese Zeit nicht spurlos vorübergehen. Nicht nur, daß er gewiß den Gang der Begebenheiten mit aufmerksamem Blick verfolgte; er erlebte auch eine Art politischer Rehabilitation. Sei es, daß man einen Mann, zu dessen Talent man in einer so kritischen Zeit vielleicht noch seine Zuflucht zu nehmen genöthigt werden konnte, dem Staate wieder nähern wollte, oder daß man höchsten Ortes nicht mehr den frühern Widerwillen hegte, der König ergriff die Gelegenheit, um H. eine Ehrenbezeigung zu Theil werden zu lassen, die er längst verdient hatte. Er verlieh ihm den höchsten Orden des Staats, den schwarzen Adler-Orden, und rief ihn, wenn auch nicht in das Staatsministerium, doch in den Staatsrath zurück. Die Sache ging also: H. war Anfang August von einer Reise ins Herzogthum Sachsen heimgekehrt, [1]) und hatte am 21sten desselben Monats dem Könige seinen Bericht über die getroffene Einrichtung des Museums übermacht. Darauf erließ der König an ihn nachfolgende Cabinetsordre:

„Ich habe den Bericht vom 21. v. M., den Sie Mir über die Ausführung des Ihnen ertheilten Auftrags zur Einrichtung des Museums erstattet haben, mit besonderem Interesse gelesen, und gebe Ihnen Meine vollkommene Zufriedenheit über die unter Ihrer Leitung getroffenen Einrichtungen zu erkennen. Ihre Vorschläge habe ich überall sehr zweckmäßig gefunden und den Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten veranlaßt, auf die Realisation derselben seine Aufmerksamkeit zu richten und über die Modalitäten der Ausführung bald an mich zu berichten. Zum Beweise Meines fortdauernden Wohlwollens und in Anerkenntniß

---

1) Allg. Zeitung, 9. Aug. 1830.

Ihrer früheren um den Staat erworbenen Verdienste, habe ich Ihnen Meinen schwarzen Adler-Orden verliehen, dessen Insignien Sie hierbei erhalten. Ich wünsche zugleich, daß Ihre Gesundheit es Ihnen gestatten möge, wiederum eine Wirksamkeit bei den Berathungen des Staatsraths zu übernehmen. In dieser Voraussetzung habe Ich den Staatsrath von Ihrer erneuerten Theilnahme an den Sitzungen und Arbeiten desselben in Kenntniß gesetzt. Berlin, den 15. Sept. 1830. Friedrich Wilhelm." [2])

Alexander v. H., der vielleicht nicht ohne Einfluß auf diese allerhöchste Gunstbezeugung gewesen war, äußerte darüber am Tage seiner Abreise nach Paris (26. Sept.) schriftlich: [3]) „Mein Bruder hat eine Art Restauration gemacht; ich hoffe, sie soll dauerhaft sein."

Diese Wiedereinführung in den Staatsrath war allerdings nur eine Art Restauration zu nennen. H. trat nicht, als aktiver Minister, in das Staatsministerium zurück. Auch der Pension wurde nicht gedacht. — Doch schon diese theilweise Wiedereinsetzung erregte große Freude im Publikum; [4]) freilich mehr der Erwartungen wegen, die sich daran knüpften. Denn man hoffte gleich, der Eintritt in den Staatsrath werde nur der Vorläufer sein und H. wirklich wieder in Aktivität gesetzt werden. [5]) Ja es verbreitete sich schon das Gerücht, er sei mit Ausarbeitung eines Constitutionsentwurfes beauftragt worden. [6]) Von all dem aber ging nichts in Erfüllung; es hätte dies eine Systemsveränderung vorausgesetzt, an die der alte König nicht dachte, wie sehr auch die kritischen äußern Verhältnisse an frühere Versprechungen erinnern konnten. Endlich kann man nicht glauben, daß H. in den Jahren, in

---

2) Allg. Zeitung, 13. Okt. 1830.

3) In einem ungedruckten Briefe an Gentz, dem er zur Belustigung auch ein Gedicht seines Bruders beilegt.

4) Vergl. Allg. Zeitung, 5. Okt. 1830.

5) Ebendas., 4. Okt. 1830.

6) Ebendas., 13. Dez. 1830.

welchen er jetzt stand, die schon gewählte Aufgabe verlassen und die Last eines Ministeriums von neuem übernommen haben würde, wenn nicht die Bedrängniß des Vaterlandes solches Opfer gebieterisch von ihm heischte.

Dagegen konnte er, was den Wiedereintritt in den Staatsrath anlangte, dem Wunsche des Monarchen gar wohl entsprechen. Er wurde dadurch nicht verantwortlich für die Verwaltung selbst, noch war er genöthigt, seine wissenschaftliche Thätigkeit aufzugeben. Er übernahm damit nur eine geringe Beschwerde. Der damalige Gang der innern Geschäfte Preußens war überhaupt ein sehr ruhiger; alles war in bestimmte Bahnen und Gränzen gewiesen, an denen man höchsten Ortes nichts gerüttelt wissen wollte. Im Staatsrath kam insbesondre wenig Bedeutendes vor; es fehlte hier selbst der Anlaß zu solcher Theilnahme, die Aufsehen hätte machen können.

Nichts desto weniger nahm H. jetzt an den Sitzungen wieder fleißig und regelmäßig Theil. [7]) Er wurde sogar alsbald auch in eine besondere Abtheilung desselben, nämlich in die für die auswärtigen Angelegenheiten berufen. Diese Sektion bestand zur Zeit [8]) nur aus drei Personen, aus dem General der Infanterie Frhr. v. d. Knesebeck, dem geheimen Staatsminister W. v. Humboldt, und dem im J. 1832 an Bernstorff's Stelle im Departement des Auswärtigen getretenen Minister Ancillon. Man könnte jedoch fragen, zu welchem Zweck überhaupt diese staatsräthliche Sektion da war? Ancillon fühlte so wenig, als sein Vorgänger, Lust, einen seiner Schritte zur Begutachtung dieses Comités zu bringen, um so mehr, da er hinreichend unterrichtet sein

---

7) Man berichtet hie und da unrichtig, H. habe sich auch aus dem Staatsrath bald wieder zurückgezogen. Es schien nur so, weil diese Behörde damals wenig oder nichts zu thun hatte.

8) Siehe das Handbuch f. d. preuß. Hof u. Staat f. d. J. 1834. S. 41.

konnte, wie weit entfernt ein Humboldt war, die „Ehre," an Dingen, wie den geheimen Wiener Conferenzbeschlüssen von 1834, mitgewirkt zu haben, mit ihm theilen zu wollen.

Wir wissen, daß H. nach dem Tode seiner Gattin Tegel zum Wohnsitz erkohren, das er bald auch im Winter nicht mehr verließ. In den letzten Jahren kam er nur selten nach Berlin, selten besuchte er selbst die Sitzungen der Akademie. Einen Theil der Familie hatte er bei sich, zuvörderst die unverheirathete älteste Tochter, Caroline, die nun seine Hauptstütze war; aber auch der zweiten Tochter, Adelheid, und deren Gemahl, dem General v. Hedemann, war es vergönnt, diese letzten sechs Jahre um ihn zu sein. Daneben fehlte es gar nicht an Zuspruch aus der Hauptstadt. Prinzen, Staatsmänner, Gelehrte wandelten gern zu dem Geiste, der jetzt in Tegel haus'te. Manche Zeit jedoch war dieser so in seine Studien versenkt, daß er Niemanden sah, als den engsten Kreis der Seinen, und selbst hohe Personen nicht angenommen werden konnten.

Auch das körperliche Befinden mahnte ihn, seine letzten Aufgaben streng im Auge zu behalten. Seit dem Tode der Gattin zeigten auch seine physischen Kräfte eine Abnahme, die bei unauslöschlicher Wehmuth und in angestrengter Geistesthätigkeit sichtbar zunahm. Wer ihn später in Berlin sah oder öffentlich reden hörte, konnte sich nur schwer ein Bild dieses einst so rüstigen Mannes machen; als wenn die Masse der Ideen, die es in sich trug, nun zu schwer wurde, senkte sein Haupt sich immer tiefer auf die Brust hinab; selbst der Zunge versagte die vielgeübte Beweglichkeit. Um sich zu stärken, besuchte er noch in den Jahren 1831, 1832 und 1833

das Seebad Norderney; das Bad that auch seine Wirkung; es war ihm innerlich ganz wohl. Schien es doch, als wolle das Geschick sein Leben so lange fristen, bis dessen Aufgabe vollendet wäre.

Wir werden die Studien und Arbeiten, denen diese letzten Jahre seines Lebens vorzugsweise gewidmet waren, nachher näher berühren. Es galt ihm jetzt vor allem, sein großes Werk über den Sprachbau und über die Kawisprache zu vollenden und die Summe von Ideen, die sein Eigenthum geworden, völlig in Ordnung zu bringen.

Die wichtigsten dieser Ideen legte er in dem großen Sprachwerk nieder; aber er hatte auch ein Gefäß gefunden, um die Empfindungen, die sein Gemüth bewegten, festzuhalten. Das Bedürfniß, Ideen und Gefühle, die ihn lebhaft beschäftigten, in ein dichterisches Gewand zu hüllen, hatte er früh schon gefühlt; „es nahm aber auf eine denkwürdige Weise mit dem Alter und mehr noch mit der Stimmung zu, in welcher ein jeden Augenblick des Daseins erfüllendes Gefühl eines großen Verlustes dem Anblick der Natur, der ländlichen Abgeschiedenheit, dem Geiste selbst eine eigene Weihe giebt. Die Frucht einer solchen minder trüben, als gerührten und feierlichen Stimmung war eine große Zahl von Gedichten, alle in einer und derselben Form, deren Existenz weder seinem Bruder noch irgend einem andern Gliede seiner ihn liebevoll umgebenden Familie bekannt wurde.“ Er hatte jeden Abend, mehrere Jahre, die Sonette, selbst auf kleinen Reisen, seinem Sekretair Ferdinand Schulz (jetzt als geheimer Sekretair bei der Verwaltung der Staatsschulden in Berlin angestellt) in die Feder diktirt. Jetzt ist auch schon ein Theil dieser Gedichte der Oeffentlichkeit übergeben. Einem jeden Bande der gesammelten Schriften des Verewigten hat sein Bruder Alexander, dem wir obigen Bericht verdanken, [1]) eine Auswahl aus diesem Cyclus

1) Siehe dessen Vorrede zu W. v. H.'s. ges. Schr. B. I. S. V.

ergreifender Sonette beigegeben, so daß uns jetzt fast ein paar hundert derselben vorliegen, was freilich nur ein kleiner Theil dieses poetischen Nachlasses ist, der auf zwölf hundert solcher Sonette sich belaufen soll. „Vielleicht geschieht es," sagt der Verfasser selbst in einem der Gedichte, „daß eine freundliche Hand eine kleine Zahl dieser kunstlosen Gedichte, die mir als leichte Bilder vorschwebten und des Lebens Sorge milderten, vom Untergange rette — so daß, wenn ich dahingegangen, ich denen, die nach meinem Laut verlangen, dann in des Liedes Klange wiederkehre."

Wer Humboldt bis an die Gruft geleiten will, muß diese Gedichte aufsuchen. Da sehen wir ihn, den Heroen des Alterthums ähnelnd, mit unerschütterter Ergebenheit die Brust dem Schicksal bieten und dem Tod entgegen gehen. Muth allein, sagte er, zieht die Hülfe von oben, den Hauch der Gottheit, nieder. Gleichmüthig sieht er die dunkelbraunen Haare bleichen, und wenn zuletzt selbst die Sprache verstummt, taucht zwar einen Moment die Sehnsucht nach dem süßen Menschenlaute auf, bald aber weiß er sich glücklich, daß er in der Stille eine innre Welt sich auferbaut aus dem, was sonst den Lippen er vertraute. Das niedere Gewühl der Welt berührt ihn nicht mehr; seine Welt ist der Gedanke. „Wem nie die Glut für dieses Reich erkaltet, wer seine Grenzen auszudehnen sucht, und nur zu leben glaubt, wenn das gelingt, der in zwei Welten sicher herrschend schaltet." Als ein solcher Herrscher erscheint er hier, sinnend über die Räthsel des Lebens, die Gesetze des Daseins, die Bestimmung des Menschen und unsre Zukunft, den glücklich preisend, der noch hier im Leben des Denkens unbegränzte Fläche beschiffen und, fern der Welt und ihren Tandgeschäften, den Blick fest an den Nordstern heften kann. Doch nicht die Müdigkeit am Weltgeschäft hebt uns allein schon über das Nichtige und Verwirrende in ihr empor; nur ein ernster Wille führt in die hellere Region.

Er selbst erscheint wie schon der Welt entrückt, und Geisterrede scheint uns anzuwehen. Er macht sich mehr und mehr mit dem Gedanken des Todes vertraut, die Zweifel aber nicht umgehend, die das Menschenherz dabei befallen. Mit jedem Athemzuge aber wächst ihm die Zuversicht auf ewige Dauer, und Hoffnung lächelt ihm Beseligung hernieder. Weiß er doch, daß er leben, daß er mit der, die ihm vorangegangen, wieder vereinigt sein werde! Selbst die Erinnerung an das Vergangene ist er bereit zurückzulassen, wenn nur die Liebe bleibt, und nur diese Sehnsucht beschwichtigt wird.

Nur so lang er auf der Erde weilt, mag er die zwei tröstenden Göttinnen, die ihn begleiten, nicht von sich scheiden sehen — die Erinnerung und hoffende Sehnsucht. Erinnerung führt ihm alles Schöne, das er genossen, die Tage seiner Jugend, die Freunde, das heiß besungene Rom, Albano und die Gebirge Castiliens zurück. Es ist dies aber nicht eine Erinnerung, die ihm die Gegenwart entleidet; sie erquickt ihn nur als geistiger Besitz. Jetzt fesselt ihn ja der Ort, die stillen Mauern, die er mit Liebe sich erbaut. „Wie könnt' ich," sagt er, „von der theuern Stelle weichen, wo ich mir ew'ge Heimath süß gegründet? Wie täglich nicht die nie Vergessne grüßen?" Ist ihm doch auch das Vaterland, das dürftig große, nun doppelt theuer. Alle Schönheiten des Südens erbleichen vor dem Reiz der heimathlichen Welt, da, in Liebe zu ihr, der Geist doppelte Funken sprüht. Die Treue fragt nach Schönheit nicht, nach Größe; sie hängt an dem, was einmal sie geliebt, und liebt es fort in seiner nackten Blöße. Sah er nicht eben da, wo die vaterländische Erde am meisten mit ihren Reizen kargt, ein Volk auf sichern Bahnen des Geistes fortschreiten; nicht wiegte da ein wohllebiges Dasein die Bewohner, sondern in rastloser Thätigkeit, mit dem Schwert und mit dem Wissen gewappnet, arbeitete auf dem Boden, den der Seher hatte bereiten helfen, langsam und

schwer darniedergehalten, sich der neue Hort unserer Nationalität und Zukunft empor.

Endlich aber zog eine Erinnerung den einsam Glücklichen von allem Schönen, das er genossen, weg und führt ihn mächtig in die Arme der andern Begleiterin, der Hoffnung. Die theure Abgeschiedene ists, die vor Allen in diesen Liedern gefeiert wird; die Sehnsucht nach ihr, der Drang, wieder mit ihr vereinigt zu werden, läßt keinen zweiten Wunsch aufkommen. Selbst das Geleit der Genien, die seine Jugend, sein Leben sonst erhöhten, bittet er sich nur bis zum Grabe aus. Dann soll ihn ganz die Liebe halten, die hier schon von der Welt ihn erst recht abgezogen, von der alles, was selbst im Dichterkranze strahlt, sein Licht borge. In diesen Gedichten ist sie der Anfang und das Ende. Seine Träume beglückt die Geliebte mit ihrem Wiedererscheinen; in der Wiedervereinigung mit ihr ruht all sein Hoffen.

Davon reden wir nicht, wie sich in diesen Dichtungen Neigungen und Studien des edlen Greises durchschlingen, wie selbst der griechische Mythos darin zum Symbol des Allerneuesten und Individuellsten wird, wie endlich in den mannigfaltigsten Beziehungen ein unendlicher Stoff des Deutens und Sinnens geboten ist; nur über die Form noch ein Wort. Wundersam schmiegt der innigen Empfindung, die hier mit einer seltnen Tiefe der Reflexion gepaart ist, sich das künstliche Gefäß des Sonettes an, das, bei unsern Dichtern wenigstens, nur da recht am Platze ist, wo die Glut des Innern mächtig genug lodert, um auch das sprödeste Metall, den Gedanken, zu schmelzen, und ein innrer Trieb dazu reizt. Bei Wenigen war dies so der Fall, wie bei Humboldt.

In der That, auch die poetische Litteratur unserer Nation hat durch diese Gedichte eine Bereicherung erhalten. Nicht ein großer Dichter spricht darin, aber ein um so größerer Geist, ein Mann, dem auch früher nicht die Begabung abging,

wo die Macht der Begeisterung und die Stärke der Empfindung ihn antrieb, etwas wahrhaft Poetisches zu schaffen, dessen poetische Zunge aber jetzt erst, an der Schwelle der Ewigkeit, ganz gelöst wurde. Wir verkennen darum nicht, daß diese Dichtungen, wie sie in mehr oder minder glücklicher Stunde zur Erquickung ihres Schöpfers auftauchten, nicht gleichen Werth, noch gleiche Vollendung bekommen haben. Dessenungeachtet aber wünschen wir, daß die Auswahl der Sonette noch nicht geschlossen sei. In einem Kranze, den wir flechten, hat auch das geringere oder minder vollkommene Blatt seinen Werth, wenn es den Wechsel unterhält und durch sein Dunkel den Glanz der andern erhöht.

Zwei Verbindungen, die diese letzten Lebensjahre schmückten, müssen wir noch besonders hervorheben — die mit seinem Bruder Alexander und die mit Göthe.

Den Bruder hatte er nun in der Nähe. Wie viel hatten sich die zu sagen, die so lange getrennt gewesen waren, und — aus Gründen, die man leicht erräth — nicht einmal schriftlich ihr Herz ausschütten konnten. Die Briefe, die sie einander schrieben, waren selten und öde, wie eine Landschaft ohne Wasser und ohne Grünes. Denn, wie es zu gehen pflegt, sie theilten sich am Ende selbst das nicht mit, was sie ganz ungescheut hätten sagen dürfen. — Mit welcher Freude mußte also Wilhelm den Bruder in die Heimath zurückkehren und ihn, den Jüngern und Rüstigeren, neben sich seine Bahn fortschreiten sehen! Wir wissen, wie von Jugend an ihre Studien Hand in Hand gingen, wie auch auf weit auseinanderführenden Bahnen Einer des Andern Richtung theilnehmend und mitgehend verfolgte, und wie selbst in ganz entgegengesetzten

Forschungen die Verwandtschaft der Naturen und die Seite, an der sie sich berührten, erkennbar blieb. Wenn der Eine sich in die Gesetze des geistigen und geschichtlichen Lebens oder in Ueberreste verschwundener Völker und Sprachen vertiefte und in seiner Thätigkeit manchmal wie auf einen Punkt gebannt schien, der Andere indeß sich die physische Welt in immer größerer Ausdehnung unterwarf, mußten Beide doch bei der Natur des Menschengeistes, bei den Menschenstämmen, bei der Verschiedenheit der Sprachen wieder zusammentreffen. Aber auch bei der größten Entfernung ihrer Thätigkeit konnte die gleich harmonische Bildung, ihre Denkart und Richtung, endlich selbst die Art und Schönheit ihrer Darstellungsweise die sichere Gemeinsamkeit des Ursprungs und den festen Zusammenhang ihrer Wesen bekunden. Auch schienen sie gemüthlich immer enger an einander gekettet zu werden. Es darf uns daher nicht wundern, wenn man diese Brüder mit dem Namen: „deutsche Dioskuren" beehrte. Was man auch zu solchen Benennungen sagen mag, so bleibt doch anerkannt, daß Beide in unserer Wissenschaft und in unserm Leben als Vorbilder leuchten, und ein Hort sind derer, die ihren Fußstapfen folgen.

Den Bruder noch so rüstig zu sehen, mußte für W. v. H. ein um so größeres Glück sein, als er daran die Hoffnung knüpfen durfte, daß die Herausgabe seines litterarischen Nachlasses von diesem besorgt und überwacht sein werde.

Daß Humboldt's Verbindung mit Göthe nie abriß, haben wir schon im Obigen gesehen. Auch standen sie fortwährend in Briefwechsel [1]) und hörten nicht auf, einan-

1) Leider wird dieser noch immer zurückgehalten. Ein vereinzeltes Wort aus einem Briefe an Humboldt (v. 22. Okt. 1826),

der durch thätiges Interesse und durch Theilnahme zu fördern. [2])

Hat es, vor allem in unserer Zeit, schon etwas unendlich Wohlthuendes, das Zusammenhalten zwei so bedeutender Menschen durch fast ein halbes Jahrhundert zu betrachten, so muß es uns doppelt ergreifen, wenn wir sehen, wie dieselben bis zur Stunde des Todes mit den großen Gedanken, die ihr Leben bewegten, sich erfreuten und ermuthigten. Zum Glück liegt der Schluß ihres Briefwechsels schon in einigen Bruchstücken vor, die wir hier folgen lassen.

Den 1. December 1831 schrieb Göthe an W. v. Humboldt:

„. . . Im Allgemeinen kann ich wohl sagen, daß das Gewahrwerden großer produktiver Naturmaximen uns durchaus nöthigt, unsere Untersuchungen bis ins Allereinzelste fortzusetzen; wie ja die letzten Verzweigungen der Arterien mit den Venen ganz am Ende der Fingerspitzen zusammentreffen. Im Besondern aber kann ich wohl sagen, daß ich Ihnen oft näher geführt werde, als Sie wohl denken, indem die Unterhaltungen mit Riemer gar oft aufs Wort, dessen etymologische Bedeutung, Bildung und Umbildung, Verwandtschaft und Fremdheit hingeführt werden.

„Ihrem Herrn Bruder, für den ich keinen Beinamen finde, bin ich für einige Stunden offener, freundlicher Unterhaltung höchlich dankbar geworden. Denn obgleich seine Ansicht, die geologischen Gegenstände aufzunehmen und darnach zu operiren, meinem Cerebralsysteme ganz unmöglich wird, so habe ich mit wahrem Antheil und Bewunderung gesehen, wie dasjenige, wovon ich mich nicht überzeugen kann, bei ihm folgerecht zusammenhängt und mit der

---

worin Göthe den Zweck seiner Helena (im 2ten Th. des Faust) darlegt, lesen wir jetzt bei Riemer, in den Mittheilungen über Göthe, II. 571.

2) So findet sich auch in Göthe's Zeitschrift: „Kunst- und Alterthum" vom J. 1820, (B. II. H. 3. S. 191—92.) eine Zugabe unter der Aufschrift: Umgekehrte Ableitung, die: v. H. unterzeichnet ist und ohne Zweifel von Humboldt herrührt. Sie giebt die richtigere Ableitung des französischen Wortes: verjus, auf eine, welche Göthe im vorangegangenen Heft versucht hatte.

ungeheuern Menge seiner Kenntnisse in Eins greift, wo es dann durch seinen unschätzbaren Charakter zusammengehalten wird.

„Darf ich mich im alten Zutrauen ausdrücken, so gesteh' ich gern, daß in meinen hohen Jahren mir alles mehr und mehr historisch wird; ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen, oder mir ganz nah räumlich im Augenblicke vorgeht, ist ganz eins, ja ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich; und da mir meine gute Tochter Abends den Plutarch vorliest, so komm' ich mir oft lächerlich vor, wenn ich meine Biographie in dieser Art und in diesem Sinn erzählen sollte.

„Verzeihen Sie mir dergleichen Aeußerungen! Im Alter wird man redselig, und da ich diktire, kann mich diese Naturbestimmung wohl auch überraschen." . . .

G.

Wilhelm von Humboldt aber antwortete an Göthe:

„Tegel, am 6. Jan. 1832.

„Es hat mich unendlich gefreut, aus ihrem Briefe zu sehen, daß Sie gesund, heiter mit Ideen beschäftigt und rüstig zu jeder schönsten und gelungensten Hervorbringung sind. Auch bin ich wohl und mehr als je zur Arbeit aufgelegt. Viel davon schreibe ich allerdings der Nordsee (denn für die baltische Schwester habe ich nur, geringen Respekt) zu. Indeß ist es mir auch, als wäre ich mehr als je bisher der Fall war, auf den Punkt gekommen, auf dem sich alle meine frühern Arbeiten und Studien in Eins zusammenziehen. Ich sehe dies als eine Mahnung an, der Dauer der Folgezeit nicht zu viel zu vertrauen, sondern die Gegenwart zu benutzen, um das, was ich wohl fühle, was aber noch unentwickelt und zum Theil unerwiesen in mir liegt, dargestellt und ausgeführt, zugleich mit mir davon zu tragen und hinter mir zurückzulassen. Denn beides verbindet sich immer in meiner Vorstellung. Man besitzt in Ideen nur ganz, was man, außer sich dargestellt, in Andere übergehen lassen kann, und wie dunkel auch alles Jenseitige ist, so kann ich es nicht für gleichgültig halten, ob man vor dem Dahingehen zur wahren Klarheit des im langen Leben in Ideen Erstrebten gelangt, oder nicht? So weit kann sich die Individualität nicht verlieren, und da es einmal in der Welt zwei Richtungen giebt, die, wie Aufzug und Einschlag, das geschichtliche Gewebe bilden, das immer abbrechende Leben der Individuen und ihre Entwicklung

und die Kette des durch ihre Hülfe vom Schicksal zusammenhängend Bewirkten, so kann ich mir einmal nicht helfen, das Individuelle für die Hauptsache anzusehen, von welcher der Weltgang eine gewissermaßen nothwendige Folge ist.

„Die Klarheit vor mir selbst bleibt mir daher, wenn ich nicht glaube, viel zu versäumen zu haben, das dringendste Motiv zur unausgesetzten Arbeit, und ich fühle mich glücklich, daß diese sich jetzt in mir in festern Richtungen bewegt.“ . . .

Der Ihre

Humboldt. [3])

Göthe's Antwort, am Morgen desselben Tages, an welchem er Nachmittags tödtlich erkrankte (17. März 1832), geschrieben, ist im Schlußheft von Kunst und Alterthum B. VI, H. 2. (1832) S. 622—25, abgedruckt worden.

Sie lautete also:

„Nach einer langen unwillkührlichen Pause beginne folgendermaßen und doch nur aus dem Stegreife. Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten, ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.

„Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird ein Angebornes gefordert, das von selbst wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann.

„Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst giebt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er; was er auch von außen empfangen, schadet seiner eingebornen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag thue, vielmehr solches noch erst recht erhebe und durchaus nach Möglichkeit befähige.

---

3) Diese Bruchstücke des Göthe-Humboldt'schen Briefwechsels wurden erst jüngst mitgetheilt von Fr. v. Müller, im Anhang zu der mehrerwähnten Anzeige von Humboldt's ges. Werken. (Neue Jen. Lit.-Zeitung, 1843. Nro. 1—2.)

„Hier treten nun die mannigfaltigsten Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtsein und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten, wie Zettel und Einschlag, ein Gleichniß, das ich so gerne brauche.

„Die Organe des Menschen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Förderniß und Widerstand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtsein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angebornen, so daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt.

„Dieses Allgemeine diene zu schneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

„Es sind über sechzig Jahre, daß die Conception des Faust bei mir jugendlich, von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Absicht, immer sachte neben mir hergehen lassen, und nur die mir gerade interessantesten Stellen einzeln durchgearbeitet, so daß im zweiten Theil Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen thätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so lange thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen, man werde das Aeltere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterscheiden können; welches wir denn den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen.

„Theilen Sie mir aber auch etwas von Ihren Arbeiten mit. Riemer ist, wie Sie wohl wissen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet und unsere Abendgespräche führen oft auf die Gränzen dieses Faches.

„Verzeihung diesem verspäteten Blatte! Ohngeachtet meiner Abgeschlossenheit findet sich selten eine Stunde, wo man sich diese Geheimnisse des Lebens vergegenwärtigen mag.

Weimar, den 17. März 1832.

Treu angehörig

J. W. Göthe.

Vier Tage darauf starb der Dichter, am 22. März 1832. Humboldt's Erwiederung traf gerade im Moment der feier-

lichen Bestattung Göthe's (26. März) zu Weimar ein; [4]) der Inhalt dieses Briefes aber ist noch nicht bekannt worden.

Nun aber ergriff Humboldt die erst dargebotene Gelegenheit, seine Ansicht über Göthe — die auch das mißlungenste Alterserzeugniß nicht zu erschüttern vermocht hätte, [1]) — noch einmal öffentlich darzulegen. Noch bevor Schelling in der Akademie zu München dem großen Genius einen würdigen Nachruf sprach, hielt Humboldt zu Berlin die Todtenrede [2]) auf den Genossen. Als er nämlich am 1. Mai 1832 den Jahresbericht im Kunstvereine ablegte, hatte er unter andern Beweisen wohlwollenden Antheils, deren der Verein sich in letzter Zeit sich zu rühmen gehabt, auch eines zu gedenken, an den sich, wie er sagt, bei sämmtlichen Anwesenden eine sehr schmerzliche, aber zugleich unendlich wohlthuende Erinnerung knüpfen werde. Es war ein von Göthe noch unterm 4. Jänner d. J. an Herrn Geh. Rath Beuth gerichteter Brief, in welchem er für eine Sendung, die Letzterer ihm im Namen des Vereins hatte zugehen lassen, seinen Dank ausgesprochen und sich vorbehalten hatte, nachträglich noch ein Wort über die Wahl der Gegenstände, die er den jüngern Künstlern empfohlen wissen

---

4) Fr. v. Müller, a. a. O.

1) Humboldt erlebte noch das Erscheinen des zweiten Faust (1833). Es mußte ihm jedenfalls hohes Interesse erregen, zu sehen, wie der Dichter sich die Entwicklung des Stoffes gedacht hatte, wie sich darin seine Weltanschauung und selbst in Schöpfungen einer greisenhaften Phantasie noch ein unverwüstlicher Künstlergeist zeigte. Das Werk selbst freilich war mißlungen!

2) Diese Todtenrede, als ein wichtiges Zeugniß für Göthe, wurde schon im Schlußheft von „Kunst und Alterthum" (B. VI. H. 3. S. 609—616) mitgetheilt; jetzt ist sie auch unter den Berichten aus den Verhandlungen des preußischen Kunstvereins in Humboldt's ges. Werken, Th. III. S. 356—58 zu lesen.

wollte, zugehen zu lassen. Diesen Brief las Humboldt vor; dann fuhr er also fort:

Es ist unendlich beklagenswerth, daß wir auf die Belehrung Verzicht leisten müssen, die uns der Verewigte in diesen Zeilen zusagt. Dies Versprechen selbst aber beweist, wie sehr er bis zu den letzten Tagen seines Lebens damit beschäftigt war, jedem Kunstbestreben die fördernde Richtung zu geben. Dies Bemühen, auf die Geistesthätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, war ihm besonders eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, blos durch sein Dasein und sein Wirken in sich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht blos den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung, nicht blos den Forscher, der das Gebiet mehrerer Wissenschaften erweiterte, und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerste Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht blos den immer theilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens. Es ist uns neben und außer diesem allem, als wäre uns blos dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsren innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendsten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, daß er in seine Zeit und seine Nation Keime gelegt hat, die sich den künftigen Geschlechtern mittheilen und sich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch schon die Sprache seiner Schriften zu veralten beginnen sollte.

Es giebt in jeder, zu einem höheren Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen, das sie, wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgiebt. Es beruht dies nicht auf einzelnen festen und bestimmten Ansichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelenthätigkeit, Maaß und Weile, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinstimmung abhängt, und es wirkt auf diese Weise zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unsinnliche, auf die ganze Anschauung der äußeren und inneren Welt. Auf diesen Punkt hin

war Göthe's Individualität zu wirken vorzugsweise bestimmt. In dies geheimnißvolle Innere, wo Ein geistiges Streben eine ganze Nation beseelt, drang er durch die Macht seiner Dichtung und die Sprache, welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Eigenthümlichkeit verstattete, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete. So drückte er, in einer Periode der Litteratur anfangend, wo derselbe wenig klar und entschieden dastand, dem deutschen wissenschaftlichen und künstlerischen Geiste, durch die lange Dauer seines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Besonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anschauliche und immer von Kunstform oder einer noch tiefer geschöpften Gestaltung beherrschte Naturauffassung, die große Freiwilligkeit des Genies, alle diese Göthe so vorzugsweise auszeichnenden Eigenschaften führten ihm die Gemüther, wie von selbst, bildsam zu. Es hat in Niemanden je eine gerechtere, mehr durch die innerste Eigenthümlichkeit begründete Scheu vor allem Verworrnen, Abstrusen, mystisch Verhüllten gegeben, als in ihm. Dies zusammengenommen machte seinen Einfluß so allgemein, so leicht und so tief. Was sich so heiter und lichtvoll darstellte, was der Quelle, aus der es entsprang, so ohne Mühe und Anstrengung entfloß, wurde eben so aufgenommen und fest gehalten, und wurzelte zu weiterer Entwicklung.

Da Göthe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer gestaltenreichen Mannigfaltigkeit auffaßte, so konnte die Gedanken- und Sinnenwelt nie einen schroffen Gegensatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit gab in ihm ihre Gestalt nur auf, um eine neue aus der Hand der schaffenden Phantasie zu empfangen. Dadurch, um diese Betrachtungen auf eine Weise zu schließen, die uns zu unserm Gegenstande zurückführt, wurde er vorzüglich der Kunst so wohlthätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen seines Geistes verwandt, und hatte sich von allen Seiten mit ihr durch Anschauung, Sammeln und Ueben befreundet, jener oben erwähnte allgemeine Kunstsinn war in ihm tiefer als in irgend sonst Jemand begründet. Er leistete unendlich viel unmittelbar für die Kunst durch Belehrung, Ermunterung und Förderung jeder Art, aber alles dies wurde durch das überwogen, was sie ihm mittelbar verdankte. Er bereitete durch das stille Wirken seines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Wesens

ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemüthern seiner Zeitgenossen zu, weckte den schlummernden Funken der Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Forderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantastischer Willkührlichkeit, dem freien, aber durch innere Gesetze geleiteten Gange der Natur folgt.

Dies war zugleich das letzte Mal, daß Humboldt selbst mit größerer Bedeutung öffentlich hervortrat. Er kam zwar, bis kurz vor sein Ende, noch jezuweilen in die Stadt, auch des Kunstvereins wegen. Im Uebrigen aber brachte er das Jahr 1834 ganz in Tegel zu; sein Streben war durchaus auf Vollendung des großen Sprachwerks gerichtet.

Wer ihn in dieser Einsamkeit aufsuchte, fand ihn stets hingebender und gefühlvoller. Wir wissen zwar, daß ein schwärmerisch-idealer Zug ihn nie verlassen; doch wußte er ihn kräftig durch seinen praktischen Sinn, durch den Verstand zu zügeln. Nie hatte er der tiefen und zarten Gefühle ermangelt; in der großen Mitte seiner Laufbahn aber hielt er, aus vielen Gründen, Haus mit seiner inneren Wärme; nur die, denen er innerlichst zugehörte, oder die ihm ebenbürtig dünkten, fanden ihn jederzeit hingebend; Anderen, oft längst Bekannten, erschien er kalt und gemüthlos. Er verhüllte sich mit Absicht und behandelte, im Gefühl der Ueberlegenheit, selbst Menschen, die etwas Besseres verdient hätten, nur als Gegenstand seiner Unterhaltung, so daß eine große Zahl der Zeitgenossen nichts in ihm sehen wollte als einen ungeheuern Verstand, den durchdringendsten Blick und ein riesenhaftes Wissen. Anders jedoch erschien er nach seinem Rücktritt aus dem öffentlichen Leben, vorzüglich aber in diesen letzten Jahren. Jetzt gab er sein Wesen offen und ohne Rückhalt hin; selbst jene Sentimentalität,

die seinen frühesten Jahren eigen gewesen war, kehrte zurück, zwar in geklärterer Form, gehoben von der Mannhaftigkeit des im Weltlauf durchgebildeten Charakters, von der Tiefe des Gedankens und der Anschauung einer reichern Phantasie, sonst aber in einer Stärke, wie nur die Jugend sie haben kann. Was er Niemanden mittheilen konnte, vertraute er wenigstens den stillen Reimen, die er hinterließ. Doch auch im Umgang, im gewöhnlichen Dasein trat das innigste Gefühl unverstellt hervor, in sanfter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Rührung stimmten. So beglückte ihn der Genius seiner Jugend, als er beschäftigt war, die letzten Aufgaben seines Denkerlebens zu lösen.

Doch unendlich mehr, als jenen, die ihn nur in einzelnen Momenten sahen, mußte das Wesen des Mannes sich denen offenbaren, die das Glück hatten, ihm nahe zu sein und sein Thun stets zu beobachten. Diesen nächsten Umgebungen erschien er in dieser Einsamkeit so großartig, daß, nach ihrer Ansicht, selbst die Größe seines politischen und wissenschaftlichen Lebens dagegen zurücktreten würde, wenn es gelänge, eine irgend umfassende Darstellung dieses Daseins zu geben. In völlig unabhängiger Zurückgezogenheit, unter den tiefsten Studien, in ungetrübter Heiterkeit, den reinsten menschlichen Empfindungen immer offen, gab er das Bild eines Mannes, der von der zärtlichsten und sorgsamsten Liebe, von den höchsten Gedanken bewegt, mit dieser Welt nur durch ein geistiges Band noch verknüpft schien.

Da wir eine ausgeführtere Darstellung dieses Zustandes vielleicht für immer entbehren müssen, so darf es uns um so mehr freuen, daß uns in dem poetischen Tagebuche, das H. uns hinterlassen, doch ein Theil desselben abgespiegelt und erhalten ist, und zwar ein großer und wichtiger Theil. Oder bedarf es etwa, um die Haltung dieses Mannes im Angesichte des Todes kennen zu lernen, anderer Belege, als

die in jenen Sonetten enthaltenen; und spricht nicht ein einziges schon zur Genüge dafür? Eines derselben beschließe diesen Abschnitt. Es findet sich im vierten Band der gesammelten Werke, S. 395 und führt die Aufschrift: „Des Lebens Ausgang.“ Er spricht:

Nach nichts mehr von der Welt geht mein Verlangen
Nur nach dem Ausgang meine Augen sehen.
Mir süßer ist's, wenn Weste linde wehen,
Doch macht auch Sturmes Toben mich nicht bangen.

Wie sonst wohl sehe die Natur ich prangen.
Um meiner Feuden höchste ist's geschehen,
Doch mir im Geist Gestalten auferstehen,
Die lieblich sich um meine Jugend schlangen.

Noch in dem letzten Augenblicke sollen
Sie mich in heitrer Anmuth süß umgeben;
Daß beide Leben sanft zusammenschweben,

Muß man der Erde treue Liebe zollen,
Und muthvoll Geist und Blick erheben,
Der Ewigkeit Erwartung aufzurollen.

* * *

Humboldt's litterarische und wissenschaftliche Thätigkeit vom Jahr 1820 bis zu seinem Tode.

Ehe wir die letzten Lebenstage unseres Humboldt vorführen und ihn zur Gruft geleiten, schicken wir einen Ueberblick seiner schriftstellerischen Thätigkeit während jener Mußejahre voran. Wir verknüpfen damit eine kurze Charakteristik dessen, was er, namentlich in dem hinterlassenen Hauptwerk, als Sprachforscher und Sprachphilosoph geleistet hat. Endlich

geben wir zur Ergänzung eine Schilderung des geistigen Verkehrs, in dem H. in diesen Jahren lebte, der Correspondenz und so vielfacher Theilnahme an Anderer Wirken, so wie eine Uebersicht der Ehrenbezeugungen, die ihm für so mannigfache Verdienste bis ans Ende seiner Tage noch zu Theil wurden.

A. Litterarische Thätigkeit.

Wir haben hier nur die Früchte dieser Thätigkeit, so weit sie dem Publikum übergeben wurden, im Auge. Der größere Theil davon ist im Vorangehenden schon betrachtet worden; doch führe ich auch die schon besprochenen Arbeiten in diesem Ueberblicke mit auf. Hierher gehören folgende:

1) Die Abhandlung: Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers. Er las dieselbe am 12. April 1821 in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, in deren Abhandlungen aus den Jahren 1820 — 21, und zwar unter denen der historisch-philologischen Classe sie im J. 1822 im Druck erschien (Berlin, 1822. 4. S. 305—22. Jetzt eröffnet sie die Reihe seiner Werke, Th. I. S. 1—35).

Dieser kurze, und doch so gediegene Aufsatz verdiente es in der That, an die Spitze der Humboldtischen Werke gestellt zu werden; nicht blos seiner Bedeutung wegen, sondern schon deshalb, weil er so sichtbar den Uebergang aus der öffentlichen Laufbahn in die wissenschaftliche Thätigkeit, die Verbindung des Staatsmannes und des Denkers charakterisirt. Gewisse Grundideen zu einer Philosophie der Geschichte waren schon sehr früh in dem Verf. aufgetaucht. Als er aber selbst thätig in die handelnde Welt eingriff, fand er Veranlassung genug, das Gegeneinanderwirken der Kräfte, die Wendungen des Geschicks, vor allem aber die großen und bewegenden Ideen aufzufassen und zu verfolgen, und es mußten sich in seinem Geiste die Elemente einer tiefer gehenden Philosophie der Geschichte mit Leichtigkeit entwickeln. Zwar schien es ihm, auch bei wiedergewonnener Muße, noch nicht angemessen,

sie sogleich und ohne das Geleit verwandter Ergebnisse darzulegen; er wollte sie vielmehr recht ausreifen lassen. Doch fühlte er sich, gleich nach dem Rücktritt aus dem Staatsleben, bewogen, einen mit diesen Wahrnehmungen in innigem Zusammenhange stehenden Gegenstand der Untersuchung zu unterwerfen, wobei er nothwendig einen Theil jenes Besitzes in Anwendung bringen mußte. Er stellte sich die Frage: was ist die Aufgabe des Geschichtschreibers? faßte aber auch hier nur den Haupttheil der Frage ins Auge. Diesen hob er aber auch sogleich auf eine Höhe der Betrachtung, die bisher nicht erstiegen worden war.

Indem er, wenn auch nur andeutend und skizzenweise, jedoch deutlich genug die verschiedenen Gattungen und Seiten der historischen Kunst, Chronik, Memoire, die äußerliche, die psychologische und pragmatische Behandlung der Geschichte charakterisirte, fand er Gelegenheit, auf die auch in der Menschenwelt herrschenden tieferen Gesetze hinzuweisen und eine in der Theorie der Geschichtschreibung beinahe gänzlich, meist aber auch in der Praxis offen gebliebene Lücke fühlbar zu machen. Durch alle vorher angedeuteten Behandlungen wird das Auftreten neuer gewaltiger Richtungen in der Geschichte so wenig erklärt, als die Kraft, mit der die Menschheit in größern und kleinern Kreisen diese Richtungen durchzusetzen arbeitet. Von dem Satze ausgehend, daß das Geschehene nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar sei, das Uebrige aber hinzuempfunden, geschlossen, errathen werden müsse und daß die volle Wahrheit des Geschehenen auf dem Hinzukommen jener unsichtbaren Theile zu der Wirklichkeit der Thatsachen beruhe, dringt H. in die geheimsten Tiefen des menschlichen Auffassungs- und Produktionsvermögens, belauscht die innere Werkstätte des Dichters und des Künstlers, entwirft die Gränzlinie ihrer Gebiete, zeigt, wie sie sich berühren, und wie selbst die schlichteste Naturbeschreibung erst noch eines aus der

Totalität des Naturkörpers entnommenen Hauches bedarf, um dessen innern Charakter zu veranschaulichen, der sich weder messen, noch beschreiben läßt; so gelangt er zuletzt zu der höchsten Forderung, die an den Geschichtschreiber gestellt werden muß: „alle Fäden irdischen Wirkens und zugeich alle Gepräge überirdischer Ideen zu umfassen," um daraus das Geschehene zwar in reiner Objektivität, aber in seinem innern nothwendigen Zusammenhange mit der Summe des Daseins und allen Richtungen des menschlichen Geistes darzustellen.[1])

Er lehrt also: der Geschichtschreiber müsse vor allen Dingen das Eintreten jener neuen, die Menschheit lange Epochen hindurch bewegenden Ideen wahrzunehmen und seinen Stoff dadurch, daß er dem Kampfe für diese Ideen und ihrer Verwirklichung nachgehe, zu bewältigen wissen. Zugleich aber mahnt er daran, wie vorsichtig der Geschichtschreiber hiebei zu Werke zu gehen habe; wie er sich hüten müsse, „der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene Ideen anzubilden oder auch nur über dem Suchen des Zusammenhanges des Ganzen etwas von dem lebendigen Reichthum des Einzelnen aufzuopfern." „Diese Freiheit und Zartheit der Ansicht," sagt er, „muß seiner Natur so eigen geworden sein, daß er sie zur Betrachtung jeder Begebenheit mitbringt; denn keine ist ganz abgesondert vom allgemeinen Zusammenhange, und von Jeglichem, was geschieht, liegt, wie oben gezeigt worden, ein Theil außer dem Kreis unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geschichtschreiber jene Freiheit der Ansicht, so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Um-

---

1) In diesem Passus der Darlegung des in Rede stehenden Aufsatzes folgte ich der mehrerwähnten Beurtheilung der Humboldt'schen Werke von Fr. v. Müller, und zwar wörtlich. Denn wozu soll man das anders zu sagen sich abmühen, was schon in der besten Weise gesagt wurde?

fang und ihrer Tiefe; mangelt ihm die schonende Zartheit, so verletzt er ihre einfache und lebendige Wahrheit.“ — „Wie man es aber immer anfangen möge,“ sagt er an einer andern Stelle, „so kann doch das Gebiet der Erscheinungen nur von einem Punkte außer denselben begriffen werden, und das besonnene Heraustreten ist eben so gefahrlos, als gewiß der Irrthum bei blindem Verschließen in demselben. Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich.“

Somit war die ganze Frage nach ihrer innersten Tiefe auf das Gebiet einer Geschichtsphilosophie gerückt, die wir noch nicht hatten, deren Begründung aber, von Herder's Zeiten her, den tiefer schauenden Geistern als eine der wichtigsten Aufgaben unseres Nachdenkens erschien. Es handelt sich darum, nicht nur die Bedeutung jener leitenden Ideen und das Walten der Vorsehung in ihnen, sondern gegenüber jener nur mittelbar oder auch unmittelbar wirkenden Hand der Vorsehung zugleich die Macht und Bedeutung der individuellen Menschenkraft und ihrer Selbstthätigkeit aufzufassen. Mit diesen Betrachtungen war Humboldt bis an das Ende seiner Tage beschäftigt; er war auch ganz dazu geschaffen, ihre Entwicklung zu zeitigen. Wir sahen, wie er sie in der Correspondenz mit Göthe berührt, und werden noch darauf hinweisen, in welcher Weise er die gewonnenen Ergebnisse in sein Schlußwerk zur Philosophie der Sprache verwob.

Schon das, war er in dieser Abhandlung — gewiß eine der tiefgedachtesten und ideenreichsten, die aus seiner Feder geflossen — niedergelegt, blieb nicht ohne Wirkung und mußte es wohl auch in einer Zeit, wo man eines Theils ernstlich beschäftigt war, die Philosophie der Geschichte zu begründen, andern Theils unserer Historiographie durch Theorie der Geschichtschreibung zu Hülfe zu kommen suchte. So ist schon die Thatsache interessant, daß Hegel

im Winter $18^{22}/_{23}$ zum ersten Mal Philosophie der Geschichte vortrug.[2]) Später zwar, aber noch entschiedener, zeigte sich der Einfluß dieses Aufsatzes auf die Theorie der Geschichtschreibung. Ganz eng an Humboldt schloß sich Gervinus in seinen Grundzügen der Historik (1837). Gervinus führte Manches weiter aus und bestimmte Einiges schärfer, doch wußte er zugleich auf das Verdienst des Vorgängers und den Werth dieses Aufsatzes hinzuweisen.[3])

2) Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Maha-Bharata. H. trug diese Abhandlung der Akademie in zwei Abtheilungen vor, die erste am 30. Junius 1825, wiederholt in der öffentlichen Sitzung vom 3. Julius desselben Jahres, die andere am 15. Juni 1826, gleichfalls wiederholt in der öffentlichen, am Leibnitztage dieses Jahres gehaltenen Sitzung. Gedruckt erschien sie schon 1826, einzeln, Berlin, bei Dümmler (gr. 4.), dann in den Abhandlungen der Berliner Akademie aus den J. 1825, Berlin 1828, und zwar unter denen der historisch-philologischen Classe, S. 1—64. Endlich steht sie in H.'s gesammelten Werken, I. 26—109. Von dem Inhalt und den Schicksalen dieses Aufsatzes ist schon früher (S. 433—438) berichtet worden. Humboldt gab noch einen Nachtrag zu der Abhandlung, den wir, seines Inhalts wegen, unter den sprachwissenschaftlichen Werken aufführen werden.

3) Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung. Vorerinnerung zu dem Briefwechsel

---

2) Der Herausgeber dieser Vorlesungen über Philosophie der Geschichte, E. Gans, nennt auch, in der Vorrede zu dem Werk (S. IX.), W. v. Humboldt unter denen, die dieses Feld beiläufig cultivirten, und beruft sich deshalb auf diese, „stilistisch eben so meisterhafte, als dem Inhalte nach tiefe" akademische Abhandlung: „über die Aufgabe des Geschichtschreibers."

3) Siehe G. G. Gervinus, Grundzüge der Historik. Leipzig, 1837. S. 10 u. 66.

zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Stuttgart und Tübingen, 1830 (S. 3—84). Er schrieb dieselbe zu Tegel im Mai 1830. Gervinus nennt sie das schönste Denkmal, das dem Genius des Dichters gesetzt worden sei, und er hat Recht, insofern sie das erste tiefer gehende Urtheil war, das dem einseitigen Standpunkt, von dem die Kritiker aus der romantischen Schule diesen Dichter betrachtet hatten, nachdrücklich entgegentrat. Humboldt's Aufsatze dürfte außerdem das Verdienst zukommen, einen Mann wie Hoffmeister zu einem umfassenden Werke über Schiller ermuthigt zu haben. Uebrigens haben wir schon (Th. I. S. 277. 297—312. 326—331. 339—40, Th. II. S. 451—55) versucht, den Inhalt dieser Vorerinnerung zu würdigen.

4) Ueber Göthe's zweiten römischen Aufenthalt vom Juni 1787 bis April 1788. (Beurtheilung des 29sten Bandes von Göthe's Werken in der Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, 1829). Diese Beurtheilung erschien in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, im September 1830 (Th. II. Nro 45—47 dieses Jahrgangs) und findet sich jetzt in H.'s ges. Werken, Th. II. S. 215—41. Auch dieser Aufsatz wurde von uns (s. oben Th. II. S. 455—58) schon hinreichend besprochen. Er bildet mit dem Werke über Herrmann und Dorothea und der Rede nach Göthe's Hingang ein Ganzes, das seinen Werth nie verlieren und in Verbindung mit den Darlegungen Schiller's und A. W. Schlegel's die Grundlage der Beurtheilung unseres größten Dichters bleiben wird. —

B. Linguistische Thätigkeit.

Während die litterarische Thätigkeit Humboldt's, der Antheil, den er deutscher und fremder Litteratur widmete, so weit als er ihn öffentlich bekundete, in diesen letzten Jahren

doch nur einen geringen Raum einnimmt, sehen wir ihn auf sprachwissenschaftlichem Gebiet mit einer Reihe der umfassendsten Forschungen hervortreten. Manchem wird das auffallen. Mancher wird nicht begreifen, wie ein Mann, der so tief in die Geschichte seiner Zeit eingegriffen, sich nun so weit davon entfernen konnte, und sich nicht vielmehr zu praktischeren Arbeiten hingezogen fühlte. Wer aber aufmerksam dem Entwicklungsgange Humboldt's folgte, wird sich nicht verwundern. Er weiß, wie wenig derselbe in dem politischen Streben, auch wo es den Anschein hatte, aufging, wie die intellektuelle Richtung in ihm stets überwog, wie sie auch mitten im höchsten Strudel der Geschäfte nebenher ging und jeden freien Augenblick Befriedigung suchte. Daß er in seinen Studien die praktischen Gebiete deshalb keineswegs hintangesetzt, bewies sein Wirken als Staatsmann zur Genüge. Wie hätte er sonst bei so verwickelten und durchaus positiven Gegenständen, als ihm, und vorzugsweise ihm, bei den Friedensschlüssen und während der Tage des Wiener Congresses zu behandeln oblagen, wie bei so schwierigen Verhandlungen, wie später im preußischen Staatsrath bei Berathung einer neuen Steuerverfassung, sich ebenso durch Einsicht hervorthun können, als durch Geist und beredten Vortrag seiner Meinung! Wir wissen auch, daß er in früheren Jahren ausführliche Untersuchungen politischen Inhalts niederschrieb, über die Gränzen namentlich, die nach seiner Ansicht der Wirksamkeit des Staats, d. h. der centralen Einrichtungen in der bürgerlichen Gesellschaft, gezogen werden sollten. [1]) Allein die eigentliche Richtung seines Forschersinnes ging nicht dahin. Sie grub sich tiefere Wege: nicht daß er jene abstrakte Region vorgezogen hätte, in der zu verweilen nur dann recht lohnt, wenn es gilt, eine neues System

---

1) Siehe oben Th. I. S. 171—207.

der Philosophie aufzustellen oder ein vorhandenes vom Grund aus zu verstehen. Der Natur seines Geistes gemäß, dem ein völlig abstraktes, in sich selbst zurückkehrendes Denken so fern lag, als fortwährendes Grübeln über den Urgrund der Dinge, und die Richtung wie die Gränze seiner spekulativen Begabung wohl erkennend, sammelte H. seine Kraft auf dem Gebiete, das zwischen dieser Abstraktion und jenen praktischen Theilen in der Mitte liegt und das in der Zeit, in welcher sein Geist sich entschied, unsere Denker und unsere Dichter vorzugsweise beschäftigte — auf dem Gebiet, wo das Zusammenwirken des Sinnlichen und Uebersinnlichen, der Natur und der Geisterwelt, also gerade die Natur des Menschen, sich am tiefsten offenbaret. Dieses Gebiet umfaßt Anthropologie, Philosophie der Sprache und Aesthetik. Auch die Anthropologie berührte Humboldt, doch mehr an der ästhetischen Seite. [2]) Ihre allseitige Begründung überließ er Männern, die von der Naturwissenschaft ausgingen, z. B. Burdach. Mit desto regerem Eifer griff er dafür in die Gebiete, die seinem Interesse und allgemeinen Forschungstriebe zunächst lagen, und in denen er etwas Nachhaltiges und Neues gründen konnte — in Philosophie der Kunst und Philosophie der Sprache.

Denn auf diesen Gebieten erging sich nicht seine Denkkraft allein, sondern sein Forschungstrieb überhaupt. Instinkt und Naturanlage machten H. zum Sprachforscher im weitesten Sinne. Konnte doch auch jener ursprüngliche Trieb, die Absicht: Wesen und Entwicklung des Sprachbaues zu ergründen, erst in den umfassendsten Studien und Vergleichungen der vorhandenen Sprachschätze zur Erfüllung kommen! Aber selbst die trockene Sprachforschung reizte H., da in seiner Hand auch das Unscheinbare dazu diente, Wichtiges aufzufinden oder zu begründen. — Aber eben dieses Streben, nicht

---

2) Siehe oben Th. I. S. 382—388.

blos in die Tiefe, sondern auch in die Breite der Wissenschaft, und zwar linguistischer Studien, mag an einem solchen Manne Vielen unerklärlich dünken; uns ist es dies gar nicht. Manche werden daraus den Schluß ziehen, daß Humboldt nur zum Forscher geboren gewesen sei, nicht zum Staatsmann; sie werden schon in der Wahl dieser Studien eine zu beschauliche Natur erkennen, als daß solche ihm im praktischen Wirken nicht störend hätte in den Weg treten sollen; und zuletzt den Grund der gegen ihre Wünsche gering ausgefallenen Ergebnisse seines Wirkens als Statsmann in einem mit jenem beschaulichen Forschersinn zusammenhängenden Mangel an praktischem Geschick und an Staatsklugheit in ihm suchen. Von dem Vorhandensein des Einen läßt sich aber zunächst gar kein gerechtfertigter Schluß auf den Mangel des Andern ziehen; man müßte denn erst nachweisen, daß ein Dritter an seinem Platze mehr ausgerichtet haben würde, als H., was bei der Beschaffenheit damaliger Verhältnisse, und namentlich der preußischen Zustände, so leicht nicht nachzuweisen ist. Es hieße ferner der menschlichen Natur, der Natur eines ausgezeichneten Mannes enge Gränzen ziehen und manche an sich räthselhafte Erscheinung noch unerklärlicher machen, wollte man annehmen, daß in einem Manne, in dem ohnehin sich auffallende und merkwürdige Gegensätze genug darstellten, staatsmännische Geschicklichkeit nicht neben jenem Forschergeist und jener Beschaulichkeit habe bestehen können. Kommt es denn endlich nicht in allem menschlichen Thun besonders darauf an, wie eine Sache gethan wird? War denn H. ein Sprachforscher gewöhnlichen Schlages? Ist es nicht vielmehr als ein Glück zu betrachten, daß unter andern genialen Männern auch einer von so umfassendem Geist und Geschick an die Sprachwissenschaft kam, da es galt, diese für immer aus jenem Pedantismus empor zu heben, in welchem sie von eng-

brüstigen Philologen gehalten wurde? Oder war es etwa ein Schaden für unsere Politik, daß sich unter unsere Staatsmänner Einer mischte, der noch für andere und fernliegendere Gegenstände Sinn trug, als blos für Staatsfragen, und eben deshalb auch im politischen Wirken eine Kraft der Intelligenz und eine Hingebung an Ideen bewährte, die man bei unseren hofmännischen oder aktenbestaubten Staatsleuten so wenig trifft; daß einmal Einer da war, dessen geistige Befähigung weit über das Gegebene sah, der aber nicht blos grollte über diese Beschränktheit, nicht blos einen Anstoß gab, sie zu durchbrechen, sondern Geisteskraft, Ausdauer und Zähigkeit genug besaß, um stät an der Umbildung der Dinge zu arbeiten, der, wenn auch das Glück ihn wenig begünstigte, eine Ahnung dessen gab, was bei günstigeren Verhältnissen ein hoher Sinn in Deutschland vermöchte.

Endlich war aber doch auch jetzt der Forschungsgeist dieses Mannes nicht blos auf Litteratur und auf Sprache gebannt, so sehr es den Anschein haben mochte. Er wandte seine Gedanken zugleich auf ein Gebiet, das zwar auch nicht unmittelbar in die politischen Verhältnisse oder die Bedürfnisse der Nation eingreift, dennoch aber von hoher praktischer Bedeutung ist, da es den Grund legt zu jeder ächten Staatsweisheit und gesunden Anschauungen in allen Theilen der praktischen Philosophie und, indem es die Vergangenheit begreifen lehrt, den Weg in die Zukunft uns erleichtert. Schon in den frühesten Jahren sahen wir Humboldt's Betrachtung auf Grundgesetze des geschichtlichen Lebens gerichtet, und stets verfolgte er diese Richtung. Aus diesem Boden — über den er bei seinem Antheil an großen Weltbegebenheiten immer mehr Herrschaft gewann — erwuchs allmählig eine philosophische Auffassung und Darlegung des Geschehenden. Statt aber die Elemente dieser Philosophie selbstständig zu entwickeln, versenkte sie Humboldt in die überhaupt und

besonders bei ihm innig damit verwebte Philosophie der Sprache. Das große Sprachwerk, das er uns hinterlassen, enthält neben den Untersuchungen über die Sprache, ihr Wesen und ihre Entstehung, zugleich Grundzüge einer Philosophie der Geschichte, deren Ausbau nur zu wünschen wäre. Denn erst die selbstständige Entwicklung des in jenem Werke enthaltenen geschichts-philosophischen Elementes würde uns den vollen Werth und die Bedeutung desselben, besonders für die Gebiete der praktischen Philosophie, aufhellen; dann erst würde die Wirkung recht zu spüren sein, welche die Philosophie der Geschichte, von solchen Geistern aufgefaßt, in unsrer Staatswissenschaft und unsrer Geschichtschreibung hervorrufen könnte, sie, die schon unter minder praktischen, also auch weniger berufenen Händen, z. B. Hegels, so bedeutend erschienen ist. In der That, die tiefere Entwicklung der Geschichts-Philosophie ist ein solches Bedürfniß unsrer Zeit und unsrer Wissenschaft, daß Niemand wagen sollte, einen Genius, der auch hier mitwirkend eingriff, einer unpraktischen Geistesrichtung zu zeihen.

Hier ist ferner die Frage zu beantworten: ob denn die Sprachforschung, wie H. sie geübt, wirklich so von aller Praxis abliegt, wie es den allgemeinen Anschein hat? Ich glaube nicht. Wir haben erst erwähnt, wie Humboldt, unmittelbar nach dem Austritt aus seiner politischen Laufbahn, die Theorie der Geschichtschreibung erörterte und dabei an die Grundzüge eines für die Lösung aller praktischen Fragen hochwichtigen Gebietes der philosophischen Wissenschaft — an die Philosophie der Geschichte streifte, und wie diese Richtung nicht weniger, als die Erforschung des Sprachlichen in seinem innersten Wesen lag. Auch schließen diese Forschungen sich keineswegs einander aus. Das vergleichende Studium und die Philosophie der Sprache war vielmehr ein noch unbenützter, aber überaus fruchtbarer Weg, zu einer fetien und

gesunden Auffassung der Philosophie der Geschichte zu gelangen, eben der Wissenschaft, von der man mit richtigem Instinkt die Durchsicht und Ergänzung aller Theile der praktischen Philosophie und der damit zusammenhängenden Fachwissenschaften erwartet. Wenn also H. im Geleit dieser Sprachforschungen uud auf deren Grunde allein zu den für die Fortbildung der Philosophie der Geschichte wichtigen Ergebnissen gelangen sollte, welche er in dem nachgelassenen Hauptwerk: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ niedergelegt, dann hätten wir das Geschick zu preisen, das ihn zum Sprachforscher machte.

Nur die niedere Sprachforschung liegt weit von der Geschichte, von den praktischen Interessen ab; je höher aber sie sich aufschwingt, desto deutlicher offenbaret sie den Zusammenhang, in dem die Sprache des Menschen zu dessen ganzer Geschichte und Entwicklung steht. Der Sprachphilosoph aber wird nothwendig auch Geschichtsphilosoph werden.

Ueberhaupt liegt es im Charakter einer geistig vorgerückten Zeit, ebenso alle einzelnen Gebiete des Wissens an der Hand der Philosophie tiefer zu entwickeln, als die Philosophie wieder von einzelnen dieser Gebiete aus zu höherer Vollkommenheit zu führen. So hat die deutsche Philosophie, nach der großen und allgemeinen Richtung, die sie durch Kant empfing, den ersten großen Umschwung durch die Naturforschung bekommen, dergestalt, daß der Gründer dieser neuen Richtung die Gestalt, die er der Philosophie gab, auch im Allgemeinen Naturphilosophie nennen durfte. Nach ihr ist die Geschichte der bewegende Faktor worden, wenn sie sich auch zuerst als Philosophie des Geistes der Natur gegenüber stellte. Das nämlich, was der Schöpfer des neuesten unsrer philosophischen Systeme eigentlich erstrebte, wird vielleicht nur dadurch an's Ziel geführt werden, wenn eine tiefere

Begründung der Geschichtsphilosophie und von ihr aus die Durchsicht des ganzen philosophischen Gebiets vorangegan- ist. Damit aber hängt die Gründung einer neuen Disciplin, der Philosophie der Sprache, so innig zusammen, daß wir den Schöpfer derselben als einen Hauptbeförderer dieser Bewegung betrachten könnten, wenn er auch selbst nicht schon eine genügendere Geschichtsphilosophie so beträchtlich angebahnt hätte. Wenn man nun auch zur Zeit auf dem ohnedies in einem gewissen Stillstaud begriffenen Gebiet deutscher Spekulation jene Folge noch nicht eingetreten sehen kann, so ist damit nicht bewiesen, daß sie nicht wirklich und zwar bald eintreten wird. Auch giebt es der denkenden Köpfe nicht wenige, die, ersättigt und unbefriedigt von dem gegenwärtigen Stand der philosophischen Forschung, einen Umschwung dieser Art wünschen und erwarten. —

Sollen wir aber der Wendung des Geistes auf die Sprache diese Bedeutung zuschreiben, so setzen wir voraus, daß die Sprachforschung an sich etwas ganz anders geworden sei; wir setzen namentlich voraus, daß der Forscher auf diesem Gebiet sich nicht nur in jener speziell philosophischen Richtung, die er dem Fache zu geben weiß, sondern in der Art und Weise überhaupt, wie er diese Forschungen betreibt, als ein Geist von höherem Charakter und allgemeiner Tendenz bewähre. Diesen Aufschwung aber hat seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unsere Sprachforschung wirklich genommen, und wollte man einen einzelnen Mann als Repräsentanten desselben annehmen, so würde man schwerlich einen andern finden, den man mit gleichem Rechte als solchen aufstellen könnte, wie Humboldt. Er hat nicht nur historisch, seit dem Beginn dieses Aufschwungs, an dieser

Arbeit innig Theil genommen, sondern sie auch, so weit es unsrer Zeit vergönnt wurde, in Höhe und Ausdehnung zugleich, am weitesten gefördert; abgesehen davon, daß er, als Begründer unserer Sprachphilosophie, zwar wackere Nachfolger, bisher jedoch keinen eigentlichen Nebenbuhler, Keinen, der ihn in Schatten gestellt hätte, gefunden. Will man also selbst nur die Höhe und Bedeutung, welche die Sprachforschung im engern Sinn unter den Deutschen erreichte, durch ein einzelnes Individuum bezeichnen, wen anders als H. können wir nennen; in wem erschienen so, wie in diesem Manne, die Forderungen, die wir hier machen können, befriedigt? Welcher von unsern sonst so ausgezeichneten Sprachforschern hat das Gebiet, erstens mit solchem Geist, zweitens so mit dem in allen Wissenschaften und in dieser besonders fruchtbaren Drang nach Einheit [1], nach Ueberblick des vorhandenen Stoffes, endlich mit solchem philosophischen Tiefblick behandelt.

Zunächst will ich nur den zweiten Vorzug ins Auge fassen. Wer hat nicht von dem ungeheuren Umfang der Sprachstudien unseres Humboldt gehört? Durfte doch Alexander von Humboldt, im Vorwort zu dem nachgelassenen großen Sprachwerk des Bruders, von diesem sagen, „er sei tiefer in den Bau einer größeren Menge von Sprachen eingedrungen, als wohl noch je von einem Geiste erfaßt worden sei.“ Und darf es uns wundern, daß gerade dieser Geist zu so ausgedehnter Sprachforschung geführt wurde — er, der von Natur mit einer seltenen Anlage zu Erlernung

---

1) „M. G. de Humboldt, que ses recherches ont conduit à considérer la tendance vers l'unité comme la méthode d'ethnographie le plus éminemment philosophique, ne pouvait négliger d'examiner“ etc. etc., sagte, auf dieselbe Bemerkung hindeutend, im Jahre 1832 E. Jaquet, ein großer Sprachforscher Frankreichs, von unserm Humboldt (Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832. p. 482.).

der Sprachen ausgerüstet war und dabei jenen Drang nach Einheit des Wissens hegte, der uns auf keinem Punkte der Kenntniß willkührlich ruhen läßt, sondern immer wieder über die noch so ausgedehnten Gränzen hinaustreibt. Und mußte der, der das Wesen der Sprache ergründen wollte, nicht auch die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen begriffen haben?

Humboldt's Entwicklung in diesem Punkte kann man gar leicht mit dem Gang der neuen Sprachforschung überhaupt in Parallele bringen. Auch er ging vom Studium der classischen Sprachen aus. Gerade während seiner Jugendjahre begann dieses Studium sich zu heben. Wir sahen, welch großen Antheil er, an der Seite F. A. Wolf's, an Begründung unserer Alterthumswissenschaft nahm. [2]) Als dieser Boden gewonnen war, konnte man auch der Mannigfaltigkeit der Spracherscheinungen leichter sich bemächtigen. Die Hauptsprachen der Neuzeit hatte H. in früher Jugend gelernt; die meisten derselben eignete er sich nachher an Ort und Stelle bis zur Vollkommenheit an. Nachdem er die europäischen Sprachen fast sämmtlich sich unterworfen und selbst schon aus solchen Sprachtrümmern, wie dem Baskischen, ein eigenes Studium gemacht hatte, folgte er den vorschreitenden Forschungen der Engländer, Franzosen und Spanier auch über die Gränzen des Festlands hinaus. Schon am Anfang des Jahrhunderts war Paris eine Hauptstätte moderner Sprachforschung geworden; hier griff man zuerst die Forschungen der Engländer auf, welche mit ihrem asiatischen Reiche auch die Kernsprache des indo-germanischen Völkercyclus eroberten. Die französischen Gelehrten jedoch gingen mehr von den Küsten des Mittelalters aus, von den semitischen Sprachen auf's Persische u. s. w.; auch wandten

---

[2]) Th. I. S. 143–5. 208–255.

sie vom romanischen Süden aus sich leicht auf Süd- und Mittelamerika. Mit diesen Pariser Gelehrten stieß Humboldt früh zusammen [3]; mehr noch leitete die große Reise des Bruders seinen Blick auf die Sprachen der neuen Welt hinüber. Nächst den alten Sprachen und dem Baskischen wurden die amerikanischen bald sein Hauptaugenmerk. Wir haben früher erzählt, wie Alexander ihm von seiner Reise die reichsten Materialien zu diesem Zwecke zuführte — Grammatiken und Wörterbücher einer großen Reihe amerikanischer Sprachen. [4]) Alsbald aber trat jene Zeit ein, die H. von diesen Studien fast gänzlich abrief. Kaum, daß er beiläufig ein Paar Nachbildungen griechischer Dichtkunst vollenden, daß er einen Theil seiner vaskischen Studien zu Papier bringen konnte. Erst, nachdem er ausgeschieden aus dem Staatsleben, ward ihm die Muße, jenes weite Gebiet, die Ursprachen Amerikas, einer gründlichen Durcharbeitung zu unterwerfen. Dahin ging jetzt auch seine Absicht; doch vom Anfang dieser Mußejahre schon traten — wir dürfen nicht sagen, andere Interessen; denn in diesem einen ging der Geist unseres H. ohnehin nicht auf — sondern andere Forschungen, und zwar ebenfalls sprachliche und gleich positive Forschungen, wenigstens der Ausarbeitung jener Entwürfe störend in den Weg, so daß er zuletzt die Durchführung des Plans einem Dritten übermachte.

Die erste Ablenkung gab das Sanskrit. Man weiß, daß diese Sprache plötzlich eine Bedeutung erhielt, welche man zur Zeit, als die Arbeiten eines Jones und Wilson hervortraten, kaum ahnen konnte. Bald faßten deutsche Gelehrte auch diese unbekannte Welt ins Auge. Mit einem geistreichen Buch gab Friedrich Schlegel (1808) erst

---

3) Siehe oben Th. II. S. 20.
4) Siehe oben Th. II. S. 127.

Fingerzeige, dann griffen gründliche Forscher die Sache an — ein Bopp und A. W. Schlegel. Schon während des zweimaligen Aufenthalts zu Paris, in den Jahren 1814 und 1815, mochte sich unserm Humboldt die Wichtigkeit dieses Studiums, für welches dort schon reichliche Materialien zu Gebot standen, aufgedrängt haben; [5]) einige Jahre später ward auch er dafür gewonnen. Als A. W. Schlegel im J. 1828 einen Rückblick auf die Einführung des Sanskritstudiums in Deutschland warf, konnte er nicht umhin, Humboldt's Theilnahme besonders hervorzuheben. „Es ist noch ziemlich gut damit gelungen," sagte er; „gründliche Gelehrte sind als meine Mitarbeiter in diesem Fache aufgetreten; schon haben sich talentvolle Schüler gebildet, und das Studium des Sanskrit hat an Herrn Wilhelm v. Humboldt einen warmen Freund und Gönner gefunden." [6]) Es war aber nicht die Gönnerschaft eines vornehmen Mannes, der Andere arbeiten läßt; H. legte selbst Hand ans Werk, sobald er inne ward, „daß ohne möglich gründliches Studium des Sanskrit weder in der Sprachkunde, noch in derjenigen Art Geschichte, die damit zusammenhängt, das Mindeste auszurichten sei." [7]) Freilich war dies Studium damals noch mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Einen Lehrer hatte er nicht; auch fand in Deutschland sich damals kaum Gelegenheit, Handschriften zu benutzen; der Lernende mußte sich an die bis dahin gedruckten Ausgaben halten, deren Text keineswegs überall so gereinigt war, um in den Bau der Sprache mit einiger

---

5) Ich habe früher (II. 20.) die Zeit, in der Humboldt ein näheres Augenmerk auf das Sanskrit zu werfen anfangen mochte, etwas zu früh angesetzt.

6) A. W. v. Schlegel, Berichtigung einiger Mißdeutungen. Bonn. 1828. S. 69.

7) Worte Humboldt's in einem Briefe an A. W. Schlegel, mitgetheilt von Schlegel in der Indischen Bibliothek, 1. B. 2. Heft. Bonn, 1843. S. 433.

Sicherheit einzudringen. [8]) Dennoch schritt H. so rüstig vorwärts, daß er schon am 25. Junius 1821, von Ottmachau aus, seinen ehemaligen römischen Hausgenossen Riemer zu diesen Studium auffordern durfte. „Oft fällt mir der Wunsch ein," schrieb er ihm, „daß Sie mit diesen [griechisch-etymologischen] Arbeiten und Studien das Sanskrit verbinden möchten. Ich treibe es seit Anfang dieses Jahres, und habe, soviel es allein, ohne Lehrer, möglich ist, einige Fortschritte darin gemacht. Es dringt sich doch bei jedem Schritt die Ueberzeugung auf, daß diese Sprache die Wurzel des Griechischen, Lateinischen und Deutschen ist. Noch kann ich mich nicht rühmen, so weit darin zu sein, um beurtheilen zu können, ob die Kenntniß des Sanskrit in der etymologischen Ansicht des Griechischen wesentlich etwas abändern kann. Aber die Vergleichung des etymologischen Baues beider Sprachen muß nothwendig sehr merkwürdige Aufschlüsse gewähren. — Bopp und Schlegel sind nicht die einzigen, von denen sich etwas dieser Art erwarten läßt. Bopp beschränkt sich eben für jetzt ganz auf den grammatischen Theil." [9]) H. aber fesselte nicht blos die Sprachform, sondern auch der Gehalt und Tiefsinn, der in ihr niedergelegt war. Namentlich fesselte ihn die Bhagavad-Gita, die schöne Episode der großen epischen Dichtung Maha-Bharata, [10]) die er zum Theil übertrug und in einer speciellen Schrift erläuterte. Aber auch in Kenntniß der Sprache schritt er dergestalt fort, daß er schon im J. 1823 Schlegel's indische Bibliothek mit einer Abhandlung über einen der schwierigsten Punkte der Sanskrit-Grammatik bereichern konnte.

---

8) A. W. v. Schlegel, ebendas. S. 435.

9) Mitgetheilt im Anhang der Briefe von und an Göthe, Her. v. Riemer. Leipzig. 1846. S. 145.

10) Siehe oben S. 435.

Aber auch hier sollte H. seine Gränze noch nicht gefunden haben. Das Sanskrit führte ihn vielmehr in eine neue, weite Region des Forschens ein — in die Sprachen der Inselgruppe Polynesiens. Humboldt erkannte, daß Polynesien oder die malayischen Inseln das einzig denkbare Mittelglied zwischen der alten (europäisch-asiatischen) und der neuen (amerikanischen) Welt seien; daß von hier aus allein die wichtige Frage über das Dasein ursprünglicher Verbindungen beider Festlande erledigt werden und welch' großen Dienst hier die vergleichende Sprachforschung leisten könne. [11]) So wurde er zum Studium sämmtlicher über die malayischen Inseln verbreiteten Sprachen geführt.

Anfangs widmete er mehrere Jahre beiden Sprachcyklen, dem amerikanischen und dem malayischen, zugleich, bis endlich der letzte völlig den Sieg davon trug. Bis zu diesem Zeitpunkt war sein Vorsatz, zunächst über die Sprachen Amerika's eine Reihe Werke der Oeffentlichkeit zu übergeben. Da trat Anfangs 1829 ein junger Gelehrter, Dr. Eduard Buschmann (aus Magdeburg), ein wohlausgerüsteter Philolog, der sich ebenfalls der Erforschung der Ursprachen Amerika's gewidmet hatte und kurz vorher nach mehrjährigem Aufenthalt in Amerika von da zurückgekehrt war, in nähere Verbindung mit ihm. Dies steigerte Anfangs seinen Eifer für den bisherigen Plan. Unterstützt von dem Fleiße des jungen Mannes, beschäftigte sich H. von da bis zum J. 1831 rüstig mit der mexikanischen und ottomitischen Sprache, so daß man dem baldigen Erscheinen der Ergebnisse dieser Forschung entgegensehen konnte. Allein seit dem Tod seiner in demselben J. 1829 verstorbenen Gemahlin fühlte

---

11) „Il a compris que la Polynésie était la seule transition possible entre les deux continens et cette idée l'a aussitôt appelé à l'étude de toutes les langues polynésiennes.“ Jacquet, a. a. O.

H. sich doch täglich mehr an die Vergänglichkeit irdischer Dinge, wie an das Maß und die Gränzen menschlicher Kraft gemahnt. Wehmuthsvoll gab er den alten, so weit ausgedehnten Plan auf und überließ die Durchführung der amerikanischen Forschungen seinem jugendlichen Mitarbeiter.[12]) Er selbst concentrirte sofort seine ganze Kraft auf die malayischen Studien. Zunächst beschäftigte ihn die Anfertigung eines madagaskarischen Wörterbuchs, das sogleich im Drucke erscheinen sollte. Aber auch dieser Entschluß wurde später aufgegeben, da er erfuhr, daß ein großes handschriftliches Lexikon derselben Sprache, verfaßt von Froberville, sich in London befinde. Endlich begann er die Untersuchung von der ihn nichts mehr abbrachte — die Ergründung der Kawi-Sprache auf der Insel Java. Diesem Gegenstand und der sprachphilosophischen Einleitung, mit der er sein Werk über denselben zu schmücken sich vorsetzte, und die die Ergebnisse seines Denkens und Forschens über die Sprache zusammenfassen sollte — diesen Gegenständen widmete er allein die letzten, in der Einsamkeit zu Tegel verlebten Jahre. In diesem Werke, das er vollständig hinterließ und das bald nach seinem Tode erschien, gab er, neben der umfassenden Grundlage der Philosophie der Sprache, ein Musterstück vergleichender Sprachforschung und vollendeter Ergründung einer einzelnen Sprache.

Indem wir hier den Hauptgang der Humboldt'schen Sprachforschungen dargelegt, haben wir doch noch lange nicht die ganze Ausdehnung derselben umschrieben. Auch die osteuropäischen Sprachen entgingen seinem Forschertrieb nicht. Wie weit er die slavischen verfolgt, wüßte ich nicht zu sagen;

---

12) Von ihm, Dr. Buschmann, ist ein umfassendes Werk über die Ursprachen Amerika's, gestützt auf jene Humboldt'schen Vorarbeiten und Materialien, noch immer zu erwarten.

gewiß ist, daß er schon 1811 des Litthauischen nicht unkundig war. [13]) Die neuen Champollion'chen Entdeckungen über die ägyptischen Hieroglyphen reizten auch seinen Untersuchungsgeist; ihm bot hier die Bildersprache der alten Merikaner interessante Vergleichungen dar. Die asiatischen Sprachen verfolgte er bis an die Enden des Welttheils. Neben dem Sanskrit trieb er (1828) das Tamulische und Teluguſche, zwei ganz ursprüngliche Sprachen von durchaus eigenem Bau, die er, durch den bekannten Sprachforscher Carey verführt, für Sippen des Sanskrit gehalten hatte, bis er sie selbst studiert. Früher schon lieferte H. einen Nachtrag zur javanischen Grammatik des P. Rodriguez, und im J. 1827 schrieb er das wichtige Sendschreiben an Abel-Rémusat über die Natur der grammatischen Formen im Allgemeinen und den Geist der chinesischen Sprache insbesondere. Erinnern wir uns daran, daß bis auf diese Zeit wohl Niemand die Reihe der Ursprachen Amerika's, in ihren sämmtlichen Zweigen, Abarten und Dialekten, so sich zu eigen gemacht hatte, wie Humboldt, so müssen wir staunen über den Umfang dieses Wissens und können uns nicht mehr wundern, wenn ein Mann von dieser Anlage zu Sprachgelehrtheit, geleitet dabei von den höchsten philosophischen Absichten, es vorzog, hier etwas Großes und Selbstständiges zu hinterlassen, als seinen Genius an Interessen

---

13) Später, in den Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens (1821) findet sich eine auch für uns hier interessante Bemerkung. Er spricht über Vater's Schrift über die Sprache der alten Preußen und sagt dabei: „Ich glaube mich durch das Litthauische, mit dem ich einmal ernstlicher beschäftigt gewesen bin, überzeugt zu haben, daß auch der Zusammenhang der slavischen Sprachen mit dem Griechischen und den vermuthlich diesem zum Grunde liegenden Sprachen durch das Studium dieser germanisch-slavischen Sprachen viel besser erkannt werden kann. Sie scheinen nämlich den Charakter der gemeinschaftlichen Ursprache treuer bewahrt zu haben, und ich halte sie bei weitem nicht für ein blos später entstandenes Gemenge von Slavischem und Deutschem." (Ges. W. II. 78).

zu vergeuden, die diese Kraft des Geistes nicht fordern, und in denen zu seiner Zeit und auf deutschem Boden etwas Dauerhaftes und Großes wohl noch nicht geleistet werden konnte.

Indem ich nun einen Ueberblick von Humboldt's linguistischen Schriften, vom J. 1820 ab bis zu seinem Tode und mit Einschluß seines nachgelassenen Hauptwerkes, folgen lasse, füge ich nur die nothwendigsten litterarischen Notizen und Urtheile bei, einige allgemeine Bemerkungen über H. als Sprachforscher und Sprachdenker auf den nächsten Abschnitt versparend. Es folgen aber die im Druck erschienenen Arbeiten der Zeit nach ungefähr so:

1. Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der vaskischen Sprache. Von Wilh. v. Humboldt. Berlin, 1821. gr. 4.

Wiederholt in den ges. Werken, II. 1—214. Ein Werk, das eben so dem historischen, als dem linguistischen Gebiete zugehört. Wir wissen, wie früh H. anfing, Sprache und Land der Vasken zu durchforschen; es war sein Plan, über diese Nation und Sprache eine umfassende Arbeit zu geben, deren Inhalt er schon im J. 1812 dem Publikum verkündete. (Siehe oben II. 54—6 22 2—4.) Doch dieser umfassende Plan kam nicht zur Ausführung; in der Erwartung, daß in Spanien selbst noch ein wichtigeres Werk über die Sprache der Vasken erscheinen würde, beschränkte sich Humboldt, nach den schon gegebenen Proben, auf eine Untersuchung, in welcher das Vaskische ihm nur als Schlüssel dient. Die Frage über die Urbewohner der spanischen Halbinsel auf etymologischem Weg, namentlich aus den Ortsnamen erörternd, kam er zu dem Ergebniß, daß die alten, über die ganze Halbinsel verbreiteten, aber nur in einigen Gegenden derselben unvermischt auftretenden Iberer Vasken, die übrigen Bewohner aber Celten waren. Auch über die Gränzen Spaniens hinaus forschte er nach den Sitzen der Iberer. Doch hielt er damit die ganze Untersuchung nicht für abgeschlossen. Hiezu müßte, nach seiner Ansicht, eine

genaue Vergleichung des Vaskischen, als Sprache, mit den übrigen westeuropäischen Sprachen noch vorhergehen, ein Unternehmen sehr schwieriger Natur, das ganz andere Vorarbeiten fordere. Schon durch H.'s Arbeit aber war sehr viel geschehen, diesen Gegenstand ins Klare zu bringen; der Verfasser hebt nur, in seiner bescheidenen Art, mehr das hervor, was noch zu thun übrig blieb. Von Andern [1]) ist es mit Recht hervorgehoben worden, was ein umsichtiger und verständiger Sprachforscher mit solchen an Ort und Stelle erhobenen Untersuchungen und nach urkundlichem Material für die schwierigsten Punkte der Ethnographie und alten Geschichte Europa's und Westasiens überhaupt leisten könnte.

2. Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung.

Vorgelesen in der Akademie am 29. Jun. 1820 und, in Abwesenheit des Verfassers, wiederholt v. Prof. Buttmann in der feierlichen Sitzung vom 3. August desselben Jahres. Gedruckt in den Abhandlungen (der historisch-philologischen Klasse) der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem J. 1820—21. Berlin, 1822. 4. S. 239—59, und jetzt in Humboldt's ges. W. III. 241—68.

3. Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung.

H. trug diese Abhandlung zur Feier des Jahrestags Friedrichs des Großen, am 24. Jan. 1822, in der Akademie vor, nachdem er sie schon am 17. desselben Monats im engern Kreise der Akademiker gelesen hatte. Gedruckt erschien sie in den Abhandlungen (der hist.-phil. Klasse) der Akademie aus den Jahren 1822—23. Berlin, 1825. S. 401—430, und wiederholt in den ges. W., III. 269—306.

Diese und die vorhergehende Abhandlung waren die Vorläufer der Humboldt'schen Sprachphilosophie; auch gründeten sie seinen Ruf in dieser Richtung. Es verdient auch angemerkt zu werden, daß einer der ersten Forscher über deutsche Sprache, K. F. Becker, sein

---

1) Unter Andern von A. Wagner in seiner Bearbeitung von Alex. Murray's Werk: „Zum europäischen Sprachenbau." Leipzig, 1825. I. 41.

einleitendes Werk zur deutschen Grammatik, den „Organismus der Sprache“ (1827) an die in diesen Abhandlungen aufgestellten Ideen anlehnte und sich auch in der dem Buche vorangehenden Dedikation als dankbaren Verehrer unseres H. bekannte. Diese beiden Abhandlungen, verbunden mit der nachher zu nennenden über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache, so wie mit dem Sendschreiben an Abel-Rémusat, bilden die natürliche Ergänzung des großen, erst nach H.'s Tode erschienenen Werks über den menschlichen Sprachbau, das sich auch oftmals auf jene frühern Ausführungen bezieht.

4. Ueber die in der Sanskritsprache durch zwei Suffixa gebildeten Verbalformen.

Mitgetheilt in der Indischen Bibliothek, einer Zeitschrift von A. W. Schlegel. B. I. H. 4. Bonn. 1823. S. 433—467 und B. II. H. 1. Ebend. 1824. S. 71—134. — Eine Vorerinnerung, welche der Herausgeber, A. W. Schlegel, der Abhandlung voranschickte (I. B. 4. H. S. 433—5), enthält die anerkennendsten Worte über H., den Sprachforscher, und diesen Aufsatz insbesondere. „Es wäre unverzeihlich,“ sagt er in Bezug auf letztern, „den Gang einer solchen Untersuchung, welche, unabhängig von ihrem Gehalt, schon durch die befolgte wissenschaftliche Methode anziehend ist, durch Einwendungen zu unterbrechen, wenn man auch hier und da seine eigene Ansicht hätte; und ich werde nicht versuchen, eine frühere Aeußerung über jene Formen des Sanskrit (Ind. Bibl. Th. I. S. 124. 125.) gegen eine, aus der Tiefe der Theorie geschöpfte Entscheidung, wodurch ich mich vielfach belehrt sehe, zu vertheidigen.“ Doch fügte er mit Genehmigung des Verfassers einige Anmerkungen bei, die sich jedoch lediglich auf die Richtigkeit der Lesarten in den von H. gegebenen Beispielen bezogen, in deren Betreff sich letzterer nicht im Besitz so vieler Hülfsmittel befand, als Schlegel, welcher kürzlich erst nach einer eigens zu diesen Zwecken unternommenen Reise von London heimgekehrt war. — Diese Humboldt'sche Abhandlung ist übrigens keineswegs nur für Sanskrit-Grammatik von Bedeutung; sie enthält vielmehr über gewisse Verbalformen im Allgemeinen, namentlich über die Lehre vom Infinitiv, sehr wichtige Erörterungen.

5. Ueber die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des Jüngern.

Gelesen in der Akademie der Wissenschaften im März 1824 und gedruckt im Anhang des Werks: Ueber die Verschiedenheit

des menschlichen Sprachbaus (besonderer Abdr.) Berlin, 1836. S. 463—469.

6. Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache. Einleitung. Bildersprache.

Auch diese Abhandlung trug er in der Akademie vor, am 20. Mai 1824. Sie wurde dann, in Abwesenheit des Verfassers, in der feierlichen Sitzung am Leibnitztage (3. Julius) desselben Jahres öffentlich wiederholt. Gedruckt erschien sie in den Abhandlungen der Akademie aus dem J. 1824 und zwar in denen der historisch-philologischen Klasse, Berlin, 1826. S. 161—88, und dann in dem obenerwähnten Anhang des Werks: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus (besonderer Abdr.) S. 415—63.

7. Ueber vier ägyptische, löwenköpfige Bildsäulen in den hiesigen königlichen Antikensammlungen.

In den Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften a. d. J. 1825. Berlin, 1826. 4. S. 145—68 und nunmehr in den ges. W. IV. 302—333. In einer Bemerkung berichtet H.: er habe sich, da die Untersuchung dieser Denkmale ihn über mehrere Punkte zweifelhaft gelassen, mit einer Anzahl Fragen an Herrn Champollion den Jüngern gewandt, der sie auch mit der Freigebigkeit eines seiner Sache sichern Forschers in einem ausführlichen, von Livorno aus datirten Schreiben beantwortete. Diese Mittheilung habe er pflichtlich bei diesem Aufsatz benutzt. Er selbst mache keinen Anspruch darauf, das Studium der Hieroglyphen-Entzifferung durch eigene Entdeckungen zu erweitern, sondern er habe sich nur zum Geschäft gemacht, was von Andern, namentlich Champollion, darin geschehen sei, einer möglichst genauen Prüfung zu unterwerfen, und das Studium der koptischen Sprache nach ihrem Baue und den von Zoëga herausgegebenen Texten damit zu verbinden. Er lege daher gern hier das Bekenntniß ab, daß ihm der von Champollion eingeschlagene Weg der einzig richtige scheine, und daß er dessen Erklärungen bis auf wenige Ausnahmen für wahr und fest begründet erachte. Auch sei er in der obigen Untersuchung diesen Erklärungen gefolgt.

8. Ueber die Bhagavad-Gita. Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegel'schen Ausgabe im

Pariser asiatischen Journal. Aus einem Briefe von Herrn Staatsminister v. Humboldt.

Mitgetheilt von A. W. v. Schlegel in der indischen Bibliothek, B. II. H. 2. Bonn, 1826. S. 218—58 und H. 3. Ebendas. 1826. S. 328—72; nun auch in H.'s ges. W. I. 110—84. Indem H. seinen Landsmann und dessen Verdienst in Uebertragung der Bhagavad-Gita gegen die scharfe und nicht selten ungerechte Beurtheilung von Langlois im asiatischen Journal in Schutz nahm, fand er eine erwünschte Gelegenheit, selbst noch einmal auf Geist und Form jenes indischen Werks zurückzukommen, dem er schon eine eigene Schrift gewidmet hatte. [2]) Dieser Brief an A. W. v. Schlegel bildet daher zugleich eine Art Zugabe zu jener Schrift. Der Empfänger, höchst erfreut durch die ihm gewordene Erlaubniß, ihn öffentlich zu gebrauchen, stattete die Mittheilung noch mit einer Vorerinnerung und werthvollen Zwischenbemerkungen aus, die sich jetzt auch in H.'s Werken wieder finden. Besonders interessant ist es, hier zwei Kenner wie Schlegel und Humboldt über Grundprincipien der Uebersetzungskunst zu vernehmen (Ges. W. I. 136—145), um so interessanter, wenn der Eine mit der größten Anerkennung des Andern merkwürdige Bekenntnisse über seine eigenen Leistungen verbindet, wie Schlegel bei diesem Anlaß.

9. **Supplément à la Grammaire japonaise du P. Rodriguez, ou Remarques additionnelles sur quelques points du système grammatical des Japonais, tirées de la grammaire du P. Oyanguren, et traduites par M. Landresse; précédées d'une Notice comparative des grammaires japonaises des P. P. Rodriguez et Oyanguren, par M. le baron G. de Humboldt. A Paris, 1826. 8.**

Diese Brochüre ward auf Kosten der Pariser asiatischen Gesellschaft veröffentlicht, nachdem das Jahr zuvor die Elemente der japanischen Grammatik des P. Rodriguez, ebenfalls von Landresse aus dem Portugiesischen ins Französische übersetzt, erschienen waren. Zu

---

2) Siehe oben S. 433—38 u. 483.

dem Nachtrag, den derselbe Franzose in obiger Schrift liefert, gab H. diesen vergleichenden Ueberblick über beide japanischen Sprachlehren, die des Rodriguez und des Oyanguren.

10. Lettre à M. Abel-Rémusat, sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le génie de la langue chinoise en particulier, par M. G. de Humboldt, Membre de l'Académie royale des Sciences de Berlin, associé étranger de l'Académie royale des Inscriptions et Belles-Lettres, etc. etc. A Paris, 1827. 8.

In einem Vorbericht erklärt der Herausgeber, Abel-Rémusat, daß dieser Brief seine Entstehung einem Ideenaustausch zwischen Humboldt und einem Pariser Professor, unter dem er selbst zu verstehen ist, verdanke. Einige Abhandlungen, welche H. in der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgetragen und nachher französischen Gelehrten mitgetheilt hatte, veranlaßten Rémusat, auf das Chinesische, das in jenen Untersuchungen fast unberücksichtigt gelassen war, als auf eine in ihrer Art einzige Erscheinung besonders aufmerksam zu machen. Zu diesem Behuf mit dem Sanskrit, dem Griechischen, dem Deutschen und den andern Idiomen verglichen, denen Humboldt eine gerechte Vorliebe widme, würde das Chinesische, sagte Rémusat, Spezialitäten darbieten, die man wohl nicht länger hintansetzen dürfe. Damit forderte er H. auf, sich das Chinesische anzueignen und selbst diese Vergleichung vorzunehmen. „Für ihn, der ganz andere Schwierigkeiten zu übersteigen gewohnt war, konnte dieses Studium nur ein Kinderspiel sein und bald hatte er sich hinlängliche Fertigkeit darin erworben, um selbst Licht dahin verbreiten zu können." In einem ausführlichen Briefe an Rémusat, dessen chinesische Grammatik ihm zur Grundlage dient, legte H. seine inmittelst gewonnenen Ergebnisse über den Geist der chinesischen Sprache und ihr Verhältniß zu andern Sprachen nieder, ohne jedoch diese Ansichten zur öffentlichen Bekanntmachung selbst zu bestimmen. Rémusat aber glaubte sich mit Recht ein Verdienst zu erwerben, wenn er das Ergebniß so tief durchdachter Forschungen ans Tageslicht ziehen und in beigegebenen Anmerkungen seine eigene Ansicht über diesen oder jenen Punkt aussprechen würde. Humboldt's Schreiben, datirt Berlin, 7. März 1826, nimmt 93 gedruckte Seiten ein und gehört in der That, wie ich schon hervorhob, zu den wichtigsten sprachphilosophischen und vergleichenden Arbeiten des Verfassers. Auch er-

schienen die darin ausgeführten Sätze sogleich von solchem Belang, daß selbst ein Jakob Grimm, der sonst gewiß nicht gewöhnt war, philosophischen Erklärungen zu folgen, sich veranlaßt sah, hier eine Ausnahme zu machen. Da, wo er in seiner deutschen Grammatik das Genus zu erläutern und auf die ursprünglich kühne Zutheilung des Geschlechts, so wie auf deren gleichmäßige Wiederkehr in allen edlern Sprachen zu reden kam, fügte er hinzu: „ein geistreicher Schriftsteller habe den Grund dieser Erscheinung vortrefflich aus dem Einbildungsvermögen der Sprache erklärt," und berief sich auf obiges zu Paris gedrucktes Schreiben (p. 12. 13). „Es ist von ihm," setzt er hinzu, „anerkannt und bestätigt worden, daß in den Sprachen zwei Richtungen vorherrschen, die verständige, auf reine Schärfe der Ideen gehende, und die sinnliche, zu einer anschaulichen Verbindung des Gedankens mit der Wirklichkeit geneigte." [3]) Es war dies aber nur ein einziger, allerdings hervorragender Satz dieses reichen Sendschreibens, in welchem die grammatischen Kategorien tiefer, als je vorher, entwickelt waren.

Es verdient auch noch bemerkt zu werden, daß der große französische Sprachforscher Silvester de Sacy sich veranlaßt fand, kurz darnach (1828) eine eigne Broschüre über dieses Humboldt'sche Sendschreiben erscheinen zu lassen: Notice sur la lettre de M. G. de Humboldt à M. Abel-Rémusat sur les formes grammaticales en général et fur le génie de la langue chinoise. A Paris. Broch in 4.⁰

Abel Rémusat und Wilhelm Humboldt standen übrigens fortdauernd in Briefwechsel, namentlich über einzelne Punkte des Chinesischen. Unter andern richtete späterhin der französische Gelehrte über einige in diesem Betreff erhobene Zweifel seines Correspondenten ein ausführlicheres Sendschreiben an diesen, welches auf Humboldt's Wunsch, mit wenigen Weglassungen, im Nouveau Journal Asiatique, T. XI. à Paris, 1833 p. 273—282 mitgetheilt wurde (Extrait d'une lettre de M. Abel-Rémusat adressée à M. le baron G. de Humboldt).

11. Mémoire de M. G. de Humboldt sur la manière dont on doit séparer les mots sans-

---

3) J. Grimm's deutsche Grammatik. 3. Th. Göttingen, 1831. S. 345.

crits que les Indiens ont coutume d'écrire de suite et sans distinction.

Mitgetheilt im Journal Asiatique, T. XI. Paris, 1827. p. 169—171. Humboldt machte darin den Vorschlag, das Sanskrit durch Trennung der Wörter ebenso, wie das Griechische, Lateinische und unsere heutigen Sprachen zu schreiben. Der Vorschlag fand auch gleich Anklang. Namentlich Bopp, in der lateinischen Ausgabe seiner Sanskrit-Grammmatik, erklärte sich für ihn und unterstützte ihn mit wichtigen und zum Theil neuen Gründen. Doch erhoben sich auch Widersacher dagegen, so daß H., wie wir sehen werden, Veranlassung fand, die Frage nochmals zu erörtern.

12. Ueber den Dualis. Eine Vorlesung. Von Wilhelm von Humboldt. Berlin, 1828. gr. 4.

Abermals ein in der Berliner Akademie gehaltener Vortrag, der hier zuerst einzeln erschien, dann aber in den Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der Akademie aus d. J. 1827 wiederholt wurde.

13. Beurtheilung von Ghatakarparam, oder das zerbrochene Gefäß, ein sanskritisches Gedicht, herausgegeben, übersetzt, nachgeahmt und erläutert von G. M. Dursch, Dr. der Philosophie und Mitglied der asiat. Gesellschaft zu Paris. Berlin, 1828. 4.

Veröffentlicht in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, April 1829. No. 73—76, mit dem Zusatz: „Zweiter Artikel." Den ersten über diese Schrift hatte in demselben Monat der bekannte Dichter und Sprachkenner Friedrich Rückert geliefert. Hatte der erste sich die Aufgabe gesetzt, die auch von Humboldt werthgeschätzte Ausgabe und Bearbeitung jener indischen Dichtung an sich zu würdigen, so faßte der zweite einen einzelnen Gegenstand auf, den der Herausgeber in der Vorrede behandelt hatte. Dursch erklärte sich darin gegen H.'s oben berührten Vorschlag, die Sanskrit-Worte, wie die aller andern gebildeten Sprachen, getrennt zu schreiben. Darauf entgegnete Humboldt in diesem Aufsatze. Nachdem er an die Wichtigkeit, die die Sanskritsprache auch für die klassische Philologie bekommen, erinnert und damit bemerklich gemacht, daß die Frage, um die es sich handle, gar nicht so geringfügig sei, faßt er die Gründe für und wider noch einmal kurz zusammen. Er

selbst aber bleibt fest auf der früher ausgesprochenen Ansicht. Es sei ja die Bestimmung der Schrift, den Gedanken dem Verstand durch das Auge mitzutheilen; daher auch die Trennung der Worte in allen Sprachen. Die Sanskrit-Sprache aber enthalte nichts, was uns nöthige, von einem so wichtigen und allgemeinen Grundsatz abzugehen.

14. Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen. Abhandlung von Wilhelm v. Humboldt. Gelesen in der Akademie der Wissenschaften den 17. Dez. 1829. Berlin, 1830. gr. 4.

Dann in den Abhandlungen (der historisch-philologischen Klasse) der k. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1829. Berlin, 1832. S. 1—26.

15. Lettre à Mr. E. Jacquet sur les alphabets de la Polynésie asiatique.

Seinem wesentlichsten Theil nach mitgetheilt im Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832. p. 481—508; dann, vollständig und mit Zusätzen vermehrt, abgedruckt im Anhang des Werks: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues (besondrer Abdruck. Berlin, 1836), S. 492—511.

Das Schreiben ist von Tegel, d. 10. Dez. 1831, datirt. Es wurde durch einige Bemerkungen veranlaßt, die ein ausgezeichneter französischer Sprachforscher, Jacquet, neuerdings über die Alphabete der Philippinen im asiatischen Journal veröffentlicht hatte. Humboldt nun ergänzt und berichtigt dieselben aus dem reichen Vorrath seines Wissens und seiner Sammlungen; mit seiner Erlaubniß machte Jacquet die Zuschrift in demselben Journal bekannt. (Am Schluß des 11. Bandes des Nouveau Journal Asiatique (p. 574) theilte er zur Ergänzung noch eine Stelle aus einem später empfangenen Briefe unseres Humboldt mit).

Der französische Forscher begleitete die Mittheilung mit einem Vorbericht, (a. a. O. p. 481—84.) auf den wir schon einigemal hingewiesen. Es war eine öffentliche Huldigung, die das aufblühende Geschlecht französischer Sprachforscher darin dem großen deutschen Genossen darbrachte, womit aber auch die Absicht verbunden war, den Franzosen einen Ueberblick der linguistischen Leistungen des Mannes [4]) und seiner gegenwärtigen

4) Er nimmt hiebei namentlich auf die Forschungen Rücksicht, die, weil sie der Verfasser in Briefen an Pariser Gelehrte niedergelegt,

Studien und Bestrebungen zu verschaffen. Interessant ist es auch, Jacquet bei diesem Anlaß über Humboldt's französische Diction urtheilen zu hören. Es will was heißen, wenn der Franzose sagt: „On remarquera l'heureuse précision et l'élégance toujours soutenue du style dans une discussion qui semble à peine pouvoir le comporter; mais ces qualités n'étonneront aucune des personnes qui savent jusqu' à quel point M. G. de Humboldt réussit à soumettre la langue française à la direction de ses idées.“

16. Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Von Wilhelm v. Humboldt. Drei Bände. Berlin. Gedruckt in der kön. Akademie der Wissenschaften. 1836, 1838 und 1839. gr. 4. (Zugleich der Abhandlungen der kön. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, aus dem Jahre 1832, zweiter bis vierter Theil). Die Einleitung zu diesem Werke, welche den größeren Theil des ersten Bandes ausfüllt (S. I.—CCCCXXX.) erschien, in Verbindung mit einigen am Schluß des großen Werkes angehängten Abhandlungen, auch einzeln, unter dem Titel: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Berlin, in Commission bei Fr. Dümmler. 1836. gr. 4.

Da, wo ich den Gang der Sprachstudien unseres H. angedeutet, ist auch des Zeitpunktes gedacht worden, wo er den Blick auf die Inselgruppe Polynesiens wendete, und des Gesichtpunktes, der ihn zu gründlichem Studium der über diese Inseln verbreiteten Sprachen

---

auch dem französischen Publikum zugänglich geworden waren, und weist auf das Schreiben an Abel-Rémusat und das gegenwärtig veröffentlichte hin. Zwischen beiden aber wird eines dritten gedacht, von dem ich sonst keine Kunde erlangt habe, obschon es ohne Zweifel auch im Druck erschienen ist: „C'est aussi dans une ettre“, sagt Jacquet, „qu'il a déterminé les considérations qui doivent diriger dans la recherche des affinités philologiques.

bewog; es wurde ferner berichtet, wie dieses Studium am Ende ältere überwog, und daß H. ihm und der Zusammenstellung der gewonnenen sprachphilosophischen Ergebnisse die letzten Jahre seines Lebens allein widmete. Schon im J. 1827 hatte er den Plan gefaßt, sich in einer ausführlichen Arbeit über alle von Madagascar bis zur Osterinsel verbreiteten malayischen Sprachen und deren Zusammenhang zu verbreiten. Zu Anfang des folgenden Jahres trug er den ersten, aber nicht zum Druck bestimmten, Entwurf dieser Arbeit in der Akademie vor. (Ueber die Sprache der Südsee-Insulaner. Abhandlung, gelesen von W. v. Humboldt zur Feier des Geburtstages Friedrichs des Großen am 24. Jan. 1828.) Drei Jahre später berichtet die Geschichte der Akademie, Humboldt habe, ebenfalls am Jahrestage des großen Königs, eine Abhandlung „über die Kawi-Sprache auf der Insel Java" vorgetragen; also den Entwurf der später in diesem umfassenden Werk niedergelegten Forschung. Da H. beim Studium der malayischen Sprachen besonders den indischen Einfluß auf Polynesien im Auge hatte, so mußte er die Untersuchung namentlich bei der Epoche aufnehmen, wo dieser Einfluß am tiefsten und eingreifendsten wirkte. „Dieser Culminationspunkt ist offenbar die Blüthe der Kawi-Sprache, als der innigsten Verzweigung indischer und einheimischer Bildung auf der Insel, welche die frühesten und zahlreichsten indischen Ansiedelungen besaß." [5]) Die Kawi-Sprache ward so der Mittelpunkt weit ausgedehnter Forschung über die noch lebenden Sprachen aller malayischen Inseln — vornehmlich der Philippinen, der Insel Java, Sumatra's, Malacca's und Madagascar's. H. war aber dabei genöthigt, immer vorzugsweise auf das einheimische Element in dieser Sprachverbindung zu sehen, dies aber aus erweitertem Gesichtspunkte in seiner ganzen Stammverbindung zu betrachten und seine Entwicklung bis zu dem Punkte zu verfolgen, wo er seinen Charakter in der tagalischen Sprache in seiner größten und reinsten Entfaltung zu finden glaubte. [6])

Schon die Unzulänglichkeit der Hülfsmittel oder Schwierigkeit, sie zu erlangen, legte dem Forscher hier die größten Schwierigkeiten in Weg. Doch wurde Humboldt noch immer eine Unterstützung zu Theil, wie sie ein anderer Continentalbewohner so leicht nicht erlangen wird. Vor allen interessirte sich die asiatische Gesellschaft von Großbrittanien

5) Ueber die Kawi-Sprache, I. p. XVI.
6) Ebendas., p. XVI.

auf's lebhafteste für das Unternehmen [7]) Ueber die Gelehrten des Auslands, die es durch Mittheilungen thatkräftig unterstützten, hat Alexander v. Humboldt im Vorwort zum nachgelassenen großen Sprachwerk des Bruders einen sehr dankenswerthen Ueberblick gegeben. Den ersten Rang unter denen, die solche Unterstützungen darboten, verdient John Crawfurd, der Verfasser einer History of the Indian Archipelago und der Embassy to the Court of Ava, welcher aus dem großen Schatze seiner Sammlung von Schriften in malayischen Sprachen die wichtigsten Hülfsmittel für das Javanische, wie auch eine Abschrift des Heldengedichts Brata Yuddha, aus dem Humboldt das System der Kawi-Sprache darstellte, zu freiestem Gebrauche überließ — Mittheilungen, ohne die es unmöglich gewesen wäre, sich des Javanischen und des Kawi in ihren Eigenthümlichkeiten ganz zu bemeistern. Außerdem unterstützten ihn für das Javanische Baron van der Capellen, ehemaliger General-Gouverneur von holländisch Indien, Graf von Minto, von welchem H. einen Abguß der großen, durch Raffles berühmt gewordenen javanischen Inschrift erhielt, der sprachkundige Roorda von Eysinga und Gericke zu Batavia; für das Malayische der belehrende Briefwechsel mit Sir Alexander Johnston, Dr. William Marsden und dem Pariser Gelehrten E. Jacquet; für das Madecassische und die Sprachen der Südsee-Inseln Freeman, Missionar zu Tananarivo auf Madagascar, Prof. Meyen in Berlin, Dr. Meinicke zu Prenzlow, Lesson in Paris und der als Dichter wohl bekannte Adalbert von Chamisso. Chamisso sah es nach Humboldt's Tode auch für seinen Beruf an, eine Lücke, die dieser offen gelassen, nach Kräften zu ergänzen, indem er die Sprachforschung, die jener von Indien aus über Java bis auf die Inseln der Südsee ausgedehnt hatte, an dem letzten Glied dieser Kette aufnahm, und in hohem Alter mit verjüngtem Eifer sich auf die Sprache der Sandwich-Inseln, welche er selbst früher besucht hatte, und namentlich auf das Hawaiische warf, über welches er 1837 eine eigene Schrift der Berliner Akademie vortrug und in demselben Jahre

---

7) „Les secours ne pouvaient manquer au savant philologue: des faits nombreux ont été apportés à sa critique, et la Société asiatique de la Grande-Bretagne s'est empressée de mettre à sa disposition tous les documens que lui fournissent des rapports presque officiels avec les stations maritimes anglaises dans les différentes parties de la Polynésie.“ Jacquet, a. a. O.

noch veröffentlichte. [8]) — Mit diesen Namen jedoch ist die Reihe der Männer, deren Theilnahme H. förderte, lange nicht erschöpft. Wir müßten, sagt der obengenannte Vorredner, fast den ganzen Kreis der wissenschaftlichen Verbindungen durchlaufen, die H. auf seinen Reisen in Deutschland, Frankreich, Italien und Spanien angeknüpft hatte, wenn wir die einzelnen Personen nennen sollten, die ihm sowohl in den allgemeinen Untersuchungen über Sprache, als bei Gründung jener großen linguistischen Sammlung nützlich waren, ohne welche die Ausarbeitung dieses Werkes nicht möglich gewesen wäre. Wir werden der geistreichen und sprachgelehrten Männer, mit denen der Verewigte durch Briefe in litterarischem Verkehre stand, und denen er so viele seiner allgemeinen Ansichten, wie sie sich ihm allmählig darboten, zur Prüfung vorlegte, ohnedies an anderem Orte noch gedenken. Hier nennen wir nur Einen noch, der durch Bande lang bewährter Freundschaft und gegenseitiger Achtung mit H. verbunden war und in allem, was die Philosophie der Sprachkunde oder den Organismus der Sanskritsprache insbesondere betrifft, sein vertrautester Rathgeber blieb — nämlich Bopp, den noch lebenden Meister allgemeiner und vergleichender Sprachkunde, der als Professor zu Berlin in seiner unmittelbaren Nähe wirkte. Bopp widmete natürlich diesem Hauptwerk des Genossen die kräftigste Theilnahme; auch empfing er von H. jeden vollendeten Bogen des ersten Buches, mit Aufforderung zu strenger Kritik.

Im J. 1832 war H. soweit in seiner Arbeit vorgeschritten, daß er schon an die Herausgabe derselben denken konnte. „Mon ouvrage sur la langue Kawi m'occupe toujours,“ schrieb er an Jacquet; „j'ai tâcherai d'y rendre comte sommairement de la structure grammaticale de toutes les langues de la race malaye qui nous sont connues; mais il ne pourra paraître qu'au commencement de l'année prochaine.“ [9]) So früh jedoch, als Humboldt damals glaubte, konnte das Werk nicht erscheinen. Länger als zwei Jahre, und während das erste Buch schon gedruckt wurde, widmete er dem Ganzen noch den angestrengtesten Fleiß; es trafen noch immer Bereicherungen und

---

8) Vergl. A. v. Chamisso's Werke, 2. Aufl. (5. u. 6. Bd. Leipzig 1842: Leben und Briefwechsel von A. v. Chamisso, her. v. J. E. Hitzig), B. VI. S. 275. 304.

9) Mitgetheilt von Jacquet im Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832. p. 574.

Nachträge ein, die zum Theil nur an späteren Orten einverleibt werden konnten; selbst der Einleitung, die schon ganz fertig dalag, waren noch manche Zusätze vorbehalten, die in belebten Gesprächen kurz vor seinem Tode angedeutet, aber nicht niedergeschrieben wurden. Denn klaren Geistes, trotz zunehmender Körperschwäche, war er thätig bis in die letzten Wochen seines Daseins; Geist und Gemüth nur wenig Stunden gönnend, um in andern Regionen auszuruhen, und oft Tage lang für niemand zugängig, als dem engsten Kreise des Hauses, blieb er in der Stille seines Tegeler Aufenthalts auf jene Inselwelt gebannt, bis der Tod ihn abrief.

Zum Glück war, als er starb, das Werk so weit gediehen, daß es in einer in sich abgeschlossenen Gestalt ans Licht treten konnte, wenn es auch gewiß in einzelnen Theilen von der eignen Hand des Verfassers noch manche Umwandlung und größere Vollendung erfahren haben würde. Schon bei seinen Lebzeiten hatte die königliche Akademie der Wissenschaften die Herausgabe des Werks unternommen, in der Absicht, mit diesem kostbaren Anhang den Jahrgang 1832 ihrer Abhandlungen zu zieren. Doch nur der Druck des ganzen ersten Buches ist vom Verfasser selbst besorgt worden; die Fürsorge für den Rest ließ er der Akademie, der er so rege Theilnahme gewidmet, als ein theures Vermächtniß zurück. Die genaueste Durchsicht der Handschrift und sorgfältigste Ueberwachung des Druckes, somit die Herausgabe des Werkes in seiner gegenwärtigen Gestalt, wurde, der Bestimmung des Verewigten gemäß, dem Fleiße und der wissenschaftlichen Bildung des jungen Gelehrten übertragen, den wir schon früher in nächster Berührung mit Humboldt gefunden haben, des Dr. Buschmann (Custos bei der königl. Bibliothek), der viele Jahre lang einem ehrenvollen Vertrauen durch die treueste Anhänglichkeit entsprochen hatte und durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und seinen Eifer für die Sprachen des südöstlichen Asiens besonders geeignet war, diese Hülfe darzubieten.

Unter solcher Fürsorge, und eingeleitet durch ein schönes Vorwort Alexanders von Humboldt, erschien das Werk in drei mächtigen Quartbänden, der erste im J. 1836, der zweite 1838, der dritte 1839. Zugleich wurde 1836 die philosophische Einleitung, welche gut die Hälfte des ersten Bandes einnimmt, ihres allgemeineren, auch für ein größeres Publikum geeigneten Inhaltes wegen, besonders ausgegeben.

Das Werk besteht nun aus drei Büchern und jener Einleitung. Das erste Buch handelt über die Verbindungen zwischen Indien und

Java und enthält eine große Anzahl Untersuchungen über Ursprung, Geschichte, Sprache, Religion, heilige Bücher, Bau- und Bildwerke, Inschriften, Sitten und Zustände der Javaner und über den Einfluß indischer Bildung auf diese, namentlich in Bezug auf den Buddhismus. Das zweite stellt den grammatischen Bau der Kawi-Sprache, aus dem in Raffle's Geschichte von Java abgedruckten Theile des Heldengedichts Brata Yuddha entwickelt, in fortwährender Vergleichung mit allen übrigen bekannten malayischen und Südsee-Sprachen dar. Im dritten Buche wird der grammatische Charakter jedes dieser Idiome einzeln bestimmt, besonders der des Madecassischen, Tagalischen, Tongischen, Tahitischen und Neuseeländischen, schließlich auch der der Sprachen der Austral-Neger. Angehängt sind am Schlusse des Ganzen noch einzelne sprachliche Abhandlungen Humboldt's von früherem Datum, auf welche dieser in obigen Untersuchungen sich öfters bezog. Wir haben ihrer schon an früherer Stelle gedacht. Die 430 Seiten lange Einleitung endlich betrachtet die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts: hier hat der Verfasser die Grundzüge seiner Ansichten über die Sprache zusammengefaßt und die höchsten Resultate dieser Forschungen entwickelt.

Auf diesem Werke nun ruht vornehmlich der Ruhm Humboldt's als Sprachforscher. Wenn er in den Untersuchungen über das Kawi gleichsam ein Musterbild spezieller und vergleichender Sprachkunde aufstellt, giebt er in der Einleitung die Grundzüge einer tiefer gefaßten Philosophie der Sprache. Läßt er schon auf jenem Einzelgebiete seinen Forschergeist nach Art und Umfang glänzend leuchten, so erscheint dieser in der Einleitung in seiner höchsten Gestalt: es ist der volle Abdruck seines intellektuellen Genius. Wie wir endlich die Eigenschaften, welche das Werk über die Kawi-Sprache auszeichnen, da am besten zusammenfassen können, wo wir über H. als Sprachforscher im Allgemeinen sprechen, so werden wir dem übersichtlichen Abschnitt über den Sprachphilosophen diese einleitende Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues ganz eigentlich zu Grund legen müssen und werden sie dort auch, nach Gehalt und Form, am besten charakterisiren.

Nicht minder bedeutend ist dieses Werk in seinen Fortwirkungen. Abgesehen von dem bildenden Einfluß, den eine so musterhafte Forschung, wie die Humboldt'sche über die Kawi-Sprache, auf sprachliche und geschichtliche Forschungen überhaupt ausüben muß, wollen wir nur

ganz besonderer Fortwirkungen hier gedenken. An dieses Kawi-Werk haben zwei namhafte deutsche Forscher weitere Untersuchungen angelehnt. Franz Bopp führte in einem eigenen Werk über malayische Sprachen den Kreis dieser Untersuchungen weiter, geradezu erklärend, daß er sich an Humboldt schließe.[10]) Dann hat Meinicke, einer unsrer ersten Geographen und mit Humboldt schon bei dessen Lebzeiten in Berührung,[11]) auf dem von dem großen Sprachforscher urbar gemachten Boden ein höchst bedeutendes geo- und ethnographisches Werk über den Südsee-Archipelagus aufgebaut. Größer aber noch ist der Einfluß, den die Einleitung des Kawi-Werkes auf alles, was Sprachkunde heißt, jetzt schon ausübt und gewiß mehr und mehr ausüben wird. In und auf dieser Einleitung ruht alles, was der Deutsche mit Stolz seine Sprachphilosophie nennen kann und auf ihm wird ohne Zweifel ruhen, was wir noch künftig in diesem Gebiete, wie auch in Philosophie der Geschichte leisten dürften.

Am Schluß dieses Abschnitts haben wir noch einige Arbeiten Humboldt's zu nennen, die nicht gedruckt worden sind. Mit Uebergehung derjenigen, die schon beiläufig genannt wurden und die nur Entwürfe später ausgearbeiteter Schriften (siehe oben S. 510) waren, weiß ich noch folgende namhaft zu machen:

1. Die Abhandlung: Ob und wie äußert sich am Verbum einer Sprache seine synthetische Kraft, die Funktion, vermöge welcher es Verbum ist?

Diese Frage versuchte Humboldt in Absicht der uns grammatisch bekannten amerikanischen Sprachen in einer eignen, in einer der Klassensitzungen der Berliner Akademie gelesenen Abhandlung zu beantworten. Er gedenkt derselben noch in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLXVIII.

2. Ueber die Verwandtschaft des griechischen Plusquamperfektum, der reduplicirenden

10) Vergl. auch Bopp's Selbstanzeige seines Werkes in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, März 1842, in welchem Journal derselbe Gelehrte früher auch eine gewichtvolle Würdigung des nachgelassenen großen Humboldt'schen Werks gegeben hatte, auf die wir hier beiläufig hinweisen.

11) Siehe oben S. 511.

Aoriste und der attischen Perfekta mit einer sanskritischen Tempusbildung.

Diese Abhandlung las H. im J. 1828, während seines Aufenthalts zu Paris, im französischen Institut vor, das auch ihn unter seine Mitglieder zählte. Er erwähnt derselben ebenfalls in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. *CLXIX.*

3. Ueber die verschiedenen Formen des Präteritums der Causalverba im Sanskrit.

Ausführliche Abhandlung, die fast zu derselben Zeit, wie die vorige, bearbeitet worden sein mag. H. ging darin alle Wurzeln dieser Sprache, nach Anleitung der zu solchen Arbeiten vortrefflichen Forsterschen Grammatik, durch und suchte die verschiedenen Bildungen auf ihre Gründe zurückzuführen. Die Arbeit blieb ungedruckt, weil es ihm schien, daß eine so spezielle Ausführung sehr selten vorkommender Formen nur sehr wenige Leser interessiren könnte. Doch gab er in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. *CLXXII—IV.*, einen Auszug daraus.

4. Ueber die Verschiedenheit der Sprachen und Völker.

Dieser noch ungedruckten Arbeit gedenkt Alexander v. Humboldt im ersten Theile seines Cosmos oder Entwurfs einer physischen Weltbeschreibung (Stuttg. und Tüb. 1845), woselbst er auch eine Stelle daraus mittheilt (S. 381–382). Alle Verehrer des Verewigten werden wünschen, daß die ganze Arbeit in der Fortsetzung der Ausgabe von W. v. H.'s gesammelten Werken recht bald mitgetheilt werden möge.

Haben wir im Obigen einen Ueberblick der einzelnen Arbeiten unseres Humboldt im Gebiete der Sprachkunde erhalten, so wäre für uns noch übrig, so viel zur Charakteristik des Forschers und Denkers, der in diesen Schriften sich darstellt, im Allgemeinen zu sagen, als unseres Berufes sein kann. Denn Vermessenheit wäre es, wollte ich auch nur versuchen, mehr als den äußeren Umriß der hier von dem Verewigten durchlaufenen Bahn zu zeichnen und ihm in das

unermessene Reich der Sprache zu folgen. Es würde dies auch die Gränzen einer Arbeit übersteigen, die sich — und ich glaube, mit Fug und Recht — zum Zweck gesetzt hatte, Humboldt, unbeschadet seiner Größe in dieser Einen Richtung, in einem allgemeineren und vielfältigeren Sinne aufzufassen. Möge nun ein Mann vom Fach uns mit einer speciellen Schilderung des Sprachforschers beschenken und dadurch diesen ersten und allgemeinen Versuch auf erfreuliche Weise ergänzen.

Humboldt's Leben fiel in die Zeit, wo die Sprachforschung im höhern Sinne erst begann, sich aber auch rasch zu der Höhe entwickelte, auf der wir sie gegenwärtig finden. Der Antheil, den er an diesem Aufschwung nehmen sollte, war gleich hervorragend, der Richtung wie der Art nach, und zwar in solchem Grade, daß unter seinen deutschen Landsleuten hier nur ein Name von gleicher Bedeutung zu nennen ist, der Name Jacob Grimm's.

Sprechen wir von der Richtung, durch welche Humboldt solche Bedeutung in der neueren Sprachforschung gewann, so müssen wir sie doppelt ins Auge fassen: nach ihrem Umfang, und nach dem höchsten Ziele, das sie erstrebte. Bekanntlich nahm die neuere Sprachforschung nicht blos einen Weg, um sich auf diese wissenschaftliche Höhe zu heben, sondern sie schlug fast gleichzeitig sehr verschiedene Richtungen ein. H. aber nahm an den meisten dieser Richtungen Theil; in einer dieser Richtungen dann suchte die Sprachforschung den höchsten Punkt ihrer Aufgabe zu erreichen, und gerade diese war es, die vorzugsweise Humboldt angab. Es lassen sich nämlich im Allgemeinen vier Hauptrichtungen unterscheiden, welche die Sprachforschung genommen, seit sie über die Gränzen der blos classischen Philologie und einer gleich beschränkten Kunde des vaterländischen Idioms hinaustrat. Sie entwickelte sich, und

zwar rasch nach einander, als vergleichende, historische, philosophische und rationelle.

Die vergleichende Sprachforschung nahm ihren wahren Anfang erst, als das Sanskrit den Gesichtskreis erweiterte. Franz Bopp ist es, den wir als den Repräsentanten derselben ansehen können. Nächst ihm sind vorzüglich A. W. v. Schlegel und Humboldt zu nennen. Der Letztere namentlich hat Großes und in mancher Beziehung vorzüglich Musterhaftes auch in dieser Richtung geleistet. Von dem Umfange seiner Sprachenkenntniß ist früher berichtet worden; wir sahen auch, mit welchem Eifer er das Sanskrit erfaßte, sobald er dessen Wichtigkeit erkannt hatte.[1] So ward er auf diesem Gebiet einer der größten Forscher und um so mehr ein Vorbild, als er mit seinem Wissen und seinem Scharfsinn wahre Methodik und edle Form verband. Darum steht auch sein Werk über die Kawi-Sprache als mustergültig da.

Kaum hatte nach den Kriegsjahren die vergleichende Sprachkunde diesen Aufschwung genommen, als auch die zweite Richtung, die historisch-nationale, sich erhob: im J. 1819 erschien der erste Theil der deutschen Grammatik von Jacob Grimm und damit der Anfang eines Werkes, wie keine Nation sich eines ähnlichen rühmen kann. Hielt sich die Forschung hier auch auf einem begränzteren Gebiete, so stellte sie sich dennoch dem Höchsten zur Seite, was die Sprachforschung erstreben kann, denn sie erfüllte diese engere Aufgabe vollständig und dient einem großen patriotischen Zweck. Grimm wurde der Vater der deutschen

---

1) Er sah das Sanskrit bald als unentbehrliches Hülfsmittel auch für den Philologen im engern Sinne an und empfahl ihm dieses Studium dringend, wenn er auch es in die Schule nicht aufgenommen wissen wollte. (Siehe Humboldt's Rec. von Dursch's Ghatakarparam. Berlin. Jahrb. April 1828).

Grammatik, ohne sich um Philosophie der Sprache viel zu kümmern. Wie er als solcher den Antipoden zu Humboldt's Bestrebungen darstellt, der fast den Erdkreis umfassen und die Natur der Sprache ergründen wollte, dabei aber die Eigenthümlichkeit des ihm so theuren vaterländischen Idioms, seine Mundarten, und seine Geschichte nur selten berührt, [2]) so stehen sie beide als die höchsten Gipfel bisheriger Sprachforschung und zwar nicht unter ihren Landsleuten allein da; denn „zwei Sprachforscher, wie J. Grimm und W. v. Humboldt hat kein Volk der Erde weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart aufzuzeigen." Auch begegnete jeder von ihnen dem Andern mit der Scheu des Mächtigen, der sich im eigenen Reiche sicher weiß, ohne nach dem des Andern zu fragen; betritt er es aber einmal, auch nicht vergißt, dem Beherrscher in den Ausdrücken wahrhafter Verehrung zu huldigen. [3])

Die philosophische Richtung folgte aber der historischen auch auf dem Fuße nach. In den ersten zwanzig Jahren schon trat Humboldt mit einzelnen in dieses Gebiet einschlagenden akademischen Abhandlungen auf, [4]) denen im J. 1836 das größere Werk über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues folgte, durch das die Philosophie der Sprache ihr tieferes Fundament erhielt. Nach dem höchsten Ziele also, das die Sprachforschung sich setzen kann, wurde Humboldt der Führer; hier liegt sein eigenthümliches Verdienst als Sprachforscher, worauf wir nachher zurückkommen.

---

2) Siehe z. B. in Schlegel's indischer Bibliothek, B. II. H. 2. S. 74—75 und im Werk über die Kawi-Sprache, I. 51.

3) Siehe oben S. 506 dieser Erinnerungen. Humboldt rühmt dagegen in der Einleitung zur Kawi-Sprache (S. *CCCVXXI*) „die glücklich sinnvolle Sprache, die Grimm eigen sei."

4) Siehe im vorigen Abschnitt Nr. 2. 3. 6. 10.

Neben diesen gibt es noch eine vierte Richtung, in der die Sprachforschung sich erhob. Sie steht mit einigen vorher erwähnten in engerer Verbindung; wir können sie sogar, je nachdem sie mit der einen oder andern näher verknüpft ist, mit verschiedenen Namen bezeichnen. Nimmt sie von der vergleichenden Sprachforschung ihren Ausgang, nennen wir sie allgemeine Sprachkunde; geht sie aber von der gründlicheren Erforschung einer oder weniger Sprachen aus, heißt man sie rationelle Sprachforschung. In beiden Fällen dient sie zur Entwicklung der allgemeinen Grammatik. Auf dem letzteren Wege brach sie als classische Philologie jeder andern Sprachforschung die Bahn. Dem Boden, den die alten, namentlich lateinischen Grammatiker zuerst urbar gemacht und ältere Philologen, wie Franciskus Sanktius (Minerva seu de causis linguae latinae commentarius. Amstelodami, 1587), mehr geebnet hatten, erstanden Forscher von der Tüchtigkeit eines Gottfried Hermann, eines Ph. Buttmann, zu einer Zeit, wo die andern Richtungen der Sprachforschung sich kaum zu entwickeln begonnen hatten. Als aber dies geschah, begann auch gleich die Entwicklung der deutschen Grammatik, nicht blos mittelst historischer Forschung, sondern auch durch rationelle. Wir nennen hier nur einige Begründer der neuen vaterländischen Grammatik, vor allen den scharfsinnigen C. F. Becker, dessen Sprachlehre sofort an die allgemeinen Ideen unseres Humboldt knüpfte, ferner den mit jenem eng verbundenen Forscher unserer Syntax, S. H. A. Herling, dann den neuerdings mit größerer Selbstständigkeit vorgeschrittenen M. W. Götzinger. Glückte es diesen Männern noch nicht, ein allgemein befriedigendes System unsrer Grammatik aufzustellen, so liegt der Grund davon theils in der noch nicht beendeten Gährung, in welche die Sprachforschung überhaupt gerathen, theils und namentlich in dem Schwanken, in

welchem die allgemeine Sprachkunde und Grammatik sich zur Zeit noch befindet. Denn auf dem von Bopp, Grimm und Humboldt gelegten Grund sind zwar tüchtige Bearbeiter der allgemeinen Sprachlehre aufgetreten, Männer, wie Wocher, Rapp u. s. w.; allein statt dadurch eine Niedersetzung zu erreichen, hat die Schwankung auf diesem Gebiete eher zugenommen, sei es, daß man in sonst sehr ergiebigen Arbeiten der Hypothese noch zu viel Raum ließ, oder daß, wie neuerdings behauptet wurde, es überhaupt noch an dem Medium gebricht, welches den Uebergang von philosophischen Ansichten zur allgemeinen Grammatik fruchtbar vermittle. Doch wird auch dieses Bindungsglied mehr und mehr vortreten, nachdem für philosophische, wie für positive und vergleichende Sprachforschung ein solcher Grund gelegt worden.

Schon jetzt aber ist im Gebiet der Sprache ein unermeßliches Reich erobert von europäischer und vorzüglich deutscher Gelehrsamkeit; an dieser Eroberung aber hat Humboldt mächtigen Antheil genommen. Manche sehen ihn geradezu für den Begründer auch der vergleichenden Sprachforschung an, und gewiß half er sie begründen und ist in Methodik und Form auch hier das classische Vorbild; nicht wenig wirkte er dabei für die allgemeine und rationelle Sprachkunde; einzig und allein aber steht er als Schöpfer der Philosophie der Sprache da. So ragt seine Richtung unter denen der andern Sprachforscher hervor; gleich sehr aber zeichnet sich die Art seiner Forschung aus, der man ansieht, daß hier ein höherer Geist sich mit dem Fachgelehrten einte. Vielleicht noch nie war in einem Kopfe eine solche Fülle des gelehrtesten Detailwissens mit solchem philosophischen Tief- und Scharfsinn vereinigt. „Wilhelm von Humboldt,“ sagt Böckh in der zu dessen Ehren in der Akademie gehaltenen Rede, „war unter seinen Zeitgenossen der-

jenige, welcher die meisten Sprachen grammatisch studirt hatte; und das Gefüge einer jeden ergründete er so, als wäre sie der einzige Gegenstand seiner Forschungen gewesen, widmete jeder die Aufmerksamkeit, welche ehemals nur Sprachen zu Theil wurde, auf welche der Glanz einer vollendeten Litteratur sich herabsenkt. Er war zugleich der, welcher den Zusammenhang aller Sprachformen und ihren Einfluß auf die geistige Bildung der Menschheit am sinnigsten und lichtvollsten bestimmte. Das hinterlassene [damals noch nicht erschienene] Werk wird der Mitwelt und Nachwelt zeigen, wie nach einem langen, der Erkenntniß geweihten Leben ein mächtiger Geist die zerstreuten Quellen des Wissens zusammenleiten, aus ihnen neue und durchgreifende Ansichten schöpfen, und den verschiedenartigen Bau mannigfacher Zungen den ewigen Gesetzen der Intelligenz beherrschend unterwerfen kann."

Es stechen jedoch an diesem allgemeinen Charakter Humboldt's als Sprachforscher einzelne Eigenschaften ganz besonders hervor. Ich will nur einige davon namhaft machen, solche, die auch der des Faches Unkundigere nicht verkennt. Zu bewundern ist an H. als Sprachforscher

1. die Gründlichkeit, die mit so viel Geist sich paart und die auch bei so großer Mannigfaltigkeit des Wissens Stand hält. Humboldt hielt es nicht unter seiner Würde, auch das Geringste mit strengster Sorgfalt zu behandeln. Was ist auch in der Wissenschaft, das man Kleinigkeit nennen könnte? „Nur durch den Gesichtspunkt aufs Ganze, nicht aber durch flüchtiges Vorübergehn vor dem scheinbar Geringfügigen, unterscheidet sich die geistvolle Behandlung von der pedantischen." [5]

---

5) Humboldt's eigene Worte; siehe oben I. 217.

2. Die Größe des Blickes und der Behandlung, die über allem waltet, was er zu Tage fördert, die das Kleine erhebt und selbst das scheinbar Niedrige adelt. Was H. je berührt, erhielt einen neuen Werth und bewies, wie richtig Schillers Ausspruch gewesen, „daß es ein gewöhnliches Vorurtheil sei, den Werth des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, mit dem er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet."

3. Das Gepräge der Wahrhaftigkeit, die Einfachheit und Lauterkeit, die ihm eigen ist und seine Darstellung der unseres Lessing so ähnlich macht, als es bei der Verschiedenheit der Gegenstände, die sie behandeln, und ihres schriftstellerischen Charakters nur denkbar ist; denn Humboldt's Sinn ist ein rein intellektueller, während Lessings Art immer noch dem Polemischen sich nähert und an den Dramatiker mahnt, darum aber auch um so viel hinreißender und belebter ist. — Mit dieser Wahrheitsliebe hängt bei Humboldt noch ein andrer Vorzug zusammen-

4. die Eigenschaft, die er an dem Engländer Marsden rühmte, [6]) selbst aber in hohem Grade besaß: die nämlich jede Behauptung auf die behutsamste Weise zu begränzen. Darin ist er in seinen Forschungen wahrhaft bewundernswürdig. Dasselbe meinte auch Hegel, als er Humboldt's besonnene Zurückhaltung bei Darstellung fremder Ansichten und Philosopheme rühmte, und wie er festhalte an dem strikten Sinne des Andern und nichts andres und nicht mehr gebe, als der Urheber wollte. So verfuhr H. in jeder Art von Forschung. Mit dem Talent, die Dinge von den verschiedensten Seiten anzusehen, verknüpfte sich der Wahrheit suchende Sinn und prüfte ebenso sorgfältig die eignen Behauptungen, wie Meinungen Anderer. Ohne

6) Ueber die Kawi-Sprache, I. 45.

irgend eine Voraussetzung fängt er eine Untersuchung an, verfolgt sie mit einer Kälte und Uneingenommenheit, die uns glauben läßt, der Ausgang sei ihm gleichgültig, und wenn er endlich ein Ergebniß mittheilt, das jeder Andere für unumstößlich halten würde, erhebt er selbst noch Zweifel und begränzt die vorsichtigste Behauptung. Es liegt ihm gar nicht an der Entscheidung, sondern nur daran, zu wissen, wie weit eine Sache entschieden ist, oder wo sie anfängt, dunkel und zweifelhaft zu werden.

5. Die lichtvolle Durchschauung des Gegenstandes und formelle Vollendung, welche H.'s Darstellung das Gepräge des Schönen aufdrückt. Wie weit er es darin gebracht, werden wir nachher aus Anlaß der philosophischen Einleitung zum Werk über die Kawi-Sprache noch hervorheben. Zu der formellen Vollendung gehörte nothwendig

6. die methodische Strenge, die in H.'s Arbeiten herrscht. An jeder Sache reizte ihn das Methodische zugleich und er ging ihm mit Vorliebe nach. Ein Phänomen, wie die Sprachen der Völker, bot hiezu vorzügliche Gelegenheit, und er wußte sie zu fassen. So schreibt er einmal — den 13. Dez. 1828 — kurz nach seiner Rückkehr aus Paris an den dort lebenden deutschen Linguisten Julius Klaproth: „Ich bin seit meiner Rückkunft ein wenig auch wissenschaftlich beschäftigt. Ich verfolge den Weg, an einer Reihe Grammatiken die Methodik zu zeigen, wie diese in den Sprachen zu Stande gekommen ist. Es giebt, im grammatischen Begriffe, allgemeine Methoden, von denen aber nicht gerade nur Eine jede Sprache bildet. In mehreren Sprachen sind mehrere gemischt, und dies ist es, so wie das Verhältniß der Mischung, worauf man sehen muß." [7]) Denselben Sinn

---

7) **Der Brief befindet sich in Dorow's Facsimiles, H. III. —**

für Methodik zeigen seine eigenen Darstellungen, die dadurch wahrhaft musterhaft geworden. Er spricht sich auch über die Principien, die er befolgt, bei so vielen Gelegenheiten aus, daß man aus solchen Stellen leicht ein Lehrbuch wissenschaftlicher Methodik und Dialektik zusammenstellen könnte.

8. *Die Bescheidenheit, mit der er von seiner Fähigkeit und seinen Leistungen spricht, und die Bereitwilligkeit, fremdes Wirken anzuerkennen und zu rühmen.* Wie ergreift es, wenn ein Mann, wie H., seine Schrift über die Urbewohner Spaniens und deren Ermittlung durch die vaskische Sprache, an den ehemaligen Lehrer seiner Kinder, an Riemer, sendet und diesen, besonders in Betreff des etymologischen Theils der Untersuchung, um sein Urtheil bittet und dabei hinzufügt: „Es kommen auch einige in das Gebiet des Griechischen und Lateinischen einschlagende Etymologien vor. Ich bin aber mit diesen sparsam gewesen, und habe auch das Wenige, was ich gesagt habe, nicht ohne Besorgniß gesagt. Es gehört, um darin sicher zu gehen, ein großes Uebersehen aller vorhandenen Formen dazu, und ich fühle täglich, wie schwer es ist, wenn man hat den größten Theil seines Lebens anderen Geschäften widmen müssen, nicht jeden Augenblick auf sehr schlimme Lücken zu stoßen. Ich muß daher sowohl diesen Theil, als das Ganze Ihrer Nachsicht dringend empfehlen.“ [8]) Man würde versucht, an der Aufrichtigkeit solcher Sprache zu zweifeln, wenn nicht H.'s Wesen von dieser

---

Besonders wichtig für die Darlegung der Principien, von deren, H.'s Ansicht zufolge, der Sprachforscher geleitet werden soll, ist dessen früher schon aufgeführte Abhandlung: „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung.“ (1820).

8) In dem Briefe vom 25. Juni 1821. Mitgetheilt in den *Briefen von und an Göthe*, her. von *Riemer*. Leipzig, 1846. S. 243—45.

Bescheidenheit ganz erfüllt und es nicht bekannt wäre, daß je ausgedehnter das Wissen eines Menschen, desto größer auch die Kenntniß der Lücken ist, die bei aller Gelehrsamkeit ihm bleiben.

Noch seltener jedoch ist mit solcher Bescheidenheit auch die willige Anerkennung des von Andern Geleisteten verbunden. Bei H. treffen wir sie stets; er ist keine jener Naturen, die sich überheben, sobald sie in den Arbeiten eines Genossen Fehler und Lücken entdecken, die eine Lust empfinden, sich an Anderer Schwächen zu reiben. Wo er kann, rühmt er das Verdienst und lieber schweigt er, wo er nicht loben kann. Mit welcher Bereitwilligkeit erkennt er an, was Vorgänger, was Gleichstrebende und Jüngere geleistet! Wie weit entfernt ist er davon, die Verdienste seiner Vorgänger, eines Schlözer [9]), Adelung [10]), Vater [11]), eines Friedrich Schlegel [12]) herabzusetzen; wie gern erkennt er das Große an mitstrebenden Genossen, an Wolf [13]) und Böckh [14]), an A. W. Schlegel [15]) und Bopp [16]) an Grimm [17]) und Niebuhr [18]), um nicht tiefer Stehende, wie Klaproth [19]) rc. zu nennen; welch freudigen

---

9) Ges. W., II. 146.

10) Im Mithridates, fortges. von Vater. 4 Th. Berlin 1817. S. 279. H. rühmt Adelungs Tüchtigkeit auch aus Anlaß des Vaskischen; er selbst „habe nur das Glück, aus bessern Quellen zu schöpfen."

11) Ges. W., II. 78.

12) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 164.

13) Siehe oben II. 426—7.

14) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 229.

15) Siehe oben I. 439. Vergl. außerdem Ges. W. I. 34—35. Ueber die Kawi-Sprache, I. 42.

16) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 152, wo er Bopp's Sanskrit-Grammatik schlechtweg ein classisches Werk nennt. Vergl. auch ebendas. S. 163.

17) Siehe oben II. 51.

18) Ges. W. II. 126.

19) Einleitung z. Kawi-Sprache, S. 401. 412. 427—8. Ueber

Antheil widmet er endlich den Leistungen einer auf seinen Vorgang mit emporgestiegenen Generation! Man lese die Stellen, wo er über Friedrich Windischmann [20]), Pott [21]), Ewald [22]), Lepsius [23]), Bernhardy [24]), Diefenbach [25]), Buschmann [26]) spricht. Mit gleicher Dankbarkeit gedenkt er ausgezeichneter Forscher des Auslands, der Arbeiten eines Hervas [27]), eines Abel-Rémusat [28]), Champollion [29]), Burnouf [30]), Millin [31]), eines Colebrooke [32]), Haugthon [33]), Marsden [34]) u. s. w.

Wirklich großen und wahrhaft verehrten Männern wird es aber auch am leichtesten, Andere gelten zu lassen, doppelt einem Humboldt. Er war, als er noch lebte, schon der Gegenstand einer so unbestrittenen Verehrung, wie sie wenigen Gelehrten zu Theil wird. Stand er doch schon damals gleichsam als Schutzpatron aller höhern Forschung da! Braucht es dafür Zeugniß, wo die Urtheile solcher Häupter der Wissenschaft, wie Wolf, wie A. W. Schlegel [35]), wie

---

die Kawi-Sprache, I. 290. Siehe außerdem die anerkennenden Worte über Klaproth's asiatisch-ethnographische Forschungen, in dem Briefe an denselben bei Dorow (Facsimiles, H. III.)

20) Ueber die Kawi-Sprache, I. 89.

21) Einleitung z. Kawi, S. 93.

22) Ebendas. S. 105.

23) Ebendas. S. 161. 325—26. 351.

24) Ebendas. S. 245.

25) Ebendas. S. 304.

26) Ebendas. S. 176.

27) Ebendas. S. 281.

28) Ebendas. S. 340, 391. Ueber die Kawi-Sprache, I. 96. 273.

29) Ges. W., IV. 202—3. 321.

30) Einleitung z. Kawi, S. 377. Ges. W. I. 67.

31) Ges. W., III. 304.

32) Ebendas. I. 27. 184.

33) Einleitung z. Kawi, S. 273.

34) Ueber die Kawi-Sprache, I. 45.

35) Indische Bibl. B. I. H. 4, (1823) S. 433—5. B. II. H. 2. (1826) S. 218—19.

Grimm und Bopp uns vorliegen. Schon im Jahre 1827 bezeichnete C. F. Becker H. als einen unsrer scharfsinnigsten Sprachforscher [36]) und widmete ihm ein für die Ausbildung der deutschen Grammatik Epoche machendes Werk. Diese Verehrung war auch ächt; denn sie erlosch mit seinem Tode nicht. Welch herrliche Todtenrede hielt ihm Böckh in der Akademie der Wissenschaften [37])! Und gilt sein Name nicht in der jetzt so hoch gestiegenen Sprachforschung der Deutschen überall wie der eines Fürsten der Wissenschaft [38])? Nicht geringere Huldigungen haben ihm die ersten Männer des Auslands dargebracht; selbst unter den auf ihre Leistungen oft so eiteln Franzosen erhob im J. 1832 schon ein Sprachforscher wie Jacquet seine Stimme und erklärte laut: [39]) „Aucun savant ne réunit à un degré plus éminent la richesse de matériaux, l'étendue d'érudition, la force de critique et la supériorité d'esprit qui peuvent seules donner à des recherches de cette nature la continuité et la direction qui les font parvenir à des résultats philosophiques d'une utilité générale.“

Der Fall, daß Jemand wegwerfend über Humboldt's linguistische Arbeiten urtheilte, steht so vereinzelt da, daß wir schon um deswillen seiner gedenken müssen. Ein solches Urtheil fällte nämlich Prof. J. N. Madvig, ein Däne,

---

36) Organismus der Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik. (Auch: Deutsche Sprachlehre, B. I.) Frankfurt a. M. 1827. S. 133. 301.

37) Siehe schon oben II, 521.

38) Man greife nach einem Werk jüngerer Sprachforschung, nach welchem man wolle, etwa nach M. Wocher's trefflicher allg. Phonologie (Stuttgart und Tübingen, 1841) und man wird Humboldt immer als höchstes Vorbild betrachtet finden. Vergl. z. B. Wocher, S. 99. 104. 352. 388.

39) A. a. O., im Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832. p. 481.

in einem schon 1835 in der kön. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen gelesenen und im folgenden Jahre dem 5. Theil der historischen und philosophischen Abhandlungen dieser Gesellschaft einverleibten Vortrage. Er spricht darin wegwerfend über die Arbeiten deutscher Gelehrten zur Philosophie der Sprache und zur philosophischen Grammatik im Allgemeinen, aber auch über Humboldt insbesondre, mit jener absprechenden Art, in welcher dieser Gelehrte auch sonst sich hervorgethan. Auch ein andrer Däne, Frederik Lange, drückte in einer 1836 veröffentlichten Monographie, Abneigung gegen unsre philosophischen Grammatiker, gegen Humboldt sowohl, als gegen Becker u. A. aus und erklärte, die Grammatik erwarte zu ihrer Emancipation noch immer „sospitatorem suum atque artificem“ [40]). Es sollte uns nicht wundern, wenn die Dänen zuletzt selbst in der Wissenschaft ihren deutschen Stammverwandten es zuvorthun zu können glaubten! Humboldt für seine Person war gewiß weit entfernt zu wähnen, die Wissenschaft werde auf einem so schwierigen Gebiet nach ihm nicht noch viel zu ergänzen und zu berichtigen wissen, und er würde der erste gewesen sein, der der Behauptung, die neuerdings in Deutschland selbst aufgestellt wurde [41]): daß es nämlich noch an dem vermittelnden Glied zwischen den Untersuchungen über das Wesen der Sprache und den Sätzen der philosophischen Grammatik fehle, Recht hätte widerfahren lassen. Denn

---

40) Vergl. Conrad Michelsen, historische Uebersicht des Studiums der lateinischen Grammatik seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, nebst einer Einleitung über das allgemeine Wesen der Sprache. Hamburg, 1837. S. 92, 93, 96, 97—101. Ich selbst habe jene dänischen Schriften nicht in Händen gehabt.

41) Namentlich in der Schrift: Die rationelle Sprachforschung. Auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte geprüft und psychologisch begründet von H. Diestel. Königsberg, 1845. S. 12. 13—14. Der Verf. legt jedoch dabei die größte Verehrung für das, was H. wirklich geleistet, zu Tage.

etwas anderes ist es, das Wesen der Sprache zu ergründen, ein anderes, das System der allgemeinen Grammatik aufzustellen, und wie viel H. auch für letztere, zumal in der Lehre von den grammatischen Kategorien, vorgearbeitet haben mag, sein Beruf ging dahin nicht, sondern bestimmte ihn, der Gründer der Philosophie der Sprache, d. h. der Kenntniß ihres Wesens und ihres Zusammenhangs mit der innersten Natur des Menschengeistes, zu werden. —

Es lag in H.'s Eigenthümlichkeit der Trieb, Alles, was er ergriff, mit cosmopolitischem Sinn zu erfassen, zugleich aber in das Element des Gedankens emporzuheben. Recht den Boden bekundend, dem er erstammte, und von dem er nur in der Politik zu Gunsten unsrer Nationalentwicklung abging, hielt er, als Forscher, den cosmopolitischen Sinn, den das vorige Jahrhundert dem jetzigen vermachte, fest und andern Richtungen gegenüber aufrecht, auch in dem Gebiet der Sprache. Wie sein großer Freund Schiller, faßte er in dem, was er ergründete, nicht sowohl das Uebersinnliche, auch nicht das Nächste und Nationale, sondern das allgemein Menschliche auf. Ebenso in der Sprache. Es gefiel ihm nicht, sich, wie Grimm, nur in die Tiefe des vaterländischen Idioms zu tauchen, sondern er setzte seinem Wissensdrang erst an den Enden der alten und der neuen Welt Gränzen, und widmete selbst den Sprachen amerikanischer Wilden und der Barbaren Neuseelands die gleiche Aufmerksamkeit, wie dem herrlichen Sprachorganismus der Hellenen; im Besitz aber dieser Mannigfaltigkeit von Beobachtungen, folgte er dem Trieb, der Natur dieser Erscheinungen auf den Grund zu gehen und das Wesen der Sprache zu erforschen. Damit griff er zugleich in eine Frage ein, die das vorige Jahrhundert schon bewegte und für die er sich schon in früher Jugend lebhaft interessirte — in die Frage über die Art des Zusammenhanges der Geister- und

Körperwelt oder der geistigen und sinnlichen Natur des Menschen. Denn bald entdeckte sich ihm, daß in der Sprache des Menschen eine Einheit dieser Faktoren gegeben sei, und zwar in so ideeller und so faßbarer Form zugleich, daß es möglich sein müsse, hier sicherer und tiefer in den Zusammenhang beider Welten, also in die Natur des Menschen einzudringen, als sonst wo. Von diesem Moment an erhielt die Sprachforschung, für die die Natur ihn schon so ausgerüstet hatte, den höchsten Reiz für ihn. Wir wissen, wie schon in den neunziger Jahren es sein Augenmerk war, die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzusuchen, einen bestimmten Charakter irgend einer Sprache zu schildern [42]), bis er endlich in die dunklen Verhältnisse der Natur der Sprache überhaupt fortschritt. Da konnte ihm denn nicht entgehen, daß hier der Grund erst zu erobern sei, auf dem sich bauen lasse. Denn fast nichts war hier vorgearbeitet, was brauchbar erschienen wäre. Wann hätten die Sprachforscher früherer Zeit den speculativen Sinn gehabt, der hier nöthig ist, oder wann war die ältere Philosophie, selbst wenn sie dieses Gebiet berührte, im Stand, es nur annähernd zu ergründen? In den Jugendtagen H.'s faßten Männer, wie Hamann, wie Herder, schon ganz die Wichtigkeit des Gegenstandes, sie warfen auch manchen Geistesblitz auf sein Gebiet; auf den unsichern Pfaden ihrer Forschung, die fast nur Ahnung und Divination blieb, war doch nicht viel auszurichten. Bald machte zwar die rationelle Grammatik schon bedeutende Fortschritte; es standen Männer auf, die wirklich auf die Philosophie der Sprache hinsteuerten, z. B. Silvestre de Sacy, Vater

---

42) Siehe oben I. 253.

u. A.; doch wurde damit nur der Boden geebnet, auf dem eine wahrhaft philosophische Forschung fußen konnte. In diesem Betreff fühlte sich H. besonders seinem Landsmann A. Fr. Bernhardi (geb. 1768, † 1820) zu Dank verpflichtet, und er verfehlte nicht, dessen Leistung bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit auch öffentlich zu preisen. [43]) Doch im Wesentlichen konnte er auch dadurch nicht gefördert sein; das mußte er selbst thun. Mehrere Jahrzehende verfolgte er das weite Reich der Sprache und nur allmälig schritt er dazu, die ihm gewordenen allgemeinen Ergebnisse zu sammeln. Unausgesetzt prüfte, klärte und berichtigte er [44]) die gewonnenen, zum Theil in einzelnen Abhandlungen [45]) schon mitgetheilten Ideen, bis es ihm gelang, sie in der Einleitung zum Kawi-Werk so umfassend, als ihm nur möglich, zu entwickeln. Diese Einleitung ist auf dem Gebiet der Sprachkunde ein Epoche machendes Werk. „Was Hamann" — so äußert ein Neuerer, [46]) dessen Ansicht in solchen Dingen wenig von Schulweisheit getrübt ist —

---

43) Er that dies bei Anlaß des Aufsatzes, der in den J. 1823 und 24 in A. W. v. Schlegel's indischer Bibliothek gedruckt erschien, durch folgende Note (B. II. H. 1. S. 83): „Ich pflege da, wo es auf Begriffe der allgemeinen Grammatik ankommt, Bernhardi's Anfangsgründen der Sprachwissenschaft zu folgen. Denn es hat mir, nach langem und in sehr verschiedenen Zeiten wieder vorgenommenem Studium, immer geschienen, daß dieser, den Wissenschaften zu früh entrissene Mann in seinen verschiedenen Schriften, vorzüglich aber in der eben genannten [Berlin, 1805] das richtigste, durchdachteste und mit den tiefsten unter den alten Grammatikern am meisten zusammenstimmende System allgemeiner Grammatik aufgestellt hat, dessen sich nicht blos Deutschland, sondern auch das Ausland rühmen kann."

44) Vergl. auch Diestel a. a. O. S. 15—16, 75—76.

45) Namentlich in den Abhandlungen: „Ueber das vergleichende Sprachstudium" (1820), „Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung" (1822) und „Lettre à Abel-Rémusat." (1827), die früher schon angeführt worden. —

46) K. Rosenkranz, in seiner „Geschichte der Kant'schen Philosophie." Leipzig, 1840. S. 411.

„was Hamann als spekulativer Visionair ahnte; was Herder mit nur etymologischer Spielerei der Vernunftkritik entgegenstellte; was ein Ungenannter vom Kriticismus aus mit Bezug auf Silvestre de Sacy andeutete [47]); was Reinhold in seiner Synonymik und seiner letzten Entwicklung des Erkenntnißvermögens dunkel vorschwebte: Humboldt hat es in seinem unsterblichen Werk über die Kawisprache oder vielmehr in der Einleitung dazu, welche eine Philosophie der Sprache enthält, Berlin 1836 — geleistet.

Es thut mir leid, daß der Umfang meiner Arbeit es verbietet, hier eine genaue Darlegung des in diesem Werke eingeschlagenen Ganges einzuflechten. Um so dringender ist die Aufforderung, die ich an die Verehrer Wilhelm v. Humboldt's richte, selbst den Eingang zu suchen und der Schätze, die er dort niedergelegt, sich zu bemächtigen. Nie ist Jemand gründlicher in das Wesen der Sprache eingedrungen, als H.; nie hat Jemand mit solchem Tiefsinn jene Probleme berührt, welche die Grundanschauung der Sprache und ihrer Gesetze feststellen, die Fragen nach dem innern Organismus der Sprache, nach ihrem Verhältniß zu dem Gedanken, nach ihrer Entstehung und Entwicklung bei Völkern und bei Einzelnen, nach ihrem Zusammenhang mit der Produktivität eines Volkes, mit der Litteratur, endlich nach ihrem Werden, Reifen und Sinken, nach allen ihren mit der Lebens- und Schöpferkraft eines Volkes correspondirenden Schicksalen, mit einem Worte, nach dem Verhältniß der Sprachentwicklung zur Entwicklung der Totalität des menschlichen Geistes. Nachdem H. die wichtige, oben von uns schon erwähnte Entdeckung des zwiefachen Elements gemacht hatte, das den

---

47) Philosophische Principien einer allgemeinen Sprachlehre nach Kant und Sacy. Königsberg, 1805.

sprachlichen Erscheinungen durchweg zu Grunde liegt, des logischen und des sinnlichen Elements — war es ihm möglich, dieser Doppelseitigkeit in ihrem innersten Grund, in der Natur der menschlichen Einbildungskraft, nachzugehen und bis in die auffallendsten Erscheinungen einzelner Sprachen zu verfolgen. Von diesem Standpunkte erörtert er nun zuerst die Form der Sprachen, das Lautsystem und die innere Sprachform, dann die Verbindung beider, kommt hierauf auf die genauere Darlegung des Sprachverfahrens, auf Wortverwandtschaft und Wortform, auf Isolirung der Wörter, Flexion und Agglutination, auf die Worteinheit und die Bezeichnungsmittel derselben, auf das Einverleibungssystem der Sprachen, die Gliederung des Satzes, und auf die Congruenz der Lautformen der Sprachen mit den grammatischen Forderungen; ferner zergliedert er den Hauptunterschied der Sprachen nach der Reinheit ihres Bildungsprincips, erörtert den Charakter der Sprachen, Poesie und Prosa, die Kraft der Sprachen, sich glücklich aus einander zu entwickeln wobei ihm die Töchtersprachen des Lateinischen als Beleg dienen; endlich unterscheidet er die Sprachen von gesetzmäßiger Form — namentlich die indo-germanischen, das Griechische und Sanskrit voran — von solchen, welche von der rein gesetzmäßigen Form abgehen; bespricht die Beschaffenheit und den Ursprung des minder vollkommenen Sprachbaues und giebt Beispiele desselben an den semitischen Sprachen, am Delavare, an der chinesischen und barmanischen Sprache. So führt uns dieses Werk wie durch ein Pandämonium des Geistes, der Sprache, der Geschichte, aus dem fast alle Wissenschaften, die mit der Natur oder den Fähigkeiten des Menschen zu thun haben, Nahrung holen können. Das Werk berührt fast alle Theile der Philosophie, namentlich die Anthropologie, die Philosophie der Geschichte, die Aesthetik. Der Aesthetiker zumal findet hier reiche Ausbeute:

von den gewichtigsten Auseinandersetzungen über Poesie und Prosa, Styl und Beredsamkeit bis zu einzelnen Bemerkungen, z. B. über Göthe's Werther, welche Fülle von Gehalt und Urtheil entwickelt sich da vor unserm Geiste [48])! Wie viel Herrliches findet der Philolog im engern Sinne, über den Genius des Alterthums, über die griechische und römische Sprache, deren Entwicklung und Untergang, über einzelne Vorbilder in ihrer Dichtung und Prosa. Dem Sprachforscher im weitern Sinne endlich liefert diese Einleitung — abgesehen von ihrem philosophischen Theil und den Bereicherungen der rationellen Sprachkunde und allgemeinen Grammatik — die gewichtvollsten Darlegungen über ganze Classen von Sprachen und über einzelne Sprachen insbesondre, doppelt wichtig, weil zugleich auf Sprachen Rücksicht genommen ist, die, wie die malayischen, schon weit vom Sanskrit abstehn, oder, wie die amerikanischen, einer ganz andern Sprachsphäre angehören.

Uns interessirt hier vorzüglich noch die Bedeutung welche dieses Werk für die Philosophie der Geschichte anspricht. Wir haben die Verwandtschaft, in der die Philosophie der Sprache mit der der Geschichte steht, früher berührt und dabei bemerkt, daß in letzterer die Ideenwelt, in der H. sich bewegte, ihren Mittelpunkt hat, ferne wie wichtig dieser Theil der Philosophie für die künftige Entwicklung nicht allein der Geschichtschreibung, sondern auch der praktischen Philosophie und aller mit ihr zusammenhängenden Disciplinen werden müsse. Schon in der Abhandlung „über den

---

48) So hat schon Rötscher, in seinem Werke: „Die Kunst der dramatischen Darstellung. In ihrem organischen Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt“ (Berlin, 1841) den Abschnitt: „die Bildung des Tones“ und die Lehre von der Aussprache, von der Artikulation, vom Accent“ u. s. w. auf die in Humboldt's Einleitung enthaltenen Sätze gestützt. (Vergl. daselbst S. 120. 121. 123. 133. 135. 135. 137 und 172.)

Beruf des Geschichtschreibers" (1821) hatte H. diesen Gegenstand gestreift, seitdem aber die dahin gehenden Ideen an der Hand ausgedehnter Sprachforschungen so reifen lassen, daß er die Resultate seines Nachdenkens schon brieflich gegen Göthe (6. Januar 1832) vorlegen konnte. [49]) Ausführlicher entwickelte er sie in einigen dieses sprachphilosophische Werk einleitenden Capiteln. Nachdem er zuerst eine allgemeine Betrachtung des menschlichen Entwicklungsganges vorausgeschickt, schildert er die Einwirkung außerordentlicher Geisteskraft, scheidet die einzelnen Stufen der Vermenschlichung — Civilisation, Cultur, Bildung, endlich erörtert er das Zusammenwirken der Individuen und Nationen. Dieser letzte Abschnitt ist uns besonders wichtig; denn er bietet die reifsten Früchte einer Weltbetrachtung, welche festhält an dem Rechte des Individuums ohne die Ueberschwenglichkeit jugendlicher Theorie. [50]) Den Kern dieses Capitels suche ich in den Worten, die ihrer Bedeutung wegen hier folgen:

„Die Wirksamkeit des Einzelnen ist immer eine abgebrochene, aber, dem Anschein nach, und bis auf einen gewissen Punkt auch in Wahrheit, eine sich mit der des ganzen Geschlechts in derselben Richtung bewegende, da sie, als bedingt und wieder bedingend, in ungetrenntem Zusammenhange mit der vergangenen und nachfolgenden Zeit steht. In andrer Rücksicht aber, und ihrem tiefer durchschauten Wesen nach, ist die Richtung des Einzelnen gegen die des ganzen Geschlechts doch eine divergirende, so daß das Gewebe der Weltgeschichte, insofern sie den inneren Menschen betrifft, aus diesen beiden, einander durchkreuzenden, aber zugleich sich eng verkettenden Richtungen besteht. Die Divergenz ist unmittelbar daran sichtbar, daß die Schicksale des Geschlechts, unabhängig von dem Hinschwinden der Generationen, ungetrennt fortgehen, wechselnd, aber, soviel wir es übersehen können, doch im Ganzen in steigender Vollkommenheit, der Einzelne dagegen nicht blos, und oft unerwartet mitten in seinem

49) Siehe oben II. 470—471.

50) Siehe oben I. 161—200.

bedeutendsten Wirken, von allem Antheil an jenen Schicksalen ausscheidet, sondern auch darum, seinem inneren Bewußtsein, seinen Ahndungen und Ueberzeugungen nach, doch nicht am Ende seiner Laufbahn zu stehen glaubt. Er sieht also diese als von dem Gange jener Schicksale abgesondert an, und es entsteht in ihm, auch schon im Leben, ein Gegensatz der Selbstbildung und derjenigen Weltgestaltung, mit der jeder in seinem Kreise in die Wirklichkeit eingreift. Daß dieser Gegensatz weder der Entwicklung des Geschlechts, noch der individuellen Bildung verderblich werde, verbürgt die Einrichtung der menschlichen Natur. Die Selbstbildung kann nur an der Weltgestaltung fortgehen, und über sein Leben hinaus knüpfen den Menschen Bedürfnisse des Herzens und Bilder der Phantasie, Familienbande, Streben nach Ruhm, freudige Aussicht auf die Entwicklung gelegter Keime in folgenden Zeiten an die Schicksale, die er verläßt." 51)

Dies ist eine Seite der H.'schen Geschichtsanschauung. Würde die andere, die in dem Briefe an Göthe auch angedeutet war und die das Gegeneinanderwirken der menschlichen Kräfte und der Vorsehung in einem Plan und Freiheit ähnlich verknüpfenden Sinne darstellt, ebenso gründlich ausgeführt, dann hätten wir die Grundprincipien einer auf alle Zweige der praktischen Philosophie und alle Gebiete des Lebens gewiß wohlthätig wirkenden Geschichtsphilosophie. Zur Durchführung einer solchen hat H. wenigstens den Anstoß gegeben.

Ich habe obige Stelle aus der Einleitung zum Werk über die Kawi-Sprache auch deshalb ausgezogen, um dem Leser auch von der formellen Schönheit, die dasselbe auszeichnet, einen Begriff zu geben. Wir haben schon an H.'s frühesten Arbeiten auch das formelle Verdienst gewürdigt und namentlich die ästhetischen Versuche desselben (über Göthe's Hermann und Dorothea) auch in diesem Betracht hervorge-

---

51) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 40—41.

hoben. [52]) Viel glänzender jedoch hat H. sich als Stylist in seinen spätern Abhandlungen und namentlich in dieser herrlichen Einleitung zum Kawi erwiesen. Er trug den Lohn davon, so lange mit dem spröden Geist unserer Sprache gerungen und in so vielen rein wissenschaftlichen Arbeiten doch das vaterländische Idiom vorgezogen zu haben. Wohl wußte er, daß dies für eine gewisse Zeit der Verbreitung seiner Forschungen nachtheilig sein könne, aber er forderte ja von jedem Autor, daß er in seiner Muttersprache, oder in der des Landes schreibe, in dem er lebt, und er vertraute dabei dem Werth und der Zukunft der unsrigen. [53]) Nur wenn er direkt mit Ausländern, z. B. Franzosen, verkehrte, bediente er sich ihres Idioms. Auf diesem Wege ist es ihm denn gelungen, einer unsrer vollendetsten Prosaisten zu werden. Ich rede nicht von gewöhnlicher Correktheit. Hätte denn ein Mann, der über den Einfluß der grammatischen Formen auf die Ideenentwicklung geschrieben und dargethan hatte, daß die sprachlichen Gesetze dem Denken selbst nützen, die Strenge dieser Gesetze und die formale Genauigkeit, die sie von jeder Darstellung fordern, jemals für unnütze oder geistbeengende Fesseln halten können? Ich rede also nur von der Klarheit und Schönheit der Darstellung, von der Verständlichkeit und dem Wohlklang des Vortrags auch in den schwierigsten Untersuchungen. „Durchdrungen von dem Geiste des Alterthums und dem erhabenen Sinn seiner Darstellungskunst, ist die Prosa Wilhelm v. Humboldt's vielleicht die gediegenste und großartigste, zu der es die deutsche wissenschaftliche Diktion bisher hat bringen können, und die selbst auf dem trockenen Felde grammatischer Untersuchungen eine immer rege Geistesbewegung verbreitet; die Schreibart dieses

---

52) Siehe oben I. 460.

53) Ges. W. II. 4.

tiefsinnigen Forschers ist eben so würdevoll als natürlich und einfach, und weiß mit Leichtigkeit das Einzelnste in die höhere Verbindung mit dem Allgemeinen zu rücken.“ [54])

Nach Inhalt und Form also hat H. in seinen sprachlichen Untersuchungen das wissenschaftlich Bedeutendste geliefert, das wir ihm verdanken. In ein bisher dunkles Gebiet des Wissens hat er Licht getragen und da große Schwierigkeiten mit seltenem Scharfsinn überwunden. Auf dem Gebiete, das wir verlassen, kann Niemand ihn umgehen; die Sprachforschung der Neuern ruht auf den Namen Grimm, Bopp, Humboldt. Keiner aber von seinen Mitgenossen hat es so, wie er, verstanden, den Buchstaben mit dem Geist zu vermählen und Erscheinungen der Sprache in die Sphäre der Ideen zu heben.

So groß aber H. uns auf diesem Gebiete erscheint, dürfen wir doch nie vergessen, daß dieser Geist doch darin, wenigstens in dem positiven Theile der Sprachstudien, nie aufging, sondern bei all dieser anscheinenden Hingebung an das Spezielle, im Grund doch ein viel Höheres und Allgemeineres im Auge hatte. Mehr aus Pflichtgefühl, denn aus innerm Trieb, beendete er die einmal begonnene Untersuchung über die Kawi-Sprache, und er konnte, da er sich täglich im Inselmeer des fernen Ostens gefangen sah, selbst nicht umhin, seine Verwunderung über den Gegensatz seines Thuns und Wollens auszudrücken. [55])

„Der Zufall richtet blind die ersten Schritte,
Dann findet sich der Fuß in Pfades Mitte,
Wo End' und Anfang sich verhüllt dem Blicke;

Soll vorwärts er? soll schamvoll er zurücke?
So wird der Mensch zu Ziele hingetrieben,
Das anfangs unerstrebt ihm war geblieben.“

---

54) Th. Mundt, die Kunst der deutschen Prosa. Berlin 1837. S. 397.
55) Ges. W., II. 387.

C. Litterarischer Verkehr und Briefwechsel; Theilnahme an fremdem Wirken; Anerkennungen und Auszeichnungen, die ihm zu Theil werden.

Von den wichtigsten Verhältnissen, in denen H. während der letzten Jahre seines Lebens stand, haben wir im Früheren berichtet, so von dem Verhältniß zu Alexander, seinem Bruder, zu Göthe, zu Wolf. — Auch der hochstehenden oder politischen Persönlichkeiten, denen H. nahe kam oder deren Umgang er genoß, ist in obigen Umrissen schon gedacht worden, oder wir können ihrer hier, im Eingang, nur flüchtig noch gedenken. Der König besuchte ihn später wenigstens jährlich einmal in Tegel. Die Verbindung mit dem Kronprinzen (Friedrich Wilhelm IV) war nie unterbrochen worden; bei einem so gelehrten und kunstsinnigen Fürstensohn konnte ein solcher Mann sein Interesse nicht verlieren, wenn er auch im Einzelnen, im Politischen und Religiösen, andere Bahnen wandelte. Von den Prinzen des Hauses blieb auch Prinz Wilhelm (Bruder des Königs) unserem H. bis ans Ende zugethan. Wir wissen ferner, wie Carl August von Weimar und sein Haus ihn von langher zu den ihrigen rechneten, welche Gunst König Georg IV. von England dem ehemaligen Gesandten an seinem Hofe wahrte. Wir finden ihn ferner fortdauernd mit den ersten Staatsmännern, sowohl seines Vaterlandes, als des Auslands in Berührung. Er correspondirte mit dem Freiherrn von Stein, verkehrte, mehr oder minder innig, mit dem Generaladjutanten v. Witzleben, mit seinem ehemaligen Gegner, dem Grafen Bernstorf, mit dem Minister Rother, mit v. Stägemann und Nicolovius, mit Motz und Maaßen. Besonders freundlich stand er auch zu den österreichischen Staatsmännern.

Gentz [1]) galt ihm mehr als Jugendfreund, mit ihm führte er einen traulichen Briefwechsel; aber auch den Diplomaten des Kaiserstaats, einem Esterhazy, Apponyi u. A. möchte er gern einmal wieder begegnen.

Die geistig und litterarisch bedeutenden Personen, mit denen H. in diesen Jahren Umgang oder Briefwechsel pflog, hier vorzuführen, ist unmöglich. Die meisten kennen wir auch schon oder haben sie in dem biographischen Abschnitt dieses Zeitraums erst genannt, diejenigen zumal, die den akademischen oder künstlerischen Kreis der preußischen Hauptstadt zierten. Nur Weniges ist daher im Allgemeinen noch nachzutragen. Dr. Koreff, früher in Wien Arzt in Humboldt's Hause, lebte im Anfang dieser Epoche noch zu Berlin, vom Staatskanzler Fürsten Hardenberg mit dem höchsten Vertrauen beschenkt. Als diese Rolle ausgespielt war, verließ er Berlin, ging auf Reisen und siedelte sich später dauernd in Paris an. So lang er in Berlin war, sah man ihn oft im Humboldt'schen Hause. Diesem nicht minder nahe bekannt war und blieb Frau v. Varnhagen, die Berlin jetzt nicht mehr verließ. Zeitenweise war sie aber unserem Humboldt, auch dessen Gattin, sehr entfremdet, und sie stichelt deshalb, leicht erregt wie sie war, in einigen Briefen auf Personen, die Minister worden und die sie nicht mehr sehe. [2]) Desto wohlthuender ist die Wärme, mit der H. sich ihrer erinnerte, als sie abgeschieden war, und Varnhagen ihm die schöne Sammlung ihrer damals

---

1) Vier Briefe von Humboldt an Gentz (1827—28) stehen in der von mir herausgegebenen Sammlung: Schriften von Friedrich v. Gentz. Th. V. Mannheim 1840. S. 290—301.

2) Vergl. die angeführte Sammlung Schriften v. Gentz, Th. IV. (1840). S. 357. Rahel's Briefe, IV. 156 und diese Erinnerungen, II. 51—53.

nur für Freunde gedruckten Briefe übersendet hatte. [3]) — Ihr Gemahl Varnhagen von Ense stand mit H., namentlich in dessen letzten Lebensjahren, in regem Verkehr. Er suchte ihn öfters in Tegel auf; sie wechselten auch Briefe zwischen Stadt und Land, in denen H. große Anerkennung für Varnhagens Talent, aber auch einige Förmlichkeit an den Tag legt. Varnhagen seinerseits regte ihn, wie schon erzählt worden, zu Beurtheilung von Göthe's zweitem römischen Aufenthalt an; er sendete dem verehrten Manne, der, neben Göthe und F. A. Wolf, immer sein Leitstern gewesen, seine neuesten Arbeiten zu, und widmete ihm — da die beiden andern Koryphäen schon nicht mehr zu den Lebenden gehörten — eine Sammlung seiner kritischen Aufsätze unter dem Titel: „Zur Geschichtschreibung und Litteratur" (1833). Als H. ihm den Dank dafür ausdrückte, konnte er den Wunsch nicht bergen, der mit Geschichte und Litteratur der neuern Zeit so wohlvertraute Verfasser möchte den Gehalt dieses Buches weiter verfolgen und ein ausführliches Bild des Geistes der letzten dreißig Jahre etwa und der frühern zurück bis zu den Jahren, wo Göthe's Einfluß anfing herrschend zu werden, entwerfen. „Höchst merkwürdig," fügte er hinzu, „ist dieser Unterschied gewiß, und er knüpft sich sichtbar an die politischen Begebenheiten an. Niemand aber wäre so geeignet, ihn richtig aufzufassen, aus

---

3) Humboldt schrieb darauf von Tegel, 5. Sept. 1833, an Varnhagen: „Wie soll ich Ihnen für den Briefwechsel Ihrer verewigten Frau danken? Meine Tochter [Caroline], die gleich gerührt über dies Andenken von Ihrer Hand ist, liest mir das wundervolle Buch vor. Es erregt das Interesse, welches in den ewig beweglichen Regungen des Geistes und des Gefühls nach einer Entwicklung begierig macht, und dann empfindet man wieder zugleich, daß einen das Verlangen nicht verlassen wird, es beständig zur Hand zu haben. Eine Menge von Ideen, besonders in den abgerissenen Gedanken, bieten zu dem längsten Nachdenken Stoff. Vorzüglich merkwürdig ist das darin waltende Leben. Ich kenne kein Buch, in welchem so, wie in diesem, kein Buchstabe ein todter ist."

seinen wahren Quellen herzuleiten und in seinen feinsten Verzweigungen zu verfolgen, als Sie." [4]) — Von Zeit zu Zeit kehrte wohl auch der unermüdet regsame Buchhändler Baron v. Cotta zum Besuch in Berlin ein. „Cotta war in diesen Tagen hier," schreibt H. 13. Dez. 1828 an Klaproth nach Paris, „und hat viel mit uns über den Mithridates gesprochen." — Dagegen war ein alter Freund des Hauses, Gustav v. Brinckmann, diesen Kreisen für immer entrissen. Er lebte, seit der Katastrophe des Hauses Wasa, ein stilles Dasein in Stockholm und konnte nur in Briefen die Erinnerung an eine ihm werthe Zeit zurückrufen. Auch mit Humboldt correspondirte er dann und wann. „Wir sind," schreibt er schon 13. Sept. 1818 an Gentz, „diesen Winter in einen sehr gelehrten Briefwechsel über die griechische Metrik und die Juden gerathen." [5]) — Von dem Briefwechsel, den, auf Verlangen des preußischen Kronprinzen, H. mit dem kunstverständigen C. F. v. Rumohr eröffnete, ist schon die Rede gewesen: er betraf die Einrichtung des Berliner Museums. [6])

Jetzt treten wir zu dem Kreise der Linguisten und Alterthumsforscher, welche in diesen späteren Jahren mit H. in lebendigem Verkehre standen. Manche dieser Beziehungen sind in den vorigen Abschnitten schon erwähnt. In allen Welttheilen hatte er Correspondenten; [7]) in den meisten Gegenden Europa's hatte er persönlich Verbindungen angeknüpft. Von allen Seiten beeiferte man sich, ihm so-

---

4) Sechs Briefe unseres Humboldt an Varnhagen, geschrieben in den Jahren 1830—1833, finden sich in Dorow's Denkschriften zur Charakteristik der Welt und Litteratur, 3. B. Berlin, 1839. S. 4—12. Wir haben mehrere der köstlichsten Perlen daraus schon früher mitgetheilt.

5) Schriften von Fr. v. Gentz, Th. IV. S. 356.

6) Siehe oben II. 453.

7) Vergl. auch oben 511.

wohl bei seinen allgemeinen Untersuchungen, als bei Gründung seiner linguistischen Sammlung behülflich zu sein. Mit einer großen Zahl der geistreichsten und sprachgelehrtesten Männer stand er durch Briefe in litterarischem Verkehr; ihnen sind viele seiner allgemeinen Ansichten, wie sie allmählig in ihm auftauchten, zur Prüfung vorgelegt worden. A. v. Humboldt führt, in seiner Vorrede zum Kawi-Werk, eine Reihe solcher Männer auf; er nennt A. W. v. Schlegel, Gottfried Hermann, Gesenius, Thiersch, Lassen, P. v. Bohlen in Königsberg, Stenzler in Breslau, Pott in Halle, Lepsius in Rom, Rosen in London, Neumann in München, G. L. Kosegarten, den ägyptischen Reisenden G. Parthey, Friedrich Schulz, der im Orient den Tod fand, Julius Klaproth, die französischen Gelehrten Silvestre de Sacy, Champollion, Abel-Rémusat und Burnouf, Du Ponceau in Philadelphia, John Pickering in Salem. Auch der Pariser Gelehrte E. Jacquet dürfte in dieser Reihe nicht zu vergessen sein. [8])

Zwei Männer, die ihn nicht wenig in seinen Sprachstudien förderten, hatte H. glücklicher Weise in seiner Nähe: Franz Bopp und August Böckh. Von der Stellung, die der Erstere als Freund und Rathgeber H.'s einnahm,

---

8) Von dieser weitläufigen Correspondenz ist bis jetzt nichts ans Licht gekommen, als 1. ein einzelner Brief H.'s an Klaproth, (Berlin, 13. Dez. 1828) im 3. Heft von Dorow's Facsimiles; 2. ein Sendschreiben an Abel-Rémusat, 3. ein anderes an E. Jacquet; von diesen beiden wurde oben berichtet. Welche Schätze liegen daher noch verborgen, im In- und Ausland! Ich mache hier darauf aufmerksam, daß ein deutscher Gelehrter zu Paris — ein Mann etwa, wie Julius v. Mohl — sich ein Verdienst erwerben würde, wenn er über die Verbindung Humboldt's mit den französischen Gelehrten Genaueres berichten und aus den Briefen des Verewigten, die ihm gewiß an die Hand gegeben würden, das Geeignete mittheilen wollte. Möchte dieser Wunsch dem ausgezeichneten Landsmann, an den er gerichtet ist, doch nicht verborgen bleiben!

und dem Vertrauen, das dieser ihm schenkte, ist genug gesagt worden; wie sehr H. aber auch den Forschungen des Letztern über allgemeine Metrik und den vielartigen Einfluß hellenischer Stammverschiedenheit sich dankbar verpflichtet fühlte, hat er selbst in der Einleitung zum Kawi-Werk (S. 229) bekannt. — Sehr wesentliche Dienste leistete ferner der als Sprach- und Geschichtsforscher wohlbekannte Oberbibliothekar Wilken zu Berlin, der aus den ihm anvertrauten Schätzen mit zuvorkommender Güte darbot, was der Ausarbeitung eines großen Sprachwerks förderlich sein konnte. Wie H. es der Anstalt, die ihm so nützlich war, vergolten, haben wir später zu berichten. — Prof. Meyen und A. v. Chamisso — beide in Berlin — reichten aus ihren Sammlungen dar, was ihn dienen konnte. An dem schon oft erwähnten Dr. Eduard Buschmann endlich fand er den Gehülfen im engern Sinne, den er bedurfte.

Von solchen, mit denen H. seiner linguistischen Arbeiten wegen correspondirte, und die für einzelne Forschungen ihm behülflich waren, nenne ich nur: Roorda von Eysinga und Gericke zu Bataria, Sir Alexander Johnstohn, William Marsden, den Missionar Freeman auf Madagascar, Lesson in Paris, Dir. Meinicke zu Prenzlow, John Crawfurd, den Spanier Erro, den Etatsrath Schlözer zu Dorpat, die Herren Alaman und Castorena in Mexiko.

Einen eignen Kreis von Verbindungen bilden die Forscher des griechischen und römischen Alterthums, die Philologen im engern Sinne, für deren Arbeiten H. ein reges Interesse behielt. Die Namen Wolf, Hermann, Niebuhr, Böckh, Thiersch, Ilgen sind oft oder erst oben genannt worden. Wie viel Andere aber wären noch hinzuzusetzen, die näher oder entfernter seine Theilnahme anregten. Hier correspondirte er mit dem jungen N. Bach über die

Fragmente der griechischen Lyrik, [9]) dort mit Prof. C. E. Ch. Schneider in Breslau über die von diesem beabsichtigte Ausgabe des Platon, während ihm selbst Immanuel Bekker zu Berlin mit Nachweisungen aus Platon's Werken zur Hand ging. [10]) Besondern Antheil widmete er auch den lexikographischen Arbeiten eines Riemer und Franz Passow; er theilte den Verfassern seine Rathschläge mit; Riemern forderte er zum Studium des Sanskrit auf, [11]) und als er Passow im J. 1826 in Breslau besuchte, setzte er ihm sehr zu, sein griechisches Wörterbuch in die etymologische Form umzuwerfen, [12]) ein Rath, der für den nächsten Abdruck schon zu spät kam, aber auch später nicht angenommen wurde.

Damit haben wir jedoch schon ein anderes Thema berührt, die liebevolle und hingebende Theilnahme, die H. bis an sein Ende dem Wirken Einzelner, wie den wissenschaftlichen Unternehmungen ganzer Gesellschaften zuwendete. Wie eifrig nahm er an der Thätigkeit der Berliner Akademie Theil; wie viel Herrliches legte er in deren Abhandlungen nieder! Dem **Institut français**, das ihn zum Mitgliede erwählt hatte, dankte er durch einen Vortrag, den er bei seiner Anwesenheit zu Paris im J. 1828 in diesem Institute hielt. Sobald die Pariser asiatische Gesellschaft, die im J.

---

9) Siehe Jahn's Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, 1829. März. S. 313. — Der wackere Bach, dem später in Fulda seine Glaubensgenossen so viel zu schaffen machten, war bis 1828 Oberlehrer am Gymnasium zu Oppeln, wurde aber in diesem Jahre in gleicher Stellung nach Breslau befördert.

10) Siehe A. W. v. Schlegel's indische Bibliothek. B. II. H. 2. (1924), S. 77.

11) Zwei Briefe H's an Riemer, der erste vom 12. April 1806 aus Rom, der zweite vom 25. Juni 1821 aus Ottmachau — finden sich in den jüngst erschienenen Briefen von und an Göthe, her. v. Riemer. Leipzig. 1846. S. 239–245.

12) Siehe oben II. 429.

1822 zusammentrat, ihn zu ihrem Mitgliede berufen, nahm er an deren Wirken lebhaft Antheil und er beehrte das von derselben unternommene Journal Asiatique, wie das Nouveau Journal Asiatique (seit 1828) mit eigenen Beiträgen. — Auch in der Heimath förderte er jeden höheren Zweck. Um einseitigen Richtungen schon durch seinen Beitritt entgegen zu arbeiten, nahm er im J. 1826 die Einladung an, die Hegel, Varnhagen und Gans in Berlin an ihn richteten, als die neue Gesellschaft für wissenschaftliche Kritik von ihnen begründet wurde, [13]) und er lieferte später auch zu den Jahrbüchern, die sie herausgab, einige gewichtvolle Beiträge.

Nicht minder lebhaft nahm er an den Bestrebungen Einzelner Theil und griff thätig ein, so oft er konnte. Wir wollen hier nicht noch einmal der Theilnahme gedenken, die er den Schöpfungen eines Göthe, den Arbeiten eines Wolf und A. W. Schlegel widmete. Letztern selbst empfahl er einst dringend zur Anstellung in Bonn; [14]) auch förderte er später dessen indische Bibliothek durch Mitwirkung. An H. durfte sich jeder wenden, der einer wissenschaftlichen Hülfleistung bedurfte. Mit Freuden unterstützte er den wackern Adrian Balbi, als dieser seinen „Atlas ethnographique“ (1826) herausgab. Um dem Professor Schneider in Breslau den Zugang zu einer noch nicht benutzten Handschrift des Plato, die zu Raudnitz in Böhmen in der Bibliothek des Fürsten von Lobkowitz sich befand, zu erwirken, schrieb er eigens an Gentz nach Wien (31. Okt. 1827 und 1. März 1828) und forderte ihn auf, sich deshalb zu verwenden. Der Fürst kann ihm wohl die Handschrift

---

13) Siehe oben II. 431—33.

14) Vergl. auch Briefw. zwischen Göthe und Zelter, II. 438.

nach Breslau senden lassen, sagte er; habe ich selbst doch neulich sogar aus Spanien Bücher, die, ihrer Seltenheit wegen, Handschriften vollkommen gleichstehen, geliehen bekommen! Ein Mann wie H., verwendet sich in solchen Fällen auch nie ganz vergeblich. Wie vielen Andern mag er genützt haben, denen er, wie dem Sohne Zelter's, [15]) Empfehlungen auf Reisen nach Italien, Frankreich u. s. w. mitgab. Der so Empfohlne konnte gehen, wohin er wollte; er war guter Aufnahme gewiß. Auch sah H. bei solchen Leistungen gar nicht auf Stellung oder Berühmtheit, er faßte nur den Mann ins Auge. Der Jüngste, Unbekannteste durfte sich an ihn wenden, sobald er ein höheres Streben zu bewähren wußte.

Von seinem Sinn und Interesse für alles Geistige und Schöne, für das Neue wie das Alte, legte H. auch jetzt die unzweideutigsten Beweise ab. Wir haben gesehen, welche Aufmerksamkeit er der Erscheinung Hegel's widmete. Ueber das Neuere vergaß er aber das Alte nicht. Als einst die Rede darauf kam, Preußens Weisen und Lehrern ebenso, wie seinen Helden, in Berlin ein Denkmal zu setzen, äußerte er mündlich den Gedanken, daß dann mit Leibnitz der Anfang gemacht werden müsse. [16]) So sehr er ferner an den großen Erinnerungen der Göthe-Schiller'schen Zeit hielt, konnte er doch an den Fortschritten der neuesten Litteratur nicht theilnahmslos bleiben. Wie freudig ergriff er das Buch Rahel; auch gehörte er, wie uns gesagt wird, mit Göthe, zu denen, die von den Briefen eines Verstorbenen sogleich mächtig gefaßt wurden. So entging auch das ihm fernstehende Talent seiner Schätzung nicht.

---

15) Ebendas. V. 192.

16) Mitgetheilt von Varnhagen v. Ense in dessen „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften," V. 502-3.

Daß solch einem Manne gegen das Ende seines Lebens Anerkennungen in Menge zu Theil wurden, ist begreiflich. Humboldt galt als einer der ersten Männer unsrer Zeit, als ein Häuptling deutscher Wissenschaft, als einer der seltenen Geister, die eine große Litteraturepoche uns hinterlassen hatten. In Berlin selbst zählte er zu den ersten Koryphäen; um den Staat und die Wissenschaft zugleich hatte sich Niemand Verdienste erworben, wie er. Er war aber auch dort Gegenstand allgemeiner Verehrung.

Staatsmänner und Gelehrte beeiferten sich, sie ihm darzubringen. Männer, wie C. F. Becker, wie Varnhagen widmeten ihm Werke, zum Zeichen ihrer Dankbarkeit und Verehrung: Becker den ersten Band seiner deutschen Sprachlehre oder Organismus der Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik (Frankfurt, 1827), Varnhagen von Ense seine Sammlung kritischer Aufsätze „Zur Geschichtschreibung und Litteratur" (Hamburg, 1833). Der Verein der Kunstfreunde des preußischen Staats rief H. an seine Spitze (1825), nachdem die Berliner Akademie der Künste ihn schon 1820 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatte. Nicht minder wurde er von den gelehrten Gesellschaften des In- und Auslands anerkannt. [17]) Die königliche Akademie der Wissenschaften zu München ernannte ihn zu ihrem ordentlichen, die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt zum auswärtigen Mitgliede. Im J. 1825. wurde er von der Akademie oder dem französischen Institut zu Paris zum auswärtigen Mitgliede erkoren, und kurz darauf nahm ihn die Pariser asiatische Gesellschaft ebenfalls unter ihre auswärtigen Mitglieder auf. Die letztere, welche einen Silvestre de Sacy, später Abel-Rémusat als Präsidenten an

---

17) Siehe schon oben II. 128. 198.

ihrer Spitze hatte, pflegte alle Jahre ein Drittheil der Mitglieder ihres leitenden Conseils zu erneuen; schon im J. 1828 finden wir H. als ein Glied dieses Comité aufgeführt, und er ward seitdem regelmäßig nach seinem Ausscheiden wieder ernannt. — Eine andere Ehrenbezeugung wurde ihm in der Heimath zu Theil. Bei der 300jährigen Jubelfeier der Uebergabe der augsburgischen Confession überreichte ihm die Berliner Universität honoris causa das Diplom eines Doktors der Philosophie.

Auch von Seiten der Regierungen wurde seinen Verdiensten wiederholte Anerkennung zu Theil. Zu den Dekorationen, die er schon früher empfangen, [18]) erhielt er, noch vor 1819, das Großkreuz des Ordens vom niederländischen Löwen, wie des vom Großherzog Carl August von Sachsen-Weimar neugestifteten Falkenordens zur Wachsamkeit. Endlich erwähnten wir, daß er 1828 von Georg IV. das Großkreuz des hannöverischen Guelphen-Ordens und 1830 den höchsten Orden Preußens, den schwarzen Adler-Orden, erhielt, so daß bei seinem Ende, außer dem schwarzen Adler-Orden und dem eisernen Kreuze erster Classe, neun Großkreuze seine Brust bedeckten.

* * *

Erkrankung. Tod. Bestattung. Eindruck des Todesfalls. Verlassenschaft. Epilog.

Im dritten Jahrzehend dieses Jahrhunderts sollte Deutschland plötzlich eine Reihe der größten Geister, die es bis dahin besessen, vom Schauplatz abtreten sehen — darunter auch W. v. Humboldt. Doch sah er selbst viele der Genossen, einen Niebuhr und Stein (1831), einen Göthe, einen

---

18) Siehe oben II. 321.

Gentz (1832), einen Hegel und Schleiermacher im Tod vorausgehen; endlich folgte er im Jahre 1835.

Wir haben, im Umrisse seines Lebens, ihn zuletzt zu Tegel verlassen, wo er in tiefster Einsamkeit sein Sprachwerk vollendete und wie ein Weiser des Alterthums das Ende herannahen sah. [1]) Sein Geist blieb hell und klar, während die physche Kraft zusehends nachließ. Schon mehrere Jahre schrieb er des Zitterns wegen nicht mehr mit eigener Hand. Doch erst im Winter von 1834 auf 1835 fing die Schwäche an, bedenklich zuzunehmen. Sein heiteres Gemüth aber war so ruhig und heiter, wie jemals. Noch am 5. Februar des Jahres 1835 schrieb er an Nicolovius nach Berlin: „Ich bin kein Leidender, sondern führe vielmehr mit meinen Kindern und einsam zwischen Arbeiten und Träumen, in Erinnerungen der Vergangenheit und heiterm Denken an die Zukunft, ein stillglückliches Leben.“ [2])

Versammelt um ihn waren seine Töchter: Caroline, die älteste, die Generalin v. Hedemann mit ihrem Gemahl, der schon einige Jahre in der Nähe seines Schwiegervaters zubrachte, endlich Frau von Bülow, die mit ihren Kindern zum Besuch eingetroffen war. Humboldt's Bruder war in Berlin und jeden Augenblick bei der Hand. So von einem Kreise Liebender umringt und unausgesetzt bemüht, die letzte Hand an sein Kawi-Werk zu legen, genoß er noch die vollen Züge des Daseins.

Doch plötzlich trat die Katastrophe ein, die sein Ende herbeiführte. Da es mir geglückt ist, durch die Güte Alexanders von Humboldt eine ausführliche und umständliche Notiz über die letzten Lebenstage des Bruders und einen

---

1) Siehe oben II. 476–8.
2) Nach Dr. Alfred Nicolovius, Denkschrift auf G. H. Ludwig Nicolovius. Bonn, 1841. S. 318–19.

ärztlichen Bericht über den Verlauf der Krankheit zu erhalten, so will ich, statt einen kalten Auszug daraus zu geben, diese Zeugnisse, wenn sie auch nicht für die Oeffentlichkeit niedergeschrieben wurden, lieber selbst reden lassen. Ich gebe zuerst den ärztlichen Bericht, dann die Nachrichten aus den Papieren Alexander's. Zu dem ersten bemerke ich nur, daß zwei der ersten Aerzte Berlins, der talentvolle Professor Dieffenbach, für den W. v. H. eine große Achtung hatte, und der geh. Rath Rust gleichzeitig Hausärzte der Familie waren. Rust war zu Anfang der Krankheit Humboldt's selbst an Gicht leidend und konnte erst am 7. April Tegel besuchen.

Aerztlicher Bericht.

Die letzten Lebensjahre des großen Mannes erfüllten alle seine Verehrer mit banger Sorge über die allmählich zunehmende Körperschwäche. Bei ungestörter Geisteskraft, ließ sich ein stärkeres Gebücktsein des ganzen Rumpfes, ein etwas veränderter Gang mit leiserem Auftreten und kürzeren Schritten nicht verkennen. Eine gewisse Unsicherheit in den obern Gliedmaßen, welches in immer stärker werdendes Zittern überging und von leichten Schwingungen des Kopfes begleitet war, stellte sich dann allmählig ein und drückte deutlich die gestörte Herrschaft des kleinen Gehirns und Rückenmarks über die willkührlichen Muskeln aus. Alle körperlichen Funktionen, Appetit und Verdauung waren gut, und die wenigen Stunden Schlaf, welche sich der Seelige nur zu gönnen pflegte, erquickend.

Auf gewohnte Weise regelmäßig fortlebend, empfand die zarte Constitution sehr bald die Folgen einer Erkältung an der Grabstätte seiner verstorbenen Gemahlin, und der Schrecken über den Ausbruch des Scharlachfiebers in Tegel [3]) und die Furcht, auch die theuren

---

3) „Dieser Ausbruch des Scharlachfiebers beunruhigte meinen Bruder auch wegen der Anwesenheit der liebenswürdigen Kinder der Frau von Bülow. Auch mußte sein Sekretär Ferdinand Schulz, den das Scharlachfieber ergriff und der sein ganzes Vertrauen genoß, von ihm getrennt werden. Durch diesen erhielten wir nach Wilhelm's Tode die erste Nachricht von den Sonetten.“ Anmerkung Alexander's von Humboldt.

Enkel davon ergriffen zu sehen, warfen ihn auf das Krankenlager. Es stellte sich jetzt eine vermehrte Zunahme der erwähnten nervösen Erscheinungen, sehr starkes Zittern der Arme und Schwanken des Kopfes, verbunden mit allgemeiner fieberhafter Aufregung, ein. Das Gesicht war geröthet, die Augen glänzend und vorgetrieben, der Puls voll und sehr beschleunigt; dazu gesellte sich jetzt noch ein heftiger Schmerz im Hinterhaupt. Schlaf und Wachen wechselten meistens in kurzen Zwischenräumen mit einander, und der Schlummer war oft durch phantasiereiche Träume gestört. Beim Erwachen schwanden die Phantasien schnell wieder, und an ihre Stelle trat klares Bewußtsein, und mit gewohnter liebevoller Theilnahme wandte er sich zu seinen theuren Lieben.

Schon bald nach dem Eintritt jener fieberhaften Erscheinungen und dem zunehmenden Schmerz im Hinterhaupt wurde eine dem Kräftezustande des Patienten entsprechende gelinde antiphlogistische Behandlung eingeschlagen, eine kleine Blutentziehung vorgenommen, der Unterleib entleert, kalte Umschläge über den Kopf gemacht und ein Senfteig in den Nacken gelegt. Es trat darnach vorübergehende Besserung ein; bald aber war der Zustand, wie vor, derselbe, und besonders die Heftigkeit der Bewegung der Arme erschreckend.

Mehrmals stellten sich Anfälle augenblicklicher Abwesenheit mit den Erscheinungen eines beginnenden apoplektischen Anfalls ein, welche indessen bald vorübergingen. Immer quälender wurde indessen der Schmerz am Hinterhaupte und nur der wiederholten allgemeinen Blutentziehung, dem Ansetzen von Blutegeln, so wie dem Begießen des Kopfes mit kaltem Wasser im lauen Bade wich derselbe etwas. Allmählig sanken indessen die Kräfte immer mehr, und die phantasiereichen Träume beherrschten den Kranken immer stärker; erweckt aus denselben war das Bewußtsein indessen klar. Länger vermochte der Körper nicht zu wiederstehen, und das letzte Erlöschen des Lebens dieses großen Mannes war dem Erlöschen einer Fackel ähnlich.

Aus den Papieren Alexanders v. Humboldt.

Die allgemeine Nervenschwäche, die gebückte Haltung des Körpers und besonders das Zittern am ganzen Körper hatte schon während des Winters von 1834—35 sehr zugenommen, ohne daß dadurch das Befinden eigentlich gestört worden wäre. Erst seit Mitte Februars, besonders seit einer Erkältung, die H. sich auf einem Gang zum Monument, bei schlechtem Wetter, am 23. Februar, dem Geburtstag

seiner verstorbenen Gattin, zugezogen, stellten sich öfters katarrhalische Zustände ein, sowohl Schnupfen als Heiserkeit und Husten. Dies wiederholte sich besonders Mitte März, ohne daß er deshalb seine gewöhnliche Lebensweise irgend änderte. Am 27. März trat zum erstenmal ein Zustand ein, der einer Ohnmacht glich, aber auf den gewöhnlichen Gebrauch der kalten Begießungen — einer Art Sturzbäder — die er täglich brauchte, schnell vorüberging. Der Zufall wiederholte sich am zweitfolgenden Tage, kurz nachdem der Bruder ihn verlassen, der einige Stunden bei ihm zugebracht hatte. Zum dritten Male kam aber der Zufall stärker wieder, am 30. März, wo dem Kranken spät Abends durch Dieffenbach zur Ader gelassen wurde. Darauf erfolgte zwar gleich Besserung, aber nur auf wenige Stunden, und schon am 31. Morgens mußten Blutegel an die Stirne gesetzt werden. Der Kranke war aber immer bei vollem Bewußtsein,[4]) sprach mit größter Bestimmtheit und voller Ruhe von seinem nahen Tode und diktirte ein Codizill zu seinem Testamente. Er sprach besonders mit Hedemann viel über den Zustand des Menschen nach dem Tode und bezeichnete ihm und dem Bruder genau die Stelle, wo er begraben sein wolle. Am ersten April schien indessen große Besserung eingetreten zu sein; die Seinigen faßten wieder Hoffnung, die aber Tags darauf plötzlich sehr sank; denn in der Nacht nahm das Fieber wieder zu und mit ihm die quälende nervöse Unruhe, und zum erstenmal stellten sich Phantasien ein.[5]) Gegen Abend wurde er ruhiger und verfiel in leisen Schlaf. Bei seinem Erwachen versammelte er seine anwesenden Kinder, den Bruder und den Schwiegersohn um sein Lager; es war der Moment, wo er Abschied von ihnen nahm, jedem auf das liebevollste etwas besonders Bezugvolles sagend und ihren Schmerz beschwichtigend durch die ungetrübte Klarheit seines Geistes und die Heiterkeit seines Wesens. „Weinet nicht, gedenket meiner immer in Heiterkeit und nur so," sagte er wiederholt. „Ich habe viel

---

4) Er sagte oft seinem Bruder, „er wünsche das Bewußtsein bis zum Ende zu bewahren, um den Uebergang in einen andern Zustand mit Klarheit beobachten und fassen zu können."

5) Wir hörten ihn oft mit großer Deutlichkeit viele hundert griechische Verse aus der Iliade und den Chören der Tragiker hersagen. Wenn Alexander v. H. zutrat und abrieth, sich nicht so zu ermüden, so antwortete er: „Ich phantasire nicht, ich prüfe nur meinen Zustand; ich versuche, ob mein Gedächtniß noch dasselbe ist." (Welche Geistesstärke und Geistesruhe!)

Glückliches und Freudiges erlebt." Er ließ sich, wie schon öfters im Lauf dieses Tags, die Zeichnung seiner Gattin geben [6]) und sagte: „Wenn man sich gleich wieder sieht, so ist sie gewiß die Erste, die ich finde, und ich will sie von Euch grüßen." Während die Seinigen noch sein Lager umstanden, kam Dieffenbach und beruhigte sie wieder; er fand den Zustand um vieles besser als am Morgen und versicherte, daß kein Grund vorhanden sei, den Tod für so nahe zu halten. Der Kranke schien auch selbst wie erfreut über diese Worte und diesen Schein des Besserbefindens, er wiederholte aber in den folgenden Tagen öfters zum Bruder, zu Hedemann und seinem Sohne Hermann, „daß es doch zu Ende ginge;" gegen die Töchter aber vermied er jede weitere Aeußerung darüber. So blieb für diese jener Tag der des Abschieds, obgleich ihm noch einige Lebenstage folgten. — Es war so schön, wie er mit dem vollkommensten Bewußtsein des nahenden Todes und der völligsten ruhigsten Erwartung desselben doch — man könnte sagen — mit Freude nach jedem Mittel griff, das ihm das Leben erhalten konnte, wie er immer so unbeschreiblich freundlich bei allem Leide blieb, so dankbar für Alles, was man nur irgend für seine Pflege thun konnte. — Die Nacht vom 2. zum 3. war erträglich und der Tag verging recht gut. Gegen Abend trat wieder Verschlimmerung ein, und von da an blieb die Krankheit im Steigen; sie nahm einen entzündlichen Charakter an. Das Fieber ward heftiger und es kam ein quälender Husten dazu. Die Aderlässe, zwar immer nur in kleiner Quantität, wurden öfters wiederholt; ihnen folgte auch einige Erleichterung. Die nervöse Unruhe wuchs und war bei der allgemeinen großen Schwäche höchst peinlich. Das Fieber war oft von Phantasien begleitet, die aber meist heiter waren, und aus denen er immer wieder zu klarem Bewußtsein zurückkehrte, oder doch zu einer Art halbwachen Zustand, worin es ihm besonders eigen war, Stellen aus Gedichten von Schiller, Göthe und Andern, oder griechische Hexameter vor sich herzusagen. In den ersten Tagen der Krankheit hatte er sich öfters auch vorlesen lassen, besonders von Alexander die Monologe aus der Jungfrau und „Thekla eine Geisterstimme." Vom 6. April an wurde der ganze Zustand mehr ein betäubter, sein Wesen bekam etwas Fremdes, und er kannte die Seinen nicht immer. Besonders war dies am 7., nach einer sehr schlimmen Nacht, der

---

6) Eine sehr ähnliche, von Wach.

Fall. An diesem Tage besuchte ihn Rust, der bis dahin durch Krankheit daran verhindert worden war, und verordnete ein Sturzbad, welches Abends und am 8. Morgens wiederholt werden mußte. Das letzte Mal that es sehr gut und gleich darauf sagte er zu den Seinigen: „Mir ist hell und besonnen, so daß ich nicht klagen kann.“ Es trat Transpiration ein, die die Aerzte schon gewünscht hatten, und ein erquickender Schlaf, aus welchem er ganz bewußt erwachte, so daß er durch die älteste Tochter, die gerade allein bei ihm war, die beiden andern Töchter, Adelheid und Gabriele, rufen ließ. „Rufe sie,“ sagte er, „damit wir uns sehen.“ Er ließ sich dann von ihnen die Zeichnung ihrer Mutter geben, betrachtete sie lange und sagte mehr zu ihr, als zu den Kindern: „Nun adieu — hängt sie wieder weg.“ Das waren die letzten Worte, die man von ihm hörte; denn er verfiel wieder in Schlaf. Während dessen wenigstens anscheinender Dauer traten, zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, allmählig Symptome ein, die den nahen Tod erwarten ließen. Er öffnete nicht die Augen während des Auflegens eiskalter Umschläge auf den Kopf, die Gesichtszüge veränderten sich, der Puls setzte aus, der Athem wurde röchlend, stockte, kam noch wieder — während einer Viertelstunde ungefähr war der Anblick dem eines ausgehenden Lichtes gleich — und um 6 Uhr hauchte er sanft die große Seele aus, als eben die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen in sein Zimmer sandte.

So hatte Humboldt mit der großartigsten Ruhe, Fröhlichkeit, geistiger Klarheit und Beobachtungslust den Tod wie eine Erscheinung erwartet, auf die man lange neugierig gewesen ist und die man ganz fassen möchte. Er starb am 8. April 1835 gegen 6 Uhr Abends.

Der Kronprinz und auch Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, hatten ihn in Tegel besucht und die Trauer des Hauses mit tiefem Ausdruck der Gefühle getheilt.

Der tief gedrückte Bruder, Alexander v. H., schrieb, noch während des Todeskampfes; folgende Zeilen an Varnhagen: 7)

---

7) Mitgetheilt in Dorow's Facsimiles, H. 2. Berlin, 1837.

Berlin, Sonntag 6 Uhr früh, den 5. April 1835.

Sie, mein theurer Varnhagen, der Sie den Schmerz nicht fürchten, und ihm sinnig in die Tiefe der Gefühle nachspüren, Sie müssen in dieser trauervollen Zeit einige Worte der Liebe, die Ihnen beide Brüder zollen, empfangen. Die Erlösung ist noch nicht erfolgt. Ich verließ ihn gestern Abend 11 Uhr, und eile wieder hin. Der gestrige Tag war weniger erschütternd. Ein halb soporöser Zustand, viel, nicht sehr unruhiger Schlaf, und bei jedem Erwachen Worte der Liebe, des Trostes, immer noch die Klarheit des großen Geistes, der alles faßt und sondert, seinem Zustande nachspäht. Die Stimme war sehr schwach, rauh (heiser) und kindlich fein, daher man ihm noch Blutigel auf den Kehlkopf setzte. Völlige Besinnung!! „Denkt recht oft an mich," sagte er vorgestern, „doch ja mit Heiterkeit. Ich war sehr glücklich; auch heute war ein schöner Tag für mich! denn die Liebe ist das Höchste. Bald werde ich bei der Mutter sein, Einsicht haben in eine höhere Weltordnung." . . . Mir bleibt keine Spur von Hoffnung. Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen so viel Thränen hätten. Es dauert acht Tage.

Ht.

Und gleich nach dem Tode des Bruders, am 10. April, schrieb er seinem Freund Arago nach Paris: [8])

„J'ai eu le malheur de perdre mon frère avant-hier soir. Je suis dans le plus profond abattement. Dans les plus grandes douleurs, on pense à ceux qui nous sont le plus chers; je me sens un peu soulagé en vous écrivant . . . . Nous l'avons vu mourant pendant dix jours. Sa faiblesse avait cruellement augmenté depuis plusieurs semaines: un tremblement continuel s'était manifesté dans les membres; mais la pensée avait conservé toute son énergie. Il travaillait sans cesse: il laisse deux ouvrages à peu près achevés: l'un sur les langues de l'archipel indien, dérivant du sanscrit; l'autre sur l'origine et la philosophie des langues en général. Ces ouvrages seront publiés. Mon frère a légué ses manuscrits, des travaux commencés, la précieuse collection de ses livres à la bibliothèque pubique. Il est mort d'une inflammation de poitrine, épiant avec une douloureuse sagacité les progrès du mal. C'était une haute intel-

---

8) Die nachstehenden Zeilen wurden gleich darnach in französischen Journalen abgedruckt.

ligence et une âme pleine d'élévation et de noblesse. Je reste bien isolé. J'espère que j'aurai enfin le bonheur de vous embrasser cette année . . .

Tegel, près de Berlin.

Die Nachricht von Humboldt's Ende machte in Berlin großen Eindruck. Die allgemeine preußische Staatszeitung, das offizielle Organ der Regierung, kündigte den Todesfall mit folgenden Worten an:

Berlin, 9. April. Gestern Abend um 6 Uhr verschied auf seinem Landsitze Tegel bei Berlin nach einem kurzen und schmerzlosen (?) Krankenlager im 68. Jahre seines Lebens der königliche geheime Staats-Minister Freiherr Karl Wilhelm v. Humboldt. Was der hochgefeierte Mann dem Staate war, und zwar vorzugsweise in einem Zeitraum, wo gediegene und erprobte Staatsmänner seines Ranges Gelegenheit hatten, sich in ihrem höchsten Glanze zu zeigen, das bekundet vor allem seine erfolgreiche Wirksamkeit in den Jahren 1813—1815. Aber nicht blos der Staat, auch die Wissenschaft hat den Verlust des Dahingeschiedenen tief zu beklagen. Ihr, und vorzüglich dem Studium des Alterthums und der allgemeinen Sprachforschung, welche letztere von jeher seine Lieblingsbeschäftigung war, widmete er in voller Geisteskraft und mit unermüdlicher Thätigkeit bis an sein Ende die Muße, die sein Ausscheiden aus dem Staatsdienste im Jahre 1819 ihm gewährte, und sein schönes Lustschloß in Tegel war stets der Sammelplatz von Künstlern und Gelehrten, so wie der Vereinigungspunkt von antiken und modernen Kunstgegenständen aller Art. Die Heiterkeit, Ruhe und Klarheit seines Geistes, welche unausgesetzt seine Begleiterinnen durch das Leben waren, haben ihn bis zu den letzten Augenblicken desselben nicht verlassen. Er entschlief sanft im Kreise der Seinigen, voll freudiger Hoffnung des Wiedersehens der ihm vorangegangenen Lieben."

Es war ein warmer Frühlingstag des täuschenden Vorfrühlings 1835, da man in Berlin eine ungewöhnliche große Menge Wagen zum Oranienburger Thore fahren sah. Leidtragende saßen darin, die einige Stunden von der Stadt als Ehrenzeugen der still feierlichen Beisetzung des Dahingegangenen beiwohnen wollten. Langsam, durch dunkle, traurige Kiefern, näherte man sich dem Schlosse Tegel,

dessen Umgebungen der Verewigte auch im Tod nicht verlassen wollte. Seiner Anordnung gemäß, wurde er auf dem Boden, den er zu einem Park umgeschaffen, an der Stätte begraben, wo er seiner vorangegangenen Gattin ein Grabmonument errichtet hatte, welches nun auch seine irdischen Ueberreste bedecken und einst die Glieder der Familie wieder vereinigen sollte.

Am Palmsonntag, den 12. April 1835, Morgens zwischen 11 und 12 Uhr fand die Beerdigung Statt. Se. königliche Hoheit der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, mehrere hohe Militärs und Staats-Beamten, so wie eine große Menge von Gelehrten und Künstlern hatten sich zu dieser Feier in dem Schlosse eingefunden, von wo der Zug sich gegen 11 Uhr nach jenem Monument im Schloßgarten in Bewegung setzte. Dem mit 4 Pferden bespannten schwarz umflorten Leichenwagen folgten der Bruder, die Kinder und Kindeskinder des Verstorbenen; ihnen reiheten sich die übrigen Anwesenden an, und den Beschluß des ganzen Zuges machte die Dorfgemeinde, die, durch den Hintritt ihres Gutsherrn tief bekümmert, ihre Liebe und Anhänglichkeit für ihn wenigstens noch dadurch bekunden wollte, daß sie ihn unter Anstimmung eines geistlichen Liedes bis zu seiner letzten Ruhestätte geleitete. Hier angelangt, wurde der Sarg auf ein Gerüst gestellt, worauf der Consistorialrath Dr. **Hoßbach** dem Verstorbenen eine Gedächtnißrede hielt, in welcher er, mit ungetheilter Verehrung und ohne Rücksicht auf Dogmen, die Verdienste des Verstorbenen um Staat und Wissenschaft, so wie seine geselligen und menschlichen Vorzüge in einfachen, aber ergreifenden Worten hervorhob. [9]) Der

9) Diese Rede ist gedruckt worden, mit der Aufschrift: Worte am Grabe **Wilhelms v. Humboldt** den 12. April 1835 gesprochen von **Hoßbach**. (Der Ertrag ist der Schleiermacherischen Stiftung bestimmt.) Berlin, bei Dümmler, 1835.

Sarg wurde sodann langsam in die Gruft gesenkt, wo der Dahingeschiedene, seinem Wunsche gemäß, nicht in einem ausgemauerten Gewölbe, sondern in freier Erde ruht. Die Theilnahme der Anwesenden sprach sich weniger in Worten, als in dem alle übermeisternden Gefühle der Wehmuth aus. Denn Jeder fühlte, was dieser Mann der Welt, dem Vaterlande gewesen. [10])

Jetzt, da wir den Verstorbenen zur Gruft begleitet haben, wird es am Platze sein, auch der Familie zu gedenken, aus deren Mitte er geschieden, oder die in der Ferne ihm nachweinte. Daran knüpfen wir einige Nachrichten über die Verlassenschaft des Verewigten, die Verfügungen, die er getroffen, und die Art, wie sie vollzogen werden.

W. v. Humboldt hinterließ, außer seinem nur 2 Jahre jüngern Bruder, der nie verheirathet war, zwei Söhne und drei Töchter, die er mit seiner schon am 26. März. 1829 verstorbenen Gattin, Caroline von Dacheröden (verm. 29. Junius 1791) gezeugt hatte:

1. Caroline, geb. zu Erfurt den 16. Mai 1792. Sie heirathete nicht und starb, wenige Jahre nach dem Vater, am 19. Jan. 1837 zu Berlin.

2. Theodor, der den Namen Humboldt-Dacheröden angenommen, geb. 19. Jan. 1797 zu Jena, Lieutenant außer Dienst, verheirathet mit Mathilde v. Heinecken, aus welcher Ehe zwei Kinder leben: a. Wilhelm, geb. 1823, der Stammhalter der Familie, ein Hoffnungen erweckender Jüngling, der erst kürzlich in Heidelberg studirte, und b. Mathilde. — Der Vater, Theodor, lebt auf Schloß Ottmachau bei Reiße.

3. Adelheid, geb. 17. Mai 1800 zu Paris, verheirathet an August v. Hedemann, k. preußischen Generallieutenant und Divisionskommandanten, der Zeit Gouverneur von Erfurt.

4. Gabriele, geb. den 28. Mai 1802 zu Berlin, verehlicht im J. 1821 an den nachmaligen k. preußischen Staatsminister der

---

10) Vergl. auch die allg. preuß Staatszeitung vom 14. April und das Stuttg. Morgenblatt v. 13. Mai 1835.

auswärtigen Angelegenheiten Heinrich v. Bülow, der am 6. Febr. 1846 zu Tegel mit Tod abging. Aus ihrer Ehe leben ein Sohn und vier Töchter.

5. Hermann, geb. den 24. April 1809 zu Rom. Lebt unverheirathet, auf dem ihm zugefallenen Antheil von Ottmachau.

Humboldt hinterließ ein sehr bedeutendes Vermögen und ein ausführliches Testament. Man schätzte den Nachlaß über 600.000 Rth. Dieses Vermögen bestand zum größern Theile in den Gütern, die er theils von seinem Vater ererbt, theils durch seine Gattin bekommen oder vom Staate geschenkt erhalten hatte. Auch die Güter theilte das Testament so, daß der Erbtheil der Söhne von dem der Töchter ganz getrennt blieb. Die Söhne erhielten die dem Vater vom Staate zugetheilte Herrschaft Ottmachau in Schlesien: Theodor Ottmachau-Nitterwitz, mit dem ehemals fürstbischöfflichen Schlosse Ottmachau, außerdem ein Rittergut in Auleben in der goldenen Aue; Hermann den Theil der Herrschaft Ottmachau auf dem rechten Neißeufer oder Ottmachau-Friedrichseck. — Schloß und Gut Burgörner im Mansfeldischen und Schloß Tegel, das väterliche Erbgut mit seinen Schätzen — auch die Papiere blieben dort! — erbte die älteste Tochter Caroline, mit der Bestimmung, daß dieser Erbtheil zunächst immer von einer Schwester auf die nächstfolgende übergehe. Gegenwärtig ist die Generalin v. Hedemann Besitzerin von Burgörner und Schloß Tegel; sie wird, weil sie kinderlos, einst von der dritten Tochter und deren Kinder beerbt werden. Humboldt hat dabei die Bestimmung getroffen, daß Tegel so lange in seinem jetzigen Zustand bleibt und nicht verkauft oder getheilt werden darf, als noch ein Glied der Familie lebt, das mit den Aeltern dort wohnte.

Ein wichtiges Legat verfügte zu Gunsten der öffentlichen Bibliothek zu Berlin. Ihr vermachte er seine sämmtlichen, die Sprachwissenschaften betreffenden Manuskripte, darunter kostbare Handschriften und einen Schatz von Materialien, auch seine sämmtlichen unvollendeten Arbeiten in diesem Gebiet, alles mit der Bestimmung, daß es jedem Fachgelehrten frei zugängig sei. Dann fiel an diese Bibliothek auch seine große Sammlung linguistischer, zum Theil äußerst seltner Bücher, die von ihm in einem eignen Verzeichniß aufgeführt wurden. Wie wichtig dieses Legat für die königliche Bibliothek ist, geht schon aus dem Umstande hervor, daß der Verstorbene, längst schon darauf bedacht, jenen Theil seiner Sammlung diesem Institute zu vermachen, auf alles, was demselben im Fache der ausländischen Sprachen

abging, seine besondere Aufmerksamkeit richtete, so daß durch dieses Geschenk die bereits sehr anhnsehnliche glossologische Sammlung dieser Bibliothek in seltner Weise vervollständigt wurde [11])

Von H.'s litterarischem Nachlaß haben wir zum Theil schon berichtet. Wir wissen, daß das große Werk über die Kawi-Sprache, unter Obhut des Bruders, der es für seine Pflicht ansieht, diesen Nachlaß zu überwachen, von der königl Akademie der Wissenschaften zu Berlin herausgegeben worden und in den J. 1836—1839 erschienen ist. — Aehnlich, wie hier die Sprachen der asiatischen Inselwelt, hatte der Verewigte, eine lange Reihe von Jahren, die amerikanischen Sprachen bearbeitet. Ein großer Theil dieser Vorarbeiten ist zur Herausgabe geeignet, [12]) und ein Gelehrter, mit dem H. die Absicht hatte, eine Folge von Schriften über die Sprachen dieses Welttheils herauszugeben, Dr. E. Buschmann, hat die Aufgabe übernommen, mit Hülfe der bereits angesammelten Materialien jenen vielumfassenden Plan auszuführen. Dem Plane des Hingeschiedenen gemäß, wird ein mexikanisch-lateinisches Wörterbuch, sammt einer Grammatik, das neue Unternehmen beginnen. [13])

Ein andres Unternehmen hat schon vor mehreren Jahren begonnen, die Herausgabe der gesammelten Werke Wilhelm's von Humboldt. Von dieser Sammlung erschienen, bei Reimer in Berlin, unter der Leitung Alexander's v. H. und Mithülfe des Dr. Carl Brandes, bis jetzt vier Theile (die beiden ersten 1841, die letzten 1843), begleitet von einem schönen Vorwort des Bruders. Außer schon bekannten und zerstreuten Schriften finden wir hier folgende neue, aus dem Nachlaß des Verewigten entnommene Stücke: 1. zwölf übersetzte Pindarische Oden (II. 264—355), 2. ein Gedicht: In der Sierra Morena (I. 379—83), 3. ein anderes: An Alexander v. Humboldt (I. 361—78), 4. Reiseskizzen in Biscaya (III. 213—240), endlich 5. eine schöne Auswahl aus der großen Zahl nachgelassener Sonette, bis jetzt 165 solcher Gedichte (I. 384—408. II. 356—96. III. 384—425. IV. 334—90). Wir haben diese

11) Siehe die Mittheilung im Hamb Corresp. 1836 Nr. 153.

12) In der Sammlung der königl. Bibliothek befindlich.

13) Nach A v. Humboldt, in der Vorrede zum Kawi-Werk, Th. I. S. XII—XIII.

Mittheilungen früher schon gewürdigt. [14]) Es finden sich jedoch in dieser Sammlung Humboldt's Werke noch lange nicht vollständig; wir erfahren auch nicht, was künftig aufgenommen werden wird.

Ein großer Schatz ist aber noch zu heben, wenn auch nur theilweis. Wie wenig ward bis heute von H's herrlichen Briefen der Welt aufgeschlossen! [15]) In und außer Deutschland liegen diese Schätze zerstreut. Vieles wird zu Grund gehen, anderes dürfte der Welt absichtlich entzogen bleiben, manches ist für die Oeffentlichkeit nicht geeignet. Hoffen wir aber, daß noch ein guter Theil dieses Schatzes früh oder spät zur Freude seiner Verehrer ans Licht komme!

Humboldt's Scheiden machte die größte Sensation, in wissenschaftlichen und politischen Kreisen, in Deutschland, in Europa. Man fühlte, welche Lücke hier entstanden sei, und wie schwer es sein dürfte, auch nur, was wir an ihm besessen, in der Erinnerung fest zu halten. Sind uns doch selbst von seiner äußern Erscheinung nur wenige Abbildungen geblieben: eine Büste von Thorwaldsen und eine nach dieser von Fr. Tieck (in der Vorhalle des Berliner Museums), das Bild auf dem Wiener Congreß-Gemälde von Isabey, das Porträt von Thomas Lawrence in der Waterloo-Gallerie zu Windsor und eine Zeichnung von Krüger. H. selbst hielt sich für zu häßlich, als daß es ihm leicht gewesen wäre, ein Bild von sich nehmen zu lassen. Desto tieferen Reiz übte sein inneres Wesen, sein Gemüth,

---

14) Dagegen habe ich folgende früher schon gedruckte, mir aber unbekannt gebliebene Stücke der Sammlung noch nicht erwähnt:

1 Sokrates und Platon über die Gottheit, über die Vorsehung und Unsterblichkeit. (Aus Joh. Fr. Zöllner's Lesebuch für alle Stände, Th 8 S. 186—256. Berlin, 1787. 8), jetzt in den Ges. W III. 103—41. Es sind übersetzte Stücke aus Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates und Platon's Buch der Gesetze, mit einem Vorwort, welches zum schlagenden Beweis dient, erstens von der frühen Entwicklung H.'s, zweitens von dem Zusammenhang seiner frühesten Richtungen mit den Bestrebungen Mendelsohn's und seines Kreises.

2. An die Sonne. Am 2. Julius. Paris, 1820. 4. (ein Gedicht), jetzt in den Ges. W., I. 359—60.

15) Wird doch sogar der Briefwechsel zwischen Göthe und Humboldt noch zurückgehalten!

sein Geist, sein Charakter. Es blieb ein gerechtes Verlangen, davon so viel als nur möglich festgehalten zu sehen. An den Bruder, an die Genossen und Freunde in der Nähe des Verewigten erging die erste Aufforderung, es zu befriedigen. Alexander von Humboldt genügte ihr durch die sorgfältige Ueberwachung des brüderlichen Nachlasses und die Herausgabe der gesammelten Werke. Zuerst aber erhob August Böckh sich in der Berliner Akademie der Wissenschaften (am 9. Juli 1835) und gab eine treffende Charakteristik des unvergeßlichen Genossen. [16]) „Litteratur und Wissenschaft, begann er, haben in der letzten Zeit in rascher Folge so viele und unersetzliche Verluste erlitten, daß den Stimmführern der öffentlichen Meinung auf diesem Gebiete unwillkürlich die öfter ausgesprochene Betrachtung sich aufdrängen mußte, die herrlichen Geister, welche den jetzigen Stand unserer Bildung vorzüglich hervorgerufen und befestigt haben, und an deren mächtiger Kraft sich unser Zeitalter aufgerichtet hat, würden alle von dem Schauplatze ihrer Wirksamkeit so plötzlich abgerufen, daß, während das jüngere Geschlecht noch nicht zu ähnlicher Gewaltigkeit oder mindestens zur Hoffnung derselben erstarkt sei, eine Kluft zwischen der Vergangenheit und Zukunft bleibe." Da drängt es sich nun recht auf, wie sehr wir der Erinnerung an diese Männer bedürfen, an ihre Gestalt, ihr Werden und Wachsen. Sofort gab Böckh ein geistreiches Bild dieses einen Dahingeschiedenen, verband damit die Ankündigung des aus dem Nachlaß desselben zu erwartenden großen Sprachwerks und las eine Probe aus diesem zum Vorschmack.

Nach ihm trat, im J. 1838, Varnhagen von Ense

---

16) Sie findet sich gedruckt im litterarischen Zodiakus, her. v. Th. Mundt, im Sept. 1835. S. 165—70, unter der Aufschrift: „Etwas über Wilhelm von Humboldt." Wir haben uns mehrmals auf diese werthvolle Schilderung bezogen.

mit einer höchst geistvollen Schilderung unseres Humboldt hervor, zwar nur einer Skizze, aber einer solchen, wie sie von diesem talentvollen Schilderer bei günstigem Anlaß nur zu erwarten ist. Namentlich verdanken wir ihm, daß uns doch nun auch von dem äußern Charakterbilde des Mannes und dessen auffallendsten Erscheinungen ein klarerer Umriß erhalten.

Ungeachtet dieser und anderer Vorarbeiten wollte doch Niemand auch nur den Versuch wagen, ein umfassenderes Lebensbild des Verewigten zu entwerfen. Ich unternahm dies, jedoch im voraus erklärend, in wie weit ich solches Wagstück auf meine Schultern nehme. Die Lücken, die unsere Darstellung läßt, hatte ich keine Ursache zu bemänteln. Ich habe sogar einzelne Züge mit Absicht liegen lassen, Züge die das äußere Lebensbild vervollständigt hätten, aber nicht zuverlässig genug schienen oder nach haltbaren Mittheilungen nur begieriger machen. Wenn Varnhagen sich zur besondern Aufgabe setzen konnte, H.'s Erscheinen im täglichen Leben aufzufassen, so schien dies mir nicht der Beruf eines Biographen zu sein, der hier nur fremden Auffassungen folgen konnte: ich suchte daher vor allem den Genius des Mannes heraufzubeschwören, seine innerste Richtung und sein höchstes Streben und von da die Totalität desselben zu erfassen. Auch so tritt sein Bild klar hervor. Wir sahen wahre Größe, freilich solche, die, wie alles Menschliche, auch Fehler und Schwächen hat. Eigenheiten, die ihr schadeten, blieben nicht unerwähnt; sie konnten uns aber die Herrlichkeit der Erscheinung nicht verkümmern. Mancher Vorwurf, den man dem Lebenden gemacht, verdiente kaum Beachtung, z. B.

---

17) In seinen „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften, B. IV. Mannheim, 1838. S. 276–322. Angehängt sind sechs Briefe von Humboldt an F. A. Wolf.

der des Geizes und ähnliche. Halbarer vielleicht und wichtiger können sittliche Vorwürfe scheinen, die man ihm machte, und die sogar, wie wir sahen, von politischen Widersachern gegen ihn geltend gemacht wurden. Man warf ihm sinnliche Schwächen vor. Wir wollen solche Vorwürfe, wie viel Uebertriebenes sie enthalten mögen, gelten lassen, wollen annehmen, daß er in frühern Jahren der Verdorbenheit der Zeit und des damaligen Berlin seinen Tribut gebracht, und ihm dies auch nicht zur Ehre rechnen. Wir würden gern diese und ähnliche Menschlichkeiten wage mehr hervorgehoben haben, zur Freude derer, die an der Sonne am liebsten die Flecken sehen. Doch ist etwas Zuverlässiges darüber nicht überliefert worden; wage Beschuldigungen aber der gewöhnlichen Reinheit und Frömmigkeit hier zu wiederholen, wird man uns nicht zumuthen. Auch würde, selbst wenn wir solche und mehr einzuräumen genöthigt wären, damit das Urthéil über diesen Mann nicht umgestoßen werden. Denn dies ist eben das Ausgezeichnete an ihm, daß sein eigentliches, sein inneres, wie sein öffentliches Leben von solchen Schwächen gar nicht berührt ward, daß man bei solcher Größe und solchem Adel des Wesens diese Fehler, wenn man sie noch so sehr kannte, vergaß.

So scheiden wir von diesem Standbilde deutscher Intelligenz, von einem Genossen des Herrlichsten, was Litteratur und neuere Geschichte des Vaterlandes aufzuweisen haben; wir scheiden mit dankbarem und freudigem Gefühl von ihm, der seinen Landsleuten in so vielem Betracht ein ermuthigendes und erhebendes Vorbild gab. In der That, wenn irgend einer von unsern Vordermännern, so kann Humboldt als ein Bürge der Tiefe und der Entfaltung des deuschen Geistes zugleich, als Gewährsmann einer reichern Zukunft unseres Volkes betrachtet werden. Er steht da wie der Repräsentant des Ueberganges, in dem die deutsche Na-

tion sich vom Geist zum Leben, von der Idee zur Praxis befindet; er war einer der Ersten und Begabtesten, die diesen Schritt thaten; er that ihn, ohne der Tiefe, ohne des idealen Sinnes, ohne der geistigen Freiheit sich zu entschlagen, treu darin der Errungenschaft unseres ideellen Zeitalters. So an dem Gewonnenen haltend, schritt er muthig in das Neue und vertraute fest auf die Sache der Menschheit und des Vaterlandes. —

Inhalt des zweiten Theiles.

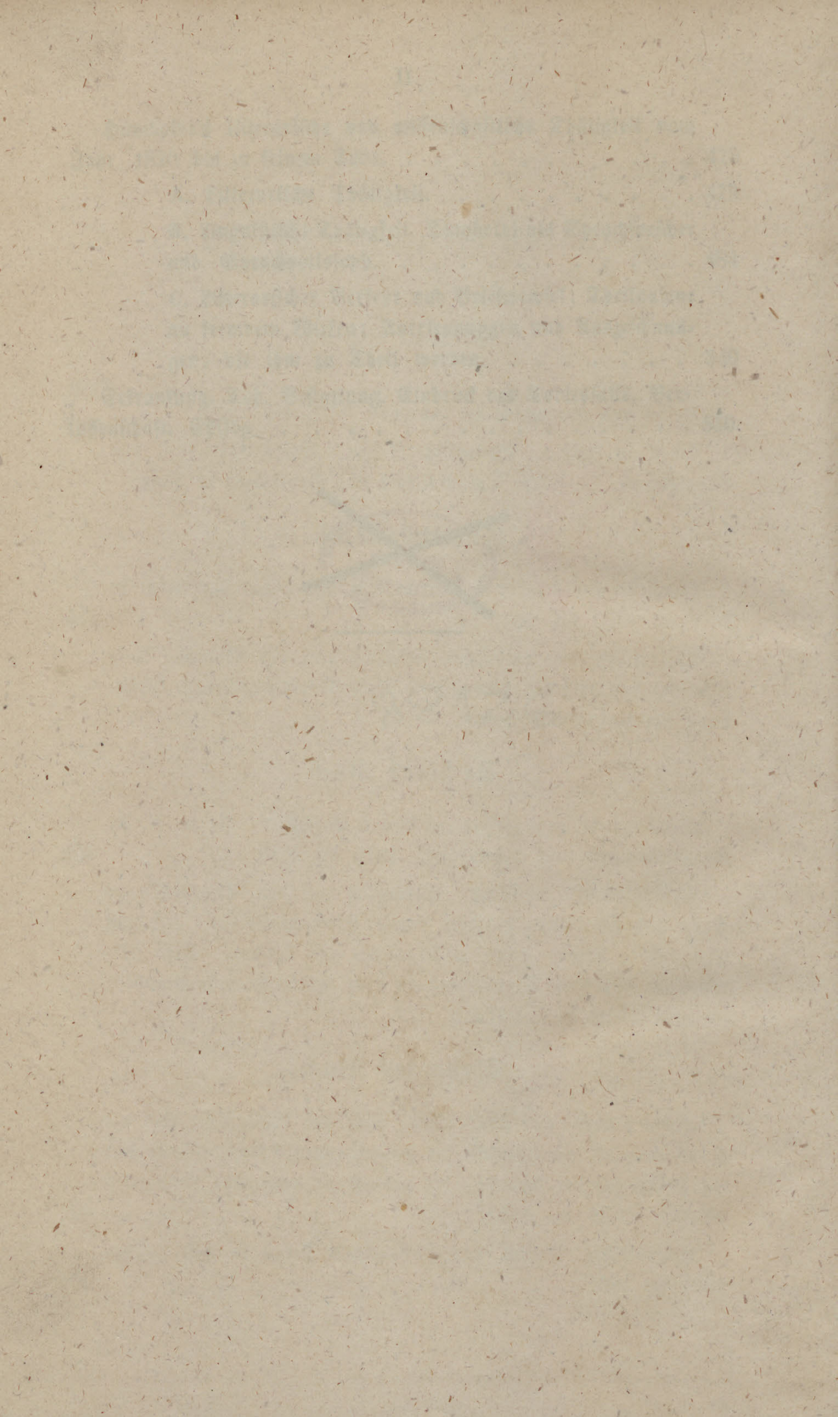
Viertes Buch.

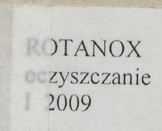
Fünftes Buch.

Sechstes Buch.

Siebentes Buch.






ROTANOX
oczyszczanie
I 2009

